THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

157
K666d

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/diatetikderseele00klen

Diätetik der Seele.

Diätetik der Seele.

Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage des Buches:

„Die menschlichen Leidenschaften."

Von

Dr. med. **Hermann Klencke,**

Mitgliede der Kaiserlichen Deutschen Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, der Kaiserlichen medicinischen Societäten zu Wien und St. Petersburg, der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, der Société de Médecine d'Anvers, der ἰατρικὴ ἑταιρεία zu Athen, der Societas medicorum Hamburgensium, der naturhistorischen Gesellschaft in Hamburg, der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde, der natur- und heilwissenschaftlichen Societäten zu Göttingen und Dresden; Ehrenmitgliede des ärztlichen Regierungsbezirksvereins zu Düsseldorf, des deutschen Vereins der Thierärzte, des Centralvereins der deutschen Zahnärzte ꝛc.

Leipzig,
Verlag von Eduard Kummer.
1873.

157
K66d

9 Jan 39 Harman

Vorwort

zur ersten Auflage.

Der wichtigste Gegenstand aller menschlichen Forschung ist der Mensch selbst. Schon die alte Priesterweisheit stellte über die Eingangspforte ihrer tieferen Tempelgeheimnisse den bedeutsamen Spruch: „Erkenne dich selbst!" — Selbsterkenntniß ist zugleich Welterkenntniß, denn der Mensch macht die Welt, das heißt die Geschichte und sein Schicksal, und wenn ein berühmter Kenner des Lebens einst sagen mußte: „Alles Große, Schöne und Böse wird in der Leidenschaft geboren!" — so lohnt es sich wohl, diese Leidenschaften der Menschen näher zu untersuchen und kennen zu lernen. Beobachtung und Kenntniß unserer Leidenschaften ist ebensowohl der Schlüssel zur Einsicht in unser Leben und

Aug.'37-g. Prof. Littman

1007001

Schicksal, als zu unserer eigenen sittlichen Welt; durch Selbstbeobachtung und Aufmerksamkeit auf die Triebfedern eigener und fremder Stimmungen und Handlungen lernen wir die richtige Vergleichung unserer und Anderer Willensbestrebungen, Gemüthszustände und Neigungen mit den kühleren und gleichmäßigeren, ewigen und unwandelbaren Anforderungen der Vernunft anstellen und die Ursachen verstehen, welche das innere und äußere Leben so oft in Zwiespalt mit der reinen, klaren, sittlichen und schönen Bestimmung des menschlichen Daseins treiben. — Durch unsere Leidenschaften stören wir nur zu oft die Harmonie und das vernünftige Gleichgewicht des Lebens, aber wir gestalten auch durch Leidenschaft, unter der stillen Hut der Vernunft und im Willensdrange einer edleren Naturanlage, unendlich viel Schönes und Gutes in das eigene und fremde Leben hinein; das richtige Ebenmaß der Seelentriebe und der, unserer persönlichen Natur eingeborenen Instinkte und gesellig entstandenen Neigungen giebt dem Dasein und Verkehre Harmonie und Frieden, eine einseitig hervorbrechende, erglühte Leidenschaft kann das eigene und fremde Leben zu Großem, Schönem und Edlem entzünden, aber auch in die Irre treiben und sich und sein Object zerstören.

Das Menschenherz, obgleich es im gewöhnlichen Leben mehr regiert, als der Kopf, ist doch den meisten Menschen ein Geheimniß; — ob sein stürmischeres Pochen, seine kältere Ruhe, seine Freude oder Traurigkeit, seine Liebe oder sein Groll einen gesunden Normalzustand der Gemüthsbewegung oder eine Leidenschaft zur Triebkraft hat, ob das Herz zum Guten oder Bösen fluthet oder ebbet, dessen werden nur wenige Menschen sich bewußt, denn sie kennen sich selbst nicht, sie hören nicht, ob die scheinbare Harmonie ihres Gemüthslebens auf einem falschen Grundtone beruhet, und dennoch hängen Glück und Unglück so oft allein vom Herzen, das ist der Grundstimmung unseres Gefühlslebens und Verlangens, ab. — Dieses Menschenherz ist es, welches mir in doppelter Stellung, als Arzt und Dichter, ein Gegenstand der Forschung gewesen ist; als Arzt war mir das Gemüthsleben ein Object der Psychologie und Physiologie und ich suchte nach dem organischen Ausdrucke der Seelentriebe und Gemüthsstimmungen, worüber ich mich an einem anderen Orte wissenschaftlich ausgesprochen habe; als Dichter waren mir die Leidenschaften, diese Quellen der über das Alltägliche hinausschreitenden Handlungen im Großen und Kleinen, Gegenstand der Beobachtung und ich habe sie in ihrer leben-

digen Erscheinung und ihrem schicksalgestaltenden Eingreifen in das eigene und fremde Leben in vielen Malen zu schildern versucht.

Die Beobachtung der Gemüthszustände des Menschen, wie sie ihm in einer gewissen Beständigkeit einen dauernden Typus des Charakters verleihen, oder in regerer und einseitiger Bewegung ihm den Ausdruck der Leidenschaft geben, führt auf Betrachtungen, die uns den Blick in das fremde und eigene Herz öffnen und uns über die menschliche Natur, ihre angeborenen und anerzogenen Empfänglichkeiten und Strebungen, manche erklärende Gedanken und Erfahrungen erschließen. Solche Betrachtungen übergebe ich in diesem Buche den gebildeten Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, als eine anregende Gabe, die sie auf denkende Beobachtung Anderer und auf Selbstprüfung des nur zu oft mißverstandenen Herzens und in seinen Ursachen verkannten Schicksals hinleiten und die Beurtheilung des Menschen, damit aber auch die richtige Würdigung unserer und fremder Stimmungen und Handlungen erleichtern sollen. Der Zweck dieses Buches wäre erfüllt, wenn es den Leser zum Nachdenken über sich selbst und damit zum Verlangen erwecken würde, die schlafferen oder gespannteren

Saiten des Gemüthslebens in eine der Natur und Gesellschaft entsprechende Harmonie zu bringen, deren Grundton „Frieden" und deren Einklang mit der Außenwelt „Glück" ist. —

H. K.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Als vor einigen Jahren meine „Betrachtungen" über die menschlichen Leidenschaften erschienen waren, fühlte das gebildete Publikum alsbald, und auch die öffentliche Kritik sprach es anerkennend aus, daß dies Buch mehr als „Betrachtungen" darbiete, vielmehr die leitende Grundlage einer Diätetik der Seele sei, die sich vornehmlich mit den Leidenschaften beschäftige, aber eine „psychische Liebenskunst und Gesundheitslehre" umschließe, deren praktische Tendenz vorwiege. —

Das buchhändlerische Bedürfniß einer neuen Auflage giebt mir, neben dem Beweise, daß meine „Betrachtungen" ein empfängliches und zahlreiches Publikum gefunden haben,

zugleich die erwünschte Gelegenheit, durch eine gänzlich neue Bearbeitung und Erweiterung des Lehrstoffes auch der Form nach, eine „Diätetik der Seele" als ein selbstständiges Werk in die Reihe meiner anderen diätetischen Volks- und Familienbücher einzuführen. Es lehrt: die Seele und deren Kräfte, die Gefühle und Begehrungen des Menschenherzens in ihren natürlichen und abnormen Zuständen, überhaupt den inneren Menschen in seinen Beziehungen zu sich selbst und zur Außenwelt kennen; es lehrt die Mittel zur Seelengesundheit und damit zum höchsten Gute des Lebens, zum Seelenfrieden; es will den Menschen fähig machen, sich und Andere nachdenkend zu beobachten und unparteiisch zu beurtheilen; es will zur Selbstprüfung anregen, damit der Mensch die Gründe seiner Stimmungen, Affecte, Vorstellungen und Triebe ermitteln und das Böse und Ungesunde vermeiden lerne; es lehrt ihn, durch diese Selbstergründung, auch die Stimmungen, Motive und Handlungen Anderer vorurtheilsfreier und milder beurtheilen und somit Herr über sich selbst zu werden. —

Mögen diese, sicherlich nicht geringfügigen Zwecke auch ferner durch die bereitwillige Empfänglichkeit des denkenden

Theils unſeres Volkes zur Verwirklichung gelangen und auch dieſes Buch in den Familien, neben meinen anderen volksthümlichen Schriften, heimiſch machen!

Hannover. Neujahr 1873.

Dr. **Klencke.**

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort III

Erste Abtheilung.

Allgemeine einleitende Betrachtungen.

I.

Allgemeines über Gefühl, Gemüth, Leidenschaft und Gelüste. . 1

II.

Der thierische Instinkt. — Die Temperamente und der Charakter. — Die Organe und die Leidenschaften. — Die Physiognomie der Gefühle und Leidenschaften. — 46

III.

Seelengesundheit und Seelenerkrankung. — Stimmung und Verstimmung. — Seele und Körper. — Wechselbedürfniß der Seelenstimmung. — Seelengesundheitslehre und allgemeine Heilmittel. — 129

Zweite Abtheilung.

Die Gefühle und Leidenschaften ins Besondere.

I.

Wesen und Wechselwirkung der Gefühle 170

a. Gefühl und Geisteskräfte. (Intelligenz.) 184

b. Gefühl und Phantasie 196

Seite

c. Gefühl und Sinne 208
d. Gefühl und Begehren 220

II.

Diätetik der Gefühle 228

III.

Betrachtungen über einzelne Gefühle und deren Wirkungen . . 237
Der Trieb nach Vergnügen und Genuß. — Die Launenhaftigkeit 237
Gesundheits- und Krankheitsgefühl. — Wollust 248
Wahrheitsgefühl. — Schönheitsgefühl. — Sittlichkeitsgefühl. . 251
Selbstgefühl 264
Freiheitsgefühl 268
Ehrgefühl und Scham 272
Gefühl der Liebe und Abneigung. — Freundschaftsgefühl. — Groll und Feindschaft. 278
Mitgefühl. — Mitleid. (Empfindelei.) 322
Freude. — Zufriedenheit. — Fröhlichkeit. — Hoffnung. — Muth 338
Traurigkeit. — Gram. — Seelenschmerz. — Furcht 356
Aerger und Zorn 374
Herrschgefühl 382
Besitzgefühl 385
Verlangen und Sehnsucht. — Seelenruhe und Geduld. . . . 389
Leerheitsgefühl. (Langeweile.) 402
Einsamkeit 412

IV.

Die Leidenschaften und Gefühlsanomalien ins Besondere. . . 422
Selbstsucht 432
Stolz. (Hochmuth. — Hoffahrt.) 436
Ehrsucht und Gefallsucht 445
Freiheitssucht 456
Herrschsucht. 460
Liebesleidenschaft und Haß. (Rachsucht. — Neid. — Zanksucht. — Schmähsucht. — Spottsucht. — Parteisucht.) 466
Die leidenschaftliche Scheu vor Unlust und Leerheit. (Sucht nach Zeitvertreib. — Schwatzhaftigkeit. — Neugierde. — Lese- und Spielsucht.) 494

Seite
Lügensucht und Heuchelei. (Verstellung. — Betrug. — Andächtelei.) 505
Argwohn und Eifersucht 513
Habsucht und Geiz 531
Lustsucht. — Genußsucht. — Wollust. (Gefräßigkeit. — Feinschmeckerei. — Trunksucht.) 536

V.

Erziehung und Diätetik der Leidenschaften 554
Alphabetisches Sachregister 579

Motto: Nicht eine kränkelnde oder ästhetisch-künstliche Moral, sondern eine kräftige Seelengesundheit in Gefühl und That ist die Frucht einer Diätetik, deren Natur- und Sittengesetze aus einer und derselben Quelle entspringen, aus der Lebenswirklichkeit! K.

Erste Abtheilung.

Allgemeine einleitende Betrachtungen.

I.

Allgemeines über Gefühl, Gemüth, Leidenschaft, Neigungen, Begierden und Gelüste.

Es ist ein allgemeiner Sprachgebrauch, von seinem Gefühle zu reden und dessen Lust oder Unlust mit den Worten auszudrücken: „es entspricht oder widersteht meinem Gefühle." Die Bedeutung dieses Seelenzustandes wird ohne weiteres Nachdenken überall verstanden, und doch ist er ein solcher, welcher mehr gefühlt, als erklärt zu werden vermag, und Das, was jeder Mensch fast gedankenlos bezeichnet, hat Philosophen und Psychologen in lange Erörterungen und Verlegenheiten versetzt, wenn sie eine Definition des Wortes „Gefühl" geben sollten. Es ist dieses ein sprechender Beweis, daß die Erkenntniß nicht immer von begrifflichen Definitionen abhängt und ich werde mich daher nicht abmühen, einen Seelenzustand erklären zu wollen, über dessen Wesen das Gefühl selber in jedem Augenblicke Auskunft giebt. Ob der Mensch von Natur böse, wie Kant lehrt und die Beobachtung

des Lebens zu beweisen scheint, oder ob das natürliche Sein und Streben des Herzens von angeborener Güte ist, und der Mensch, dem Triebe ohne Zügel der sittlichen Erziehung folgend, gut und glückselig werden könne, wie Rousseau behauptet, ob überhaupt das Gefühl der Lust und Befriedigung ein gutes oder böses in dieser Hinsicht genannt werden muß, das ist eine pädagogisch-religiöse Frage, die ich einstweilen unerörtert lassen will und sich durch meine späteren Betrachtungen vielleicht selbstredend beantwortet. —

Das Gefühl, welches wir figürlich als Herz zu bezeichnen lieben, weil in diesem Organe, bedingt durch seinen Rapport und Zusammenhang mit dem gesammten Blut- und Nervenleben, in den Gefühlsbewegungen der Lust und Unlust körperlich fühlbare Veränderungen, wie vermehrter oder unterdrückter Pulsschlag, freiere oder beklommenere Empfindung, wahrgenommen werden, ist die Summe und das Innewerden vom jedesmaligen Gesammtzustande unseres Daseins und dessen angenehmer oder unangenehmer Beziehung zur Welt außer uns. Der gemeinste Ausdruck unseres physischen, körperlichen Zustandes ist in unangenehmer Empfindung der Schmerz, in entgegengesetzter das Gefühl der kraftvollen Leichtigkeit, das uns keinen einzelnen Theil des Körpers vorzugsweise zur disharmonischen Empfindung bringt und uns deßhalb das summarische Gefühl behaglichen Wohlseins giebt.

Mannichfaltiger sind die psychischen Gefühle, wenn dieselben aus ihrer harmonischen Ruhe des Seelenfriedens, des angenehmen Gemeingefühls einseitig oder gemischt heraustreten. Auch auf sie wirken die sinnlichen Gefühle ein, denn Körper und Seele können in der Erscheinung dieses Erdlebens niemals getrennt gedacht werden, sie werden ebensowohl durch leibliche Zustände erzeugt, wie durch Vorstellungen,

und wirken auf die sinnlichen Gefühle und den physischen Ausdruck unseres Körpers zurück.

Der Physiolog wird dem Herzen die Bedeutung eines Symbols des seelischen Gefühls gern lassen, wenn man ihm nicht zumuthet, das Figürliche für die Sache selbst zu nehmen; bei ihm spielt das Centralorgan alles bewußten Lebens, das Gehirn, eine wichtige Rolle der Erklärung, denn er weiß, wie hier, gleichsam in der Centralstation des dem elektrischen Telegraphen vergleichbaren Nervenlebens, alle Rapporte aus allen Punkten des Organismus, von allen auf die Sinne einwirkenden Gegenständen der Außenwelt zugeleitet werden, wie von hier aus Reaktionen, Gegenstrebungen und Gegenäußerungen geschehen; er weiß, daß, obgleich die Seele jede Faser des Organismus durchdringt und belebt, sie dennoch im Gehirn ihr materielles, höchst complicirtes Instrument aufgebauet und in ihm den Thron des bewußten, fühlenden und wollenden Daseins aufgeschlagen hat; er weiß, wie das Herz durch Nerven- und Blutbahnen im ununterbrochenen Austausche der Zuleitung und Gegenäußerung des fast elektrischen Nervenfluidum, der hinströmenden und rückkehrenden, in steter chemischer Thätigkeit der anziehenden, abstoßenden und ausgleichenden Assimilation begriffenen Blutwelle zu dem Gehirn steht. — Und wer sich in seinem harmonischen oder gestörten Gemeingefühle selbst beobachtet hat, wird erfahren haben, daß das Herz nicht allein spricht und den Barometerstand der Seelenstimmung anzeigt, daß auch das Gehirn seine Suprematie geltend macht und den heiteren oder finsteren Zustand des Seelengefühls durch leichtere oder schwerere Empfindung, namentlich im Vorderhaupte, kund giebt; ja er wird der Beispiele viele finden, wo die Seelenstimmung das Gehirn in eine

Disharmonie seiner Gefühle, Vorstellungen und Willensäußerungen versetzt und bis zur Gemüthskrankheit und zum Wahnsinn aus seinem richtigen Schwerpunkte geschoben hat. Der Physiolog könnte noch eine Reihe Thatsachen hinzufügen, daß directe Reize auf das Gehirn, wie gewisse Narcotica, Einathmung gewisser Gasarten, einen specifischen heiteren oder traurigen Zustand des Selbstgefühls hervorrufen können.

Die allgemeinsten Schwankungen unseres Gefühlslebens wechseln zwischen Aufgelegtsein und Nichtaufgelegtsein, Leichtigkeit und Angst, Kraftgefühl und Schwächegefühl, Behaglichkeit und Unbehaglichkeit.

Aufgelegt nennen wir uns, wenn unser Daseinsgefühl durch keine körperliche, sinnliche Empfindung einseitig gestört, durch keine Vorstellung beunruhigt wird; es ist das Gefühl der leiblichen und geistigen Leichtigkeit, der Kraft unserer Organe, unseres Denkvermögens und Willens, der Behaglichkeit in der Uebereinstimmung unserer Empfindungen.

Die sinnlichen Gefühle treten aber nicht immer vereinzelt in unser Bewußtsein; sie können in Verbindung neben und nach einander und so in den mannichfaltigsten Combinationen selbst entgegengesetzter Gefühle, den Ton und jedesmaligen Akkord unserer Seele bestimmen; es können Gefühle der Lust mit denen der Unlust, je von verschiedener Art, gleichzeitig erwachen, wir können heiter und doch dabei mit einer Färbung des Düstern gemischt, es kann die Unbehaglichkeit doch einem Zuge des Kraftgefühls untergeordnet sein, obgleich sich zwei entschieden entgegengesetzte Gefühle einander ausschließen; ähnliche Gefühle aber erwecken sich auch gegenseitig, die Heiterkeit ruft Kraftgefühl, dieses Behaglichkeit und Aufgelegtsein hervor; es können neben-

einander auftretende Gefühle sich verstärken oder schwächen, die Lust wird kräftiger durch andere angenehme Einflüsse, sie wird durch eine Beimischung der Unlust gedämpft, es kann die Nacheinanderfolge die Wirkung des Contrastes hervorrufen; der grämliche Hypochonder wird plötzlich seltsam heiter, der vergnügte Sanguiniker ebenso schnell kleinmüthig.

Beobachten wir die Menschen, so finden wir nur verhältnißmäßig wenige, welche in einem so normalen Zustande der Körper- und Seelengesundheit leben, daß sie für die Erweckung und Grundstimmung reiner Gefühlsakkorde situirt und empfänglich sind. Wir sehen deßhalb fast überall gemischte Gefühle, einseitig bewegte Stimmungen, selbst dauernde und alle anderen Gefühle mit fortreißende Disharmonieen der Seelenbestrebungen, welche den Willen und die anderen Anklänge des Gefühlslebens in einen passiven, leidenden Zustand versetzen, und sich als leidenschaftliche Gemüthsrichtungen äußern, die Grundstimmung des Menschen bestimmen, seine Lust und Unlust beherrschen, sein Verhältniß zu der Welt und damit sein eigenes Schicksal gestalten. —

So wie im sinnlichen Leben durch Vorstellungen gewisse Gefühle entstehen, welche dem Zustande entsprechen, den wir außer uns wahrnehmen, so zeigt auch das höhere Seelenleben gewisse, unmerklich in unseren Vorstellungen ausgebildete, oft unerklärliche Grundstimmungen der Lust und Unlust, der Neigung und Abneigung, die sich unserer bewußten Rechenschaft entziehen, und die wir als Sympathieen über uns maßgebend fühlen, denen im Gegensatze die Antipathieen entsprechen. Wenn sie auch oft unmerklich durch dunkle oder lebhaftere Vorstellungen des Angenehmen oder Unangenehmen in uns eingeschlichen sind und jene Gefühle unfreiwillig zurückrufen, sobald sich die

Vorstellung wiederholt, so haben sie doch oft ihre Ursache in der dunkeln Tiefe unseres innersten Seelenzustandes, der, gleichsam wie eine chemische Combination, das Fremdartige, das dieser Vereinigung indifferent oder störend sich andrängt, abstößt und sich ihm verschließt, das Verwandte aber anzieht und mit sich einigt. Wer könnte die Gründe immer angeben, daß er vor gewissen Thieren Abscheu empfindet, oder einem fremden, vielleicht gutwilligen Menschen nicht verbergen kann, daß sein ganzes innerstes Leben mit jenem in Disharmonie sich fühlt? —

Unsere Gefühlswelt beginnt mit den sinnlichen Gefühlen, steigert sich zu denen, die unsere Persönlichkeit im Gegensatze zur Außenwelt und deren Einwirkungen, als Vergnügen, Zufriedenheit, Liebe, Mißvergnügen, Verdruß ꝛc. empfindet, und erreicht ihre höchste Stufe in den geistigen Gefühlen, die sich aus der Begegnung, Vergleichung und Abwägung unserer Ideen, Wünsche und Sehnsucht nach Angenehmem und Schönem mit den inneren und äußeren Zuständen der Natur und Menschheit, in uns entwickeln und sich als Wohlgefallen, Mißfallen, ästhetische Freude und Unlust, — als Meinungen, Glaube, Achtung, Ehr- und Schicklichkeitsgefühl, sittliches Verlangen und religiöse wie intellectuelle Empfindungen — so wie in den Verirrungen derselben, als Vorurtheile — geltend machen, bis zur Stufe des Gefühls von unserer geistigen und moralischen Persönlichkeit gegenüber der idealen Freiheit und Wahrheit: nämlich des Gewissens, das in seiner niedrigsten Bethätigung sich als ein Gefühl kund giebt, welches das Verhältniß zwischen unserem Thun und unserem Wohlsein empfindet. —

In unserer Seele stehen Vorstellungen und Bestrebungen

in einem ununterbrochenen Zusammenhange mit einander; mag das Gefühl, das wir empfinden, ein sinnliches, ein höheres ästhetisches, intellectuelles oder sittliches, mag es Schmerz des Körpers, ein widerwärtiger Anblick, die Vorstellung einer Unwahrheit, eine sittliche Entrüstung sein, sogleich macht sich in uns das angeborene Streben geltend, dagegen zu reagiren; es ist, sage ich, ein angeborenes Streben, ein ursprüngliches und zuständliches, dessen Steigerung nicht auf einer schärferen und klareren Vorstellung beruht, sondern nur in der Heftigkeit des Grades, womit die Seele gegen diese oder jene Vorstellung sich erregt fühlt, einen verschiedenen Ausdruck erhält. So wie wir gegen Schmerz und Lust reagiren, so auch gegen Alles, was den Zustand unsers persönlichen Daseinsgefühls zu verändern vermag, in welchem wir eine gewisse Beharrlichkeit erstreben. Wird dieses eingeborene Streben gefördert, so empfinden wir Angenehmes, wird es gehemmt, dann tritt das Gefühl des Unangenehmen ein. Dieses Selbstbeharrungsvermögen ist zugleich ein Trieb nach Erweiterung unseres Selbst; deßhalb erregt Alles, was uns erweitert, Vergnügen, was uns beschränkt, Unlust. Da aber die Gegenstände, die unsere Vorstellungen erregen, in einem steten Wechsel begriffen sind und ihre Verhältnisse zu uns immerfort verändern, so ist auch unser, nach Erweiterung strebendes Selbstbeharrungsvermögen in einem immerwährenden Schwanken begriffen, und wir beobachten an uns und Anderen, daß uns heute etwas hemmend oder gleichgültig erscheint, was uns gestern fördernd war und umgekehrt, und daß uns Alles angenehm ist, was gerade in einer gewissen Zeit unserem inneren Streben nach Selbsterweiterung angemessen ist.

Dieses summarische Gefühl unserer ursprünglichen, zuständlichen Bestrebungen und Vorstellungen in den Schwankungen der Lust und Unlust, bezeichnet man mit dem Namen Gemüth. — Ist ein Mensch wenig empfänglich für die Zustände des Angenehmen und Unangenehmen, ist sein Streben dafür und dagegen nur schwach und sein Selbstgefühl wenig fähig, sich durch hemmende oder fördernde Einflüsse in die entsprechenden Zustände zu versetzen, so sagen wir von ihm, daß er kein Gemüth habe, daß er ein gemüthloser Mensch sei. Je nach dieser Empfänglichkeit und dem mildernden oder verstärkenden Einflusse der Vernunft auf die Bewegungen des Gemüthes, nennen wir den Menschen roh- oder feinfühlend. Ein roher, gemüthloser Mensch kann zwar in Hinsicht auf sich selbst von Lust, Unlust und Begierde lebhaft bewegt werden, aber seine Seele ist nicht feinfühlend genug, Lust und Unlust anderer Menschen mit zu empfinden, es fehlt ihm das Bedürfniß der Selbsterweiterung seines Daseins, denn der Mensch erweitert sein Daseinsgefühl durch nichts natürlicher und schöner, als daß er das Daseinsgefühl seiner Mitmenschen in sich selbst mit aufnimmt und sich in die Seelen Anderer hineinlebt, mit ihnen Freude und Leid empfindet. —

Es ist nicht erforderlich, daß ein Mensch von Gemüth zugleich von starken Verstandesfähigkeiten ist; die Erregbarkeit des Gemüthes bezieht sich theils auf Vorstellungen, die unser Selbst und die demselben ähnlichen Wesen betreffen, theils auf die Fähigkeit, unsere Seele dadurch zu strebender Thätigkeit und in, den Vorstellungen entsprechende Veränderungen zu versetzen. Deßhalb finden wir Menschen mit geringen Verstandeskräften, die viel Gemüth, und gegentheils solche mit hervorstechendem Verstande, die wenig Gemüth

haben. Der Gemüthvolle wird aber immer, gleichviel ob mit größerer oder geringerer Verstandeskraft, für das Wohl der Mitmenschen, für deren Lust und Schmerz, geneigt und empfänglich sein, und zwar nicht aus Ueberlegung, sondern aus Mitleidenschaft; der verstandesstarke Gemüthlose wird aber vorzugsweise, ohne in Mitleidenschaft zu gerathen, seinen Verstand egoistisch zu seinem eigenen Interesse benutzen. —

Je nach der Anlage der Menschen und wie sie mehr oder weniger für Lust, Unlust oder Begierde, für Empfänglichkeit, Umstimmbarkeit und actives Streben entwickelt sind, haben dieselben, trotz gleicher Erregbarkeit, doch ein *verschiedenes Gemüth*. Schon bei den höheren Thieren bemerken wir Gemüthszustände; sie zeigen Freude, Traurigkeit, Mitleid, Liebe, Haß, Neid, Eifersucht; bei den Menschen aber greift das sittliche Gefühl in die Ursachen und Wirkungen der Gemüthserregungen ein und giebt ihnen die höhere *menschliche Weihe* dadurch, daß es den Gefühlsbewegungen und bis zur Leidenschaft gesteigerten Begierden die *mechanische Statik* der Ursache und Wirkung *nimmt*. Eine bloße leidenschaftliche Gemüthsbewegung, mag sie sich auf uns selbst oder Andere beziehen, hat keine sittliche, das ist menschliche Bedeutung; gut ist ihr nur Das, was Lust und Begierde fördert, schlecht, was dieselben hemmt; Das, was heute fördert, also gut erscheint, kann morgen hemmen und schlecht genannt werden. Das allgemeine Gute der Sittenwelt kann aber auch für die Lust und Begierde des einzelnen Menschen bald gut und bald schlecht sein; es können Mitleid und Neid aus denselben Quellen hervorgehen, aber es ist *kein Zug der Sittlichkeit* darin, ebenso wenig, wenn, wie es ja auch bei Thieren der Fall

ist, eine bestimmte Leidenschaft durch die andere entgegengesetzte oder sich einmischende in einem, dem Sinne des allgemeinen Guten angemessenen Gleichgewichte gehalten wird, z. B. durch Furcht. — Erst mit der Unterordnung unseres Daseinsgefühls unter die göttliche Weltordnung und das erkannte Sittengesetz, welches uns lehrt, was dem Familien- und Staatsleben, dem öffentlichen Wohl aller Menschen und unserer eigenen Glückseligkeit gut und nützlich ist, erst mit der Herrschaft der Vernunft in uns, welche alles Vereinzelte immer im Lichte des allgemeinen, positiven Guten würdigt, bestimmt und im Sinn und Thun beurtheilt, erst mit dem dadurch lebendig gewordenen höchsten Gefühle des Gewissens, vermögen wir in unser Gemüthsleben und die darin sich bewegenden Begierden und Leidenschaften eine sittliche Ordnung zu bringen, erst durch das Abhängigkeitsgefühl von einer vernünftigen, über unserem Willen stehenden sittlichen Kraft werden wir der Gefühls- und Gemüthsbewegungen theilhaftig, welche den Guten zufrieden, den Frommen glücklich, den Weisen selig und frei machen, denn je weniger wir am Gängelbande der Leidenschaften geführt werden, desto mehr sind wir frei.

Sind einzelne Gefühle der Lust, Unlust oder Begierde oder ganze Gruppen derselben — denn ebenso wie bei den Vorstellungen, giebt es in den Gefühlen ganze Associationen, Verkettungen, gegenseitige Verdunkelungen und Verstärkungen — zu einer vorherrschenden Bewegung gekommen, die dem Gemüthe des Menschen, und damit seinem Verstande, Willen und Charakter einen gewissen Ausdruck geben, so nennen wir diesen Zustand: Affekt, Gemüthsbewegung; ist dieselbe dauernd und ebenso der Ausdruck derselben in Vorstellung, Willen und Charakter, so wird der Mensch

durch diese Richtung seines Gemüthslebens beherrscht, in einen passiven, leidenden Zustand seiner Denk- und Handlungsweise versetzt; wir nennen ihn leidenschaftlich. Alle Leidenschaften lassen sich auf die drei Elementarzustände unseres Gemüthslebens, auf Lust, Unlust und Begierde, zurückführen. Auf diese Grundstimmungen der Seele pflanzt die Anlage ihre Keime und die Erziehung treibt sie in's Leben. Die beiden Geschlechter, Mann und Weib, haben hier schon eine verschiedene Grundlage ihres Gemüthslebens. Der Mann, fest und umfangreicher gebauet, mit kräftigeren Organen der Gegenwirkung, ist für die äußeren Einflüsse physisch und seelisch unempfindlicher, weniger den Regungen der Lust und Unlust nachgebend, aber in seinem Streben nach Erweiterung seiner Selbst, in seinen Begierden heftiger, ausdauernder, muthiger; auf seinen Verstand frühzeitig durch die Erziehung hingewiesen und darum eigensüchtiger, ehr- und ruhmsüchtiger, ist er im Handeln überlegter, widerstrebender, verschlossener, trotziger aber auch großmüthiger als das Weib, dieses zarter gebaute, geistig schwächere, seelisch reizbarere, nachgiebigere, furchtsamere, von Aberglauben und Gefallsucht vielfältig beherrschte Wesen, das von den Gefühlen der Lust und Unlust mächtig bewegt, von Begierden und dem Erweiterungsstreben des Daseinsgefühls weniger bestimmt, aber in der Phantasie regsamer, im Gefühle für das Schickliche feiner organisirt ist. Während der Mann handelt und denkt, hat das Weib die Gefühle der Freundschaft (seltener gegen das eigene Geschlecht), der Liebe zum Manne und den Kindern, worin ihr geistiges Leben aufgeht, woraus Sittsamkeit, Geduld, Demuth, Gutmüthigkeit, Aufopferung, Theilnahme und Frömmigkeit erwachsen, und während der Mann das Gebiet seiner Thätig-

keit im Verkehre der menschlichen Kräfte findet, sucht es das Weib im engeren Kreise des Hauses und der Familie. —

Die zur Leidenschaft gesteigerten Gemüthsbewegungen, mögen dieselben vorübergehend oder dauernd geworden sein, üben aber auch einen Einfluß auf die Vorstellungen von den Zuständen und Verhältnissen der Welt außer uns aus, und machen dieselben sehr oft fehlerhaft. So erhalten dadurch unsere Meinungen, neben ihrer Fehlerhaftigkeit, noch einen gewissen Bestand, Rückhalt und Eigensinn, der durch vernünftige Gründe nicht widerlegt werden kann. Heftigkeit der Meinungen ist leidenschaftliche Größe derselben, je nach den Eindrücken, welche die Vorstellungen, die jene Meinung erzeugten, in behaglicher oder unbehaglicher Weise auf das Gefühlsleben ausübten. Je größer die Unlust, die in mir eine Vorstellung erweckt, desto mehr ist diese letztere im Stande, verwandte Vorstellungen mit sich zu verbinden; die erwachte Leidenschaft des unlustigen Gefühls steigert den Eindruck und die Vorstellung, und diese facht wieder die Leidenschaft an. So entsteht eine Störung des Gleichgewichtes der Seele; Vorstellung und Leidenschaft verstärken die einmal erzeugte Meinung, die für Gegengründe unzugänglich ist, und es wird oft ganz unmöglich, einen Leidenschaftlichen von der Wirklichkeit äußerer Dinge und seinem Vorurtheile zu überzeugen. Das ist nicht eher möglich, bis seine Leidenschaft beruhigt und das erregte, entweder sich frei oder gehemmt fühlende Streben seiner Seele nach Daseinserweiterung — Geltendmachung seiner Meinung in Anderen — geschwächt wurde; das ist gewöhnlich nur auf Umwegen erreichbar. Alles vermag zu beruhigen, was das beschränkte Daseinsgefühl erweitert; mit dieser Beruhigung sinken dann schnell auch die heftigen Vorstellungen auf ihr

natürliches Niveau herab, es tritt Gleichgewicht in die Seele zurück. Hat uns z. B. ein Anderer etwas Unangenehmes erzeigt, was unsere Seele mit lebhafter Unlust erfüllt, so erwacht in uns sehr leicht das Streben, denselben für einen schlechten Menschen, einen Feind zu halten, denselben zu hassen. Für vernünftige Gegengründe verschließt uns die erwachte Leidenschaft der Abneigung, des Hasses und Vorurtheils das verständige Urtheil, das immer nur möglich ist, wenn Gemüth und Vernunft im richtigen Gleichgewichte ihrer Gegenwirkung sich befinden. Erweiset uns aber nun dieselbe Person eine Freude, versetzt sie uns also in die Seelenstimmung der Lust, und ist diese groß genug, die Unlust zu neutralisiren, gewissermaßen wie bei entgegenkommenden Schallschwingungen, sich in ein ruhiges Gleichgewicht zu versetzen, so wird dadurch schnell die feindliche Leidenschaft durch eine freundliche gleich starke beruhigt und unsere Meinung ist geneigt, den für schlecht und feindlich gehaltenen Menschen für gut zu erkennen. — Den großen Einfluß, den unsere Meinungen durch die Leidenschaften erhalten, können wir recht deutlich bis in die thörichten Abschweifungen der Eifersucht verfolgen, wo die Liebe sich mit ganzen Reihen von Leidenschaften und Meinungen verkettet, die gar keine reale Begründung haben, denn die Leidenschaften mischen sich mit den edelsten und unedelsten Bestrebungen der Menschen und treiben die Vorstellungen zu disharmonischer Heftigkeit und eigenwilligen, herrschsüchtigen, zerstörenden Bestrebungen. So treiben auch Lebensansichten, welche mit uns aufgewachsen sind, namentlich religiöse, zu Leidenschaften, die sich nur zu leicht mit Fanatismus zur Vertheidigung vermeintlicher Ueberzeugungen rüsten und nach dem Gefühle der Lust oder Unlust, die Andere in uns er-

regen, Liebe und Haß zu Triebfedern der Handlungen machen. —

Es giebt eine Statik, ein Gesetz des Gleichgewichts und der Ausgleichung, in den Gemüthsbewegungen, die sich überall da beobachten läßt, wo der Mensch allein von Leidenschaften bewegt wird und nicht durch die Vernunft über diese innere Verkettung der Gemüthsbewegungen zu herrschen vermag. Der Geist des Menschen hat stets das natürliche Streben, sich Dasjenige vorzustellen, was sein Daseinsgefühl erweitert, ihm also das Gefühl der Lust erregt; er ruft sich gern solche Vorstellungen durch das Gedächtniß zurück, und sein Gefühl weigert sich, das Unangenehme, was sein Streben nach Daseinserweiterung hemmt, in den Vorstellungen zu reproduciren. Weil aber ein und derselbe Gegenstand bald Lust, bald Unlust erregen kann, so ruft, wenn wir beides von ihm erfahren haben, das eine wiederkehrende Gefühl auch unfreiwillig das andere wieder hervor und unser Lieben und Hassen ist oft nur die Wirkung davon, daß Gegenstände denjenigen ähnlich oder verwandt erscheinen, die uns Lust oder Unlust erregt haben, einerlei, ob sich unsere Vorstellung an vergangene, gegenwärtige oder zukünftige Dinge richtet. So entstehen Hoffnung, Furcht, Vertrauen, Freude, Leid und Verzweiflung in unserer Seele. Sind wir zweifelhaft über die Wirkung eines Gegenstandes auf uns, der uns die Vorstellung des Angenehmen giebt, so füllt sich unser Gefühl mit der schwankenden Lust der Hoffnung; zweifeln wir an der angenehmen Wirkung eines vorgestellten Gegenstandes, so füllt sich unser Gefühl mit der schwankenden Unlust der Furcht; hört die Furcht auf, so entsteht Vertrauen, Zuversicht; hört die Hoffnung auf, so tritt Verzweiflung ein. So erwachen Freude

und Leid aus der Vorstellung eines angenehm oder unangenehm auf uns wirkenden Gegenstandes, über dessen Ausgang wir nicht mehr zweifelhaft sind, nicht mehr hoffen und fürchten. — Wird Jemand von einem Gegenstande, der uns mit Lust oder Unlust erfüllt, in einen gleichen Zustand der Lust oder Unlust versetzt, so fühlen wir Neigung und Liebe zu der Person; im Gegentheile Abneigung, wenn sie mit Lust erfüllt, was wir hassen. — Es wohnt in uns das Streben, Alles, was uns und andere mit uns gleich fühlende Seelen in Lust versetzt, zu bejahen, im Gegentheile zu verneinen; dadurch gewinnen wir oft falsche Sympathieen, indem wir selbst in unserer Lust irren, und gerathen in Selbsttäuschung, Ueberschätzung unserer selbst und Anderer, woraus sich z. B. die eingebildeten Vorzüge erklären, womit Freundschaft und Liebe sich in den Personen gegenseitig spiegeln. Die Vorstellung, daß ein uns im Gefühle ähnliches Wesen von einer angenehmen oder unangenehmen Gemüthsbewegung erregt ist, ruft in uns die ähnliche Gemüthsbewegung hervor und wir empfinden Mitfreude, Mitleid. Im letzteren Falle fühlen wir Unlust mit dem Anderen, aber diese schließt die Abneigung aus, obgleich wir doch geneigt sind, zu hassen, was uns in Unlust versetzt; das Mitleid aber ist ein Gefühl der Unlust wegen gleichen Gefühls in dem uns ähnlichen Wesen. —

Alles, was uns Lust erregt, weckt in uns das Streben, unser Thun so einzurichten, daß es unseren angenehmen Vorstellungen entspricht, und auch die uns ähnlichen Menschen dieselbe Lust empfinden; gegentheils handeln wir in Dem, was uns Unlust erregt; daraus entspringt die Leutseligkeit, die Gefallsucht, das Wohlwollen, die Großmuth. Erfüllt das, was wir in der Meinung,

Lust zu erwecken, thun, ein mit uns ähnlich fühlendes Wesen aber mit Unlust, so regt sich in uns die Scham, die Reue; empfinden wir uns selbst als Ursache fremder Lust und erweckt diese Empfindung neue Lust in uns, so sind wir selbst zufrieden, eitel, stolz; im Gegentheile bescheiden. Fordern wir, daß ein Jeder liebe oder hasse, was wir lieben oder hassen, so wird unser Handeln zur Ehrsucht, Verdächtigungs-, Verfolgungs- und Verketzerungssucht getrieben. Erkennen wir, daß ein Anderer eine Lust empfindet, deren wir nicht theilhaftig werden können, weil uns der Gegenstand derselben unzugänglich bleibt, so fühlt sich unser Streben gehemmt, die fremde Person erscheint uns als Hinderniß unserer Lust, wir sind neidisch. — Ein Schwanken zwischen Liebe, Haß und Neid bei der Vorstellung eines gefährdeten, ungewissen Alleinbesitzes des Gegenstandes, der uns Lust macht, ist Eifersucht. —

Erinnern wir uns eines Gegenstandes, der uns in das Gefühl der Lust versetzte, so entsteht das Verlangen, denselben unter gleichen Verhältnissen wieder zu erlangen, wir fühlen Sehnsucht; diese wird mit Unlust gemischt, wenn die Verhältnisse sich verändert haben, unter denen wir früher Lust empfanden.

Liebe und Haß sind die beiden Pole, zwischen denen unser Gemüth, in allen Zwischenstufen und Vermischungen der Gefühlsbewegungen schwankt; beide schließen sich aus, wechseln aber in der Vibration ihrer Magnetnadel mannichfaltig. Liebe erzeugt Liebe, Haß weckt Haß; wandelt sich die Liebe in Haß zu demselben Gegenstande, so ist der Haß größer, als wenn nicht vorher geliebt wäre, denn es mußten heftige Einwirkungen stattfinden, um die Liebe in das Gegentheil zu kehren. Die Unlust, die der Haß in uns erregt,

weckt das Streben, dieselbe Unlust im gehaßten Gegenstande hervorzurufen und danach die Handlungen einzurichten. Liebe und Haß können sich aber zu einem dunklen Gefühl der Unlust mischen, wo ich liebe, und mir vorstelle gehaßt zu werden. Haß wird durch Haß, Liebe durch Liebe verstärkt, Liebe aber vermag den Haß zu vernichten, und dieser geht dann gewöhnlich in eine noch stärkere Liebe über, als wenn vorher gar nicht gehaßt worden wäre. —

Diese Betrachtungen lassen sich erfahrungsmäßig noch weiter ausdehnen, doch dürfte vorläufig das Mitgetheilte genügen, um in den Zuständen und Schwankungen unserer Gemüthsbewegungen eine *statische Gesetzmäßigkeit* zu erkennen.

Wir haben gesehen, daß im Gemüthe, unserem summarischen Gefühlsvermögen und Bestreben nach Erweiterung des Daseins, einzelne oder allgemeinere Gruppen von Empfindungen und Bestrebungen entstehen, *Gemüthsbewegungen*, gleichsam Wellenschläge und Stürme des Meeres unserer Seele, die den Zustand des Gleichgewichtes, die Gemüthsruhe, vorübergehend oder dauernd aufheben, und unser Fühlen und Wollen verändern. Je nachdem die Gemüthsbewegungen sich in Lust oder Unlust mit geringerem oder lebhafterem Streben kund geben, schwanken sie zwischen Freude, Hoffnung, Begeisterung, Liebe, Sehnsucht, Dankbarkeit und Gram, Kummer, Reue, Schreck, Haß, Zorn, Rache und Verzweiflung. — Nicht jede Gemüthsbewegung ist aber Leidenschaft; sie wird es erst, wenn die bestimmte Richtung unseres Fühlens und Wollens dauernd zur Gewohnheit geworden ist; *eine* waltende Leidenschaft vermag aber auch die *anderen* Gemüthsbewegungen leichter hervorzurufen und in ihrer Richtung in *Mitleidenschaft* zu

ziehen. — So wechselt das Menschengefühl zwischen Heiterem und Trübem, zwischen Kraft und Schwäche, und um so öfter und launiger, je mehr der Mensch sich aus dem Gleichgewichte mit der ursprünglichen Natur verlor, an Einfachheit der Bedürfnisse und Sitten einbüßte und an Reichhaltigkeit der Gegenstände gewann, die seine reizbaren Gefühle und Bestrebungen erregen können; deßhalb findet man die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften weit mehr in Palästen, als in Hütten.

Wenn man philosophische Bücher der verflossenen Jahrhunderte durchblättert, so trifft man vielfältig auf weitläuftige Erörterungen, die sich mit dem Worte „Leidenschaft" abmühen; wir dürfen vorübergehend eine flüchtige Aufmerksamkeit darauf lenken, um uns zu überzeugen, daß jenes Wort in allen älteren und neueren Sprachen den leidenden Zug der Seele nach einer gewissen Richtung ausdrückt. Die Bezeichnungen der alten Griechen und Römer, πάθη, passio, affectus, oder wie Cicero sagt: perturbatio animi, sind gleichbedeutend mit unserem deutschen Begriffsworte, das im alten, platten Niedersächsischen: Geya (Gierde), im alten Hochdeutschen: Lyrrnschop, im Holländischen: Lydschopp, auch Driften oder Ziele (Seelentrieb) oder Hert-togt (Herztrieb) bezeichnet wird. Mit den gelehrten Erörterungen über das Wort und dessen Auslegung mühten sich auch unsere Vorfahren ab, um die Leidenschaft selbst, die sie an anderen Menschen und in der eigenen Gemüthsbewegung beobachteten, begrifflich zu erklären, und es erregt ihr Suchen nach Definitionen, ihre ehrbare Untersuchung nach dem Wesen eines, nur in seinen Erscheinungen und Wirkungen sich ihnen kundgebenden Seelenzustandes, ohne Einsicht in die, seitdem von der Wissenschaft aufgeschlossenen

Tiefen der seelischen Natur des organischen Lebens, dem heutigen Seelenforscher oft den komischen Eindruck der Scholastik und Pedanterie. In jenen Zeiten, wo man sich abmühete, ohne die uns zu Gebote stehenden Hülfswissenschaften der Erfahrung und Beobachtung zur Hand zu haben, alles Vorhandene begrifflich zu klassificiren und aus Begriffen die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu deduciren, boten die Leidenschaften ein sich täglich geltend machendes, aber dem philosophischen Maßstabe unversehens entschlüpfendes Objekt des Nachdenkens dar, und reizten dadurch die Denker, sich mit einer gewissen Vorliebe damit zu beschäftigen. Schon Plato und Aristoteles suchten den Leidenschaften einen Platz in den Lehrsätzen ihrer Schule anzuweisen, obgleich wir nur wenig darüber finden; die Peripatetiker, jene lustwandelnden Anhänger des großen Aristoteles, statuirten in der Seele drei Kräfte, eine vernünftige, eine sinnliche und eine wachsende und fanden in der sinnlichen den appetitus sensitivus, als Sitz der Leidenschaften; der Stoiker Zeno, welcher unter der Stoa, einer Säulenhalle zu Athen, lehrte und seiner Schule den Namen gab, die sich durch strenge Tugend und Verleugnung aller Gefühle auszeichnete, erklärt jeden Affekt für eine unvernünftige Bewegung des Gemüthes, einen unmäßigen Trieb und versteht unter Affekt die Handlung des Gemüthes, welcher die Vernunft nicht beipflichtet. Epikur, gleichfalls ein Athenienfischer Weiser, dessen Schüler seine Grundsätze mißbrauchten und sich den sinnlichen Trieben und Gelüsten hingaben, erklärte die Leidenschaften als Bewegungen der Seele, die in der Brust oder einem anderen Theile des Menschenleibes entstehen und ihren Anstoß aus Meinungen oder Empfindungen des Bösen und Guten erhalten sollten. Thoma-

sius beschäftigte sich vorzugsweise mit der Erklärung der Leidenschaften, deutete sie als Gemüthsneigungen und wurde dadurch in einen scholastischen Streit verwickelt, der, wie es damals Sitte der Schule war, in die abschweifendsten Nebenfragen und Anwendungen auf Natur und Ethik ausartete. Auch Cartesius schrieb ein Buch: de passionibus, das, bei der Absicht der Gründlichkeit, sich dennoch in Widersprüche verlor, während unter allen älteren Philosophen wol Spinoza den tiefsten und richtigsten Blick in die Bewegungen des menschlichen Gemüthes warf und in seiner Ethik die statischen Verhältnisse der Leidenschaften meisterhaft und bis auf die Gegenwart gültig, aufstellte.

Wir dürfen diese vorübergehenden flüchtigen Rückblicke hier wol von dem Vergangenen und Begrifflichen wieder abwenden und auf das uns umgebende und innewohnende Leben selbst richten. Was sich im Bewußtsein der heutigen Beobachtungswissenschaft des Seelenlebens über das Wesen und die Ursachen der Leidenschaften allverständlich sagen läßt, glaube ich soweit genügend mitgetheilt zu haben, daß meine Leser sich über die Elemente unserer Empfindungen und Bestrebungen, die wir als Regungen und Stimmungen unseres Gemüthes erkennen, eine Vorstellung machen können. Da alle Leidenschaften als dauernd gewordene Ausdrücke der Gemüthsbewegungen, aus dem Streben nach Lust und dem Widerstreben gegen Unlust hervorgehen, so könnte man glauben, daß man nur die beiden entgegengesetzten Gemüthszustände der Freude und der Traurigkeit, der Liebe und des Hasses in ihren Ursachen und Wirkungen zu erkennen brauche, um das scheinbar mannichfaltige Gebiet der Leidenschaften zu überblicken. Indessen so verschieden das Verlangen nach Lust ist, so verschieden sind auch die Vorstellungen,

welche dasselbe hervorrufen, so mannichfaltig sind die Vermischungen und Gruppirungen der Vorstellungen mit den Nuancirungen unserer angenehmen und unangenehmen Gefühle, Neigungen und Begierden, die sich in nicht geringerer Zahl wie die Figuren eines Schachspieles, in immer andere Stellungen zu einander begeben können, und je nach dem Gegenstande, worauf sie gerichtet sind, die specifischen Charaktere annehmen, welche wir in den Aeußerungen des Gemüthes wahrnehmen. Hierauf wirken Temperament, Klima, Lebensweise einzelner Menschen und ganzer Völker mit, ja, es ist interessant zu beobachten, wie eine Nation zu dieser, eine andere zu jener Gemüthsbewegung und Leidenschaft geneigter ist, wie als Beispiel der ernsthafte und an grausamen Stiergefechten sich vergnügende Spanier auch seiner leicht entflammenden Leidenschaft den Ausdruck des Ernstes und der Grausamkeit giebt; wie der selbstgenügsame Engländer sich in seinem Stolze, Ehrgeize und dem Hange zur Geringschätzung aller Menschen und Dinge, die nicht seines Gleichen sind, seiner schwer entzündlichen Leidenschaft stets den Charakter des Stolzes aufdrückt, welcher selbst der Liebe ein egoistisches oder rohes, schwerfälliges Gepräge giebt; wie der Franzose, dieses aus heftiger Begierde nach Vergnügen und witziger Verstandeslust gebildete Wesen, eben weil er für das sinnliche Empfinden und Vergleichen höchst empfänglich ist, in einem ununterbrochenen Strome von flüchtig sich drängenden Leidenschaften des Genusses und Sinnenreizes dahin treibt; wie der Italiener, scharf von Verstand, heiß im Blute und Klima, lebhaft in der Phantasie, mit heftiger Leidenschaft gegen Alles reagirt, was seiner Lust entgegenwirkt, und in einer vorausfühlenden Reizbarkeit mißtrauisch, schlau in Benutzung fremder

Schwächen, und in der Leidenschaft rachsüchtig ist; wie der kaltblütige Holländer seine Lust im ruhigen Besitze findet und die Verstandesthätigkeit seine Begierden zügelt, wenn er den Gewinn seiner Unternehmungen berechnet; wie der Deutsche, Jahrhunderte hindurch erfolglos nach eigener nationaler Einheit ringend, in einem Klima, das allen Wechseln unterworfen, in einem Lande, das zwischen fremden Sprachen und Nationen eingeschlossen liegt und überall deren Einfluß erfährt, ohne eigenen Charakter, vielleicht außer einer großen Gutmüthigkeit, auf Nachahmung verfallen ist und dadurch auch in seinem Gemüthe die Mannichfaltigkeit seiner Leidenschaften erzeugt, die, während andere Nationen in einer gewissen Richtung forttreiben, ihn in allen Dimensionen und Extremen zwischen Lust und Unlust, ohne nationalen Charakter der Leidenschaft, erregen und in Freude und Leid, Oede und Einsamkeit jagen. —

Man darf die Menschengeschichte eine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Empfindungen, Triebe und Handlungen nach Ort und Zeit nennen. Obgleich das Ewige im Menschen, die Vernunft, einen freien Einfluß auf alle unsere Kräfte, Triebe, Stimmungen und Handlungen haben und, in der Entwicklung des Guten und Wahren im Menschengeschlechte, immer mehr und allgemeiner gewinnen und damit auch unserer Natur eine höhere Weihe geben soll, so lehrt uns doch die Beobachtung der Menschengeschichte, daß Neigungen, Begierden und Gelüste eine große und ziemlich allgemeine Rolle auf dem Welttheater menschlicher Handlungen und Zustände spielen und die Formen und Schicksale des persönlichen, des Familien- und öffentlichen Lebens durch die Begierden der Seele und deren Steigerung zu Leidenschaften größtentheils gestaltet werden. Nur zu

leicht bewirken äußere Eindrücke und innere, auch nur leise Anregungen des Herzens wechselnde Zustände im Menschen, in denen er anders gestimmt und gesinnt ist; wenn in dieser Stunde ein heiteres Gemüth, ein kräftiges Wollen und ein strebsamer Geist unsere Absichten und Begehren fördert und die Erreichung des Zieles beschleunigt, so kann die nächste Stunde unseren frohen und vielverheißenden Fortgang hemmen, das Gemüth verdunkeln, den Geist erschlaffen, den Willen lähmen, das Ziel verzögern.

Die Hemmungen, welche wir im Leben erfahren, gehen nur *selten von den Dingen außer uns* und von ihrer eigenthümlichen zuständlichen Beschaffenheit aus, sondern meist und vorzugsweise *von der Stellung und Richtung, welche wir*, kraft unserer Empfindungen, Bestrebungen, Gesinnungen, Meinungen und der daraus erfolgenden Handlungen oder Unterlassungen, *zu den Dingen der Außenwelt annehmen*. Unser ganzes inneres Daseinsgefühl wirkt dabei mit und namentlich sind es die eigenen Neigungen, Begierden und Gelüste, die uns treiben und in unsere Meinungen, Vorstellungen und Handlungen übergehen. So benehmen wir uns oft und zur Beschämung unserer höheren Menschenwürde, instinktmäßig, wie das Thier, das des freien vernünftigen Willens über seine Triebe entbehrt, und wir folgen dem Grundtone unserer Naturstimmung, wo wir dieselbe mit dem höheren Akkordpunkte der Vernunft in Harmonie bringen sollten.

Dieses mahnt mich, das Wesen unserer *Neigungen, Begierden* und *Gelüste* einer Betrachtung zu unterziehen, zumal, wie bereits gesagt wurde, alle unsere Leidenschaften aus den Elementen der Lust, Unlust und Begierde unserer Seele hervorgehen.

Die Wörter schon bezeichnen, was sie sagen sollen, ein Begehren, ein Verlangen nach Lust, ein Hinneigen des Schwerpunktes unseres Empfindens und Wollens nach dem Gegenstande unseres Wunsches, und das Wort Begierde deutet vorzugsweise ein sinnliches Verlangen an. Es ist das Wünschen, Begehren und Verlangen bald ein schwächeres, bald ein stärkeres, es kann oft nur so viel, wie „Lust an Etwas haben" sein, das nicht einmal den Willen und das Thun danach bethätigt, wie wir ja auch flüchtige Wünsche verspüren, die nichts als ein plötzlicher, fast unwillkürlicher Gedanke sind, an denen das Herz keinen besonderen Antheil hat; es sind oft rein organische, momentane Reaktionen unseres Sinnenlebens auf Eindrücke geistiger oder materieller Art, aber der flüchtigste Wunsch und das leiseste Begehren geht doch immer von einer entweder zeitweisen, oder dauernder in uns herrschenden Grundstimmung aus, die an dem begehrten Gegenstande Lust empfindet. Ich hätte Lust, dieses oder jenes Gericht zu speisen, oder eine Spazierfahrt zu machen — so hört und sagt man oft als einen flüchtigen Wunsch, dessen Nichterfüllung uns aber keine Unlust erregt, jedoch das unlustige Gefühl der Entbehrung hervorruft, wenn derselbe mit größerer Steigerung und in Vermischung anderer, verwandter Wünsche in uns auftritt. Der Geizige dagegen, der das Geld eines Andern zu besitzen wünscht, der arme Hülfsbedürftige, der von uns eine Gabe des Mitleids begehrt, fühlt ein regsameres Verlangen und während beide wünschen, empfinden sie eine innere Seelenunruhe. Ueberhaupt lehrt uns die Beobachtung, daß ein Wunsch, Verlangen, Begehren und Gelüst um so mächtiger in uns ist, je mehr sich unser Gefühl dabei in Unruhe oder Unlust befindet. Bei dem hingeworfenen Wunsche:

„Ich möchte spazieren fahren, mein Lieblingsgericht essen" ist diese Unruhe und Unlust der Seelenstimmung nicht vorhanden, wohl aber, wenn ein Hungriger oder Durstiger nach Speise und Trank begehrt, ein Gefangener nach Freiheit.

Das sinnliche Begehren, welches der Sprachgebrauch als Gelüst bezeichnet, ist immer mit einer bewußten oder unklareren Unruhe der Seele verbunden, weßhalb der Lüsterne stets ein heftigeres Begehren, oft bis zur organischen Erscheinung der fieberhaften Aufregung: leuchtender Blick, zitternde Bewegung des Körpers, Muskelunruhe u. s. w. zu erkennen giebt. Die alten Schriftsteller nannten es appetitus, und wie der Appetit sich mit der Vorstellung der Sättigung und des Gegenstandes steigert, so auch die lüsterne Richtung der Seele nach immateriellen Dingen, die uns reizen.

Eine höhere, das gesammte Gemüthsleben dauernd in Mitbewegung ziehende Empfindung und Bestrebung des Verlangens, das sich mit edlen und unedlen Vorstellungen und Gemüthsbewegungen verbinden kann, ist das Verlangen nach Erweiterung des Kreises unseres Daseinsgefühls, das der niemals rastenden Seele innewohnt, und seinen höchsten Ausdruck in der Sehnsucht findet, der ich später noch eine besondere Betrachtung widmen werde.

Das Selbstgefühl ist das Element aller Leidenschaften, somit auch aller verlangenden und begehrenden Erregungen der Seele. Das verlangende Selbstgefühl in einem gesteigerten Grade kennen wir in seinen Aeußerungen als Selbstsucht, Egoismus. Je mehr eine Vorstellung sich mit diesem Selbstgefühle identificirt, einen Theil desselben ausmacht, mag es durch Anlage, Gewöhnung, Erziehung oder Schicksal geschehen sein, um so heftiger erregt sie das

Gemüth und die Leidenschaft. Gerathen doch zwei sonst friedliche und übereinstimmende Menschen in heftige Leidenschaft, wenn sie um eine Meinung streiten, die sich mit ihrem Selbst eng verschmolzen hat, mit ihnen verwachsen ist, wie z. B. eine politische oder religiöse Parteiansicht; fühlen wir doch Gemüthsbewegungen, wenn wir im Thun Anderer gegen Andere, im Schicksale eines Anderen etwas erfahren, das, geschähe es uns, unser eigenes Selbstgefühl beeinträchtigen würde. — In diesem Selbstgefühle schlummern oder erwachen auch alle unsere Begierden und Gelüste; sie sind das instinktmäßige oder anerzogene Streben desselben, sich in den Zustand der Befriedigung und Ganzheit, der unverletzten Vollständigkeit des Daseins zu versetzen; das Selbstgefühl will durch seine Neigungen, Begierden und Gelüste die Empfindung von Behagen und Lust erreichen und verwirklichen. Stellt sich unser Begehren die Gewißheit des Erfolges vor, so steigert es sich zum Willen; vorher empfand die Seele, in der Ungewißheit und Unschlüssigkeit, den Zustand der Unlust und dieser vermehrt das Begehren. Wird der Erweiterungsdrang unseres Daseinsgefühls durch andere Vorstellungen, Empfindungen oder künstliche Aufregungsmittel unseres Gehirn- und Blutlebens, wie durch Freude, Ehrgeiz, Spirituosen gesteigert, so geht das Begehren um so leichter in Leidenschaft über, da theils die Richtung unseres Begehrens angespornt, theils die Vorstellung des Widerstandes verdunkelt wird, und schon der Sprachgebrauch, der seine Ausdrücke gewöhnlich aus einer instinktmäßigen Anschauung des Wahren schöpft, sagt: „sei froh, dann hast Du Muth!" — oder: „trinke Dir Muth!" —

Dem Begehren und Gelüst ist die Abneigung, im gesteigerten Grade der Abscheu entgegengesetzt. Beide,

Neigung und Abscheu, Wollen und Nichtwollen, liegen nebeneinander in uns und tauschen sich gegenseitig aus, denn auch die Abneigung kann mich treiben, in dieser Richtung zu begehren und zu wollen. Ist eine Neigung oder Abneigung dauernd in mir, so wird die eine und die andere mich gleichzeitig treiben, etwas zu thun; der Haß kann die Mordgier eines schlechten Menschen ebenso reizen, wie die Geldgier den Geizigen. So sind Liebe und Haß meist dauernde Neigungen und Abneigungen im Gemüthe und sie werden wechselnd oder gleichzeitig erregt, je nach der Verschiedenheit oder Veränderung des Gegenstandes; Liebe kehrt sich in Haß, dieser in Liebe. Sie nehmen ihren Ursprung aus der öfteren, wiederholten Vorstellung und gewinnen dadurch eine dauernde Grundlage, sie können lange Zeit ruhig in der Seele nebeneinander liegen, und nur bei besonderen Veranlassungen sich geltend machen, sie können gegen einen bestimmten Gegenstand zeitlebens dauern, ohne jemals zur Gemüthsbewegung oder leidenschaftlichen That zu treiben, ohne jemals Verlangen, Begehren und Willen zu bethätigen. So ist der Ehrgeizige ohne Unterlaß auf Alles aufmerksam, was seinem Daseinsgefühle die Befriedigung der Ehre oder die Verletzung durch Schande geben kann, aber er bleibt dabei gelassen und ruhig, bis einmal eine Veranlassung seine inwohnende Begierde in Flammen setzt. Der Wille ist allezeit fertig und bereit, in der Richtung seiner Begierde zu handeln, er begehrt sie ununterbrochen, seine Vorstellungen ordnen sich um diesen Gesichtspunkt der Ehrbegierde, er beurtheilt Alles danach in Bezug auf sich selbst, oft genug fehlerhaft, ohne daß seine Begierde eine leidenschaftliche Aufregung erhielte. Eine solche hervorstechende Begierde ist mit dem herrschenden Tageslichte zu

vergleichen; wie dasselbe das sanfte Licht des Mondes, das mannichfaltige und doch in seinen zitternden oder ruhigeren Strahlen harmonische Leuchten des Sternenhimmels verdunkelt und völlig unbemerkbar macht, obgleich Mond und Gestirne in ihrer eigenen Lichtstärke ungeschwächt auf uns niederstrahlen, so verdunkelt auch die vorherrschende Begierde alle unsere anderen Neigungen, Vorstellungen und Bestrebungen des Willens. Man sehe den Liebenden, oder denke an sich selbst im Zustande der ersten, glühenden Liebe; beherrscht sie nicht den Menschen vollständig in allen seinen Vorstellungen und Begehrungen, erblickt er nicht nur einzig und allein die Geliebte, begleitet sie ihn nicht durch alle seine Gedanken, treibt die Liebe ihn nicht zu allen Handlungen und damit in sein Schicksal hinein? Man sehe den Zornigen, wie er im Zustande seiner Leidenschaft, wo Abneigung und heftiges Begehren den Gegenstand seines Zorns, als Hinderniß seines Willens, seiner Meinungen oder Gefühle, zu beseitigen streben, alle anderen Vorstellungen, Empfindungen und Neigungen vergißt, welche dann, wenn der Zorn verraucht und die Seele wieder in das Gleichgewicht mit der zornigen Quelle getreten ist, wieder aus der zeitweisen Verdunkelung, wie ein Sternenhimmel nach dem Blitze, hervortreten und ihn nun antreiben, über sich selbst und seine zornigen Handlungen Reflexionen anzustellen und anderen Neigungen zu folgen, die, wären sie nicht verdunkelt gewesen, vielleicht seinen Zorn nicht hätten aufkommen lassen.

So schlummern oder wachen die Neigungen und Begierden in unserer Seele, jeden Augenblick bereit, in einer oder der anderen Richtung die Alleinherrschaft zu ergreifen und zur Leidenschaft zu werden. Liebe und Haß, Freude und Traurigkeit, die uns in einer mehr stillen Gewalt

haben, sind oft nur unklare Aeußerungen der in uns wohnenden dauernden Begierden; der geringste Anstoß genügt, um sie zum Affekte zu steigern, der uns den Zustand, in welchem sich dauernd unser Gemüth befand, dann plötzlich in seinen Ursachen bewußt macht. Das unklare Gefühl der Lust oder Unlust, des Wollens und Nichtwollens treibt uns oft träumerisch zu unseren Handlungen und Vorstellungen im einsamen und geselligen Leben. Wer wäre immer im Stande, seiner Freude oder Traurigkeit einen wörtlichen Ausdruck der Erklärung, der Rechtfertigung zu geben? Wir begnügen uns mit dem Gefühle und handeln ohne Reflexion danach. Gerathen wir aber einmal in Nachdenken darüber, oder entflammt sich unsere Stimmung zum Affekt, das heißt zum zeitweisen Ausbruche der leidenschaftlichen Begierde, dann werden wir oft plötzlich klar darüber, erkennen unsere träumerisch wirkende und zeitweise herrschend gewordene Neigung oder Abneigung und lernen jetzt erst die Gegenstände kennen, die uns Lust oder Unlust machen und die entsprechenden Begierden derselben unmerklich nährten.

Irgend ein Gefühl, eine Neigung, irgend ein Gemüthszustand, worin wir uns befinden, kann auch unsere anderen Neigungen und Begierden verstärken. Der Hungrige oder Müde, der sich unbehaglich fühlt, hat Neigung zum Unfrieden, der Berauschte, welcher durch die Wirkung des Alkohols auf das Gehirn die Vernunft eingeschläfert und den Trieben der Seele das demokratische Reich der Selbstsucht überlassen hat, ist, je nach seiner vorherrschend gewordenen Neigung, je nach seiner Grundstimmung von Unlust oder Lust, ein Zänker oder Jedermanns Freund, so lange er im Rausche ist; im nüchternen Zustande kann er dasselbe sein, oder auch das Gegentheil. Auf diese Grund-

stimmungen der Seelenneigungen wirken ebenso oft Erziehung und Umgang, wie natürliche Anlage hin, es haben Temperament, Volkscharakter, Klima den erkennbarsten Einfluß darauf. Vor Allem aber sind und bleiben es die Vorstellungen, welche dauernd und wiederholt auf unsere sinnliche Natur einwirken, die das Begehren der Seele wecken und ausbilden. Denkende Pädagogen können uns davon ein leider in unserer Zeit häufiges Beispiel geben. Ein sittsamer, in seiner Vorstellungswelt reiner Jüngling, eine keusche, arglose, eben heranreifende Jungfrau, werden in Gelegenheiten gebracht, Scenen der wollüstigen Begierde, Bilder der sinnlichsten Art, wie sie heutiges Tages die Frivolität und Industrie des Lebens als stereoskopische Genre- und akademische Darstellungen in Schaubuden, an Kauffenster und in Familien bringen, wiederholt anzusehen; in der Seele erwacht, in gleichem Grade, wie der erste, sittliche Abscheu unmerklich verdunkelt wird, die Begierde der Wollust mit dem scheinbar ungefährlichen Wohlgefallen, und die Erfahrung lehrt, daß ein Mensch, der dergleichen lüsterne Gegenstände öfter betrachtet, unwillkürlich in die Stimmung geräth, bei jeder vorkommenden Gelegenheit, bei welcher andere Menschen kalt und gleichgültig bleiben, das Wohlgefallen und die wollüstige Begierde in sich zu empfinden, was auch oft durch Zurückrufung der sinnlichen Vorstellungen im Gedächtnisse erreicht wird. — Ebenso wie sinnliche Vorstellungen, erwecken dauernde und stets von jedem Hinderniß befreiete Begierden auch andere; ein Kind, dem man jeden Willen seiner Neigung läßt und in seinem Selbstgefühle der Lust schmeichelt, wird in Neigungen gerathen, die, wenn sie zum Affekte kommen, sich als Trotz, Eigensinn und Zorn kund geben; ein frühzeitiges und dauerndes Nachsehen der

Eßgier wird in der Seele alle Bestrebungen der Selbstsucht wecken. — Ich werde der Erziehung der Leidenschaften noch eine besondere Betrachtung widmen und beschränke mich hier nur beispielsweise auf diese gelegentlichen Andeutungen. —

Die Neigungen, Begierden und Gelüste in der Menschenseele sind Dämonen, welche die Natur uns mitgegeben hat, und die zu unserem Glücke oder Unglücke erwachen oder immer schlafend bleiben können; es sind gute und böse, sie können bald das Eine oder Andere sein, je nachdem sie sich mit einander verbinden, unterstützen, oder im Gleichgewichte halten. Seit Goethe die Neigungen und Abneigungen in der Menschenbrust mit chemischen Wahlverwandtschaften verglich, hat Mancher mit einer gewissen Vorliebe für sinnliche Anschauungen diesen Vergleich zu Erklärungen gebraucht. In der That kann man die Neigungen und Abneigungen der Seele, die anziehenden und abstoßenden Elemente unseres Gemüthslebens mit chemischen Elementen vergleichen, die, ihrer inwohnenden Eigenthümlichkeit nach, sich unter einer gesetzmäßigen Gewalt suchen, binden, abstoßen und verlassen. Das Element, an sich schlummernd in seiner Kraft und ohne Wirkung, kann sich mit anderen zu neuen Körpern vereinigen, in denen sofort eine Kraft, ein neuer Trieb, eine vorher nicht vorhandene Neigung oder Abneigung erwacht; es kann ein gutartiger, dem Leben anderer Geschöpfe ungefährlicher, selbst wohlthätiger Körper sein, aber, in der oft unwägbarsten und unmerklichsten Veränderung seiner Elemente, durch Aus- und Eintritt eines neuen, sofort zum heftigsten, das Leben anderer Geschöpfe gefährlich aufregenden oder lähmenden, zerstörendsten selbst in der Anziehung und stürmischen Vereinigung verzehrenden Gifte werden.

Sehen wir im Reiche unserer seelischen Neigungen und

Abneigungen, Begierden und Gelüste nicht etwas dem Aehnliches, mindestens Vergleichbares? Kann nicht, wie der Sauerstoff sich mit einem anderen Körper, zu dem er den regsten Trieb der innigsten Vereinigung hat, wie z. B. dem Kalium, stürmisch in verzehrender Gluth und Flamme verbindet, auch eine heftige Neigung unserer Seele das Objekt derselben und uns selbst in seinem Dasein verändern und zerstören? Können Begierden, an sich vereinzelt gut und rein und das Daseinsgefühl fördernd, sich nicht mit einander verbinden und zum summarischen Ausdrucke eines zerstörenden Triebes werden, wie der Sauerstoff, dem wir unser Leben und die fortwährende Erfrischung unseres Blutes danken, sich mit der scheinbar indifferenten und wohlthätigen Kohle zu der tödtenden Kohlensäure vereinigt? — Können nicht an sich böse Begierden der Seele sich durch eine Vermischung im Gleichgewichte ihrer bösen Eigenschaften halten, wie sich zwei heftige Gifte gegenseitig neutralisiren, indem sie ein Drittes, Neues bilden, wie das giftige Chlor und das ätzende Natrium zum Leben fördernden, unentbehrlichen Kochsalze? — Und giebt es in der Mischung der Neigungen, Begierden und Gelüste nicht solche erkennbare gute und böse und sich neutralisirende Gruppirungen, die den Menschen leiten? Wird die Begier nach Befriedigung des Selbstgefühls, an sich so natürlich und unschuldig, nicht durch die an sich berechtigte Begierde nach Beschäftigung und die gleichfalls begründete Neigung zum Vergnügen in eine ganz specifische Richtung zu einer das Leben gefährdenden Sucht getrieben, wenn sich mit ihnen noch die Begierde des Besitzes, des Trunkes, der Wollust, ja wenn sich noch bestimmte Vorstellungen damit vereinigen, welche die zusammenwirkenden Triebe auf ein Verstandesobjekt des eingebildeten An-

genehmen hinleiten? So der Geiz, die Spielsucht, die Völlerei, das Laster überhaupt. —

Alle Begierden, welche unsere Sitten ändern und mit der Vernunft streiten, nennen wir, sobald sie uns beherrschen und zur Gewohnheit geworden sind, Laster. Sie wurzeln um so fester in der Menschenseele und sind um so schwieriger auszurotten, als sie sich in einem gewissen Kreise der Begierden, Vorstellungen und Sitten bewegen und befestigen. Die Begierden ändern die Vorstellungen, diese die Sitten, diese wiederum die Vorstellungen und diese wirken wieder auf die Begierden zurück. Hieraus entsteht eine ganz besondere Natur; Begierden und Vorstellungen sind ihre forttreibenden Rosse, die Vernunft ist der eingeschläferte Fuhrmann, dem die Zügel entfallen sind, und die Natur rennt mit blinder Heftigkeit über glatte Wege und Hindernisse hinweg, wie ein Wagen mit flüchtigen Pferden, stößt hier und da, sich selbst und Andere beschädigend, an, bis endlich ein Abgrund sich öffnet oder die Ermattung und Selbstverletzung sie zum Stillstande zwingt, wo aber dann wenig mehr zu retten und zu repariren übrig bleibt. —

Oft gelingt dem Menschen nicht, was er begehrt, wozu er die größte Neigung fühlt; ist die Begierde stärker, als die überlegende und beurtheilende Vernunft, so ruft er andere Begierden durch Vorstellung und vorherrschendes Verlangen auf, dasselbe erfüllen zu helfen; er bethätigt sich oder giebt sich der müßigen Ruhe hin; Warnungen der Vernunft werden schnell verdunkelt, da sie das Gefühl der Unlust erregen und die Begierde hemmen; die müßige Ruhe schleicht heran, da sie ihn am Wenigsten stört, Müßiggang, Vorstellung des Angenehmen und Begierde danach einigen sich zu einem und demselben Zwecke, die Sinnlichkeit haucht

demselben verlockende Reize an, schmeichelt dem Verlangen und das Laster ist bald gezeugt. Das Gewissen, selbst in seiner dunkelsten Regung als Gefühl vom Verhältnisse unseres Thuns zu unserem Wohlsein, ist betäubt, Alles, was die lasterhafte Begierde nährt, erscheint gut und das Wohlsein fördernd, das Laster wandelt die ganze Natur des Menschen um. Das geschieht sehr langsam und gradweise in unmerklichen Fortschritten; die Gefahr wird nicht geachtet, die falsche Vorstellung, von der Begierde erzeugt oder geleitet, spiegelt Sicherheit vor, auch jenseit des ersten Schrittes über die Grenze des Vernünftigen und Guten, überredet, daß es ja leicht sei, die Schritte wieder zurück zu lenken, wenn der Weg unsicher werde; mit jedem Schritte vorwärts erscheint das Laster weniger bedenklich und abschreckend, aber es zieht mit dämonischer Gewalt den Verblendeten an, wirft ihm unlösbare Ketten um, schleicht in seine innerste Lebensquelle hinein, blickt aus seinen Augen, hört mit seinen Ohren, fühlt mit seinem Herzen, verwischt die Grenze hinter ihm zwischen Gutem und Bösem, streuet Blumen auf den Weg vorwärts, über die gefahrvollen Stellen, öffnet Aussichten, die um so angenehmer erscheinen, je entfernter sie locken und stürzt den Unglücklichen in das Verderben. —

Der Müßiggang ist die ergiebigste Pflanzstätte unserer Begierden und damit des Lasters; denn wenn wir müßig sind, ist nur der Verstand müßig, die Begierden sind thätiger als je. Beschäftigen wir unseren Verstand nützlich, dann bleibt auch das Herz in seinem richtigen Gleichgewichte und unverdorben. Beobachten wir das Leben, so finden wir, daß drei Triebe unserer Seele fast alle Vorstellungen und Handlungen der Menschen bestimmen, der Trieb nach Vergnügen (die Lust am eigenen Wohlsein),

der Trieb nach Geltendmachung unseres Selbst (im höheren Grade: Ehrgeiz) und der Trieb nach Besitz (im gesteigerten Maße: Geiz). — Sie mischen sich mannichfaltig mit anderen Begierden und Vorstellungen und suchen dann ihre Gegenstände der Befriedigung. Der Eine sucht sein Vergnügen in angenehmen Empfindungen des Körpers, der andere in reineren oder unreineren Vergnügungen der Seele; dieser verlangt Liebe und Wein, jener die Freude der Geselligkeit, den Anblick dessen, was ihn zur Lust reizt; dieser liebt die berauschende, geräuschvolle, jener die stillere Lust, dieser findet im stürmischen Tanze, jener im Horchen nach Musik, im Anschauen seiner Sammlungen, die er oft nur mit der Lust geiziger Sucht behütet und vermehrt, sein Entzücken; wieder Andere finden ein Vergnügen am Wohlthun Bedrängter, am Geben, Trösten und Helfen, oft rein, oft mit Ehrgeiz gemischt, oft bis zur Leidenschaft über die Grenze des Vernünftigen hinausschweifend, wie jene Wohlthäterin, die ihr Vermögen im schwärmerischen Barmherzigkeitstriebe fortgiebt, um selbst zu darben.

Der Trieb nach Anerkennung des Selbst, im ausgeprägteren Grade: Ehrgeiz, treibt überall den Menschen mit gieriger Unruhe zu Handlungen, die ihn die schlüpfrigen Stufen der Hofgunst, die gefahrvolle Bahn des Helden, den steilen, schimmernden Pfad des Ruhmes, den breiten Weg der Renommage weiterdrängen; das ganze Dichten und Trachten, Verhalten und Handeln unzähliger Menschen ist nichts Anderes, als über das Niveau ihres Standes und ihrer Erscheinung hinauszukommen, mit vornehmeren Personen umzugehen, ein glänzendes Kleid, einen Orden, Titel oder Namen zu erlangen. Der Mensch will sich platterdings „in Respekt setzen". — In diesem Triebe ergreift

er die Feder, um Schriftsteller- und Dichterruhm zu erzwingen, opfert er Jahre des Lebens, um Virtuos eines Instrumentes zu werden, dem der Kranz des Publikums winkt, strebt der Knabe nach der Lieutenantsuniform und dem klappernden Säbel, dreht er schon als unreifer Jüngling seinen sprossenden Bart, um älter zu erscheinen, als er ist, imitirt das siebzehnjährige Mädchen die Gestalt, Kleidung und Sitte der gereiften, berechtigten Jungfrau; in diesem Triebe putzt sich der Mensch mit Unwahrheit, verleugnet er seinen Fehler oder Irrthum, stößt der Renommist auf Universitäten den Schwächeren vom Trottoir, flucht der Corporal donnernd vor seinen zitternden Rekruten, seufzt die Scheinheilige, trinkt der Zecher in der Schenkstube mehr, als er kann und mag, macht der Stutzer seine Fensterparaden. — Alles kommt aus dem Triebe, sich hervorzuthun, sich geltend zu machen, den inwohnenden Ehrgeiz zu befriedigen, der Respekt, Ansehen, Anerkennung, Bewunderung fordert und stets danach hungrig ist.

Der Trieb nach Besitz, das Verlangen nach Haben, giebt sich, in seiner Stufenfolge vom kaum merkbaren emsigen Erwerben und vorsichtigen Sparen bis zum ausgeprägten Geize, in den mannichfaltigsten Graden und Aeußerungen kund. Der Geiz hebt oft in der Erscheinung der Pflicht und Tugend an, der Erwerb für sich und seine Familie bethätigt die Verstandes- und Körperkräfte, er scheint eine moralische That, und gewinnt verschiedene Charakter durch Vermischung mit anderen Neigungen und Begierden; Bedürfniß, Trieb zum Vergnügen, Ehrgeiz fordern Besitz; die Seele freut sich am Erworbenen und giebt es mit Unlust wieder fort, wenn die anderen Begierden nicht auf Erreichung ihrer Ziele durch jedwedes Opfer gerichtet sind.

Der Eine entzieht, im Triebe nach Besitz, sich und den Seinen Alles, was nicht unbedingt nöthig ist, oder selbst den nöthigen Bedarf, ist bei jeder Ausgabe verdrießlich, giebt aber jedem Fremden, was ihm zukommt und nimmt nichts, was ihm nicht gebührt. Hierzu kann ihn Ehrgeiz unterstützen. Ein Anderer sinnt Tag und Nacht auf Gewinn, arbeitet früh und spät, versäumt Speise und Schlaf, um zu erwerben, giebt aus, was nöthig ist, aber seine Lust ist das Gefühl, viel zu haben, um viel benutzen zu können, entweder weil er selbst viel bedarf, oder weil er sich danach sehnt, dereinst die Arbeit mit Ruhe zu vertauschen, da noch andere Begierden im Hintergrunde lauern, die, wenn er erreicht hat, wonach er strebt, herauszutreten bereit sind, wie geizige Habsucht, Ehrgeiz, Genußsucht, überhaupt alle Begierden, welche die müßige Ruhe aufruft. Der Eine liebt eine elegante Einrichtung, Sammlungen von Büchern, Gemälden, Kunst- und Naturseltenheiten nur des materiellen Besitzes wegen; er hat weiter keinen höheren, geistigen Genuß davon, nur der sinnliche Anblick, das Gefühl, es zu haben, gewährt ihm Lust; um diesen Besitz zu bewahren und zu vermehren, übt er gegen sich und die von ihm Abhängigen eine filzige Kargheit, leistet Anderen nicht, was er ihnen schuldig ist, oder kargt im Kleinen, während er im Großen für eine andere Begierde verschwendet; der Andere wuchert und sinnt auf Förderung seines Familienwohlseins, während er sie doch in ihrem innersten Wesen zerrüttet, indem er ihnen die Ausübung der schönsten, häuslichen Tugenden vorenthält, weil sie Opfer fordern, wie Wohlthun, Gastfreundschaft, Erziehung der Kinder, wodurch er der Familie und sich den guten Namen und die Liebe Anderer verdunkelt. —

Es herrscht im Menschen, als eine Aeußerung des Vergnügungs- und Ehrtriebes, der ja nie eingestehen will, was gegen ihn zeugt, das Bestreben, seine Neigungen, Begierden und Gelüste dadurch zu beschönigen, daß man sie als angeborene erklärt, die, wie Hunger und Durst, als natürliche Strebungen der Seele sich nicht austilgen und mit dem moralischen Maßstabe nicht so gar streng messen ließen. Freilich, hätte Rousseau Recht, daß alle Urtriebe und Anlagen der Menschenseele, von Natur gut, auch in's Gute freiwillig hineinwüchsen, wenn man nur die Hindernisse wegräumte, die ihrem natürlichen Wuchse hemmend entgegenstehen, so würde man zu dieser Beschönigung unserer Begierden einen pädagogischen Grund haben. Aber abgesehen von der, durch den Philosophen Kant geschehenen Widerlegung jener, auf ganz falschen Voraussetzungen beruhenden Erziehungslehre, die in einer geläuterten Weise und in sublimer Anwendung bis in unsere Gegenwart in den Fröbel'schen Kindergärten eine Wiederbelebung erhalten hat, so lehrt auch die Erfahrung, daß der Mensch, sich selbst überlassen und der Scheere des moralischen Kulturgärtners entzogen, sich zu den gesitteten, ihre Begierden unter die Herrschaft der Vernunft stellenden und ihre ganze Lebenserscheinung dadurch verschönernden Menschen ebenso verhalte, wie wilde Pflanzen zu kultivirten, daß sie in ungemessenen Naturtrieben träumerisch aufwachsen, nur dahin ausschlagen, wo sie Licht und Luft für ihr Selbst finden, sich gegenseitig beschränken, stören und in unschöner Weise über jedes Hinderniß hinaus ranken und wuchern, und nichts Anderes als Unkraut sind, oder, ohne figürliche Rede, thierische Wesen, die um so gefährlicher werden, als sie nicht vom Zwange des Instinktes gehalten und durch Verstand fähig

geworden sind, ihren freien überlegenden Willen zum Diener ihrer Begierden und Leidenschaften zu machen. — Ueberhaupt ist es eines Menschen unwürdig, sich zur Beschönigung seiner Triebe und Gelüste *auf den Instinkt zu berufen*, er setzt sich dadurch auf den Standpunkt des Thieres hinab und spricht damit zu seiner eigenen Beschämung aus, daß er seine Vernunft verdunkelt, seine Verstandeskräfte den Begierden feil gegeben, den Willen zum Söldner gemacht und sich von der *sittlichen Welt losgesagt habe*. —

Ich erwähne dieses hier nur vorübergehend, da meine späteren Betrachtungen auch diesen Gegenstand specieller erörtern werden, und obgleich ich mir vorbehalte, später über das Verhältniß der organischen Zustände zum Seelenleben, in Bezug auf Begier und Leidenschaft, meine Gedanken zu äußern, so kann ich doch an dieser Stelle eine Ansicht nicht unerwähnt lassen, die den Menschen um so geneigter zur Selbstbeschönigung machen dürfte, als Gelehrte versucht haben, die *Grundstimmungen und Neigungen des Herzens aus gewissen materiellen Grundmischungen des Körpers* zu erklären, eine wissenschaftliche Unternehmung, welche in unseren Tagen der vorherrschenden Naturerkenntniß ihre neue Anfrischung im sogenannten *Materialismus*, jener Lehre gefunden hat, welche aus der Analogie erkannter Beobachtung an sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen in der Natur, nämlich: daß jegliche Kraft und Action immer nur der Ausdruck einer zeitweisen Combination von Stoffen zu einer bestimmten Form ist — auch die seelischen und geistigen Kräfte und Thätigkeiten als *stoffliche Resultate* zu erklären suchte.*) Es hat diese Annahme etwas

*) Man vergleiche unsere ältere Schrift: *Sonntagsbriefe*

Verlockendes für den Verstand, aber sie schließt uns trostlos die moralische Welt zu und macht uns zu denkenden und unfreiwilligen Thieren. In jedem materiellen Grundstoffe ruhen Kräfte, im Sauerstoff, im Wasserstoff, in den metallischen und nichtmetallischen Elementen, aber sie schlummern in ihnen, so lange nicht zwei oder mehre Elemente sich zu einem zusammengesetzten Körper, einer Form verbinden. Dann erwachen Anziehung und Abstoßung, chemische Kräfte, Galvanismus, Elektricität in ihnen, ja, in dem Pflanzen- und Thierleben äußern sich Lebenskräfte, welche die Grundstoffe in bestimmte Mischungen und Zellenformen zwingen, es treten Kräfte, Bewegungen, Neigungen und Abneigungen auf, die sofort aufhören, wenn die Combination der Stoffe zerfällt. Schon der Sprachgebrauch hat solchen Elementarkräften die, dem Seelenleben der Thiere und Menschen entlehnte Bezeichnung der „Begierde" gegeben; der Chemiker spricht von einer lebhaften „Begierde des Sauerstoffs zum Kalium", der Physiker von der großen „Begierde der gespannten Elektricität" nach Ausgleichung, Ruhe durch den Funken des Blitzes. Man ging noch weiter, man wollte aus der eigenthümlichen Blutmischung eines Geschöpfes (und aus dem Blute bilden sich alle Organe der niederen und höheren Lebenskräfte, Gehirn, Nerven, Herz, Sinneswerkzeuge, Willensorgane) die jedesmaligen Neigungen und Abneigungen, Begierden und Bestrebungen, mit einem Worte die Grundstimmung unseres Selbstgefühls, unseres Gemüthes und unseres Bewußtseins erklären, ja man hat behauptet, daß unser Vorstellen, Denken und Wollen nur

---

eines Naturforschers an seine religiöse Freundin (Leipzig, Ed. Kummer, 1855).

der Ausdruck unserer Blutmischung, unserer zeitweiligen Zusammensetzung des Gehirns, der besonderen Reize sei, welche das Gehirn durch die Nervenzuleitungen der Sinne und des Gesammtorganismus empfängt, daß wir in freier Willenswahl zu handeln glaubten, während wir doch nur den unbewußten und bewußten Zuleitungen und der daraus entstandenen Alteration in der höchst feinen und complicirten Gehirnmasse folgten, und einige extreme Materialisten haben daraus den Schluß ziehen wollen, daß wir für unsere Handlungen nicht zurechnungsfähig, daß unsere leidenschaftlichen und verbrecherischen Kundgebungen besser in einem Krankenhause, als einer Zucht- und Strafanstalt auszugleichen wären. —

Es hat diese Vorstellung für einen sittlichen Menschen etwas Schaudererregendes, wenn er beobachtet, daß auch nur das Geringste, was dafür sprechen könnte, wirklich den Schein der Wahrheit hat. Wir können nicht leugnen, daß krankhafte Zustände der Blutmischung, der auf Blutbildung Blutbewegung und Blutreinigung wirkenden Organe, wie Leber, Milz, andere Drüsen, Herz ꝛc. in dem Menschen Gemüthsveränderungen hervorrufen, die dauernd werden, wie Hypochondrie, Melancholie, die schon ihren Namen vom Zustande der Blutmischung erhalten haben, und nun den Vorstellungen und Begierden einen bestimmten, einseitigen, fehlerhaften, leidenschaftlichen Ausdruck geben. Der Scrophulöse hat Begierden nach Dem, was ihm schädlich ist, nach Säuren und kohlenreichen Stoffen, der dickblütige Hämorrhoidarier ist zur Traurigkeit geneigt und sieht Alles schwarz, alle seine fixen Ideen sind fehlerhafte Vorstellungen, die ihn wieder zu seinen Handlungen bestimmen; der Leberkranke ist zu Zorn und Rachsucht geneigt. Das Gehirn, welches

das Organ aller unserer Vorstellungen ist, von dem alle bewußten Begierden ihre wollende Kraft und Bethätigung erhalten, dieses so höchst zart und complicirt gebaute Organ, worin die stofflichen Elemente ihren höchsten und vollendetsten Grad formeller Combination erreicht haben und darum auch der höchsten und specifischsten Kraftäußerung fähig sein müssen, wird nun allaugenblicklich von einem großen Theile der kreisenden Gesammtblutmasse durchströmt, erfährt ununterbrochen den Einfluß der Mischung derselben; wie sollte es nicht alterirt werden müssen, wenn jener flüssige Leib, das Blut, die Millionen Lebensfasern des Gehirns durchrieselt, in denen die Seele auf jeden Rapport empfindlich lauscht und darauf reagirt? Wir erschrecken, wenn wir gewahr werden, daß durch diesen rothen Strom unseres materiellen Daseins, der das Organ unseres Bewußtseins durchfluthet, hier Vorstellungen und Begierden erweckt werden, die dem Gemüthe und Geiste eine Richtung abzwingen, welche der Vernunft nicht entspricht; wir überreden uns, daß es ja Krankheit sei, aber es giebt chronische Krankheiten, die wir kaum an uns bemerken, die zeitlebens mit uns wachsen und sterben, es ist die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit, zwischen Vernunft und Wahnsinn so unmerklich und ungewiß gezeichnet, daß wir nur zu oft die Grenzlinie nicht finden können. Uns schaudert vor dem Gedanken, wir suchen nach Widerlegung, hören aber, daß schon einzelne, dem Blute beigemischte Stoffe, so lange sie mit dem warmen Lebensstrome durch das Gehirn rieseln, vorübergehend, bis sie wieder in einem Absonderungsorgane ihre Ausscheidung gefunden haben, das Gemüth in Lust und Unlust, in Phlegma und Leidenschaft, in Wollust oder Wuth versetzen, daß sie dem entsprechende Vorstellungen

anregen können, ja wir hören und können es nicht leugnen, weil das Zeugniß der Erfahrung uns die Thatsache vorhält, daß schon die Art unserer dauernden Nahrung, durch deren gröbere oder feinere Eigenschaft das Blut in seinen feinsten, der sinnlichen Unterscheidung sich entziehenden Nüancirungen sich mischt und ersetzt, einen erkennbaren Einfluß auf unsere Seelengrundstimmung, unsere Neigungen, Gesinnung und Denkart ausübt. „Sage mir, was du issest, und ich will dir sagen, wer du bist", lautet der Spruch in den Büchern vieler neueren Physiologen. Die Fleischnahrung des Jägervolkes macht dasselbe kühn, roh, heftig, leidenschaftlich, die Pflanzenkost der Ackerbau treibenden Stämme, Milch- und Fruchtgenuß der Nomaden, macht sie sanft, gemäßigt, freundlich und wohlwollend; eine rohe Bauernkost giebt keine feine Organisation und feinfühlende Seele; eine raffinirte Luxusspeise des Feinschmeckers erweckt Begierden, empfindliche Reizbarkeit und um so regsamere Gegenäußerungen auch im übrigen Sinnenleben und im Charakter. — Es ist nicht zu leugnen, daß durch die Stoffe, aus welchen unser Blut gebildet wird, eine feinere oder gröbere Mischung desselben hervorgeht, daß diese unser Gesammtnervensystem und dadurch unser Gefühls- und Vorstellungsleben alteriren können, daß das Werkzeug der Seele und des Geistes, das Gehirn, diese feinste stoffliche Combination, welche die Natur verwirklicht hat, eben deßhalb im höchsten Grade empfindlich für die Einmischung gröberer Stoffe ist und auch in seinen Funktionen dadurch verändert werden muß. Wird doch schon durch die geringste chemische Veränderung roher Metalle die galvanische, elektromagnetische Kraft modificirt, was sollte im Gehirn nicht möglich sein, das eine so merkwürdige Aehnlichkeit in seinem Verhältnisse zu den aus- und ein-

laufenden Nervenfasern, mit der Batterie elektromagnetischer Leitungsdrähte hat! — —

Dennoch aber können wir uns dem erniedrigenden Gedanken der absoluten Abhängigkeit unseres Gefühl-, Vorstellungs- und Willenlebens von den materiellen Organen nicht hingeben; schon das Sträuben unserer sittlichen Natur dagegen ist mir ein Zeugniß, daß die Vernunft, mit ihrem Diener, dem freien Willen, in der Tiefe unseres Gehirns, unabhängig von Stoff und Mischung, wohnt und nur verdunkelt ist, wie ja schlechtes, rohes Material, woraus ein musikalisches Instrument gebauet wurde, nicht den reinen, schönen Ton und Gleichklang giebt, der doch in den Saiten schlummert, denen nur die rechte Stimmung und Resonanz mangelt. Nur durch das Werkzeug verdunkelt, harren Vernunft und Freiheit des Willens in ihrem Versteck, um entschleiert und, wie die durch das Gewölk hindurchbrechende Sonne, wieder hell und bethätigend durch das Leben zu strahlen. — Haben wir kein Zeugniß für dieses sittliche Bedürfniß unserer Behauptung? — Ja, wir sehen, wie fehlerhafte, irregeleitete Vorstellungen, heftige Leidenschaften durch Aufruf der Vernunft plötzlich überwunden und beruhigt werden können, ohne daß Blutmischung und Gehirnmasse Zeit gehabt hätten, nach physischen Gesetzen sich stofflich zu ändern, wir sehen den Hypochonder durch vernünftige Einrede oder eigene sittliche Selbstbestimmung sich in seinem Gewölk erhellen, während doch seine Leber immer dieselbe kranke, die alterirende Zuleitung des schwarzgalligen Blutes zum Gehirn unverändert bleibt. Mögen niedere Neigungen, Begierden, Gelüste und Leidenschaften an organische Zustände gebunden sein, mögen sie zu Lastern sich gestaltet haben, mag der Reiz eines Organs entsprechende Vor-

stellungen, wie z. B. Wollust, erwecken, mögen die Seelenstimmungen, welche man Temperamente nennt, und die wir noch besonders betrachten werden, mehr oder weniger einen Reflex der Blut- und Organenmischung erhalten, die Vernunft steht über ihnen allen, ohne ihre sittliche Freiheit gäbe es keine Laster, könnten schlechte Begierden nicht sittlich, höchstens nur ärztlich gemäßigt, Gemüthsbewegungen nicht plötzlich an den Zügel des sittlichen, freien Willens gefesselt werden, ohne freie Vernunft, als Beherrscherin der Organe, gäbe es weder Scham noch Reue, die oft der That augenblicklich folgen. Darum keine Beschönigung unserer Begierden und Leidenschaften; sie ist schon eine Verdunkelung der Vernunft, eine Einschläferung der sittlichen Freiheit! —

Bei dieser Gelegenheit kann ich die Phrenologie, jene seit Gall mannichfaltig ausgebildete Lehre nicht unerwähnt lassen, nach welcher in unserem Gehirn gewisse Oertlichkeiten die Organe gewisser Seelenneigungen, Begierden und intellektueller Anlagen sein sollen, die, da die weiche Knochenhülse des Schädels sich um das früher geschaffene Gehirn bildet und über dessen oberflächliche Formen und dessen Dimensionen erstreckt, nun auch äußerlich durch Hügel und Hebungen sicht- und fühlbar sein müßten. Es ist unendlich viel darüber geschrieben, experimentirt und gestritten worden, und ich kann, wenn ich später über die Organe und die Leidenschaften reden werde, dieser Lehre eine, wenn auch nur gelegentliche Aufmerksamkeit nicht versagen, hier aber darf ich schon behaupten, daß die Phrenologie ein Gemisch von Wahrheit, Voraussetzung und theoretischer Folgerung ist und aus vereinzelten Wahrnehmungen und Wahrscheinlichkeiten kühne, detaillirte Anwendungen auf die Praxis ge-

macht worden sind, die wir später näher bezeichnen wollen. Aber auch für den Fall, daß wirklich die verschiedenen intellectuellen und seelischen Anlagen und Triebe einen räumlichen Ausdruck im Gehirn erhalten hätten, hier mit ihrer stofflichen Masse herausgewachsen, dort unentwickelt geblieben wären, so würde auch hier der eine oder andere ausschweifende Trieb keine organische Entschuldigung gestatten, und es bliebe auch dann noch die Aufgabe der phrenologischen Pädagogik, die Triebe mit ihren räumlichen Organen in das sittliche Gleichgewicht unter das Vernunftgesetz zu bringen.

II.

Der thierische Instinkt. — Die Temperamente und der Charakter. — Die Organe und die Leidenschaften. — Die Physiognomie der Gefühle und Leidenschaften. —

Unbelebte Massen erleiden durch ihre inwohnenden chemischen und physikalischen Kräfte und deren Wirkungen auf einander, Veränderungen und zeigen alsdann anziehende oder abstoßende Bewegungen. In selbstbewußten Wesen dagegen äußern sich solche Empfänglichkeiten und Bestrebungen als mehr oder weniger freie Handlungen, mit mehr oder weniger ausgeprägter Willkür und bewußter oder unbewußter Zweckmäßigkeit. Der Instinkt der Pflanzen giebt sich kaum mehr, als ein physikalisch-chemischer Mechanismus kund; die Mimose schließt ihre Blätterwedel, wenn der Reiz des Lichtes auf sie aufhört, die Venusfliegenfalle (Dionaea) klappt auf die leiseste Berührung des kleinsten Insekts ihre bewimperte Blattscheibe eng zusammen; hier kann man nicht von In-

stinkt reden. Jeder zweckmäßige Gebrauch eines Gliedes, wie ihn das eben geborene Hühnchen oder das aus dem mütterlichen Leibe kurz vor der Geburt geschnittene Ziegenlamm beweiset, welche sofort munter davon hüpfen und den Mechanismus des Gehens und Springens ausüben, als wäre es bereits Gewohnheit oder Nachahmung geworden, ist thierischer Instinkt in seiner untersten, wenn auch nicht weniger bewunderungswürdigen Erscheinung. Der Instinkt bleibt etwas Unbegreifliches, da er nicht immer Vorstellungen des Thieres zum Inhalte hat, wenn man nicht annimmt, daß die ganze Natur ein denkendes Wesen ist, das in den einzelnen Geschöpfen, je nach deren Stufe und Entwicklung mehr oder weniger des Zwecks bewußt, in der Thierwelt namentlich ein Traum bleibt, dem die Seele nachjagt.

Ueberall, wo Empfinden, Vorstellen und Wollen sich bemerkbar machen, müssen wir eine Seele erkennen; je unfreier sie ist, desto entschiedener treibt sie der Traum des Daseins im Zwange des Instinkts, der überall auf Selbsterhaltung des einzelnen Geschöpfes und seiner Gattung und auf das Gefühl des Wohlseins gerichtet ist. Das Thier sucht das Angenehme und flieht das Gegentheil, da aber die Natur das Bestehen der Gattung über Alles fordert, so hat sie jedem Einzelgeschöpfe den Instinkt im Dienste dieses Naturgesetzes mit unwiderstehlicher Gewalt mitgegeben und dessen Willkür entzogen; es muß ihm folgen, wenn die Natur es aufruft, und es stürzt sich dabei oft blindlings in Schmerz und Verderben. Das Einzelgeschöpf hat für die Natur nur Werth, indem es der Erhaltung der Gattung dient.

Die thierischen Instinkthandlungen steigern sich je mit der Entwicklung des Gehirns (d. h. in dem Verhältniß seines massigen Uebergewichtes zu den übrigen Nerven) zur

Kunstbetriebsamkeit, worin, neben mathematischen Ideen, auch die größte Fertigkeit und Planmäßigkeit unsere menschliche Bewunderung erregen: der sechszellige Bau der Biene, das kegelförmige Bohrloch des Ameisenlöwen, das Gespinnst der Spinne, wer hätte sie nicht mit nachdenkender Betrachtung angesehen! Der Instinkt treibt die Thiere zu geselligen, selbst staatlichen Einrichtungen, zu Pflichten und Arbeiten, wie die monarchischen Bienen, die republikanischen Ameisen, er legte eine überwiegende Mutterliebe in ihren Daseinszweck — überall, wohin wir blicken, dienen Kunstfertigkeit, Emsigkeit, Geselligkeit, Liebe, Kampfmuth und Furcht der Erhaltung des Einzelnen und der Gattung.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, die Leser auf das große, größtentheils noch dunkle Gebiet der wissenschaftlichen Untersuchungen über das Instinktleben der Thiere zu führen; da wir die Seelenzustände des vernünftigen Menschen betrachten wollen, so kann es aber ebenso interessant wie für die Anschauung erweiternd sein, einmal bei den unvernünftigen Thieren nachzusehen, ob hier der Instinkt nicht auch eine Höhe erreichen könne, welche die Begierde zur Leidenschaft steigert, und es muß diese Wahrnehmung, wenn wir wirklich bei den Thieren leidenschaftliche Zustände finden, uns unsere eigenen ähnlichen Seelenbewegungen, die ohne Beherrschung, oder mit Verdunklung der Vernunft nur zu häufig geschehen, zur Vergleichung und Selbstschau bringen.

Schon den alten Gelehrten war der thierische Instinkt Gegenstand des Nachdenkens geworden; ich nenne nur den vorzüglichsten Beobachter des Alterthums, Aristoteles, der den Thieren eine sinnliche Seele beimaß, die über Empfindung und Gedächtniß nicht hinausreiche und des Vermögens

ermangele, über Handlungen zugleich Vergleiche und Nachdenken anzustellen. Im Gegensatze dieser aristotelischen Beschränkung der Thierseele ist Lactanz sogar zu der paradoxen Behauptung gekommen, daß, wenn man die Religion ausnähme, der Thierseele alle Eigenschaften der menschlichen zukämen. Der berühmte Philosoph Cartesius wurde durch die Beobachtung, daß Thiere gleicher Gattung auch eine unverkennbare Gleichförmigkeit in ihren Handlungen kund geben, auf die Hypothese geleitet, das ganze thierische Seelenleben als den Ausdruck eines reinen Mechanismus zu erklären, doch wird ein Jeder, welcher häufig und viele Thiere gleicher Gattung zu beobachten Gelegenheit hatte, jene Gleichförmigkeit nicht finden, und jeder Jagdfreund weiß, daß ein Fuchs in seiner List oft ganz verschieden von dem anderen ist.

Die höher entwickelten Thiere (und eine höhere Stufe ist immer mit der vorwiegenden und gegliederten Hirnmasse vereinigt) beweisen uns das Vorhandensein eines Empfindungsvermögens, das oft ihr Daseinsgefühl mächtiger alterirt, als einen Menschen, den man gefühllos zu nennen pflegt; ein Pferd und Hund trauert oft heftiger um seinen todten Herrn und opfert dieser Trauer jedes andere Gefühl der Behaglichkeit, selbst des Hungers, als der menschliche Diener, der größere Wohlthaten von dem Herrn empfing, und noch obenein die Sprache hatte, um Treue, Anhänglichkeit und Liebe zu geloben; es giebt viele Thiere, welche Schmerz ohne Schrei, Freude ohne äußeres, in die Augen fallendes Zeichen empfinden, oder deren Zeichen der Lust und Unlust wir noch nicht erkannten; die Thiere haben Gedächtniß, somit auch Vorstellungen von Lust und Unlust und auf dieses Gedächtniß stützt sich unsere Abrichtung der Thiere. — Das Gedächtniß vergleicht Empfindungen und Vorstellungen mit

einander, ein Vergleich aber wäre nicht vorhanden, wenn ihm das Urtheil fehlte; es muß den Thieren deßwegen auch eine Urtheilskraft zukommen. Will ein Hühnerhund einem ihm aufgestoßenen Hasen nachjagen, was, seinem Instinkte nach, ihm Vergnügen gewährt, so erinnert er sich der für eine ähnliche Lust erhaltenen Schläge, er vergleicht das Gefühl der Unlust mit dem der Lust und ist die Erinnerung der ersteren überwiegend, so wird er dem Triebe der Lust entsagen, er empfindet als Resultat seines Vergleiches und Urtheils Furcht, welche die Vorstellung der Lust verdunkelt. — Tritt zu diesem oft wiederholten Vergleiche die Gewohnheit hinzu, so wird das Urtheil so schnell, daß es den Anschein der Ueberlegung und Vernunft gewinnt. So lernt das Wiesel, welches mit blitzähnlicher Schnelligkeit in ein, aus der Ferne erspähtes Loch flüchtet, und sich nie über die richtige Größe desselben täuscht, erfahrungsmäßig das Größenverhältniß seines Körpers zu dem Loche kennen; so das Eichhörnchen das Urtheil des Verhältnisses seiner Sprungkraft zu der Entfernung des Baumzweiges, den es erreichen will und dessen Dimension es mit schnellem Blicke abmißt. Wird ein alter Wolf von der Witterung einer Lockspeise angezogen, riecht aber die Spur eines Menschen, der hier gewesen ist, so empfindet er Furcht vor Gefahr, kehrt um und später, zu einer anderen Zeit, zurück; hier erweckt ihm nicht die Gegenwart, sondern das kürzlich geschehene Vorübergehen eines Menschen, das ihn an die Furcht und Gefahr erinnert, die ihm einst die menschliche Gegenwart verursacht hat, wiederum dieselbe Empfindung, aber er vergißt dabei seine Begier nach der Lockspeise nicht. — Hat er einmal aus einer Falle sich losgemacht, so setzt ihn hinfort der geringste Geruch von Eisen in Unruhe und Unsicherheit,

und er erscheint vorsichtig. — Man erkennt aus solchen und allen anderen Beobachtungen an Thieren, daß die Vorstellungen bei ihnen, welche ein Urtheil und die Gewohnheit ihrer Handlungen hervorbringen, das Resultat der Empfindung und des Gedächtnisses sind. Die Eindrücke, die das Gedächtniß erhält und bei ihnen oft bewundernswürdig nachhaltig und unauslöschbar bleiben, werden durch die große Aufmerksamkeit der Thiere bedingt, die wiederum die Folge ihres lebhaften Gefühls des Bedürfnisses ist. Wir können recht deutlich beobachten, wie diejenigen Thiere am meisten Vorstellungen und Kenntnisse, mit einem Worte: Klugheit gewinnen, welche die dringendsten und mannichfachsten Bedürfnisse fühlen, und daß gewisse äußere Umstände, welche die Gefühle des Bedürfnisses vermannichfaltigen oder lebhafter machen, auch die Klugheit der Thiere über die Schranken der ursprünglichen Begabung innerhalb ihrer Gattung hinausführen, worauf die Klugheit der, den Einflüssen des Menschen nähergerückten Thiere, überhaupt jegliche Dressur beruht. Pflanzenfressende Thiere finden ihre Nahrung leicht und ohne Mitwirkung von List, Klugheit und Ueberlegung, sie erinnern sich nur, wo sie Gras gefunden, unter welcher Eiche sie die niedergefallene Frucht angetroffen haben; die fleischfressenden Thiere hingegen müssen ihre Beute in ihren verborgensten und mannichfaltigsten Schlupfwinkeln aufsuchen, hervorscheuchen, müssen die List, Schnelligkeit, besondere Begabung zur Flucht, Vertheidigung und Selbsterhaltungsindustrie anderer Thiere überwinden; ihre Bedürfnisse sind daher größer und dringender und erwecken durch beständige Uebung eine Menge Gedächtnißeindrücke und Fähigkeiten, Vergleichungen und Vorstellungen, die sie listig, vorsichtig, schlau und erfinderisch machen.

Blicken wir einmal auf das bekannteste, unseren Gegenden nicht entfremdete Raubthier, den Wolf. Man erstaunt oft über seine Kenntniß der Umstände, welche ihm seine Beute sicherer machen. Er weiß aus Erfahrung, daß der Wind ihm die Gerüche von Thieren entgegenweht, er streicht deßhalb, sobald er auf Beute ausgeht, immer gegen den Wind an; aus der stärkeren oder geringeren Wahrnehmung, dem Schwächer- oder Stärkerwerden des Geruches weiß er, ob seine Beute nahe oder ferne, sich in Ruhe oder auf der Flucht befindet: danach richtet er seinen Gang ein; er schleicht entweder, um das Thier zu überraschen, oder läuft geschwind, um es einzuholen. Er raubt und jagt nie, wo er sein Lager hat, sondern geht in ein fremdes Gebiet, er will seine entfernte, heimliche Zufluchtsstätte sichern und nicht durch die Spuren seiner Gegenwart verrathen. Trifft er auf der Witterung eines Lammes, Rehes oder anderen Thieres, das ihm schon oft eine angenehme Mahlzeit dargeboten hat, unterwegs einen Hamster, ein Kaninchen, einen Frosch oder andere kleine Thiere, die ihm schon öfter den Hunger hatten sättigen müssen, jetzt, trotz seines Hungers, beachtet er sie nicht, streicht an ihnen vorbei, da ihn eine bessere Beute lockt und sein Gefühl der größeren Lust reizt. Muth und List und Erfahrung führen ihn stets dahin, wo er weiß, daß Heerden ruhen oder Rothwild lagert; er weiß, daß es nützlich ist, wenn man im Jagen abwechselt, und wo ihrer mehre sind, lösen sie sich ab, um die Ermüdung der fliehenden Beute zu beschleunigen; der männliche Wolf muthet das der schwächeren Wölfin nicht zu, die er liebt und schont als Mutter seiner Jungen; während er jagt, erwartet sie in einem Hohlwege oder in einem Engpasse den keuchenden Flüchtling, um ihm kein Versteck zu gönnen und

dem Jäger wieder vorzutreiben. — Auf weichem Boden und auf frischem Schnee kann man in den Fährten, den Spuren der Thiere, die Geschichte ihrer Gedanken lesen. —

Wie anders benimmt sich der schwächere Fuchs, der, was ihm an Kraft gebricht, durch List und Klugheit ersetzen muß. — Mit der Mannichfaltigkeit seiner Gefahren vermehren sich auch seine Mittel zum Zwecke, sein Gedächtniß füllt sich mit einer großen Zahl von Begebenheiten, die seinem Instinkte ein weiteres Feld der Ausdehnung und Anwendung geben; er ist zu schwach, um ein größeres Thier zu überwinden, das ihm auf mehre Tage Unterhalt verschaffen könnte; der Mangel an Stärke wird nicht durch einen höheren Grad der Geschwindigkeit ausgeglichen, ihm bleiben zum Ersatze nur Geduld, List und Geschicklichkeit. Den Geruch, das gute Witterungsvermögen, hat er mit dem Wolfe gemein, er folgt diesem Kompasse, wenn er ausgeht; er lernt dadurch kennen, was er sucht, und was er vermeiden muß. Gewalt erlaubt ihm seine Schwäche nicht, er beschleicht den Ort, wo er einen Hasen, ein Kaninchen oder Rebhuhn wittert, oder wo er dessen leeres Lager findet und die Rückkehr dahin erwartet; Furcht vor Gefahr, Ueberfall oder Verrath halten ihn stets im Gleichmaße seiner Begierde und in unruhiger Aufmerksamkeit. Nur wenn die Holzungen und Felder ihm nicht genug kleines Wild liefern, verläßt er die unbewohnten Plätze und wagt sich in die Nähe der Menschen; mit der erfahrungsmäßigen Vorstellung von der Zunahme der Gefahren verdoppelt er seine Vorsicht; er sucht den Schutz der Nacht, der Hecken, Gebüsche, Mauern, Erdgräben, er erinnert sich bei der Begierde nach dem Hofhuhne auch der Fallen, Schlingen und Hunde und sein Gang ist schleichend, zögernd, schneller oder auf Um-

wegen; das Gedächtniß stellt ihm alle Gefahren gleichzeitig vor; — grauet aber der Tag, ehe er seine Beute erreicht hat, dann wird er kühner, er beschleunigt seine Absicht, stürzt sich oft muthig in die Gefahr, denn er weiß, daß der angebrochene Tag sie alle vermehren wird und er ungesättigt sich zurückziehen muß. —

Ich habe diese alltäglichen Beispiele hier gebraucht, um die Frage daran zu knüpfen, ob nicht in dem Benehmen dieser Thiere sich der Instinkt als eine bewußtere Verkettung von Empfinden und Vorstellungen kund giebt, die ebenso, wie bei uns Menschen, durch Gedächtniß, Unterscheidung und Vergleichung unterstützt, auf die beiden Grundtriebe des Seelenlebens, Begierde nach Lust (Angenehmem, Wohlsein) und Abneigung, Furcht vor Unlust (Schmerz) zurückgeführt werden muß? Wir nennen bei Menschen die Thätigkeit, aus Vorstellungen und Erinnerungen, mögen sie der Gefühls- oder Gedankenwelt, oder, wie wol immer, beiden gleichzeitig angehören, Vergleiche, Folgerungen und Urtheile zu ziehen, die unsere Handlungen leiten, Verstand; — finden wir aber bei den Thieren in ausgeprägterem oder beschränkterem Grade nicht dasselbe und ist Instinkt nicht nur ein unterer Grad des Verstandes? Welche Reihe von Vorstellungen und Vergleichen des Thieres gehört dazu, wenn man einen Hund ausschicken kann, ein Goldstück wieder zu holen, das sein Herr eine Stunde Weges entfernt auf freiem Felde verloren hat, wenn der Hund die leere Stelle antrifft, weil ein Bauer bereits die Goldmünze aufgenommen und sich damit auf den Weg nach seiner Wohnung im entfernten Dorfe gemacht hat, wenn der Hund den Finder aufspürt, ihn begleitet, ihm freundlich schmeichelt und ihn nicht wieder verlassen mag, wenn der Bauer, in der Freude, nicht

nur ein Goldstück, sondern auch einen hübschen, scheinbar herrenlosen Hund erworben zu haben, diesen ebenfalls mit in seine Wohnung nimmt, sich daran vergnügt, wie der Hund ihn scheinbar liebkosend und seltsam anhänglich bis in die Schlafkammer verfolgt, vor dem Bette sich für die Nacht lagert und seinen neuen, ihn wieder liebkosenden Herrn zu beschützen scheint, wenn der Hund aber plötzlich, während der Bauer schläft, dessen ausgezogenes Beinkleid mit den Zähnen ergreift, damit durch ein Fenster setzt und am anderen Morgen dem rechten Herrn das Beinkleid vorlegt, in dessen Tasche sich, zwischen anderem Gelde, auch das verlorene Goldstück befindet. — Diese Geschichte ist nicht erfunden, sondern thatsächlich, gleich jener, die jeder Hundeliebhaber gewiß ähnlich erfahren hat, daß ein Hund, der nicht mit nach der Kirche laufen sollte und jeden Sonntag Morgen eingesperrt wurde, schon regelmäßig in der Nacht vorher entwischte und seinen Herrn am anderen Morgen vor der Kirchthür erwartete. — Wenn dieser Hund auch keine Vorstellung von Sonntag und Wochentag, von der Zeit einer abgelaufenen Woche haben konnte, so besaß er doch jedenfalls Merkmale, die bei ihrer Wiederholung ihn daran erinnerten, daß der nächste Tag einen Kirchengang mit sich führen werde. Jeder, der einen Hund besitzt, weiß, daß, wenn er ausgeht, und der Hund einige Male hat zu Hause bleiben müssen, dieser gleich so weit vorausläuft, daß sein Zurückrufen und Einsperren große Mühe verursachen würde; der Hund des Landmanns setzt sich immer an eine Stelle, von wo er alle Wege, die sein Herr nehmen könnte, abzusehen vermag; hungrige Hunde finden sich pünktlich an einem Markttage auf dem Verkaufsplatze ein, um eine Beute zu machen; Hunde, die, wie es in gewissen Gegenden Sitte

war, zum Bratenwenden abgerichtet wurden, wie in Klöstern, unterschieden die Bratentage sehr bestimmt, waren zu anderen Zeiten durchaus widerspenstig und wollten auch nicht die Arbeit eines anderen, zu gleichem Zwecke dressirten Hundes übernehmen. Die Beispiele lassen sich in ungemessener Zahl fortsetzen; außer bei Hunden kennen wir überraschende Thatsachen von Affen, Elephanten, Bibern 2c., sie beweisen aber, daß der thierische Instinkt sich von einem niederen Grade des Verstandes durch nichts unterscheidet.

Bei der Lebhaftigkeit der thierischen Sinneseindrücke, der drängenden Heftigkeit ihrer Bedürfnisse, interessirt uns hier besonders die Frage: können Thiere, da sie, gleich uns, alle ihre Neigungen und Begierden durch die Vorstellung und Empfindung der Lust und Unlust bethätigen, *Leidenschaften* haben? — Sie müßten um so heftiger und wahrnehmbarer sein, als ihnen die zügelnde und mildernde Vernunft fehlt. Die Erfahrung muß jene Frage bejahen, sie belehrt uns aber auch, daß alle Leidenschaften der Thiere nicht von Begriffen und Gedanken, sondern nur von sinnlichen Beweggründen ausgehen, und sich nur aus dem vorherrschenden Triebe der Selbst- und Gattungserhaltung entwickeln und der Trieb nach Lust gerade in diesem thierischen Grundtriebe seine Befriedigung findet. So wie das Thier Instinkte hat, welche ihm angeboren sind, also seiner Natur angehören, wie Hungerstillung, Geschlechtsdrang, Mutterliebe und wieder andere, welche erworben, aus Vorstellungen, Erinnerungen und äußeren Umständen entstanden sind, und die man als Anhänglichkeit und Treue zu Menschen, Geschicklichkeit, Klugheit zu bezeichnen pflegt; so gruppiren sich auch die Leidenschaften der Thiere in *natürliche* und *erworbene*; zu letzteren zählen alle jene Unarten und Ge-

wohnheiten, welche die Volkssprache sogar Laster genannt hat, selbstverständlich nur im Sinne einer äußeren Vergleichung mit den menschlichen Zuständen, und unter dem Gesichtspunkte menschlichen Sittengesetzes; denn Thiere haben keine Vernunft und darum keine Laster. Außer der Geschlechts- und Mutterliebe findet man bei ihnen, als Quelle der Leidenschaften, noch besonders diejenigen Seelenäußerungen lebhaft erregt, welche den Besitz vertheidigen und den gefährlichen Gegenstand feindselig machen. Aus diesen natürlichen und erworbenen Instinkten gehen nun auch bei Thieren Zustände des Seelenlebens hervor, die mit menschlichen Leidenschaften die größte Aehnlichkeit haben. Ich darf hierzu den Geiz, Neid, die Eifersucht, den Haß und die Rache zählen.

Geiz ist bei Thieren stets die Folge der Vorstellung von dem Gefühle des erlittenen Hungers. Die Erinnerung daran, der oft wiederkehrende Mangel, erfüllt sie mit Furcht vor der Wiederkehr und macht sie vorsichtig. Pflanzenfresser sammeln sich zur Zeit der Ernte ihre Früchte für die Zeit der Noth, wie es von Hamstern, Feldratten 2c. allgemein bekannt ist; Fleischfresser bergen die Reste ihrer Mahlzeiten, um einen späteren Hunger damit zu stillen, den sie jedenfalls vorausfühlen, durch Wiederauffrischung der Vorstellung desselben; im Allgemeinen ist das Thier im Sammeln und Aufbewahren seiner Vorräthe nicht sehr erfinderisch, es trägt zusammen und spart, geht ökonomisch mit dem Verbrauche um und weiß bis zur Zeit der neuen Ernte Haus zu halten. Wenn aber der Geiz darin sich kund giebt, daß er nur Lust am Besitze hat, ohne Lust am Genusse desselben, so ist dieses auch nicht selten bei Thieren zu beobachten, die namentlich in der Gesellschaft des Menschen leben, von dem sie Manches zu lernen und anzunehmen scheinen. Man bemerkt zuweilen

an Hunden, daß sie im völlig gesättigten Zustande Nahrungsmittel zusammentragen, ohne irgend Gebrauch davon zu machen, daß sie bewachend, mit Harpagusaugen sich darüber legen und am Besitze weiden. Aehnliches beobachtete ich in einem zoologischen Garten bei drei alten Marabouts. Hier wirkt die Mißgunst und der Neid mit. Daß Thiere oft im hohen Grade neidisch sind, ist bekannt; zwei mit einander, unter ganz gleichen Verhältnissen und Eindrücken aufgezogene junge Hunde einer und derselben Mutter geben oft zwei ganz verschiedene, fälschlich so genannte Charaktere zu erkennen; der eine ist gutmüthig, der andere neidisch; der eine freundlich, der andere mürrisch. Wo sind hier die verschiedenen sinnlichen Eindrücke, die beide Thiere so unähnlich machten, da doch anzunehmen ist, daß alle ihre Begierden und Leidenschaften nur die Gegenäußerung der Verkettung sinnlicher Erfahrungen mit den Vorstellungen sind? Merkbarer schon zeigt sich die Eifersucht bei den Thieren. Wie sie bei dem Menschen die Tochter höherer und sinnlicher Liebe ist, so quillt sie in der Thierseele allein aus dem Geschlechtsdrange. Nur hat das Thier meist eine reellere Ursache zur Eifersucht, als der Mensch, bei dem sich viele andere, fehlerhafte Vorstellungen damit verbinden. Während der alte Hirsch durch die Brunst in den Streit um seine Hindin getrieben wird, nähert sich derselben zitternd der junge Spießer, genießt und entwischt. — In den Thiergattungen, welche paarweise leben, ist die Eifersucht stark und überlegend; ist die Wahl zwischen Männchen und Weibchen geschehen, dann entsteht in ihnen die Vorstellung des wechselseitigen Besitzes und selbst die Weibchen werden eifersüchtig. Dieses Verhältniß wird durch die gemeinschaftliche Sorge um die junge Brut inniger, hört aber bei vielen

Paaren mit der Selbstständigkeit der Jungen auf; die neue Jahreszeit und Brunst treibt sie zu einer neuen, anderweitigen Vereinigung. Bei manchen Vögeln ist indessen die Treue dauernder, sie bleiben bei einander oder finden sich jährlich wieder zusammen; man weiß vom Eheleben der Störche manchen hübschen Zug der Innigkeit, Treue und Anhänglichkeit zu erzählen und einige Beobachter wollen sogar bemerkt haben, daß ein Storch über die Untreue seines Weibchens eifersüchtig erkrankt, oder in sentimentalem Schmerze an gebrochenem Herzen gestorben sei. — Wenn ein Täuber ein anderes Weibchen schnäbelnd liebkost, so wird das rechtmäßige eifersüchtig, aber es fährt nicht, wie es unter menschlichen Weibern der Fall ist, auf die Buhlerin los, sondern nur auf das treulose Männchen, das dem bissigen Schnabel kaum enteilen kann. Da die Liebe bei den Thieren mit wenigen hervorstechenden Ausnahmen, wie z. B. bei gewissen kleinen Papageienarten, nur ein vorübergehender, zeitweiser Instinkt ist, so ist auch ihre Eifersucht eine periodische; die Zeit der Gleichgültigkeit, die den größten Theil des Jahres dauert, bringt ihre Vorstellungen in Vergessenheit, aber sie erwachen wieder mit der Begierde und knüpfen an frühere Erfahrungen wieder an; das Rebhuhn von vierjährigem Alter bauet sein Nest weit gesicherter, als ein einjähriges, bedeckt mit Blättern seine Eier, wenn es ausfliegt, und macht den Zugang beschwerlich. — Daß Thiere Haß empfinden, daß dieser oft in Wuth, Zorn und heftigste Leidenschaft ausbricht, hat wol ein Jeder zu beobachten Gelegenheit gefunden. So wie Anhänglichkeit des Thieres an ein anderes oder einen Menschen sich aus der angenehmen Vorstellung und Erfahrung erklärt, die das sinnliche Bild des Gegenstandes in ihm erregt, so muß auch Haß, mit Abneigung

beginnend, durch das Gegentheil erzeugt werden. Kein Thier vergißt, daß es erschreckt, geschlagen, getäuscht oder böswillig geneckt worden ist; wiederholt sich das öfter, so steigert sich das Gefühl des Unangenehmen bis zum Haß und dieser bleibt vorherrschend, selbst wenn der Gehaßte sich bemüht, dem Thiere zu schmeicheln; es wird ihn scheu oder grollend ansehen, knurren, die Zähne zeigen und nach der liebkosenden Hand beißen, es sucht Rache zu nehmen. Die Thiere lieben und hassen sich unter einander und übertreffen darin an Ausdauer oft die Menschen; ihr gutes, durch keine intellectuellen Thätigkeiten zerstreutes Gedächtniß und der Mangel an sittlicher Selbstbestimmung läßt ihre Vorstellungen des erfahrenen Angenehmen und Unangenehmen unverwischt und macht oft die Freundschaft zweier Thiere zu einer scheinbar angeborenen, die es aber nicht ist, da junge, im Leben friedliche Thiere so lange mit einander leben, bis sie gegenseitig unangenehme Vorstellungen von einander erhalten, die ihre Eintracht stören.

So weit läßt sich dies Alles recht gut schulmäßig erklären; wie aber, wenn ein Hund und Papagei einem gänzlich unbekannten Menschen, der nicht die mindeste Aehnlichkeit mit demjenigen hat, den sie hassen, der ihnen mit freundlicher Geberde nahet, die heftigste Abneigung zu erkennen geben, in Wuth und Zorn gerathen und den Kampf provociren? — Wo sollen wir hier die Quelle der offenbaren Leidenschaft suchen, wenn uns die nichtssagende Behauptung nicht genügt, daß Thiere oft manches Menschen Gesicht, Blick, Rockfarbe, Sprachklang ꝛc. nicht ertragen könnten? — Es ist Thatsache, daß Hunde die ihnen gänzlich fremden Personen sofort und ohne daß letztere irgend ein Zeichen gegeben haben, erkennen, ob sie Freunde oder Feinde vom

Hundegeschlechte sind, daß sie die ersteren wedelnd begrüßen, letztere grimmig anbellen, ohne daß sie zur Ruhe zu bringen sind.

Ich darf mich hier nicht länger dabei aufhalten, und beeile mich, eine Betrachtung zu schließen, die uns bei jedem Versuche, in das hellere oder dunklere Dämmerleben der Thierseelen tiefer einzudringen, die Schranken unserer wissenschaftlichen Unkenntniß vorhält, trotzdem in älteren und neueren Zeiten so viel darüber geforscht und geschrieben worden ist. —

Die dauernden, eigenthümlichen Zustände unserer Seele in ihrer Wechselwirkung mit dem Organismus und in der besonderen Art ihres empfangenden und reagirenden Verhältnisses zur Außenwelt, pflegt man *Temperamente* zu nennen. In ihnen finden wir das Klima, die Temperatur der meisten unserer Leidenschaften. Es sind gewisse, meist *angeborene* Grundstimmungen des menschlichen Lebens, die den Einen vom Andern durch mancherlei Uebergänge und Zwischenmischungen unterscheiden und dem Wechselverhältnisse des Erkennens, Fühlens und Wollens einen gewissen Typus, Ausdruck, verleihen. Schon in sehr alten Zeiten erregten diese Grundstimmungen der Menschen die Aufmerksamkeit der Denker und der alte Arzt *Galenus* unterschied und benannte sie als *sanguinisches*, *phlegmatisches*, *cholerisches* und *melancholisches* Temperament. Es ist behauptet worden, daß es im eigentlichen Grunde *nur zwei* Temperamente gebe, ein *thätiges* (actives) und ein *leidendes* (passives), und daß alle mannichfaltigen Temperamentsarten nur Modificationen und Combinationen jener beiden Hauptformen seien, und wie der Charakter den Gesammtinbegriff des geistigen Wollens

umfasse, so sei das Temperament der Inbegriff der angeborenen Neigungen, deren Beherrschung durch das Wollen aber den Charakter ausdrücke; da jedoch das Temperament die Quelle der Leidenschaften sei, so gebe es auch nur zwei große Gruppen von Leidenschaften, active und passive, thätige und leidende, wie es auch zwei Gruppen von Affecten oder Gemüthsbewegungen, nämlich erregende und niederschlagende gebe. — Unter Temperament erkenne ich einen beharrenden Zustand unseres Gefühlsvermögens, wie im Charakter der beharrliche Zustand des Begehrungsvermögens und in dem, was man figürlich „Kopf" nennt, der beharrliche Zustand des Erkenntnißvermögens sich ausdrückt; diese Beharrlichkeit im Gefühlsvermögen eines Menschen kennzeichnet sich dadurch, daß seine Gefühlsäußerungen nicht in einzelnen vorübergehenden Paroxismen sich kundgeben, sondern in einer Weise, die dem vorherrschend erregten, thätigen oder ruhigeren und passiven Grundzustande des Gemüthes entspricht.

Wenn ein Klavier, eine Harfe, eine Geige, eine Orgel auf denselben Grundton gestimmt sind, so haben doch ihre Akkorde durchgehends einen verschiedenen Klang und Ausdruck, der von ihrem stofflichen Bau, der Darm- oder Metallsaite, dem Holz- oder Metallrohr, der Eigenthümlichkeit ihrer Schwingungen und allen Umständen abhängt, die hier zusammenwirken; die hölzerne Flöte giebt dieselbe Note mit einem ganz anderen Tone, wie das blecherne Horn. So ist auch die Grundstimmung der Menschen, oft in demselben richtigen Akkorde des gesunden Lebens sehr verschieden. —

Die alte Galenische Bezeichnung entsprang der Lehre der alten griechischen Naturphilosophie von den vier Elementen: Luft, Feuer, Wasser, Erde, und den denselben ent-

sprechenden Eigenschaften: Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, denen im menschlichen Körper wiederum vier Grundbestandtheile entsprechen sollten, nämlich: Blut, Schleim, Galle und Schwarzgalle; daher die Namen der Temperamente. Es liegt nahe, die Ursache derselben in den Mischungen, Formen und Functionen des Körpers zu suchen, in dem Vorwiegen des vegetativen Systems (Verdauung, Blutbildung, Ernährung), des motorischen Systems (Muskel- und Bewegungsnerven) oder sensibeln Systems (Empfinden und Reaction); indessen gewährt eine solche Erklärungsweise wenig Verständniß der Seelenstimmung und wird auch von der Beobachtung widersprochen. Nicht alle Dickbeleibte und Starkgenährte sind phlegmatisch; es giebt hagere Personen von unbeweglichem Phlegma; ein Choleriſcher kann wohlgenährt, mager, von zarter oder muskulöser Constitution sein. Noch mehr irrt man, wenn, wie es wol geschah, krankhafte Constitutionen mit den Temperamenten vermischt wurden. Der Sanguiniker wurde bis zum floriden Schwindsüchtigen ausgemalt, mit fieberhafter Blutwallung, stets heißer Lunge und Kopfcongestion; der Phlegmatische erschien dem Auge als ein blasser, gedunsener, lymphatischer Mensch, der seinen ausgeprägtesten Ausdruck in der Bleichsucht und Skrophelphysiognomie fand; den Choleriker konnte man sich nur als Leberkranken denken, gelb und brünett, während doch viele dieser Klasse durch Affekte nichts weniger als ihre Leber und Verdauung angegriffen fühlen. — Einer vorurtheilsfreien Erfahrung gemäß kann man die Temperamente, mögen dieselben auch in der organischen Constitution ihren Reflex haben, doch nur als verschiedene dauernde Dispositionen unserer Seele zu Bestrebungen und Gemüthsbewegungen, zum Begehren, zu Lust und Unlust, an-

sehen, Dispositionen, welche allerdings, bei der innigen Zusammengehörigkeit von Körper und Seele und der zwischen ihnen bestehenden Wechselwirkung, durch die Mischung und den Zustand unserer Organe genährt werden. Diese Mischungen sind aber viel zu fein, um unterschieden und bestimmt werden zu können, und es mögen die daraus hervorgehenden, summarischen individuellen Verhältnisse unserer Sensibilität und Irritabilität (Reizbarkeit, Empfänglichkeit und Gegenwirkung) wol die wichtigsten organischen Hebel unserer seelischen Grundstimmungen sein. —

Erregt irgend eine Vorstellung, ein Gedanke schnell und leicht ein Gefühl, und dieses ebenso schnell und leicht ein Streben, vergeht aber das Gefühl ebenso schnell wieder, so ist der Mensch sanguinisch, im Gegentheile phlegmatisch; erregt eine Vorstellung, ein Gedanke nur schwer das Gefühl, vermag dieses aber nur schwer ein Streben zu wecken, und vergeht das Gefühl schwer wieder, so ist der Mensch melancholisch; wird dagegen das Gefühl sehr schwer erregt, weckt es aber, einmal erregt, schnell und leicht ein dem entsprechendes Streben, so haben wir den Ausdruck des Cholerischen vor uns. — Man denke bei dem Melancholiker nicht an Traurigkeit, womit die für jenes Temperament einmal schlecht gewählte Bezeichnung im gemeinen Leben gern verwechselt wird; der Melancholiker hat nur den Drang, sich in seine eigenen, sowohl angenehmen wie unangenehmen Gefühle zu vertiefen und sich ihnen ohne ein Streben, eine Aeußerung, Mittheilung oder Abwehr empfindend hinzugeben; er kann dabei oft sehr stillvergnügt sein, selbst am Schmerze Wohlgefallen finden und mit angenehmer Wehmuth schwelgen. Man hat das sanguinische Temperament auch das leicht-

blütige, das melancholische das schwerblütige, das phlegmatische das kaltblütige und das cholerische das warmblütige genannt. Kant (Anthropologie) will nur das sanguinische und melancholische Temperament als Gefühlszustände gelten lassen und bezeichnet das cholerische und phlegmatische als Modificationen des Begehrungsvermögens, als Thätigkeitszustände; jedoch ist dieser Unterschied nicht ein wirklicher und überhaupt unwesentlich für die Sache selbst; denn auch das Gefühl geht in den Begehrungszustand über, wo das Temperament die Thätigkeit bestimmt.

Daß unsere Gefühlsstimmungen und der daraus hervorgehende Gemüthszustand in ihren Bewegungen und Leidenschaften durch den Einfluß des Temperamentes und der damit zusammenhängenden Körperconstitution auf das Mannichfaltigste modificirt werden müssen, leuchtet auch ohne Beobachtung ein; diese aber bestätigt es Jedem, der sich nur die Mühe giebt, sich und andere Menschen einer näheren Aufmerksamkeit zu unterwerfen. Was wir Gewohnheit nennen, ist meistens nur die Situation unserer Gefühle, in die uns das Temperament hineindrängte. Der Melancholische und Cholerische, der zu stärkeren und nachhaltigeren Gefühlen geneigt ist, zeigt sich weit eher als Gewohnheitsmensch, als der Sanguiniker, dessen Gefühle schnell entstehen und ebenso schnell wieder anderen Platz machen; der Sklave der Gewohnheit ist vor Allen der Melancholiker, bei dem die Gefühle am Längsten dauern und jede Störung darin Unlust erregt. Die Constitution des Körpers, deren Seelenreflex das Temperament ist, spricht hierbei mit, und reizbare Nerven sind für heftigere Gefühlsregungen empfänglicher, als träge, torpide, ja es zeigt sich, daß das in der organischen Constitution begründete Vorherrschen einzelner

Nervengruppen auch gewisse Klassen von sinnlichen Gefühlen leichter, öfter und stärker erregt, als andere. Ist das Gangliennervenleben, welches den vegetativen Functionen der Ernährung, dem Blutleben und Stoffwechsel vorsteht, und einen gewissen Grad von Selbstständigkeit unter der Oberherrschaft des Gehirns und Rückenmarkes kund giebt, besonders lebhaft, so machen sich in der Seele am Meisten die allgemeinen Gefühle der Behaglichkeit und Unbehaglichkeit geltend; ist das große Gehirn vorzugsweise thätig, so wechseln in der Gefühlswelt am Häufigsten und Leichtesten Heiterkeit und düstere Stimmung, mit bestimmten Vorstellungen verbunden. In solchen Zuständen beruht auch die täglich wahrnehmbare Thatsache, daß diesem Menschen eine Speise angenehm ist, die dem anderen Widerwillen, bis zu krankhaften Erscheinungen, erregt; Kalbfleisch bewirkt z. B. bei Manchem jedesmal Kopfschmerz, Erbrechen, Frieselausschlag; gewisse Farben, Töne und der Anblick von Spinnen, Mäusen, Schlangen, Katzen, Aepfeln, die leiseste Ausdünstung gewisser Dinge, setzt Menschen in Unruhe, heftige Angst und krampfhafte Nervenzufälle; der Blick von der Höhe, schon die imaginäre Vorstellung davon, erregt Schwindel, Herzklopfen, Uebelkeit. Solche sinnlichen Gefühle können an Heftigkeit verlieren, wenn sie durch oft wiederholte Eindrücke abgestumpft, zur Gewohnheit gemacht werden, und Goethe z. B. heilte sich vom Schwindel, indem er ihn absichtlich durch kühnes Niederschauen vom Straßburger Münster täglich hervorrief.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ich die, namentlich im vorigen Jahrhundert mehrfach discutirte Behauptung, als wären die Temperamente seelische Reflexe der leiblichen Mischung des Organismus, also im ersten Grunde von der

Art der Nahrungsmittel, die doch unseren Körper stofflich herstellen müssen, abhängig, als unbedingt maßgebend nicht anerkennen kann. Obgleich Haller schon sagte, daß es nicht vier Temperamente, sondern unzählige Grade derselben gäbe, hat man doch die Erfahrung geltend zu machen gesucht, um zu beweisen, daß die, unter gleichen Verhältnissen und Naturanlagen von denselben Eltern erzeugten und erzogenen Kinder durch verschiedene Ernährungsweise ganz abweichende Temperamente erhalten hätten, daß ein Kind lebhaft, das andere schläfrig, das dritte lustig oder traurig geworden wäre; es ist hervorgehoben worden, daß Menschen, die aus einer rohen Bauern- oder Armenkost den dauernden Einflüssen einer feineren Tafel unterworfen wurden, auch ihr Temperament gewechselt hätten. Etwas mag Wahres daran sein, denn eine abgeänderte Nahrung hat Einfluß auf die Mischung des Blutes und der Nerven, diese wiederum auf die Functionen, auf Reizbarkeit und Reaction; es tritt der Mensch mit feineren Organen in ein lebhafteres und empfänglicheres Verhältniß zu den Reizen, welche auf ihn wirken; man darf aber auch nicht übersehen, daß eine verfeinerte Nahrung auch eine andere Lebensweise, eine andere Sitte, einen anderen Verkehr mit sich führt, daß neue Vorstellungen, neue äußere und innere Anforderungen, Beispiele, Schicksale und neu erweckte Begierden, wie Ehrsucht, Liebe, das Seelenleben modificiren. Wo diese Einwirkungen nicht mitsprechen, da bleibt der Bauer an der Gutsherrntafel immer der rohe Phlegmatiker, der lustige, dem Armenhause entronnene Taugenichts im Speisesaale eines Mäcens immer der unstäte Sanguiniker. —

Die Temperamente treten niemals, oder doch höchst selten rein auf; die Nüancirung ihrer Mischungen ist höchst

mannichfach und auch veränderlich. Ein Sanguiniker erscheint oft geizig und melancholisch, ein Phlegmatischer wollüstig, ein Melancholiker ist mürrisch im Hause und ausgelassen lustig in Gesellschaft; der sanguinische Jüngling wird oft als Mann Melancholiker oder Choleriker; der Trieb nach Vergnügen, die Liebe, Ehrsucht, der Geiz, der Schmerz rufen in den Grundstimmungen der Menschen oft seltsame Contraste hervor. Der astrologische Einfluß der Gestirne auf die Temperamente ist von der Wissenschaft zurückgewiesen, halten wir uns deßhalb allein an die Erde und deren Organisation, an den Menschen, wie er uns erscheint, und die eigene Beobachtung; der Einfluß der Nahrung und Lebensweise auf die Seele ist aber noch nicht widerlegt, denn wenn wir uns sagen lassen müssen, daß ein eingefangenes wildes Thier bei veränderter Kost und Lebensweise seine Farbe, Gestalt, Triebe und Begierden ändert, daß Zähmung eine Wandlung des Seelenzustandes ist, so wollen wir zwar die wirksamste Ursache in den veränderten Vorstellungen und sinnlichen Gefühlen suchen, dürfen aber doch der Blutmischung, selbst wenn wir sie nicht chemisch nachweisen können, den Einfluß nicht gänzlich absprechen, daß sie das Nervenleben, nnd damit Sensibilität und Irritabilität modificirt.

Suchen wir diese Zeichen der organischen Constitution, bei einer näheren Betrachtung der Temperamente, in ihren möglichst reinen Erscheinungen auf.

Sehen wir den Sanguiniker an. Sein Temperament hat den Namen von der lebhaften Blutbewegung erhalten, die oft an ihm wahrgenommen wird. Der Grundzug seiner Seele ist die Lust, der Frohsinn, bei leichter Erregbarkeit und kurzer Dauer des Eindrucks. Er ist

munter, hat gewöhnlich einen fähigen Verstand, die Neigung zu sinnlichen Freuden treibt ihn zu Liebe und Wein; er genießt und sucht den Genuß, nimmt schnell Antheil, schließt schnell Freundschaft und löset sie ebenso leicht wieder, wenn ihn eine angenehmere Lust lockt; er wechselt seine Neigungen, ist gesellig, aber unbeständig und ohne Zuverlaß, er geräth leicht in Aufwallung, erkaltet aber schnell wieder, verspricht ohne Ueberlegung viel, hält wenig, was nicht sogleich geschieht, und bereut bald; Hoffen und Vertrauen sind bei ihm schnell und bereit, er faßt flüchtige Lieblingspläne, die bald anderen unerfüllt bleibenden folgen, nimmt, indem er gegen fremde Fehler nachsichtig ist, auch dieselbe Nachsicht für seine eigenen in Anspruch; sein Wesen ist liebenswürdig, versöhnlich, offenherzig, gutmüthig und ohne Berechnung und Hinterhalt. Seine Sprache pflegt geschwind, tenor und fließend zu sein, seine Körperbewegungen sind schnell, leicht und geschickt, das Auge ist für Reize empfindlich und empfänglich, der Blick lebhaft und flatternd. Im öffentlichen Leben ist er für Geschäfte brauchbar, die nicht langweilig oder andauernd sind, er verrichtet sie leicht und ist dann arbeitsam. Sein Haar ist gewöhnlich blond, die Haut weiß und zart; die Blutfülle, welche vorherrschend zu Kopfe steigt, giebt ihm meist einen röthlichen Wangenanflug, eine gewisse Füllung der Gesichtshaut. — Daß hier das Nervensystem ein höchst empfindliches und regsames ist, daß das Blut sich in lebhafter Bewegung befindet und durch schnellen Stoffwechsel dem Nervenleben einen Antrieb zu erhöheter Thätigkeit giebt, kann nicht verkannt werden. Die Muskelfaser ist zart, elastisch und deutet auf eine subtile Blutmischung hin. Sanguiniker wechseln ihr Temperament oft in reiferen Jahren gleichzeitig mit ihrer Constitution; die Vollblütigkeit

nimmt ab, die nervöse Unruhe mäßigt sich; mit der Neigung der Blutanhäufung in den Unterleibsorganen bildet sich mehr ein cholerisches oder melancholisches Temperament aus, oder mischt sich mit dem sanguinischen zu einer der vielen Nüancen, wie wir sie in mittleren und reiferen Lebensjahren gewöhnlich als Mischungen antreffen.

Betrachten wir sein Gegentheil, den Phlegmatiker. Er hat den Namen von dem wässrigen Uebermaße des Blutes, welches die alten Aerzte zu erkennen glaubten. Dieser Mensch lebt in seinen Vorstellungen, ohne daß sie die Erweiterung oder Beengung seines Daseinsgefühls zu besonderer Lust, Unlust oder Begierde anregen. Dennoch denkt er nicht träger, als Andere, er kann selbst Geistesgröße als Denker und Gelehrter haben, wenn sonstige intellectuelle Anlagen ihn zu Handlungen treiben, wozu seine Gefühle ihn nie bestimmen würden, da geringe Gemüthsbewegungen und Gefühlsbestrebungen den Menschen kalt und wenig zu raschen Handlungen geneigt machen. Dagegen aber gewinnt er Seelenruhe, seine Handlungen zu berechnen und überall da, wo es nicht auf schnelle That ankommt, sich zu Rath und That zu sammeln, obgleich er niemals zur Energie des Handelns kommt. Der Phlegmatiker handelt und gewinnt durch schlaue Berechnung, vorsichtiges Zögern und kaltblütiges Ausdauern, und Alles, was den Sanguiniker oder Choleriker zu heftigen Empfindungen und dadurch zu schnellem Handeln treibt, geht in seiner Gemüthswelt nur gegenständlich vorüber, er klagt nicht und opponirt nicht, er geräth nur in ein ruhiges Nachdenken darüber und seine Unlust, die er empfindet, gestaltet sich in Betrachtungen über sich, Menschen und Welt. — In dieser Objectivität fühlt er auch die fremden und eigenen Leiden nicht stark, erträgt mit Gleichmuth

und Geduld, schließt schwer Freundschaft, bleibt ihr jedoch treu und ist im öffentlichen Leben ein zuverlässiger Mann. Da er abwartet und sich nicht beeilt, so kommen ihm zwar Sanguiniker und Choleriker voraus, aber er gelangt überall da zum Ziele, wo Andere sich überstürzen, irren oder abschweifen. Diese ruhige, planmäßige Thätigkeit bewahrt ihn vor Selbsttäuschung, vor Conflicten durch Eingriffe oder Abirrungen in die Grenzen Anderer, vor Stürmen und Unfrieden der Seele, vor Reue und tieferem Leidgefühl. — Artet aber dieses Phlegma in Trägheit, Unschlüssigkeit, Herzlosigkeit, Unlust zum Fortschritt in Erkenntniß und Leben aus, leidet er lieber in stumpfer Hingebung an das Schicksal, als daß er sich anstrengt, dagegen anzuarbeiten — dann ist dieses Temperament bereits krank geworden. Pflanzennahrung, Milchspeisen, viel Schlaf und äußere, behagliche Ruhe, feuchte Luft, öftere Blutverluste, Einschlummern des Ehrgefühls, Mangel an Noth und unerfüllten Bedürfnissen helfen dieses Temperament erziehen. Die geringe Erregbarkeit seiner Gefühle macht ihn gegen Ehre, Lob und Tadel gleichgültig, die äußeren Sinne sind wenig neugierig, sein Blick ist wässerig, langsam, niedergerichtet, seine Sprache ist gewöhnlich träumerisch, langsam und leise, sein Gang schlaff, schleppend, seine Bewegung kraftlos wie die Geberde. — Er hat ein gutes Gedächtniß für das, was auf ihn einmal Eindruck gemacht hat; sein Gesicht ist, selbst bei vorhandener Intelligenz, schlaff, blaß, wässerig, schwammig, weich, wie sein Fleisch; er verdauet sehr langsam, bedarf deßhalb nicht oft der Speise; die ganze Erscheinung mit den vorwiegenden Absonderungen der Haut- und Speicheldrüsen hat für das Auge des Arztes und auch Aesthetikers etwas Seröses, Schleimiges, Molluskenartiges. —

Wie anders tritt der Choleriker auf; — wie er dahin schreitet, ansehnlich und gravitätisch, wie seine Geberden überlegt erscheinen, seine Rede bedachtsam, aber nicht langsam und voll Nachdruck und Bestimmtheit ist; wie sein in der Jugend gewöhnlich geröthetes und später sich verdunkelndes oder in's Gelbliche spielendes Gesicht den feurigen Blick voll Leben, Schärfe und Durchdringlichkeit verräth, wie die magere Muskulatur von Härte und Kraft in allen Bewegungen zeugt. — Bei ihm sind alle Functionen des Körpers thätig, die Seele ist heftiger Bewegungen und Leidenschaften fähig, den Kraftentwickelungen des Körpers entsprechend, ihr Begehren ist stark, in ihr wohnen Ehrgeiz, Eifersucht, Herrschsucht, Rachlust; der Wille handelt, im Strome der treibenden Gefühle, ohne Ueberlegung, aber mit einem Selbstvertrauen, das keinen Zweifel neben sich aufkommen läßt; sein Wille ist ihm Recht, und darum uneingeschüchtert, eigensinnig, ausdauernd, blind gegen Enttäuschung; seine Liebe zerbricht jedes Hinderniß, sein Haß ist unversöhnlich. In diesem Temperamente wohnen die Leidenschaften mit einer Heftigkeit, die den eigenen und anderer Menschen Untergang nicht achtet; namentlich im gekränkten Ehrgeize und im Zorn. — Aber wir finden in diesem Temperamente auch die edelsten und erhabensten Eigenschaften der Seele; hohen, standhaften Muth, Entschlossenheit, Ehrbegierde, Streben nach dem Großen, Begeisterung und That dafür, edle Denkungsart, — auf der anderen Seite aber auch mancherlei Wunderlichkeiten und Ausschweifungen, in denen Eigendünkel, Stolz, eingebildete Unfehlbarkeit, Eifersucht und Mißbrauch geistiger Kräfte zu schlechten Handlungen ihre Rolle spielen.

Wie verhält sich der Melancholiker dazu? Er führt

seinen Namen von dem schwarzgalligen Blute, welches die alten Aerzte bei dieser Gemüthsart gefunden haben wollten, was wir in der heutigen Sprachweise der Wissenschaft ein kohlenstoffreiches Blut nennen würden, was wiederum durch eine nicht vollständige Function der Leber, die der Entkohlung des Blutes vorsteht, indem sie den Kohlenstoff des absterbenden Blutes zur Gallenbildung verwendet, veranlaßt wird. Darum hat man die unbegründete Meinung gefaßt, daß ein Melancholiker immer leberkrank sein müsse. Es ist gar nicht der Fall, daß der Melancholiker immer eine blaßgelbe Gesichtsfarbe hat, es giebt auch rothwangige unter ihnen; übrigens ist sein Blick nicht lebhaft und frei, vielmehr leicht zum Haftenbleiben, Stieren geneigt, etwas umflort und weich, oft anziehend, fesselnd und das Interesse des Anderen erregend. Die Grundstimmung seines Gemüthes ist Unlust; er wird ebenso leicht und schnell erregt, wie der Sanguiniker, aber die Empfindungen der Unlust sind bei ihm andauernder und nachhaltiger, als die der Lust, deren Eindrücke bald verwischt und von der Neigung zur Unlust gewissermaßen verschlungen werden. Da die Eindrücke der Objecte niemals bei ihm leicht verfliegen, sondern anhaltend sind, und fest einwurzelnde Gefühle veranlassen, so ist er geneigt, Alles als wichtiger anzusehen, als es wirklich ist und aus Unbedeutendem eine Angelegenheit zu machen; er besorgt überall unangenehme Eindrücke von den Objecten zu erhalten, die ihn ohnehin lange beschäftigen. Die Unlust, der Schmerz und die Betrübniß Anderer regt sein Mitgefühl lebhaft an, er fürchtet leicht, ist mißtrauisch, zur Reue geneigt, weil er fast immer in Unentschlossenheit handelt, und immer üble Ahnungen des Mißlingens und des Unglücks hat; er ist aufmerksam auf Alles, was einen

Grund mehr für seine Unlust, Furcht und die pessimistischen Anschauungen von den Dingen außer ihm abgeben und ihn darin bestärken könnte; er ist, trotz seines tiefen Mitgefühls, ungesellig, da er sich leicht gekränkt, zurückgesetzt fühlt, und überall Hindernisse erblickt, welche ihn rathlos, zaghaft, muthlos, verzweifelnd machen und ihm die Fähigkeit zur That schwächen. Dadurch bildet sich in seiner Seele eine Wehmuth aus, die ihm lieb wird und seine Vorstellung unterhält, daß er verliert, statt gewinnt. Geräth er in wirkliches Leid, so ist das Gefühl desselben trost- und schrankenlos und er verfällt gern in Sentimentalität. Ein solcher Mensch ist nicht für die Gesellschaft, sondern für die Einsamkeit geboren; ist er von intellectueller Begabung, dann ist er geschickt zu speculativen und abstracten Studien, und giebt sich ähnlichen Beschäftigungen hin, denen er oft mit ausdauerndem Fleiße eine ganze Lebenszeit opfert. Hat er einmal Freundschaft gefaßt, so ist er kein flatterhafter, sondern zuverlässiger Freund, freilich leicht verletzt und ohne thatsächliche Wirksamkeit im Handeln; hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so hält er fest daran, so lange seine Willenskraft vorhält. Meist ist er sehr ehrlich und rechtschaffen in solchen Geschäften, wo Ehrlichkeit und Redlichkeit bei Andern nur zu leicht schwankend werden. Leichtsinn, Frivolität, Gefallsucht, Putzsucht, Witzelei, Schwatzhaftigkeit, Possen und Affectation sind ihm ein Greul und er weicht solchen Gelegenheiten und Personen aus.

Diese hier geschilderten Grundstimmungen finden wir aber nur in seltenen Fällen ganz rein ausgeprägt; ihre Vermischungen sind mannichfaltig, meist machen sich zwei derselben in der Grundmischung hervorstechend geltend; dieser Mensch giebt uns ein Recht, ihn sangui-

nisch-cholerisch, jener ihn melancholisch-phlegmatisch u. s. w. zu nennen.

Man könnte noch ein besonderes Temperament, eine gewisse Grundstimmung einer Klasse von Menschen statuiren, die sich in großer Anzahl vorfindet und eine gemeinschaftliche Mischung von Temperament-Elementen zeigt, die man in dem Bauern- und unteren Arbeiterstande als einen gewissen Typus vorfindet, aber auch in solchen Personen hervorsticht, die ohne Bildung und Intelligenz zu einigem Ansehen und Vermögen gekommen sind und den zum Rentier und Hausbesitzer heraufgewachsenen Brenn-, Stall-, Haus- oder Gewerbsknecht charakterisiren. Es könnte scherzhaft oder sarkastisch klingen, wenn ich diese Grundstimmung nach dem Beispiele des im vorigen Jahrhunderte lebenden Haller, als Bauern- oder böotisches Temperament bezeichne und behaupte, daß die größte Zahl der auf Erden lebenden Menschen leider dieser rohen und gemeinen, gewissermaßen ursprünglich von der Natur, ohne Civilisationselemente grob gemischten Gemüthsart angehören, die sich durch eine rohe Kraft bei geringer Reizbarkeit und Empfindlichkeit kund giebt.

Den Repräsentanten dieses Temperamentes können wir täglich in dem Bauer erblicken, der von gleichen Eltern geboren, durch schwere Arbeit, Trockenheit und Nässe, Hitze und Kälte abgehärtet, durch Kartoffeln, Erbsen, Rauch- und Salzfleisch ernährt, ohne irgend eine geistige Beschäftigung oder feinere Sittenanforderung aufgewachsen, und dessen starker Körper ebenso steif und unempfindlich, wie seine Seele ist. Sehen wir diesen Menschen einmal näher an. Seine Geberden sind plump, einfach, formlos und steif, sein Blick ist geistlos, aber nicht matt, da das Feuer der Frische

und gesunden Kraft aus ihm glänzt, oft gelassen, listig oder treuherzig; sein Gang ist ohne Lebendigkeit und Elasticität, aber fest und sicher, seine Sprache langsam, unmelodisch, knatternd, brummend, nachlässig accentuirt, oft heulend und thierisch. Leichtgläubig und voll Vorurtheil, ist er wenig zur schnellen Beurtheilung und Entschlossenheit fähig, daher mißtrauisch, eigensinnig bis zum Unsinn, rechthaberisch, streit- und proceßsüchtig, selbst zum eigenen Schaden, nur um Recht zu behalten; ohne empfindliches Ehrgefühl ist er rachsüchtig und nachträgerisch, wo es sich um Mein und Dein handelt; in Gefahren ist er unerschrocken und darum ein guter Kriegsknecht, der gezwungen und ohne Reflexion seinen eigenen Vater erschießen wird. — Eine solche Gemüthsstimmung, welche die Natur in ihrer culturlosesten Simplicität schuf, ist der leiblichen und seelischen Gesundheit sehr günstig; der verzärtelte Städter mit seiner überreizten Empfindlichkeit steht dem Bauern in dieser Beziehung bei Weitem nach; Hypochondrie und Hysterie, die Begleiter der Civilisation, sind jenem fremd, seine schwache Reizbarkeit macht Seele und Leib unempfindlich gegen jeden Eindruck, selbst Medicamente, die den Städter niederwerfen würden, erfordern bei jenem eine starke Dosis. — Ruhe und Gleichmuth, die uns Menschen der gebildeten Gesellschaft leider so oft fehlen, sind das beneidenswerthe Gut des Böotiers in diesem Sinne, den unsere Bildung sprachgebräuchlich den „gemeinen Mann" zu nennen pflegt. Eindrücke, welche andere Temperamente reizen und bewegen, gehen an ihm spurlos vorüber; selten wird er durch eine sanfte, künstlerisch gemessene Musik gerührt, sie muß rauschend und betäubend sein, wenn sie ihm gefallen soll. Die Disharmonie der Dorffiedler stimmt ihn munter, reizt ihn zum wilden Gesang

und Tanz; die Harmonie kennt er nicht, sie läßt ihn gleichgültig; ein Gemälde ergötzt ihn nur durch grelle, bunte Farben oder Darstellungen, die er kennt und in die er sich selbst zu versetzen vermag; ein Kunstwerk läßt ihn kalt. —

Es ist einleuchtend, daß die Leidenschaften des Menschen durch sein Temperament einen bestimmten Ausdruck erhalten müssen. Die Leidenschaft eines Sanguinikers gleicht einem schnell auflodernden und bald verlöschendem Strohfeuer; was er heute liebt, ist morgen vergessen, was er gestern haßte, umarmt er heute in herzlicher Gluth; er bereut den erkannten Fehler aufrichtig, begeht ihn aber bald von Neuem im schnellen Wechsel seiner Gefühle. Gelingt es ihm auch leicht, Leidenschaften zu schwächen oder zu unterdrücken, so lodern sie doch ebenso leicht wieder auf, weßhalb die Heilung bei ihm schwer ist. Zu einem habituellen leidenschaftlichen Begehren ist er nicht fähig; da aber in der Natur Nichts sprungweise, sondern alles allmählig und stufenweise entsteht, so kann auch ein höherer Grad einer Leidenschaft nicht mit einem Male plötzlich auftreten, sondern steigert sich zu seiner Höhe nur durch allmähliges Anwachsen; da aber nun das Temperament des Sanguinikers, des schnellen Wechsels seiner Gefühle und Leidenschaften wegen, zu diesem allmähligen Anwachsen nicht Zeit hat, so erreichen seine Leidenschaften auch nie einen höheren Grad und halten sich mehr auf der mittleren Stärke, treiben ihn deßhalb auch nicht zu solchen Kraftanstrengungen und Ausschweifungen, wie es bei anderen Temperamenten der Fall ist; auf halbem Wege der That kehrt er um und entschließt sich anders. Die liebenswürdigste Seite des Sanguinikers ist sein Trieb nach wohlwollenden Leidenschaften, die der Quelle seines

natürlichen Frohsinns und angenehmen Selbstgefühls entspringen.

Die Leidenschaften des Melancholikers sind von entgegengesetzter Art; sie gleichen einem nur langsam anschwellenden Wasser, das sein Strombett tiefer und tiefer unter sich ausgräbt, deßhalb aber auch um so schwerer wieder verläuft; der einmal erwachte Haß des Melancholikers ist andauernder als der des Sanguinikers und oft schwer, ohne die Spuren eines zurückbleibenden Grolls, zu dämpfen, er ist für habituelle Leidenschaften weit empfänglicher, als der Sanguiniker, würde auch für die höchsten Grade der Leidenschaften empfänglich sein, wenn ihn nicht ein und dasselbe Gefühl lange beschäftigte und dadurch die Kraft desselben ermüdete Die wohlwollenden Leidenschaften des Sanguinikers sind ihm nicht eigen, weßhalb seine geselligen Tugenden durch das Selbstgefühl der Unlust und den gern schwarz blickenden Trübsinn herabgestimmt werden; die Furcht vor unangenehmen Eindrücken, die ihn beständig erfüllt, erweckt jene schwermüthige Stimmung (Melancholie), welche man irrthümlich als Wesen des melancholischen Temperamentes hält, während sie nur die Consequenz desselben ist. — Das Wesen des Cholerikers erfordert feurige und heftige Gefühle und Leidenschaften, aber wenn er sich darin dem Sanguniker nähert, daß mitunter seine Gefühle und Leidenschaften schnell aufflammen und schnell wieder erlöschen, so ist das nicht im Wesen des cholerischen Temperamentes begründet, sondern nur ein zufälliges Zusammentreffen von Ursachen und Wirkungen; denn es kann sich dasselbe auch, unter gleichen Anlässen, den allmählig anschwellenden und verfließenden Gefühlen und Leidenschaften des Melancholikers nähern; es ist aber wesentlich dasjenige Temperament,

welches den Menschen durch die Gluth seiner Gefühle zu den höchsten Graden der Leidenschaft geneigt macht, und ihn am Meisten der Gefahr aussetzt, durch die Gewalt seiner Leidenschaften zu Uebereilungen und Ueberschreitungen fortgerissen zu werden, aber auch am Meisten befähigt, mit Anstrengung und Aufopferung, im Antriebe der Leidenschaft, Großes und Bedeutendes zu vollbringen, in Begeisterung für eine Sache das Leben einzusetzen, aber auch — in unerbittliche Rachsucht zu verfallen. Die vornehmste Leidenschaft des Cholerikers ist die Ehrsucht; wie alle seine Gefühle, ist auch das Ehrgefühl bei ihm warm und lebhaft, er empfindet seine Vollkommenheiten, seine Kraft, sein eigenes Selbst stark und heiß, und die Ehrbegierde wird bei ihm zur treibenden Kraft edler, unedler und thörichter Handlungen, der Tugend und Anmaßung; er bricht den Widerstand, wo er ihn findet, und es wandelt sich, wo jener ihm Stand hält, die gekränkte Eigenliebe in Zorn und Verdruß.

Wenn Kant (der überhaupt in der Definition der Temperamente zufällige Merkmale mit wesentlichen Eigenschaften vermischte), das phlegmatische Temperament im Charakter der Schwäche als Hang zur Unthätigkeit, im Charakter der Stärke aber als die Eigenschaft, nicht leicht und schnell, aber langsam und dann anhaltend erregt zu werden, bezeichnet, so widerspricht dem die Wirklichkeit dieses Temperamentes; sein Phlegma ist kein Hang (d. h. eine Bestimmung des Begehrungsvermögens), sondern entspringt immer der Richtung des Gefühlslebens; es ist das Phlegma immer nur Schwäche; denn kalte Gefühle sind schwache Gefühle und die vermeintliche Stärke, die mit dem Phlegma sich unter Umständen zu verbinden vermag, liegt nur in der Ueberlegenheit und Unbiegsamkeit des Willens. Das Wesen

des reinen phlegmatischen Temperamentes liegt in Kälte der Gefühle begründet, und in den davon abhängigen Leidenschaften; ein kaltes Gefühl braucht aber nicht immer langsam zu entstehen und zu vergehen; es kann der Phlegmatiker eine leichte, so zu sagen oberflächliche Reizbarkeit des Gefühlsvermögens besitzen, was es fähig macht, rasch erregt zu werden, ohne auch die Kraft und Neigung zu haben, diesen Gefühlen eine besondere Wärme, Tiefe oder Nachhaltigkeit zu geben. Treten nicht anderweitige Kräfte hinzu, wie z. B. ein starker Wille, so ist das phlegmatische Temperament immer in der Schwäche seiner Gefühle, Leidenschaften und seiner Thatkraft charakterisirt. Weniger, als den Choleriker, treibt den Phlegmatiker die heiße Ehrbegierde, aber er fühlt sich auch weniger unglücklich als jener, wenn ihm sein Streben mißlingt, und es wird seine Gemüthsruhe weniger durch das Gefühl des Gekränktseins getrübt.

Kennen wir die Temperamente der Menschen, welche wir fühlen und handeln sehen, so vermögen wir uns über Manches ein richtiges Urtheil zu bilden, was uns sonst unverständlich bleiben würde; kennen wir unser eigenes Temperament, dann können wir uns Rechenschaft über Vieles geben, das uns bewegte, uns zum Guten und Bösen trieb und uns, Anderen gegenüber, in ein falsches Licht der Beurtheilung stellte. Lernen wir genau unterscheiden, was in unserer Gemüthsstimmung angeboren, natürlich und was anerzogen und künstlich sich zur Begier und Leidenschaft entwickelte und steigerte, so sind wir fähig, unser Gemüthsleben selbst zu erziehen und die Mischung unseres Temperamentes in ein harmonisches Gleichgewicht zu bringen. Ein anerzogenes Temperament ist leichter einer Wandlung unterworfen, als ein natürlich angelegtes, und im reiferen, selbstbewußteren

Lebensalter können Vernunft, Moral und Wille Vieles daran umarbeiten. Aus der Zähigkeit der Anlage und der Triebkraft künstlicher Beimischungen entstehen oft Charakterzüge guter und böser Art, neue Begierden und Leidenschaften. Ein von Natur furchtsamer Mensch wird, wenn er durch Zwang des Ehrgeizes oder äußerer Anforderungen getrieben wird, beherzt zu erscheinen, sobald er es vollbracht hat, immer ein großer Prahler seines Muthes sein, da er mehr that, als seine Naturanlage ihm freiwillig eingab. Wiederholt sich das häufiger, so steigert sich die Renommage zu drängender That; er wird nie ein Held, ein zum Vergnügen sich schlagender, Händel suchender Raufbold, kann aber unter unsittlichen Einflüssen ein Giftmischer und Meuchelmörder werden, denn dazu gehört keine Herzhaftigkeit; die natürliche Furcht lebt immer noch im Hintergrunde, die ihn hoffen macht, nicht entdeckt zu werden, oder keine Gegenwehr zu finden. Ein offener Räuber, der dem Kampfe sich stellt und ihn erwartet, muß Kühnheit und Unerschrockenheit in seinem Temperamente als natürliche Anlage haben. —

Das Zusammentreffen der Temperamente in den verschiedenen, mit einander verkehrenden Menschen giebt ihren persönlichen, gegenseitigen Verhältnissen den größten Ausschlag und bestimmt Liebe, Haß, Leidenschaft und That, Glück, Unglück und Schicksal. — Zwei gleiche Temperamente vertragen sich nicht mit einander, zwei heißblütige Köpfe gerathen in Streit, zwei schläfrige in Langeweile, zwei traurige Gemüther, selbst wenn das Schicksal sie auch an einander kettet, richten sich nicht tröstend auf, zwei empfindsame Seelen werden sich gleichgültig und oft albern; zwei böotische Temperamente möchten es wohl am Längsten zusammen aushalten, da sie wenig reizbar sind, wenig begehren, einmal

gefaßte Entschlüsse mechanisch und dauernd ausführen und der stumpfen Gewohnheit verfallen. Da indessen selten ein Temperament rein ist, sondern die mannichfaltigsten Mischungsverhältnisse zeigt, so entstehen daraus wieder die verschiedensten Zustände des Zusammenlebens, und auch ein Bauer kann eine sanguinische, cholerische oder melancholische Beimischung in zwei- und dreifachen Verbindungen haben; darin eben liegt die unbegrenzte Verschiedenheit der menschlichen Charaktere begründet. — Immer aber macht sich eine der Grundstimmungen, gleichsam als die Grundnote des Akkordes, besonders bemerkbar und giebt auch in Momenten der Gemüthsbewegung den Leidenschaften einen herausklingenden Grundton.

Schließen wir diese Betrachtung noch mit einigen Blicken in das Leben.

Obgleich zwei ganz gleiche Temperamente nicht dauernd harmoniren, so können sie sich dennoch lieben, selbst eine Zeit lang für einander entbrennen. Das gilt namentlich von dem sanguinischen Temperamente, welches leicht und schnell bewegt und zum Begehren getrieben wird. Ein sanguinisches Mädchen, das von den Grundsätzen der Moral nicht völlig beherrscht wird, liebt, seiner Gemüthsart nach, das sinnliche Vergnügen; jeder Eindruck, jede Vorstellung der Lust macht das Herz lebhafter klopfen, sie wird dem sanguinischen Jünglinge oder Manne weit leichter unterliegen, als dem cholerischen, wenn dessen Aeußerem noch obenein diejenige Annehmlichkeit mangelt, die das sinnliche Begehren des sanguinischen Mädchens stets mit in Anschlag bringt. Uebrigens ist die Sanguinische nicht gleichgültig für andere Temperamente; Alles, was sich ihr in irgend einer Gestalt der Liebe nähert, erregt ihr Wohlwollen, das Herz ist immer

wünschend, aber auch zu Wechsel geneigt; Schwäche in der Treue bei neueren, stärkeren Eindrücken oder näheren Zielen der Befriedigung, oder bei Wahrscheinlichkeit von Hindernissen in der schnellen Erreichung des ersteren Begehrens, ist um so möglicher, je reiner das sanguinische Temperament ausgeprägt ist. Der Choleriker gewinnt bei einem sanguinischen Weibe oft um deßwillen schon, weil er heftiger und dauernder ist und stärkere Eindrücke und Vorstellungen erweckt, die verdunkelnd auf Blödigkeit, Schamhaftigkeit und Unentschlossenheit wirken und die gefährliche Seelenstimmung süßer Ermattung herbeiführen. Was der Choleriker über ein sanguinisches, schmachtendes Weiberherz durch Feuer und Kühnheit und oft Frechheit vermag, das erreicht der Melancholiker durch sein sinniges, gefühlvolles, interessant rührendes Wesen, der Bötier durch den sinnlichen Ausdruck von körperlicher Gesundheit und Kraft, und wenn das sanguinische Weib auch anfangs über den Phlegmatiker lacht und spöttelt, so ist doch kein Temperament geschickter, sich zu gewöhnen, als das sanguinische, und es fühlt sich endlich auch in den Armen des schläfrigen, temperirten Phlegmatikers zufrieden. —

Ein sanguinischer Jüngling ist oft bis zur Widerwärtigkeit empfindsam, indem ihn das Geringste in Erregtheit setzt und er Alles mit warmen Gefühlen in seinem Herzen aufzunehmen strebt; er legt dabei, um sein eigenes Herz zu täuschen und seinen Gefühlen ein scheinbar vernünftiges Motiv zu geben, Gegenständen einen Werth bei, den ihnen der kältere Verstand nicht immer beimessen kann, und zieht deßhalb in seiner Lust und Unlust sehr oft Dinge mit hinein, auf die ein anderes Temperament nie verfallen sein würde.

Denken wir uns ein cholerisches Weib, sei es eine

Jungfrau, schön und noch unbefangen, klug und wohl erzogen, so wird es für einen Choleriker schwer halten, sie zu gewinnen und zu beherrschen, wenn er nicht eine sanfte Rolle zu spielen fähig ist. Beide gleichen Temperamente können sich nicht dauernd fesseln. Ein Sanguiniker aber, der zu schwärmen beginnt, zu des Mädchens Füßen seufzt und weint, wird weit eher siegen, es fühlt die Cholerische Mitleid und zärtliche Berauschung, die einmal geschehene Erregung ruft heftige Bestrebung wach und diese äußert sich im Leben als glühende Liebe, die selbst Schmerz und Tod nicht scheuet. Würde ein Mann im Charakter des Cholerikers, statt mit sanfter Minne, mit Heftigkeit und Ueberlegung dieses selbe Weib besiegen wollen, er würde schwerlich zum Ziele gelangen; er würde wenig reizen, der Sturm des einen Temperamentes würde das Feuer des anderen gleichnamigen zwar entflammen, aber auch beleidigen und nicht jene sanft erzitternde Stimmung hervorrufen, die dem cholerischen Weibe, bei sanftem Begehren des Sanguinikers oder Melancholikers, eigen ist und eine Art phlegmatischer Ermattung im Gefolge hat. In dieser Herabstimmung tritt aber oft die verdunkelte Vernunft aus dem Gewölke, das der Sturm auftrieb, mit ruhigem Sonnenblicke hervor und beleuchtet die That, die in dem Gluthscheine der Leidenschaft schön und edel erschien, mit dem Tagesstrahle der Wahrheit; es regen sich Reue, Scham, Verachtung, Abscheu, wenn die That einen Schatten wirft, der das Selbstgefühl verdunkelt. Eine solche plötzliche Herabstimmung erlebt das cholerische Gemüth auch dann, wenn während der Gluth der Leidenschaft der Andere phlegmatisch erscheint und dadurch beleidigt. Wie hier in der Liebe, so zeigt sich das cholerische Temperament auch in anderen Leidenschaften.

Das melancholische Temperament, von dem schon der

alte Aristoteles in seinen „Problemen" viel Gutes aussagt, ist zwar weniger geneigt, auf die schnelle und leichte Erregbarkeit des Gefühls zu Reactionen und Begehren fortgerissen zu werden, kommt deßhalb nicht so leicht in Versuchung und Lockung, bildet aber seine einmal gefaßten Vorstellungen mit Zähigkeit aus, und fällt, einmal zum Streben geweckt und der Verführung folgend, seinen Lieblingsneigungen einseitig zum Opfer, und, wenn es dieselben nicht befriedigen kann, in lächerliche, traurige, verzweifelnde Lagen, wo Jugend und Glauben leicht scheitern können. Oft ist Liebe und Lusttrieb oder die Vereitelung dieser zur Leidenschaft gesteigerten Gemüthsbewegungen weniger Ursache der Ausbrüche des melancholischen Temperamentes, als die Abneigung vor diesen Leidenschaften. Schon das Alterthum liefert uns in seinen poetischen und geschichtlichen Ueberlieferungen Beispiele dazu; man denke an des phönicischen Königs Belus Tochter Dido, die Gemahlin des Herkulespriesters Sichäus; man lese die Geschichte der Lucretia, der Tochter des Spurius Lucretius, der Gemahlin des Lucius Tarquinius Collatinus, die in Tragödien und Opern uns vergegenwärtigt ist. Man hüte sich aber, wenn man nach lebenden Beispielen sucht, die traurige Stimmung des melancholischen Temperamentes mit der sanguinischen Verzagtheit zu verwechseln, die in unserer Zeit in der Leidenschaft der Liebe eine so häufige und oft alberne Rolle im Leben und in Romanen spielt.

Betrachtet man einen Phlegmatiker in seiner sich selbst überlassenen Ruhe, so erregt er oft den Eindruck des Komischen und giebt anderen Temperamenten leicht Anreizung zu Spott und Lachen; er steht nicht gern wieder auf, wenn er einmal Platz gefunden hat, er friert lieber in seinem Zimmer, ehe er selbst das Holz in den Ofen wirft, oder nach der

Klingel geht, um den Diener zu rufen; er behilft sich mit einem Pantoffel, wenn der andere nicht gleich daneben steht, oder zufällig weggestoßen wurde; wer kennt nicht die Anekdote von jenem Holländer, der mit einem die Zeitung lesenden Fremden im Wirthshause am Kamine sitzt und bemerkt, daß eine glühende Kohle dem Anderen auf den Rock fällt und diesen anzündet? — Er sieht es so lange mit schweigender Gelassenheit an, bis es ihm selbst bedenklich und bedrohlich wird, dann hält er sein Pfeifchen einen Augenblick ein und fragt gelassen; „Freund, wie heißt Ihr?" Da keine Antwort erfolgt, läßt er die Kohle ruhig fortbrennen und raucht weiter. Als aber nach einer Weile der Brand zunimmt, stößt er den Nachbar an, und wiederholt die Frage: „Freund, wie heißt Ihr?" Der vertiefte Leser blickt auf, antwortet: „Ei, wie ich heiße? Peter heiße ich" — und mit Gelassenheit spricht der Holländer: — „Peter, Euer Rock brennt." — Ein anderer gelehrter Phlegmatiker, welcher eben mit Braut und Zeugen vor den Altar tritt, um sich trauen zu lassen, entfernt sich noch einmal, findet irgendwo ein Blatt aus einer alten theologischen Streitschrift, fängt an zu lesen und vergißt sich und die Braut. Nachdem er gesucht und endlich gefunden ist, kehrt er mit der größten Ruhe an den Altar zurück, und als bei dem Hochzeitsmahle die Neuvermählte spöttisch gefragt wird, ob sie ihren Mann herzlich liebe? und sie mit lächelndem Ernste antwortet, daß sie hoffe, der liebe Gott würde ihr noch Liebe schenken, wird er nicht im Mindesten davon beleidigt und setzt in größter Gemüthsruhe hinzu, daß er solches auch herzlich wünsche. — Hier haben wir den Phlegmatiker in seiner unvermischten Reinheit und in der komischen Erscheinung. Ist dieses Temperament aber gemischt, sind cholerische oder melancholische

Elemente damit verbunden, so kann es in Leidenschaften ausbrechen, und so trocken, einsilbig und schweigsam der Phlegmatiker in seiner gewöhnlichen häuslichen oder geschäftlichen Tagesordnung lebt, so munter, vergnügt und unterhaltend kann er dann in Gesellschaft, vom Weine oder vom Auge der Frauen gereizt, erscheinen, aber auch seiner bösen Laune einen ungemessenen Ausdruck geben.

Ein phlegmatisches Weib thut selten etwas, um seine Reize geltend zu machen, oder Leidenschaften zu erregen; es ist schwer für Liebe und Interesse an Anderen zu gewinnen, es geräth oft sogar in den Schein, als vernachlässige es Ehre und Sitte. Man nennt es gewöhnlich träge, faul, mit Unrecht oft herz- und geistlos, wenn es, bei der geringen Empfänglichkeit und Begehrung seines Temperamentes, nur schwer gereizt und zur entsprechenden Reaction erregt zu werden vermag, und da, wo man Gefühl oder Leidenschaft erwartet, nur höfliche Phrase, gedankenlose Formalität erwidert. Oft fällt es der Phlegmatischen später ein, daß ein Mann für sie fühlte, aber sie läßt es an und in sich vorübergehen, da die geringen Eindrücke, welche sie überhaupt erfährt, sie die Gegenstände nur als flüchtig reizende Kleinigkeiten empfinden lassen. Neue Gefühle und Ideen, die nicht zur Gewohnheit geworden sind, wachsen schwer und langsam in solchen Menschen und die Einbildungskraft bleibt träge und von nur matten Bildern belebt.

Aus der mannichfaltigen Vereinigung der Temperamente mit den Verstandesgaben entsteht die Verschiedenheit der Menschen und ihr Charakter, die Quelle des Glücks und Unglücks. Ich habe schon vorhin den Charakter als Ausdruck des beharrlichen Zustandes des Begehrungsvermögens bezeichnet, und je nachdem derselbe mit dem Sitten-

gesetze übereinstimmt, ist der Charakter gut oder schlecht. Die Kraft des Wollens lebt mehr oder weniger in jedem Menschen, denn sie entsprießt, wie die Blüthe aus Blättern, aus allen übrigen Seelenkräften, ist die nach allen Richtungen hinwirkende Energie des Daseins, der individuelle Mensch selber in dem tiefsten Grunde seiner selbst; auch der an Geist und Seele schwächste Mensch hat diese Kraft zu wollen, aber erst im starken Menschen bildet sie sich, bestimmt und geleitet von Verstand, Phantasie und Temperament, zum Charakter aus. — Sein Gegensatz ist die Unentschlossenheit, über die ich noch reden werde. Bald herrscht das Temperament über die Verstandeskräfte, bald sind diese Meister des Temperamentes, bald und im glücklichsten Falle harmoniren sie mit einander, oder gleichen sich nach vorübergehenden Schwankungen schnell wieder in ihrem Schwerpunkte aus. Wir wollen das Maß und die Summe der Verstandeskräfte eines Menschen, der Kürze wegen, sein Genie nennen. Die Natur ist, wie wir wissen, in Austheilung der Geistesgaben an die Menschen oft verschwenderisch, oft sparsam, oft launisch und giebt selten Einem zugleich Gedächtniß, Urtheilskraft, Phantasie und Witz in höheren Graden; indessen sie beobachtet doch auch darin eine weise Einsicht, daß sie keine einzelne hervorstechende Gabe ohne die mildernde Beimischung verleiht, die jene erst für das Leben nützlich macht. Gedächtniß, Urtheilskraft, Phantasie und Witz sind quantitativ so mannichfaltig mit einander gemischt, als menschliche Charaktere existiren; gleich den Farben auf der Palette des Malers sind Temperamente und Geisteskräfte zu allen möglichen Nüancirungen vereinigt und wie das geringste Mehr oder Weniger von dieser oder jener Farbe einen anderen Farbenton giebt, so auch im Charakter der Menschen. Hat

ein Mann viel Gedächtniß und von den übrigen Geistesgaben nur eine geringe Beimischung, besitzt er dabei ein vorwiegend cholerisches Temperament, das seinen Ehrgeiz treibt, so wird er, falls er studirt, ein energischer Gelehrter, ein tüchtiger Philolog, Historiker werden, der nach Umständen seine berühmten Folianten schreibt. Hat er auch eine Portion Witz, so wird er schon das Lächerliche suchen und finden und sein Denken, Schreiben und Leben wird sich sofort zu einem andern Charakter ausgeprägt haben. Denken wir uns zu dieser Mischung noch eine starke Phantasie, so wird er vielleicht ein unerträglicher Mensch sein; setzte die Natur aber noch eine kleine Dosis Urtheilskraft hinzu, so wird ihn diese zu einem brauchbaren, angenehmen Menschen machen, der je nach gesteigertem Grade der Urtheilskraft die Laufbahn eines sogenannten „großen Geistes" finden kann. — Aus der Mischung der Temperamente und Geisteskräfte, die einen großen Geist charakterisiren würden, kann der geringste Mangel irgend eines Factors einen Thoren machen; so wie das rechte Ebenmaß aller Theile zum Ganzen die Schönheit des Körpers bedingt, so macht auch das rechte Gleichgewicht und Ebenmaß der Geisteskräfte und Temperamente die Schönheit des Charakters und des Geistes. Ist der Witz, ohne die richtige Beimischung der Urtheilskraft, stark, so führt er den Besitzer auf Thorheit und macht verächtlich; fehlt der starken Urtheilskraft die richtige Mischung des Witzes, so wird der Mensch gern auf abstracte Dinge, selbst Grillen fallen; ist die Einbildung lebhaft und hält ihr die Urtheilskraft nicht das Gleichgewicht, so ist der Mensch Phantast und Abenteurer in Gedanken und Leben. Glückliche Mischungen dagegen hat die Natur in den mannichfaltigsten Schattirungen und Abstufungen geschaffen, und obgleich sie nur sparsam

ihre Lieblinge mit den Gaben eines esprit superieur im Temperament und Genie ausstattet, so hat sie doch als liebende Mutter Unzähligen einen Gemeinsinn (sensus communis) gegeben, gewissermaßen einen höheren Instinkt, der die Menschen auf der großen Straße des Lebens leitet, sie aber auch oft glücklicher führt, als die Reichbegabten, die Genies, welche, wie die Erfahrung lehrt, nur zu oft die Unglücklichsten sind, wenn sie die Größe ihrer Naturgaben durch einseitige Richtungen mißbrauchen, dem Strome der Neigungen folgen und den Schatten um so schärfer werfen, je stärker die Lichter sind, denn mit der Größe der Anlagen wächst auch die Größe der Fehler. Mancher Unglückliche würde glücklicher geworden sein, wenn die Natur ihn in der glücklichen Mischung von Temperament und Geistesgaben etwas karger ausgestattet hätte. — Mischt sie die Kräfte eines großen Geistes mit dem cholerischen Ehrgeize, so kann ein ausgezeichneter Mann daraus hervorgehen; fällt das Samenkorn des Genies auf den Boden eines phlegmatischen Temperamentes, so verkümmert es und bleibt unfruchtbar; fällt es auf den Boden des Geizes irgend einer Art, so treibt es nur zu leicht zu bösen Früchten auf und ein Böse-wicht ist leicht herangereift. Zum Glück für das allgemeine Wohl der Menschen hat die Natur den Geizigen fast durchgehends mit nur mittelmäßigen Verstandeskräften begabt, und dadurch unfähig gemacht, über einen weiteren Kreis des Lebens sich geltend zu machen oder sich auf der Höhe zu erhalten. Genie und Geiz aber liefern uns in der Geschichte die Beispiele von raffinirten Bösewichtern und Tyrannen. —

Das Temperament giebt den Geisteskräften eine bestimmte Richtung, Färbung und Form. Der mit Witz be-

gabte Mensch vermag eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, wird aber oft, wenn er seine witzigen Gedanken nur schriftlich geben sollte, sich von seinem Witze gänzlich verlassen sehen, während ein Anderer, der witzig zu schreiben vermag und geneigt ist, seine besten Gedanken schreibend zu denken, in einer Gesellschaft völlig unfähig erscheint, mit Worten sich in seiner Geistesgabe zu bewähren. Ebenso wenig, wie man berechtigt ist, den witzigen Schwätzer klug zu nennen, darf man den stummen Gesellschafter einen Dummkopf schelten. Die Erziehung des Temperamentes spricht hier gleichfalls mit. Der Witz des Sanguinikers wird scherzen und mit den Genüssen des Lebens spielen, der Witz des Melancholikers in scharfer und ernster Satyre sich Luft machen, beim Choleriker wird er am Heroischen sich weiden, beim Phlegmatiker ein träger, trockner Gesell sein. —

Zu den Elementen, welche die Natur anwendet, um Charaktere zu bilden, kommt aber auch noch der Einfluß der besonderen Lebensweise, die dieses oder jenes Verstandesvermögen, diese oder jene Temperamentstimmung durch Vorstellungen und Begierden in der besonderen Richtung auf das Leben modificirt, und die Verschiedenheit der Charaktere vermehrt. Stelle man sich drei Brüder vor, durchaus von gleichem Temperament, gleichem Genie, gleicher Jugenderziehung und Bildung, von denen der eine Kaufmann, der zweite Offizier, der dritte Geistlicher wird; trifft man sie nach Jahren im Leben wieder, wie verschieden werden sie sein an Ansicht, Neigung, Sitte, Charakter! — Diese Verschiedenheit der Menschen bei gleichen Anlagen ihrer geistigen, seelischen und körperlichen Natur würde sich noch augenfälliger zeigen, wenn ein Jeder genug Muth besäße, dasjenige vorstellen zu wollen, wozu er gemacht ist, wenn er

Dasjenige unberufen thäte, wozu er inneren Beruf hat. Anstatt ein Original zu werden, wird er nur zu oft eine Copie, denn die Nachahmung ist die mächtige Gleichmacherin unzähliger, verschieden angelegter Menschen, die das Originelle in ihnen nur zu oft übertüncht und verwischt; sie aber erzieht gemeiniglich nur untergeordnete, schlaffe, lächerliche, leider auch zahlreich vorhandene Charaktere. Die Natur ist in ihrer Wahrheit immer schön und gefällig, nicht aber die Nachahmung einer mir nicht eigenen Natur. Ein ernster, melancholischer Mensch kann gefallen in seinem natürlichen Wesen, er wird aber den Reiz des Angenehmen verlieren und zum Thoren werden, wenn er scherzhaft, belustigend erscheinen will; selbst seine sonst unbemerkten Fehler werden alsdann um so schärfer hervorstechen, je sorgfältiger er sie zu verbergen bemüht ist. Es ergeht ihm ebenso, wie dem klein gewachsenen Manne, der größer erscheinen will durch hohe Absätze und hohen Hut; — man wird dann erst seine winzige Gestalt erkennen, nun aber darüber lächeln. — Will der Bauer den Städter spielen, hochdeutsch reden und galant thun, so wird er lächerlich und der Bauer um so merkbarer; Jedermann erkennt den Gesellen oder Ladendiener, welcher im Hotel den Baron spielt. Kein Schauspieldirector wird die Heldenrolle seinem Possenspieler, dem tragischen Acteur die lustige Parthie übertragen, es würden nur Karrikaturen zum Vorschein kommen, denn der menschliche Charakter des Originals spricht auch in der Nachahmung und Verkleidung mit. —

Weiter darf ich meine Betrachtung hier nicht ausdehnen, sie wird aber genügen, den Leser durch weiteres Nachdenken auf fernere Anwendungen zu führen.

Es ist ein Lieblingsthema vieler, mit dem Menschen sich

beschäftigenden Gelehrten gewesen, den Leidenschaften und ihren Anlagen einen organischen Herd zuzuweisen und den Kräften der Seele und des Geistes ein stoffliches möglichst locales Gebiet zuzuschreiben. In früheren Zeiten, als man noch weniger von dem Nervenleben und den stofflichen Bedingungen physikalischer Kräfte, wie der Elektricität, der chemischen Wirkungen, kannte, glaubte man die Mischung des Blutes, obgleich und weil man dieselbe nicht so genau wie heute zu analysiren verstand, vorzugsweise als die stoffliche Ursache der Seelenstimmungen annehmen zu dürfen, und die Temperamente erhielten nach dem jedesmaligen, vermeintlichen Mischungszustande des Blutes ihre Namen, die sie bis in die Gegenwart beibehalten haben. Da das Blut die Organe ernährt, Gehirn und Nerven bildet, und auf deren Zustand unverkennbar reizend oder schwächend einwirkt, so lag es nahe, eine, der Blutmischung entsprechende stoffliche Combination der Organe, besonders des Gehirns, als eines sehr blutreichen Werkzeuges der Seelenthätigkeiten, anzunehmen und daraus die jedesmalige Mischung der Triebe und Stimmungen zu erklären. Da aber das Blut durch die Bestandtheile der täglichen Nahrung seine Stoffe und Mischung erhält, und man wahrzunehmen glaubte, daß eine rohere, oder feinere Nahrung auf den roheren oder feineren Grundton der Seelentriebe Einfluß ausübe, so machte sich auch die Behauptung geltend, daß die Temperamente mehr oder weniger Resultate der Ernährungsweise seien.

Es liegt nicht innerhalb der Grenzen dieser Betrachtungen, eine Kritik der alten und neuen Ansichten über die organischen Grundlagen der Seelenäußerungen zu geben, das würde ein selbstständiges Buch in Anspruch nehmen und

doch nur Fachkennern verständlich bleiben; ich darf mich überhaupt nicht weiter damit beschäftigen, als zum eigentlichen Gegenstände meiner Betrachtungen ausschließlich dient.

Die nähere Kenntniß des Nervensystems, namentlich des Gehirns, hat allerdings manche Aufschlüsse über die Mitwirkung der Nervensubstanz zur Thätigkeit der Seele gegeben, es sind vereinzelte Erfahrungen zu Hypothesen gebraucht, welche Anhänger und Gegner gefunden haben, je nachdem man dem Gehirn allein oder dem Gesammtorganismus in seinem Gemeingefühle eine hervorstechende Rolle zuwies. Die Gall'sche Schädellehre und die Scheve'sche Phrenologie sind populär geworden und die Symbolik der Organe als Gebiete der Seelenstimmungen, wie sie Carus versuchte, hat nicht weniger Eingang in das Publikum gefunden.

Vorstellungen und Gemüthsbewegungen, als Quellen der Leidenschaften, verhalten sich in Bezug auf das Gehirn nicht gleichartig; die unbewußten Triebe wurzeln im Gemeingefühl und lassen, wenn auch alle Theile des Gesammtorganismus ihren summarischen Reflex in den Centralorganen des Nervensystems finden, doch die Rapporte der Zustände einzelner Regionen und Organe nicht verkennen. Durch bloße körperliche Veränderungen kann der Mensch heute mehr, morgen weniger zu Leidenschaften, Begierden, Freude und Traurigkeit disponirt sein, je nachdem das Gemeingefühl für Reize empfänglicher ist oder nicht, je nachdem die Rapporte aus dem Gesammtorganismus harmonischer oder unharmonischer, im allgemeinen Gefühle der Lust oder Unlust, zusammenklingen. Ein von Wein Erregter ist für Offenheit, Zutraulichkeit, Freundschaft weit geneigter, als im nüchternen Zustande; ein sonst gutmüthiger Mensch wird im Rausche

zankſüchtig. Solche und ähnliche Beobachtungen zeigen aber deutlich, daß der Grad der Spannung, worin ſich Blut, Organe und Nerven befinden, das Maß ihrer Reizbarkeit und Reaction, auf unſere Vorſtellungen und Empfindungen von Einfluß iſt. Je erregter, um ſo größer das Quantum der Leidenſchaft.

Da das Gehirn dasjenige Organ iſt, durch deſſen Unverletztheit unſere bewußten Vorſtellungen, Begierden und Willenshandlungen erfahrungsmäßig bedingt werden, ſo hat man es mit einer großen Vorliebe zum Sitze aller Geiſtes- und Seelenkräfte gemacht und dieſen einen räumlichen Ausdruck im mannichfaltig gegliederten Gehirn nachzuweiſen geſucht. Da die verſchiedenen Sinneskräfte hier gewiſſe ſpecifiſche Regionen haben, in die ſich Seh-, Gehör- und Geruchsnerv mit ihren Wurzeln verlieren und deren Verletzung die Thätigkeit der betreffenden Sinne aufhebt, ſo glaubte man auch berechtigt zu ſein, den anderen Seelenthätigkeiten in ihrem räumlichen Sitze nachſpüren und ein ſubſtanzielles Organ für jegliche Anlage ſuchen zu dürfen, obgleich die neuere Wiſſenſchaft den Grundſatz aufzuſtellen vermag, daß es keinen Theil des Gehirns giebt, der bei einer Verletzung entweder allein phyſiſche oder allein ſeeliſche (pſychiſche) Störungen veranlaßt, mithin geſchloſſen werden muß, daß es keine beſonderen pſychiſchen Organe im Gehirn giebt. Und von der Berechnung Haller's an, der ſogar 205,452 Vorſtellungen auf jede Hirnfaſer vertheilte, bis auf die neueſten phrenologiſchen Schädelbetaſter und Pädagogen, die an den Formen des Schädels die darunter liegenden Organe der Seelenanlagen erkennen und ſie erwecken oder einſchläfern, d. h. erziehen wollen, kann die Erfahrungswiſſenſchaft, trotz zweifelhafter Gegenbeweiſe,

den Vorstellungen und Begierden keine speciell örtliche Eigenschaft ihrer Organe im Gehirn zuerkennen.

Es hatte für den Verstand etwas Verlockendes, in der Nähe der Gehirntheile, wo die Hauptsinnesnerven wurzeln, auch Organe für die, dem jedesmaligen Sinne entsprechenden Seelenthätigkeiten zu suchen. So in der Nähe und Umgebung des mit Licht und Raum verkehrenden Augensinnes die Stellen, in denen der Form-, Größen-, Fern-, Farben-, Ortssinn u. s. w. wohnen; in der Nähe der Wurzeln des Gehörsinns die Organe des Ton-, Zeit- und Musiksinnes zu vermuthen; in dem hinteren Theile des Gehirns, den man als Ursprung der willkürlichen Bewegungsnerven erkannte, besondere kleine Anschwellungen und Hügel als Organe des Kampf-, Zerstörungstriebes u. s. w. zu bezeichnen. Gall und nach ihm die neueren Phrenologen, haben diese localisirende Eintheilung des Gehirns zu einem Systeme in wissenschaftlicher Form ausgeführt, aber die Physiologie hat sich immer noch nicht unbedingt damit befreunden können. Es ist diese Lehre so weit in das Volk eingedrungen, daß sie allen Gebildeten bekannt, und ein in seine Organe eingetheilter, phrenologischer Gypskopf bereits Handelsartikel geworden ist. Da sehen wir im Nacken: den Geschlechtstrieb, im Hinterkopfe den Trieb der Kinderliebe, den Einheitstrieb, den Anhänglichkeitstrieb, Kampf-, Zerstörungs-, Selbstachtungstrieb und die Beifallsliebe; an den Seitentheilen des Kopfes: den Verheimlichungs-, Vorsichts-, Erwerbs-, Bautrieb und Idealität: am Vorderkopfe: das Wohlwollen, das Vergleichungsvermögen, den Thatsachensinn, Gegenstandssinn, Ortssinn, Zeitsinn, Farben-, Zahlen-, Fröhlichkeits-, Gestaltsinn; auf dem oberen Schädel: die Ehrfurcht und Religiosität, die Festigkeit, Hoffnung, Gewissenhaftigkeit, den Wunder-

sinn u. s. w. — Es hat, wie gesagt, etwas Verlockendes, auf solche Weise den geistigen und Gemüthsmenschen analysirt und am verrätherischen Kopfe bloßgestellt zu sehen; es lag die praktische Anwendung nahe, diese Organe zu erziehen, das Plus und Minus in ein glückliches Gleichgewicht zu bringen und die verschiedenen Anlagen statisch zu behandeln. Das Publikum fand sich, wie überhaupt für das Halberklärte und Halbwunderbare, schnell geneigt, seine Köpfe prüfen und sich das Horoskop seiner Fähigkeiten und Neigungen stellen zu lassen; es war die bequemste Art der Selbst- und Menschenkenntniß, es lag sogar etwas Beschönigendes darin, sich in seinen geistigen Mängeln und Leidenschaften auf die selbst unverschuldete Naturanlage berufen zu können.

Was aber sagt die exacte Wissenschaft dazu? — Unterwerfen wir zunächst die Gall'sche Lehre selbst einer kurzen Kritik. Sie beruht auf einem unlogischen Schlusse, denn wenn sich auf die Erfahrung berufen wird, daß gewisse Erscheinungen, Organ und Trieb (A und B), immer beisammen angetroffen werden, so läßt sich daraus nicht schließen, daß A auch die Ursache von B, letzteres also das Product von A sei, es kann, abgesehen von der Zufälligkeit des Beisammenseins, auch die Möglichkeit stattfinden, daß B die Ursache von A, oder ein unbekanntes Drittes die Ursache von beiden sei. Wenn man erwägt, daß Gehirntheile, welche nicht die geringste innere Verschiedenheit zeigen, sondern sich nur durch ihren Ort unterscheiden, oft aber noch dicht nebeneinander liegen, wie die angeblichen Organe der Gutmüthigkeit und des metaphysischen Scharfsinns, dennoch völlig verschiedene Fähigkeiten produciren sollen, so ist dies für unsere Vorstellung ein Problem; dagegen läßt sich recht gut denken, daß eine ausgezeichnete Seelenkraft auch eine ausgezeichnete

Größe des ihr zugehörigen Gehirnorgans hervorbringen könne, falls ein solches wirklich existirt, indem die Function dasselbe von früh an in besondere Thätigkeit versetzt, wodurch Stoffanbildung und Raumvergrößerung bedingt wird. Aus der Entwicklungsgeschichte des Gehirns, von den untersten Thieren bis hinauf zum Menschen, geht augenfällig hervor, daß das Gehirn aus drei, bei Fischen und Amphibien noch gänzlich abgesondert und hinter einander liegenden, stielartig verbundenen Massen (Hirnganglien) besteht, die man mit vollem Rechte drei Gehirne nennen kann. Je höher das Thier in der Naturordnung steht, desto mehr lagern sich diese drei Massen aus ihrem Hintereinander untereinander; je größer der Kunsttrieb der Thiere ist, eine Analogie der Intelligenz, desto mehr nimmt das Uebergewicht des vorderen Gehirns im Verhältnisse zu den beiden andern zu und legt sich über sie. Das menschliche Gehirn besteht deutlich aus solchen drei Massen, dem Hinter-, Mittel- und Vordergehirn, das sich in größter Massen- und Raumausdehnung über die anderen legt und sie vollständig überwölbt. Man könnte selbst, wenn die Erfahrung es nicht entschieden bestätigt hätte, schon aus dem geringeren oder größeren Massenverhältnisse des Vordergehirns schließen, daß ein geringes Uebergewicht desselben sich mehr der thierischen Bildung annähere, also die höheren, menschlichen Fähigkeiten geringer ausgeprägt sein müssen; ein Mensch mit niederer, flacher Stirn, flachem Scheitel und starkem Hinterkopfe repräsentirt nicht nur den thierischen Ausdruck, sondern auch eine schwache Intelligenz.

Nun hat die Erfahrung gelehrt, daß die drei Grundkräfte der menschlichen Seele, Erkennen, Fühlen und Wollen, sich in den drei Gehirnmassen vorzugsweise

kund geben, indem im Vordergehirn das Organ gegeben ist, welches dem Vorstellen, Erkennen und Einbilden dient; daß das Mittelgehirn das Centralorgan des Gefühls vom Zustande des eigenen organischen Lebens (Gemeingefühls) und der Zustände des Gemüthes ist, das Hintergehirn aber dem Wollen, Begehren, dem Gattungstriebe vorsteht. — Es kommt daher auf die Dimensionen der drei Gehirnmassen an, wie stark sie im Verhältnisse zu einander entwickelt sind; ein vorwiegendes Mittelgehirn wird ein starkes Gemeingefühl, Gemüthsleben, ein vorwaltendes Hintergehirn starkes Wollen, Begehren und Gattungsleben, ein besonders starkes, damit innerlich kräftig gegliedertes Vordergehirn Intelligenz anzeigen. Man kann diese Massenentwicklung auch äußerlich sehen, denn da jede Gehirnmasse in der Entwicklung des Menschen vor der Geburt ganz in thierischer Form, in der Lage hintereinander, beginnt und um jede sich eine schützende wirbelähnliche Knochenhülse bildet, die, wenn die drei Massen an- und untereinanderrücken, sich zu dem verschmelzen, was man Schädel nennt, so müssen sie auch mit der Massenentwicklung ihres Inhaltes an Dimension und Prävalenz zunehmen und dem fertigen Schädel eine gewisse Form geben. Ein edel geformter Menschenschädel ist deßhalb ein solcher, an dem die drei Gehirnmassen und mit ihnen die Knochenhülsen in einem richtigen Verhältnisse zu einander vereinigt und zusammengerückt sind, und namentlich das Vordergehirn prädominirt; — ein Vorwalten des vorderen, mittleren oder hinteren Theils giebt einen Maßstab für die Ausdehnung der Organe des Erkennens, Fühlens und Wollens; ein richtiges Ebenmaß aller drei zu einander deutet ein glückliches Verhältniß des Geistes, Gemüthes und Willens an.

Der Leser erlasse mir hier die näheren Beweise für Das, was ich als wissenschaftliche Annahme gebe; sollte er sich für diesen Gegenstand lebhafter interessiren, so verweise ich auf meine Schrift: „Organische Seelenkunde" (1851. Zweite Ausgabe, Leipzig, Fest'sche Verlagsbuchhandlung). Die Schädellehre eines Gall und seiner Nachfolger hat aber, trotz der Willkür mancher Behauptungen, doch einen gewissen Instinkt gehabt, daß sie die localen Organe der Intelligenz und des höheren Sinnenlebens, die den Menschen in Rapport mit der Außenwelt versetzen, in das Vordergehirn, die Triebe des Gemüthes in das Mittelgehirn, die des Wollens und der Gattung in das, den Thieren nähere Hintergehirn legten. Wenn nun auch die exacte Wissenschaft die Localisirung der einzelnen Fähigkeiten und Triebe in bestimmte kleine Massenanhäufungen nicht befürworten kann, so ist doch so viel Erfahrungssache, daß eine innere, schöne, ausgeprägte Gliederung der höchst complicirten Theile zum Ganzen des Gehirns immer eine höhere Stufe der Ausbildung und damit der Seelenthätigkeiten kennzeichnet. Es hat sich dabei eine Beobachtung bewährt, die hier nicht unerwähnt bleiben darf. Das Gehirn, namentlich das Vordergehirn, zeigt eine innere weiße, gefaserte, und eine äußerliche, graue, aus feinsten Zellen gebildete Substanz, die sich auch in einigen Partien des Inneren wiederholt. Es hat sich herausgestellt, daß der Mensch um so intellectueller ist, je mehr die graue Rindensubstanz an der Oberfläche (Peripherie) ausgebildet und über die im Inneren vorkommende graue Masse vorherrschend ist, und je zahlreicher, kräftiger und tiefer die, einem zusammengepreßten Gedärm ähnlichen Furchenwindungen und Wulstungen der Oberfläche des Vordergehirns (das den ganzen oberen und

seitlichen Schädeltheil bis zum Hinterhaupte mit ausfüllt und die beiden anderen Gehirnmassen umfaßt) ausgeprägt sind. Leider können wir das erst nach dem Tode eines Menschen sehen, und es mögen die stärkeren Wülste der Oberfläche und die entsprechenden Schädelhügel den Phrenologen Veranlassung gegeben haben, hier die besonderen Organe zu localisiren. Aber nicht nur in diesem Verhältnisse beider Gehirnsubstanzen zu einander, sondern auch in der inneren Gleichmäßigkeit und Schärfe seiner Architekturgliederung und in dem Gewichte seiner Gesammtmasse giebt sich das Gehirn als ein mehr oder weniger intelligentes, höher begabtes zu erkennen, und während das Gewicht des menschlichen Gehirns normal den $^1/_{55}$—$^1/_{60}$ Theil des gesammten Körpergewichtes beträgt, haben Untersuchungen ergeben, daß die Gewichtsverringerung des Gehirns immer im Verhältnisse mit der Abnahme des Verstandes bis zum Wahnsinn steht, und diese Gewichtsabnahme namentlich durch die Verkümmerung der beiden großen Hemisphären des großen Gehirns verursacht wird. Aber auch die chemische Combination der Gehirnmasse spielt eine wesentliche Rolle in der intelligenten Function dieses Organs; denn es ist erkannt worden, daß mit Zunahme des phosphorhaltigen Fettes in der Gehirnsubstanz auch deren geistiges Functionsvermögen sich steigert.

Im Gehirn repräsentirt sich der organische Zustand des ganzen Körpers; es empfängt fortwährend Zuleitungen aus ihm und reagirt darauf. Veränderungen oder dauernde Zustände der Organe können deßhalb auf die Spannung des Gehirns nicht ohne Einfluß bleiben und müssen hier zum Gemeingefühl, Bewußtsein, zum Streben, Triebe, zur Empfindung und Willensäußerung führen. Sämmtliche

Muskelnerven erhalten Ursprung und Thätigkeit von der hinteren Gehirnmasse aus; ein lebhaftes Muskelleben muß deßhalb hier im Centrum ein starkes Streben erregen, Begehren und Wollen. Im Blute repräsentirt sich das Bildungsleben, der Akt der Aneignung fremder, befreundeter Stoffe, des Ausscheidens der verbrauchten, des Abstoßens der feindlichen — im Blute lebt die Tendenz der Wahlverwandtschaft, der Liebe und des Hasses. Es ist wissenschaftlich erkannt, daß das Mittelgehirn das Centralorgan des Bildungslebens ist, daß es meist ohne Bewußtsein davon jeden Augenblick Rapport empfängt und instinktmäßig antwortet. Wo könnte aber das Gemeingefühl und, in höherer Steigerung, das Gemüth, seine Eindrücke und Stimmungen natürlicher erhalten, als hier im Organe der Assimilation und Abstoßung, der Anziehung des Befreundeten, der Abneigung gegen das Feindliche? — Der jedesmalige Zustand des Blutstromes muß hier Röthe und Dunkelheit, Licht und Schatten, Spannung und Erschlaffung bewirken. — In den Lungen wird das Blut vom Sauerstoff der Luft neu belebt, geröthet, erwärmt, zu frischer chemischer Anziehung und Abstoßung erregt, sein schwerfälliger Kohlenstoff, die Schlacke seines Lebensfeuers, wird in Gestalt von Kohlensäure ausgeathmet; entlastet kehrt es zum Herzen zurück; ein kräftiges Athemleben, eine sauerstoffreiche Luft, eine kräftigere und röthere Blutwelle, die durch Gehirn und Körper treibt, alle Nerven der Empfindung umspült, überall zum rascheren Stoffwechsel, zur Anziehung und Abstoßung anregt, kann nicht ohne eine frohe, erleichternde Stimmung des Gemeingefühls, des Gemüthes bleiben; wir sehen den gesunden Athmer, den Wanderer in frischer Gebirgsluft freudig, muthig, kühn, alle Triebe der Lust und Liebe er-

wachen in ihm; eine „heitere Brust" ist ja sprichwörtlich geworden. — Das in der Lunge neubelebte Blut muß aber nach wenig Umläufen selber sterben, um stets frischem Blute Platz zu machen; das ermattete Blutkörperchen, millionenfach an Zahl in einem Tröpfchen, verdunkelt sich in der Belastung mit Kohle, der Asche des Lebensfeuers, es sammelt seine sterbensmüden Elemente in der Leber, löst sich hier auf, um noch einmal als Galle dem Leben und der Neubildung des werdenden Blutes in der Verdauungswerkstatt zu dienen, und dann das Reich seines Lebens zu verlassen. Ist das Blut dauernd mit Kohle belastet, leistet die Lunge keine genügende, erfrischende Belebung, stirbt das Blut massenhaft in der Leber ab, schleppt es sich verdunkelt und träge durch Gehirn und Organe, so wird auch das Gemeingefühl, das Gemüthsleben verdunkelt, der Trieb der Unlust und die Verstimmung erwachen, der Mensch ist düster, muthlos, hypochondrisch, lebenssatt, er fühlt die Feindschaft der Mischung seines Blutes, es regen sich Haß, Zorn, Selbstvernichtungstrieb in seiner Seele. — Zwischen Lungen und Leber schwankt das Blut; zwischen diesen beiden Polen röthet und schwärzt sich das Gemüth des Menschen.

Ich breche meine Betrachtung hier ab; weiter kann und darf die exacte Wissenschaft nicht die Hand bieten zur Deutung der Leidenschaften und deren Organe. Was noch dahinter liegt, ist Naturgeheimniß oder Hypothese; was hier aber nur vorübergehend angedeutet wurde, sind Blicke in Tiefen, die sich zwar in einen unabsehbaren Grund verlieren, aber doch zu weiterem Nachdenken und praktischer Ausforschung führen dürfen.

Die Gemüthsstimmungen des Menschen haben ihren

besonderen äußeren Ausdruck, ihre Physiognomie. Es ist hiermit der Einfluß der Gefühle und Leidenschaften auf den Körper constatirt. Schon im Thierauge derjenigen höheren Gattungen, die einen Blick haben, kann man, auch ohne sonstige Geberden, die Art der Begierde, des jedesmaligen Zustandes der Lust oder Unlust erkennen; der Blick ist freundlich, drohend, liebkosend, flehend, hämisch, falsch oder treu. Gesicht und Körper prägen beim Menschen die Gemüthsstimmungen in einem höheren Grade aus und die Leidenschaften graben ihre bezeichnenden Linien oft tief und unverkennbar in die Züge des Antlitzes und leuchten oder glimmen im Auge, für den Kenner der verrätherische Spiegel der tiefsten Zustände des Herzens. — Abgesehen von der Schädel- und Kopfbildung, die durch Vorwalten der einen oder anderen Gehirnmasse und der darin theils erkannten, theils gesuchten Organe, der Physiognomie des Kopfes und Gesichtes einen gewissen formellen Ausdruck geben muß, indem die Dimensionen und gegenseitigen Verhältnisse des Vorder-, Mittel- oder Hinterhauptes den mehr intellectuellen oder mehr thierischen Charakter ausprägen, rede ich hier nur von demjenigen physiognomischen Ausdrucke, den die momentanen oder dauernd vorwaltenden Gemüthsbewegungen und Leidenschaften namentlich in der Miene veranlassen.

Dieses Mienen- und Geberdenspiel geschieht augenfällig nicht durch bestimmten Willenseinfluß und Entschluß, obgleich die willkürlichen Muskeln vorzugsweise dabei bethätigt sind; man könnte sich das sehr leicht erklären, wenn man für jede Gemüthsbewegung einen lokalen Sitz im Gehirn als erwiesen betrachten dürfte, da alsdann dieser Theil seine Reizung auf die vom Gehirn auslaufenden willkürlichen Muskelnerven übertragen würde. Die exacte Wissen-

schaft erlaubt aber solche Erklärungsweise nicht unbedingt. Die Nerven der Augenmuskeln kommen aus dem Mittelgehirn, und wenn man dieses mit mehr als Wahrscheinlichkeit als den Sitz des Gemüthes ansehen darf, so erklärte sich allerdings leicht, wie der Blick den jedesmaligen Seelenzustand verrathen könne. Nun aber dient der Blick auch dem Willen ohne Gemüthseinfluß, und derjenige Nerv, welcher, weil er die Gesichtsmuskeln vorzugsweise bewegt, als eigentlich physiognomischer Nerv bezeichnet worden ist, der Nervus facialis, entspringt nicht im Mittelgehirn, spielt aber bei jeder Gemüthsbewegung eine mimische Hauptrolle und ist dabei durchaus nicht ausschließlich bei dem Gesichtsausdrucke der Leidenschaften thätig; es nehmen auch die Muskeln des Rumpfes und der Gliedmaßen Antheil daran, ohne daß der Liebende oder Zornige es durch Willensentschluß thut, wenn er die Arme ausbreitet oder die drohende Faust erhebt, oder wenn der Zweifelnde und Mißtrauische die Achseln zuckt. Wie Vorstellungen und Gemüthsbewegungen dieses oder jenes Geberdenspiel hervorbringen, vermag ich, wenn auch zuweilen Nachahmung, die durch Wiederholung willenlos wird, mithelfen mag, nicht zu erklären, gestatte mir aber, über diesen Gegenstand einige Betrachtungen einzuschalten.

Es ist Thatsache, daß die Gefühle nicht nur Einfluß auf die übrigen Seelenvermögen haben, wie ich dies noch weiter ausführen werde, sondern auch die körperlichen Kräfte in Erregung und Thätigkeit versetzen; denn obgleich die Gefühle mehr den Charakter des leidenden Zustandes in sich tragen, als die activeren Leidenschaften, so sind sie doch ebenfalls mit einer Thätigkeit verbunden, indem sie eben durch die seelische Gegenwirkung auf den Gegenstand, welcher

das Gemüthsleben afficirt, zum Gefühle werden. Seele und Leib theilen, vermöge der innigsten Gemeinschaft, ihre Zustände und Veränderungen und stehen in steter Wechselwirkung zu einander; jedes Gefühl, welches unsere innere Gemüthswelt in Bewegung setzt, ruft auch die körperlichen Kräfte auf; es kann ein Gefühl mit einem Streben verbunden sein, zu dessen Ausführung körperliche Thätigkeiten erforderlich sind, es kann dieselben wecken und munter erhalten, wie die freudigen Affecte uns so wohlthuend beweisen, während andere Gefühle die Körperkräfte abspannen und erschlaffen, besonders sobald mit dem Gefühle eine entsprechende, wenn auch nur dunkle Vorstellung der Unthätigkeit verbunden ist. So erregt das dauernde Gefühl der phlegmatischen Ruhe und Sicherheit auch die Vorstellung, daß eine Kraftanstrengung nicht nöthig sei, und es geräth der Körper in Schlaffheit, Passivität und Trägheit; oder es erregt das Gefühl der Furcht die Vorstellung der Unzulänglichkeit unserer Widerstandskraft und lähmt unsere körperliche Energie, was in dem plötzlichen Gefühle des Schrecks bekanntlich bis zur wirklichen Lähmung und selbst völligen Ertödtung der Lebenskraft gesteigert zu werden vermag; so lähmt der stille Gram allmählig die Spannkraft und Thätigkeit des Körpers, der Volksmund sagt richtig: „Der Gram nagt am Leben"! — (Wir erfahren den belebenden oder niederschlagenden Einfluß eines heftigen Gefühls auch auf andere Seelenkräfte sehr häufig, indem Furcht und Schreck die wildesten Leidenschaften einstweilen zum Schweigen bringen; „was sonst grausam war, wurde vor Schreck mild" — sagt Gloster im König Lear.)

Zwischen den Gefühlen und denjenigen Zuständen und Veränderungen, welche sie im Körper hervorrufen, läßt sich

eine gewisse Analogie erkennen; es haben die Gefühle einen bestimmten natürlichen Ausdruck in der körperlichen Erscheinung. Ein leidendes Gemüth, dessen Seelennacht durch den zunehmenden Schimmer der Hoffnung aufdämmert, klärt auch allmählig den Blick und die Erscheinung des Menschen auf; stille Trauer und einwurzelnder Gram verdüstern mit der Seelenwelt auch die Leiblichkeit des Menschen; heftige Gemüthszustände und wilde Leidenschaften vereinigen sich nie mit körperlicher Ruhe und es ist die horizontale Lage, also diejenige, in welcher der Körper den höchsten Grad der Ruhe einnimmt, in diesen erregten Gemüthszuständen ebenso unerträglich, als auch unnatürlich. — Einen auffälligen Einfluß übt das Gefühl auf die Sprache, indem es deren Ton, Ausdrucksweise und Rhythmus unwillkürlich modificirt; schon aus diesen Veränderungen vermag man auf den Gefühlszustand eines Menschen zu schließen, den wir nicht sehen und nur reden hören; selbst in der Wahl der Worte ist hier das Gefühlsleben erkennbar. Die Sprache dient nicht nur zum Ausdrucke unserer Gedanken, sondern auch unserer Seelenzustände und letztere erhöhen oder vermindern, je nach ihrer Art, die Kraft der Rede; niemals wird das zärtliche Gefühl der Liebe laut, stürmisch, declamatorisch, nie der Zorn mit leiser, sanfter, schleppender Langsamkeit reden; je gesellig ungebildeter, natürlicher der Mensch ist, desto weniger wird er die Kunst verstehen, seine wahren Gefühlszustände in dem Ausdrucke der Sprache zu verbergen; aber es wird auch der Wortlaut umsomehr das Gefühl, als den Gedanken aussprechen, je klarer, entschiedener und heftiger das Gefühl in die Sprache überfließt. So läßt Shakespeare die Desdemona dem eifersüchtigen Gemahl sagen: „Ich verstehe nur den Grimm in deinen Worten,

nicht die Worte selbst!" — Ton und Bewegung der Stimme, auch *ohne* Ausdruck oder Verständniß der Worte, drücken die Gefühle des Menschen aus, selbst gegen dessen Willen, wo er sie durch verstellte Worte verleugnen möchte, wo er „nicht von Herzen" spricht. —

Die *Geberde* ist der natürliche Ausdruck von Seelenzuständen, somit auch der Gefühle, und das Geberdenspiel ist der natürliche Begleiter der Rede, um die den Worten und Gedanken des Sprechenden zu Grunde liegenden Gefühle gewissermaßen *sichtbar* zu machen und das Wort zu verstärken. Psychologisch richtig fordert zum Beispiel der eifersüchtige Othello von seiner Gemahlin, daß sie ihre Augen zeigen und ihm in's Gesicht sehen soll, um, wie er glaubt, das Schuldgefühl in Blick und Miene ausgedrückt und verrathen zu finden. Selbst wo der Mensch in der Rede sich zu *verstellen* bemüht, offenbart die Geberde oft unfreiwillig das wahre Gefühl.

Heftiger und bestimmter noch als die Gefühle geben sich die Leidenschaften in Ton und Bewegung der Stimme, in Geberde und Körpererscheinung überhaupt kund, denn jede Leidenschaft ist eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Thätigkeit des sinnlichen Begehrungsvermögens, setzt deßhalb alle Kräfte in Bewegung, welche zur Erreichung desselben mitwirken, namentlich die körperlichen, und diese insbesondere, wenn die Leidenschaft ihre Befriedigung erlangen soll. Die Leidenschaft erhöht das *Kraftgefühl* des Körpers, welches nun, im Triebe und Dienste der Seelenerregung, in Activität tritt, und hier zu Kraftäußerungen fähig wird, welche zu anderer Zeit, wo die Leidenschaft schweigt, unausführbar sind. Ich erinnere, als alltägliches Beispiel, die leidenschaftliche Tänzerin an die anstrengenden

Bewegungen des stürmischen Tanzes, von denen schon die Hälfte sie völlig erschöpfen würde, wenn sie dieselben für eine körperliche Arbeit oder Fußreise aufwenden sollte! So ließen sich kranke Feldherren in einer Sänfte auf das Schlachtfeld bringen und stürzten sich, als sie ihr Heer weichen sahen, als Helden in das Kampfgewühl, Schwäche und Krankheit vergessend, aber nach dem Siege, nach der Befriedigung ihrer leidenschaftlichen Ehrbegierde, erschöpft zusammenbrechend. — So vermag auch die Leidenschaft während ihrer Dauer die niederschlagende, abspannende Wirkung eines Gefühls auf Seele und Körper zu überwinden und eine ungewöhnliche Kraftentfaltung zu verursachen, der freilich dann die um so tiefere Erschlaffung folgt." —

Die Einflüsse der Gefühle und Leidenschaften auf die leibliche Erscheinung des Menschen, namentlich derjenigen Seelenvermögen, welche dauernd oder vorherrschend die Seele erfüllen und bestimmen, hat man zur Grundlage einer Lehre gemacht, der Physiognomik, welche aus der äußeren Erscheinung des Menschen auf sein Inneres zu schließen, besonders aber aus den beharrlichen Zügen des Gesichts und den Formen des Körpers überhaupt die Seele in ihrer Eigenthümlichkeit zu entziffern sucht; besonders machte sich Lavater um diese Lehre verdient, welche er mit feinem Sinn ausbildete.

Beobachten wir die Gesichter der Menschen, dann finden wir, außer der Verschiedenheit des Knochenbaues, der auch die Lage und Form der Muskeln bedingt, auch gewisse vorherrschende Linien und Furchen, die in die äußere Haut gezeichnet sind, und dem Gesichte, im Vereine mit Blick und Bewegung, die eigentliche Miene geben. Es sind die feineren und individuelleren Züge der Porträtähnlichkeit, die der

Maler auffassen und die er kennen muß, wenn er aus der Phantasie menschliche Gemüthszustände darstellen will. Die Maler Le Brun und Preißler haben schon im vorigen Jahrhundert gewisse allgemeine Ausdrücke für die Leidenschaften angegeben, aber sie sind doch nur sehr einseitige und mangelhafte Schablonen für die lebendige Mannichfaltigkeit des Gesichtsausdrucks in den Gemüthszuständen der verschiedenen Menschen, je nach Temperament, Charakter und leiblicher Bildung. Es giebt Gesichter, die in den heftigsten Leidenschaften sich sehr wenig verändern und verziehen, ja oft um so ruhiger erscheinen, je mehr das Gemüth stürmt, und wo nur die Augen in ihrem Seelenspiegel des Blickes die innere Revolution verrathen. Nicht immer kündigen die Leidenschaften sich so ausgeprägt mimisch an, wie die berühmten Hogarth'schen Bilder sie zeichnen und Lichtenberg sie zu deuten verstand; nicht immer entsprechen Lavaters physiognomische Zeichnungen der Wirklichkeit; — auch in den leichteren und zarteren Zügen liegt eine verrätherische Sprache, die man oft in ihren Schriftzügen nicht entziffern kann, aber doch summarisch, ich möchte sagen instinktmäßig, versteht. Diese Merkmale empfinden nicht nur schon Kinder, sondern sogar auch Thiere; es ist schon bemerkt worden, daß Hunde es gleich einem sich durchaus passiv verhaltenden, fremden Menschen ansehen, ob er ein Freund oder Feind ist, ob er in guter oder böser Absicht kommt, trotz der Verschiedenheit der Physiognomie; diesen Fremdling wedeln und blicken sie freundlich, jenen, der sich ebenso verhält, bellen und knurren sie an, um ihn zum Kampfe herauszufordern.

Die Physiognomik konnte nur dann einen reellen Boden behaupten, als es bestätigt wurde, daß, wenn eine Leiden-

schaft das Gemüth eines Menschen oft beherrscht und zur Gewohnheit wird, auch Veränderungen am Körper dadurch hervorgerufen werden, durch die jene Leidenschaft sich ausdrückt, und daß diese Veränderungen allmählig habituell zu stehenden, beharrenden Zügen werden. — Eben diese Stetigkeit der Züge, womit sich die Physiognomik beschäftigt, unterscheidet sie von der Mimik, welche aus vorübergehenden Zügen und Geberden den inneren Menschen darstellen, gewissermaßen sichtbar machen will. — Forscht man in den Gesichtern näher nach den physiognomischen Zügen der Gemüthszustände, so erkennt man, daß selten eine Leidenschaft in Bewegung gerathen ist, sondern sich fast immer andere Begierden damit vergesellschaftet haben, um sie zu unterstützen oder zu mäßigen, und daß die Mischung dieser Züge dem Gesichte den eigenthümlichen, oft veränderlichen Ausdruck verleiht. Ein Trunkenbold zum Beispiel ist heute fröhlich, muthig, trunklustig, wollüstig, morgen traurig, furchtsam und niedergeschlagen. Einschüchterung durch den Anblick des Elendes eines anderen Säufers, Selbstmahnung, Gewissensnoth und Vorwurf, Thränen des Weibes und der Kinder können ihn durch wirklichen Anblick oder Erinnerung kleinlaut gemacht haben, seine Physiognomie ist traurig, dennoch aber trinkt er fort, ohne die gestrige Fröhlichkeit. Der Dieb und Betrüger sieht nicht allein schlau und gierig, sondern auch vorsichtig und furchtsam aus; Gefängniß, Zuchthaus und Galgen sind dunkle Vorstellungen im Hintergrunde seiner Seele und die Furcht schleicht hinter der Begier, die ihm Lust verheißt, her; sie äußert sich auch dann in seinem Benehmen, wenn er sich sicher glaubt.

Suchen wir einmal die Physiognomie einiger der her-

vorstechendsten Seelenzustände, Leidenschaften und Gemüthsbewegungen auf.

Das Verlangen, dieses natürliche Bewegungsprincip der Seele, spiegelt sich in seiner Steigerung zu einem unverkennbaren Gesichtsausdrucke, besonders wenn es den ausgeprägteren Charakter einer Leidenschaft annimmt und derselben als Triebkraft dient. Das Verlangen kann, je nach seiner Richtung und Gesellschaft mit anderen Neigungen, ein gutes oder böses sein und danach dem Gesichte einen bestimmten Charakter geben. Das Verlangen nach einer edlen, höheren Sache wird ein geschickter Maler der Seele ganz anders darstellen, als das Verlangen nach einer gemeinen, irdischen; das Gesicht der heiligen Theresia würde nie wahr sein, wenn der Maler ihr das der Helena des Zeuxis geben wollte, obgleich beide das Verlangen ausdrücken. Der Blick ist das wahre Spiegelbild des Verlangens; oft ist er fest und schmachtend auf den sichtbaren Gegenstand geheftet, und er saugt Befriedigung im Anblicke ein; er tritt mit dem Auge heraus, Freude malt sich in den Zügen des Gesichtes, der Mund öffnet sich unwillkürlich, die Wange röthet oder spannt sich. Oft ist der Verlangende im Anblicke des Gegenstandes der Phantasie versunken, das Auge vertieft sich, ein weicher Schleier des Traumlebens wirft Dämmerung in den oft finster werdenden Blick, es geräth das Gesicht in Ermattung, die Vorstellung des Unerreichbaren erregt Niedergeschlagenheit, Wehmuth, feuchten Glanz des starrenden oder suchenden Blickes. Das frohe sinnliche Verlangen macht Blick und Miene unruhig, ungeduldig, lebhaft, unstät und leuchtend, das regere Herz treibt das Blut in die heißeren Züge, die Linien der Ruhe, die sonst dem Antlitze eigen sind, verwischen sich, die Muskeln

heben sich mit der Haut, als wollten sie dem Blicke folgen.

Unverkennbar ist die Freude. Das Auge glänzt, die Muskeln des Gesichts sind gewölbter, der Augapfel bewegt sich, das Athmen ist beschleunigt, die Stirn ist glätter und dadurch heller, das obere Augenlid höher gehoben, der ganze Körper zu Bewegungen geneigt und elastisch im Gefühle der Leichtigkeit, als wäre die Schwerkraft des Körpers vom Auffluge der Seele in einem fühlbaren Gleichgewichte gehalten; das Gesicht lächelt. — Hier spielt der Gesichtsnerv seine eigenthümliche physiognomische Rolle, der Mund verändert sich, seine Winkel ziehen sich seitwärts auseinander in die Höhe und mehr in die Tiefe, die Backenmuskeln heben und wölben sich, die Haut faltet sich um die Mundwinkel; die Lippen bleiben bei der wehmüthigen oder ernsteren Freude geschlossen, bei der heiteren, sinnlicheren Freude hebt sich die Oberlippe und entblößt etwas die Zähne, die Nasenlöcher erweitern sich, das Aufsteigen der Wangen verkleinert die Augenhöhlen, die Brauen heben sich oder neigen sich in der Gegend der Nasenwurzel; im höchsten Grade sinnlicher Freude steigert sich das Lächeln zum Lachen, der Mund öffnet sich weit, der wollüstige Krampf des Zwerchfells tritt ein, die Kehlkopfmuskeln gerathen in stoßweise Action, der Lachton bricht hervor, die Augen sondern mehr Thränen ab und glänzen feucht; die Augenbrauen heben sich in ihrer Bogenmitte. Im höchsten Grade der edlen, übersinnlichen, das Seelenglück offenbarenden Freude ist das laute Lachen unmöglich, es seufzt oder stöhnt nur die Brust, die Thräne entquillt dem Auge, die Freude weint.

Das Lächeln in der unedelsten Form ist das Grinsen; es ist nicht Ausdruck der wahren Freude, sondern nur des

Lustgefühls gemeiner Begierden des Neides, der Schadenfreude, der Schlauheit, der Befriedigung thierischer Wollust. Der ganze Ausdruck des Grinsens ist widerwärtig, thierisch und gemein; wo wir es als Gewohnheit finden, schöpfen wir mit vollem Rechte Verdacht gegen die edlere Natur des Menschen; da wo die wahre Freude nicht mehr möglich ist, da grinset die gemeine Lust der befriedigten Begierde und Leidenschaft. —

Wie anders als die Freude *weint* die Traurigkeit, der Schmerz. Die Augenbrauen ziehen sich in der Mitte der Stirn herab, die Augenlider drängen sich zusammen, die Thränen fließen heraus, der Blick ist verschleiert, oft ohne Leben, oft starr, meist auf nichts Bestimmtes gerichtet; er sieht eigentlich nichts, das ihn anhält; die Nasenlöcher erweitern sich, die Muskeln des Gesichts und die Blutadern treten straffer hervor, der halbgeöffnete Mund zieht sich in den Winkeln hernieder und faltet die Backenhaut, die Unterlippe drängt vor, kehrt ihren Rand mehr nach Außen und im höheren Grade entsteht ein krampfhaftes, kurzes, tönendes Einathmen mit einem schluchzenden oder singenden Ausathmen. Das Gesicht röthet sich und schwillt, namentlich um die Augen, die Nasenflügel und auf den Wangen. Der heftigste Schmerz, namentlich mit der Krampferscheinung des Schrecks verbunden, ist ohne Weinen; erst wenn die Heftigkeit der Erschütterung des Nervensystems vorüber ist, tritt die erleichternde Thräne ein. Das Weinen ist nicht immer Zeichen des Grades der Traurigkeit und des Schmerzes, sondern hängt von der Disposition des Gemüthes ab. Kinder weinen bei jedem Gefühl der Unlust, Weiber leichter als Männer, Wollüstlinge leichter als Menschen von gemäßigten Trieben; wo der Melancholiker oder

Sanguiniker weint, bleibt der Choleriker oder Phlegmatiker trocknen Auges. Doch scheint das Weinen eine ausschließliche Begabung der Menschheit zu sein, denn es ist nicht erwiesen, daß Thiere weinen können. — Das Weinen der zu Verstande gekommenen Menschen soll immer eine vernünftige Ursache haben; Kinder und Weiber haben sie nicht, wenn sie Thränen über Alles vergießen, was ihnen momentan Unlust erregt. Vernünftig ist es nur insofern bei Kindern, als es natürlich ist und sie noch keine Einsicht in die moralische Welt und kein anderes Zeichen für ihre Unlust haben. Deßhalb bestraft die Erziehung das unvernünftige Weinen erwachsener Kinder, und der Verständige nennt ein Weib kindisch, wenn es seine Unlust durch Thränen kund giebt. Ob aber auch Heraklit, der stets geweint haben soll, weil er sich, wie Lucian berichtet, das menschliche Elend und die große Unwissenheit der Menschen lebhaft vorgestellt, vernünftig geweint habe, lasse ich unentschieden. Die Stoiker hielten das Weinen bei einem weisen Manne für unanständig, und es schämen sich auch gegenwärtig noch manche moderne Stoiker des Gefühls, wenn auch nicht der Sitte, ihrer Thränen da, wo sie ihnen einen schönen, menschlichen Ausdruck geben würden und man sie mit Vertrauen und Liebe vergelten könnte.

Die Liebe ist ein physiognomischer Proteus, denn in ihr wechseln die verschiedensten Regungen, bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt. Von der Freude hat die Liebe die Wangenröthe, den Glanz der Augen, den vollen Pulsschlag; die Vorstellung der höchsten sinnlichen und übersinnlichen Lust erregt das Gefühl eines ganz neuen Lebens; die besorgende Vorstellung, daß der geliebte Gegenstand dem Herzen entrissen werden könne, erregt die ent-

gegengesetzten Gefühle der Betrübniß, Niedergeschlagenheit, des ängstlichen Erwartens mit ihren physiognomischen Erscheinungen des Gesichtes, die immer mit schnellem, ungleichen Pulse und Herzklopfen begleitet sind. Das Streben, den geliebten Gegenstand zu fesseln, ganz in sich aufzunehmen, spricht sich vorzugsweise in der Stellung der Augen aus, die einen saugenden Ausdruck erhalten; das Haupt bewegt sich dabei nach vorn, dem Blicke folgend, die Lippen werden sanft zurückgezogen.

Die Bewegungen der Augen sind übrigens so mannichfaltig, daß sie jedes Ausdrucks fähig sind, je nachdem die Liebe die ganze Scala der Gefühle durchläuft, denn sie schwebt in glücklichem Rausche zwischen Freude und Schmerz, in ihr ziehen die Wolken der Verdüsterung herauf und vorüber, in ihr wetterleuchten die Leidenschaften. Das Verlangen treibt die Augen hervor, das Vergnügen macht sie in ihren Bewegungen hüpfend, die Traurigkeit schlägt sie nieder, Furcht zieht sie zurück und macht sie unruhig lauschend; Hochachtung giebt ihnen eine sanfte Ruhe, Freude verleiht ihnen Glanz und Helligkeit, Liebesangst und Eifersucht eine flammende Gluth. — Man hat die sogenannten „verliebten Augen" zu malen und physiognomisch zu definiren gesucht; man fand ihren Charakter in einem lebhaften, muntern Blicke, der mit schneller Abwechselung bald rechts, bald links geworfen wird; Aristoteles nennt die liebelustigen Augen μαργος, was man lateinisch in insanus übersetzt hat, aber doch eigentlich zerstreute Augen bedeutet, die sich in beständiger Bewegung befinden, während der Liebeslust besonders der schmachtende Blick eigen ist. — Viele Maler drücken den Liebesblick durch einen mehr nach Oben gehobenen Augapfel aus, der sich halb hinter den Lidern

verbirgt, doch ist dies mehr ein hinsterbender Blick, der eine Liebesermattung, ein Schmachten bis zum süßen Schmerze verräth. Richtiger wol drückten die alten römischen Künstler das Auge der Liebe in dem Charakter aus, den sie mit dem Worte paetos bezeichneten und der Venus beilegten; es sind lächelnde Augen, die ihre Blicke verstohlen schießen lassen und wobei die Lider halb geschlossen sind; in ihnen drückt sich das Begehren der Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande aus, es leuchtet die Vorstellung des Vergnügens mit der Sehnsucht gleichzeitig aus dem Blicke.

Die Stirn ist in der Liebe immer glatt, hell, heiter, man könnte sie lächelnd nennen; sie erscheint offener, ausgedehnter, wie es im Gefühl des Geschmeicheltseins der Fall ist, denn die Liebe schmeichelt auch Dem, welcher liebt, sie glättet und ebnet die Stirn, und schon bei Thieren kann man beobachten, wie sie, wenn sie von schmeichelnder Hand berührt werden, eine gleiche Erscheinung darbieten; der Hund, welcher geliebkost wird, macht seine Stirn glatt, die schnäbelnde Taube drückt ihre Federn dicht an den Kopf, der dadurch glänzender erscheint.

So lebhaft die Liebe durch den Blick spricht, so stumm ist sie in Lauten; Lippen und Zunge werden trockner, die Worte stammeln, die Seele redet nur durch unartikulirte Töne; eine geschwätzige Liebe ist eine falsche, oberflächliche, nur die Maske der Wollust und Verführung; heftige Bewegungen des Gemüthes verschmähen überhaupt das Wort, und reden durch Geberden. — In der Liebe wohnen zugleich mit den Gefühlen des Glücks und der Seelenerweiterung die süße Furchtsamkeit, die Demuth und Unterwürfigkeit; sie werfen ihre gemilderten Züge auch in das Antlitz und geben dem Munde und Auge die unaussprech-

lichen Nüancen, die, weil sie immer harmonisch bleiben, das Gesicht der Liebe niemals unschön werden lassen.

Wollte man die Physiognomie der Liebe mehr oder weniger mit den Zügen der Wollust schattirt malen, so müßte man alle Leidenschaften darstellen; der Proteus des Herzens ist jeglichen Ausdruckes derselben fähig; wollen wir uns aber ein allegorisches Bild der Liebe malen, so denken wir uns einen blühenden Jüngling, das Sinnbild des Lebensfrühlings, das Haupt mit der Rose und Myrte geschmückt, vor einem Herzen knieend, das ein blühender Rosenbusch umgiebt; Rosen und Dornen, Freude und Schmerz. Der Jüngling windet einen Kranz frischer Blumen um das Herz, denn die Liebe findet ihr höchstes Wohlgefallen daran, den geliebten Gegenstand zu verschönern. —

Der Haß ist eine schweigsame Frau in schwarzem Gewande und mit Stacheln besetztem Mieder; sie trägt einen, von einer Natter umwundenen Helm, ihr Blick ist wild; sie ist beschäftigt, ein Herz in einem Becken mit Galle zu begießen; ihr Attribut ist ein Schild, mit Schilfrohr und Farrenkraut nebeneinander bemalt, zwei Pflanzen, welche in der Natur niemals beisammen stehen und sich gegenseitig ausschließen. So hat einst ein alter Maler allegorisch diese finstere Leidenschaft gezeichnet. Der Haß kommt stets mit anderen Leidenschaften gemischt vor, denn er treibt zur Rache, zum Argwohn, Zorn und Neid; er macht das schönste Gesicht widerwärtig und verwischt alle sanfteren und helleren Züge aus demselben. Eine gehässige Seele giebt dem Angesichte einen bleibenden Typus, in welchem die Linien der aus Haß entspringenden Leidenschaften wie Schattenstriche gezeichnet liegen, jeden Augenblick drohend, sich zu heben und zu bewegen und die Miene allein zu beherrschen. Die

Stirn ist mit Furchen bedeckt, die gegen die Nasenwurzel hin in senkrechten und gebogenen Linien zusammenlaufen; die Augenbrauen sind gegen die Nase hin niedergezogen; das Auge blickt mit lauerndem, düsteren, kalten Glanze am Liebsten seitwärts und seine Bewegungen sind zuckend, drohend oder heimlich. Der Mund ist in seinen Winkeln gesenkt, eingezogen, der finsteren Linie sich anschließend, die von den Nasenflügeln beiderseits wie ein dämonisches Schattenzeichen in unschöner geringer Bogenkrümmung herabläuft; die Unterlippe drängt hervor und nach oben und hebt damit die Oberlippe in ihrem mittleren Theile. Die Rache ist diesem Gesichte nicht fremd; die Augen funkeln nur heftiger, die Furchen des Hasses vertiefen sich, der Mund schließt sich fester, oder öffnet sich seitwärts, oft einseitig bis zur Entblößung der Zähne; die Schadenfreude des Hasses, wohl zu unterscheiden von der des Muthwillens, beginnt ihr widerliches Grinsen. Hesiod nennt die Rache eine Tochter des Oceans und der Nacht, ja, ebenso unheimlich und gefahrdrohend, wie in finsterer Nacht auf dem geheimnißvoll wogenden und unsicheren Meere, wird uns beim Anblicke dieses Gesichtes. Die alten Dichter haben ein Gleiches empfunden, als sie ihrer allegorischen Figur der Rache eine bleiche Farbe, funkelnde Augen und eine unruhige Haltung gaben, gepanzert und auf dem Helme eine nach vorwärts wehende Flamme, das Streben der lodernden Leidenschaft; in der Hand einen Dolch, den das finstere Auge betrachtet, während die Zähne, im Gefühl der Ungeduld zur That und der eigenen Qual, auf den Finger der Hand beißen und der Pfeil in der Brust das Gefühl der steten Verwundung und die schmerzhafte Mahnung dauernd empfundener, meist selbstverschuldeter Kränkung andeutet. Der Argwohn hat

gewöhnlich neben dem Neide seine Linien in das Gesicht des Gehässigen eingegraben; der argwöhnische und neidische Blick läßt sich leichter durch das Gefühl erkennen und beschreiben; wer ihn auch zum ersten Male sieht, zweifelt nicht an seiner Bedeutung. Die alten allegorischen Dichter versinnlichten den Argwohn als einen Mann, der auf dem Helme den Hahn, das Symbol der Wachsamkeit trägt, mit unruhigem Blicke sich in Vertheidigungszustand setzt und hinter einem großen Schilde birgt, auf dem ein springender Tiger abgebildet ist. Der Tiger ist, wie Aristoteles sagt, so argwöhnisch, daß ihn selbst die harmonischen Töne der Musik zur Behutsamkeit reizen. Widerwärtiger dachten sich die Alten den Neid, diesen selbst- und menschenquälenden Dämon, als ein altes, weibliches Gespenst mit Schlangenhaaren, magerem Gesichte, scheelem Blicke, eingefallenen Augen, hängenden Brüsten, gelber Haut, Schlangen in der Hand und eine im Arm, die an der welken Brust nagt. Paßt diese Allegorie nicht genau auf die Physiognomie des Neidischen, der in Mißgunst sich selbst quält, abzehrt, überall seine stechenden, lauernden Blicke hinsendet, wo er etwas gewahrt, was er selbst nicht hat, oder falls er es besitzt, allein haben will? Jedes neidische Gesicht ist mager, verzerrt, von gelblicher Färbung, von Falten verdüstert, mit eingekniffenem oder grinsendem Munde und unruhig suchendem Auge, das oft die Gier erhitzt und röthet.

Sehen wir jenes andere allegorische Bild eines alten Dichters einmal näher an; ein unruhiges Weib, mit horchender Miene, das Ohr nach einer Seite, den Blick nach der entgegengesetzten geheftet; das Gewand mit Augen und Ohren bemalt, einen Dornenstrauch in der Hand und ihn fest an sich drückend; den Hahn als Begleiter. Sehen wir

zum Verständniß dieses Bildes in das Leben; — wir treffen einen Menschen, der mit lauschenden Ohren und Augen seine Aufmerksamkeit auf einen Anderen richtet, etwa auf ein Weib, das mit einem Manne scherzt oder unbefangene Blicke wechselt. Das Spähen des Menschen, den wir beobachten, wird stärker, heimlicher, unruhiger, die Augenbrauen runzeln sich, die Stirn legt sich in Falten, das Auge funkelt und versteckt sich halb unter die niedergedrückten Brauen, die Bewegungen des Auges sind schnell und hitzig, das Weiße des Augapfels roth angeflogen, feucht glänzend, vom Blute injicirt; die Lider erscheinen gleichfalls erhitzt und voller, der geschlossene Mund verräth, daß sich die Zähne aufeinander gestemmt haben, die Unterlippe drängt hervor und legt sich über den Rand der oberen, die Kiefermuskeln der Wangen erscheinen eingefallen, die Lippen bleich oder bläulich, das Gesicht ist ungleich gefärbt, theilweise feurig, theilweise farblos oder gelblich. Erkennen wir ihn nicht als den Eifersüchtigen, der, wie in der Allegorie, den Dornenstrauch, den er doch von sich werfen könnte, freiwillig an sich drückt, der Auge und Ohr überall hat, und Alles sieht und hört, was seiner Vorstellung entspricht und ihn quält, der Schlangen in der Hand und eine nach dem eigenen Herzen züngelnde an der klopfenden Brust trägt? —

Die Neugierde horcht auch nach Allem; auch ihr gaben die alten allegorischen Dichter ein mit Augen und Ohren bemaltes Gewand, aber es ist ein Weib ohne Dornen und Schlangen, das an den Fingern abzählt, was es hört und sieht. Bei den alten Aegyptern war der Frosch das Symbol der Neugierde, vielleicht weil ihm Augen und Ohren immer weit offen stehen. — Das Gesicht des Neugierigen ist der Ausdruck der höheren Steigerung des Verlangens,

verbunden mit der Spannung der empfangenden Organe; der geweitete Blick sucht aufmerksam, der Mund öffnet sich, als wollte die Zunge in ihrem Geschmackssinne mit Auge und Ohr concurriren, die größere Straffheit der Muskeln, namentlich der Ohrmuschelmuskeln, giebt der Physiognomie den Ausdruck des Lauschens. Das Verlangen ist hier besonders darauf gerichtet, viel zu empfangen und darum haben alle Sinnesorgane sich geöffnet, die Augenbrauen sich gehoben, die Linien des Gesichts, namentlich der Stirn, sich mehr nach Oben gedrängt.

Sehen wir dort in ein anderes Gesicht; seine Züge sind scharf, wenig beweglich, tief eingeschnitten; der eingefallene Mund, meist mit eingekniffenen Lippen und zu einem unangenehmen Lächeln der Selbstbefriedigung in den Winkeln gehoben, zieht sich hinter das Profil der Nase und des Kinns zurück, das Auge ist gewöhnlich kalt stierend, leuchtet aber zuweilen mit metallischem Glanze in behütender, gieriger Unruhe auf; die Brauenbögen sind, namentlich in der Nasengegend, hoch gezogen, und schweifen gegen die Schläfen hin in unschöner Linie aus; die Stirnrunzeln bilden von der Nasenwurzel aus gegen die Schläfen zu mit den Brauen Parallellinien, oder schweifen hier höher aus; von dem inneren Augenwinkel läuft eine mehr oder weniger ausgeprägte Linie der Nase entlang und die Furchen vom inneren Augenwinkel wie vom Nasenflügel krümmen sich weit über die Backen. Vergleichen wir damit die Allegorie eines alten Dichters, der ein blasses, hageres Weib zeichnete, mit bloßem Haupte, wirrem fliegenden Haar, in Lumpen gehüllt, eine goldene Kette um die Hüften, einen Beutel behütend in den Händen, einen mageren, ausgehungerten Wolf neben sich. Auch wenn der Beutel nicht die griechische Inschrift Plutos trüge, wür-

den wir das Bild des Geizes mit seinem Attribute der Gefräßigkeit und Raubgier in diesem Weibe erkennen, das seine goldene Kette in Lumpen trägt, um anzudeuten, daß der Besitz des Goldes sie so vollständig unterjocht, sich selbst das Nöthigste zu entziehen. —

Doch ich darf nicht in der Physiognomik der Leidenschaften zu speciell malen; die Unzulänglichkeit der charakterisirenden Züge im Menschengesichte hat Lavater bereits auf willkürliche Portraitirung und mich hier schon in die Allegorie geführt. So verschieden die Menschengesichter sind, so mannichfaltig die Mischung ihrer Leidenschaften, so zahlreich sind auch die physiognomischen Typen ihres jedesmaligen Ausdrucks. Die Wissenschaft findet hier nur zu früh ihre Grenze und überläßt eine weitere Ausführung der Zeichnung dem Griffel der Phantasie. Wir begegnen täglich im Menschenverkehre Gesichtern, die uns auf den ersten Anblick nicht länger zweifelhaft lassen, daß sie einem Ehrsüchtigen, Stolzen, Geizigen, Gehässigen, Neugierigen, Neidischen, Argwöhnischen, Jähzornigen angehören, ohne uns Rechenschaft darüber geben zu können, worin dieser Ausdruck speciell gezeichnet ist; es wirkt das nicht analysirte Ganze auf uns, die lebendige Bewegung der Theile zum Ganzen, wir fühlen instinktmäßig und es erwacht, unerklärt und ohne Reflexion, Zuneigung oder Abneigung, Vertrauen oder Furcht in uns. Jener Dichter, der da irgendwo sagt: „Dieser Mensch hat ein Gesicht zum Ohrfeigen" fühlte instinktmäßig das ihm Feindliche der Physiognomie heraus, ohne sagen zu können, welches die Züge waren, die ihm Unlust erregten.

Eigentlich sind es nur die heiteren und deprimirenden Gemüthsstimmungen und Bewegungen, welche einen bezeichnenden physiognomischen Ausdruck haben, Freude und

Traurigkeit, Liebe und Schmerz. Die Betrübniß mit ihren Varietäten des Grams, Kummers, Schmerzes und der Reue, die Besorgniß, mit ihren Stufen der Furcht, des Grausens und des Schauders, der Schreck bis zum Entsetzen, die Seelentrauer bis zum gebrochenen Herzen, geben dem Menschen einen ebenso bestimmten physiognomischen Ausdruck, wie die Freude, das Liebesglück, das freie Daseinsgefühl andererseits. Aber es sind immer Gruppen von Zügen, die sich durch die ganze Erscheinung aussprechen. Der Betrübte zeigt ein herabgestimmtes Leben, trägeren Herzschlag, erschwerteres Athmen, Muskelerschlaffung; das veränderte Leben des Nervensystems ist die Quelle aller uns sichtbar werdenden äußeren Erscheinungen; der Kopf senkt sich, der Gang wird matt, das Gesicht, namentlich die Nase, länger, die Blutstockung erregt Trübheit des Auges und Blickes, Bläße des Gesichtes, Entfärbung der Haare; die Züge der Lust verschwinden im Angesichte gleichzeitig mit den entsprechenden froheren Begierden der Seele. Nur einige physiognomische Kennzeichen kann man wol gleichmäßig antreffen; die Augenbrauen gehen in der Stirnmitte mehr aufwärts, der Augapfel hat einen gelblichen Glanz ohne Feuer, die Lider erscheinen schlaff und gedunsen, die Augengegend erhält einen bläulichen Hof, die Nasenlöcher ziehen sich abwärts, der entfärbte Mund steht gern halb offen und seine Winkel neigen sich.

Der Furchtsame erscheint zwar erregt, ist aber doch im wahren Grunde deprimirt. Das Erwarten des Uebels hält ebenso wie das Erwarten des Freudigen, den Athem an, wodurch die Thätigkeit und Kraft des Herzens herabgestimmt wird. Daraus erklären sich alle äußeren Erscheinungen, die Geberde der Beängstigung, das Klopfen des

Pulses, die Erschlaffung und das Zittern der Muskeln, oft eine krampfhafte Ueberreizung der Bewegungsorgane, die der heftig erregte Wille zum fliehenden Fortlaufen treibt und zwingt; ferner die Hautblässe, das Frostgefühl, der Hautkrampf, den man Gänsehaut nennt, der Schweiß; — die Augenbrauen werden gegen die Nase etwas aufgezogen, das Auge bewegt sich unruhig glänzend, ohne die Richtung der Mitte zu verlassen, der an den Seiten mehr als in der Mitte geöffnete Mund zieht sich rückwärts, die Oberlippe steht über die untere hervor. Die alten Dichter zeichneten allegorisch die Furcht als einen Greis mit blaßgelbem Antlitze, gekrümmten Leibe und kleinen erloschenen Augen, die Aristoteles das Zeichen der Furcht nennt; das Gewand ist in's Gelbliche spielend, die Farbe der Unentschlossenheit; die Füße sind beflügelt, zur schleunigen Flucht bereit. Als Attribute gab man der Figur einen Hasen in die Arme und zur Begleitung einen Hirsch, der sich hinter ihr in's Gebüsch verbirgt.

Der Erschreckte zeigt die höchste Wirkung der Furcht bis zur Lähmung des Willens und der Muskeln; er ist bleich, festgebannt, die Hand sucht einen Gegenstand, sich zu halten, oder greift an Stirn und Brust, wo die heftigste Wirkung auf Gehirn und Herz empfunden wird; das Auge ist starr, blicklos, geweitet, oder steht nach abwärts; — erst nach der Betäubung treten die Erscheinungen ein, die der Furcht eigen sind; die Augenbrauen runzeln sich im Schreck, der Mund ist geöffnet, namentlich gegen die zurückgezogenen Winkel zu, die Nasenflügel sind in die Höhe getrieben, dadurch die Nasenlöcher geweitet; das obere Augenlid zieht sich zu einer schmalen Falte zusammen, die Nasenspitze ist weiß, wie die Lippen; die Halsadern schwellen an, die An-

spannung der Kopfhaut hebt die Haare; der höchste Grad des Schrecks, das Entsetzen, ist bereits sprichwörtlich „haarsträubend" genannt.

Nicht weniger ausgeprägt in Miene und Geberde ist der Zornige. Die Stirn ist zwischen den Augen gerunzelt, die Augenbrauen zucken, das blitzende Auge fixirt und rollt abwechselnd, die Zähne knirschen, die bleichen oder bläulichen Lippen sind zusammengekniffen, die Brust wogt, die geweiteten Nasenlöcher schnauben, der Speichel läuft im Munde zusammen und schäumt oft, die Stimme stammelt, die Hände ballen sich, die Füße stampfen, die ganze Gestalt ist in Action, der Bewegungstrieb der Seele und des Körpers zu krampfhafter Höhe gesteigert. Die Anhäufung des Blutes im Herzen, das aus den wogenden Lungen massenhaft dorthin fließt, wird durch heftige Anstrengung des Herzens fortgestoßen, daher der stürmische Puls, das Schwellen der Adern, die Röthe des Gesichtes, oft bis zum Schlagflusse. Die Electricität des Körpers ist vermehrt, was wahrscheinlich der Grund ist, daß gewisse Menschen und Thiere im Zorn einen eigenthümlichen Geruch von sich geben und Filippo Nori mit besonders begabtem Geruchssinn die leidenschaftliche Bewegung der Menschen, auch wenn sie sich nicht in äußeren Zeichen verrieth, riechen konnte. Während des Zorns sammelt sich die Galle plötzlich, durch stärkeren Erguß, in dem Magen und nächsten Dünndarm, erregt Uebelkeit, bitteren Geschmack und eine nachfolgende gelbliche Farbe des Gesichts und des Augapfels, die, bei sonst nicht vorwaltendem Leberleiden, obgleich dies oft, durch Verdüsterung des Gemeingefühls, die Quelle der Zornleidenschaft wird, den zum Zorn geneigten Menschen, verbunden mit den Zügen einer gestörten Verdauung und Ernährung, kennzeichnet. Viele Menschen

werden im Zorn nicht roth, sondern blaß, besonders bei heftiger Erregtheit, die man nicht auslassen kann; diese Bläße ist Folge der Magenreizung und meist von Uebelkeit begleitet. Anstrengungen, starke Muskelbewegung, bei sinnlicher Reizbarkeit, Gemüthsunruhe und lebhaften Vorstellungen, können leicht zum Jähzorn führen; Weiber sind am reizbarsten zu Aufwallungen, wenn sie sich waschen, der Zornige läßt in seiner Heftigkeit nach, wenn er sich setzt oder niederlegt. —

Ich schließe meine physiognomischen Betrachtungen mit dem Bilde der Verzweiflung und des Stolzes. Blicken wir zunächst die Allegorie an, durch welche alte Dichter die verzweifelnde Seele ausgedrückt haben. Es ist eine sterbende Gestalt in dunkelbraunem Gewande, den Dolch in der Brust, den Cypressenzweig in der Hand; der gebrochene Zirkel unter ihrer Hand ist das Symbol der Verwirrung, die um ihr Haupt schwebende, dichte Wolke zeigt an, daß das Licht der Vernunft verdunkelt ist. Diese Allegorie läßt uns in die Seele eines Verzweifelnden blicken, deren äußere Erscheinung diesem, von Vernunft und Verstand verlassenen, wirren und anhaltlosen Gemüthshinsterben entspricht. Die Zähne knirschen, die Lippen schäumen, indem sich die Zähne in ihr eigenes Fleisch drängen; die Stirn ist gerunzelt und finster, wie eine Sturmnacht, die Falten ziehen sich senkrecht herab, die Augenbrauen drängen sich nieder, um den Augapfel zu beschatten, und gegen die Nasenwurzel zusammen; das Auge ist wirr, unstät, funkelnd in seiner Tiefe, halb bedeckt von den gedunsenen, bläulichen Lidern; die Nasenlöcher sind groß und weit, die Muskeln der Nase gespannt, die Adern der Stirn und Schläfe geschwollen, die Wangen nach oben dick, die Kinnladen fest vereinigt; die weit zurückgezogenen Lippen

sind von einander entfernt, namentlich an den Seiten, die untere in der Mitte hervorgedrängt; die gespannte Kopfhaut sträubt das Haar.

Verlassen wir schnell dieses Entsetzen erregende Bild und zerstreuen wir die Phantasie an einem anderen, das uns ein philosophisches Lächeln abzwingt, das Bild des Stolzes, des Hochmuthes. Ist er in seiner physiognomischen Erscheinung nicht immer ein lächerliches Bild? Mögen in seiner Begleitung andere selbstsüchtige Begierden, als Aufgeblasenheit, Ehrsucht, Ruhmbegierde, auftreten, er bleibt ewig der Verräther der öffentlichen oder versteckteren Dummheit im Kostüm der Prätension, denn ein wahrhaft vorzüglicher Mensch ist weder auf seine Tugenden und Verdienste, Leibesschönheit und Fertigkeit, noch auf Titel, bunten Rock oder gar seine Geburt in einer mit Wappen oder Seide geschmückten oder goldenen Wiege stolz; und die alten Allegoriker stellten den hochmüthigen, dünkelhaften Stolz in Gestalt eines Menschen dar, der den Kopf hoch trägt, die Hände herausfordernd auf die hervorgedrängten Hüften stemmt und den aufgeblasenen Pfau zum symbolischen Begleiter hat. Aber auch das Ebenbild der Dummheit, die kalekutische Henne, steht neben ihm, und achten wir auf den hochgetragenen Kopf etwas genauer, so bemerken wir, hinter dem Putz der strahlenden Stirnbinde und der verbergenden üppigen Locke, die Eselsohren. Warum die alten Dichter dem Gewande des Stolzes die Farbe des Grünspans gaben, kann ich nicht enträthseln. Der Stolze fühlt sich immer nur selbst als maßgebend für sein Urtheil, er muß deßhalb seine Verstandeskräfte verdunkeln; je mehr er dies zu verstecken sucht, um so stolzer prägt er die Maske der Ueberlegenheit aus. Sein Gesicht ist kalt, bewegungslos, streng, von oben herabblickend

oder niederlächelnd, seine Nase trägt er hoch, als suche sie eine bessere Luft, als die im Niveau anderer Menschen; sein Auge ist selbstgenügsam, hell und heiter oder ruhig schwimmend, sein Mund empfindsam geschlossen, oder in ein gemessenes, herablassendes, fast bedauerliches Lächeln gezogen; die Oberlippe meist aufgezogen, die Unterlippe ihr nachgehoben; die ganze Physiognomie sieht aus, wie ein Bewaffneter, der jeden Augenblick beleidigt zu werden fürchtet, denn der Stolz ist schon durch Alles gekränkt, das ihm ähnlich erscheint.

Möge das Gesagte hinreichen, den Leser auf eigne Beobachtungen der Physiognomik zu leiten und die Züge aufzufinden, die sein unmittelbares Gefühl zu bestätigen vermögen, wenn ihm dieses sagt, daß es Neigung oder Abneigung für oder gegen ein Gesicht empfindet, das ihm begegnet. —

III.

Seelengesundheit und Seelenerkrankung. — Stimmung und Verstimmung. — Seele und Körper. — Wechselbedürniß der Seelenstimmung. — Seelengesundheitslehre und allgemeine Heilmittel.

Es gehört zur vollkommenen Gesundheit des Menschen nicht nur die körperliche, sondern auch die *seelische Gesundheit* und es ist unmöglich, daß die eine ohne die andere bestehen könne; aber deßhalb bedarf die Seele, gleich dem Körper, einer *Gesundheitspflege*, einer *Diätetik*, ohne welche die mannichfaltigen Functionen des Seelenlebens nicht in ihrem normalen Gleichgewichte und Zusammenwirken ausgebildet, bethätigt und erhalten werden können, und die

Seele überhaupt nicht das Gemeingefühl des Wohlseins empfindet. Der unbefangene, natürlich entfaltete, in seiner Unschuld beharrende Mensch fühlt sich Eins mit sich selbst als ein harmonisches Ganzes; er trägt, wie Herder sich ausdrückt: ebenso, wie in der Gestalt seines Körpers, auch in den Anlagen seiner Seele das Ebenmaß, nach welchem er sich ausbilden soll; in sich hat er aber diese innere Unbefangenheit und Unschuld verloren, ist er aus dem Ebenmaße seiner seelischen Anlagen irgendwo hinausgeschoben; dann tritt in sein inneres Leben eine Spaltung, eine Disharmonie, das schwankende oder nachziehende Uebergewicht einer Einseitigkeit; er fühlt den Frieden seines Seelenlebens gestört und sich nicht mehr Eins mit sich selbst, nicht mehr wohl und gesund in Gemüth und Begehren, er ist verstimmt und kränkelt in seinen Gefühlen, verirrt sich und wächst in eine, seinen ursprünglichen Anlagen entfremdete Charakterform, und es kann, unter Vernachlässigung der Seelenpflege und unter der Herrschaft oder Neigung disharmonisch gewordener Gefühle und Triebe in einer hinkränkelnden oder fieberhaft erregten Seele, und unter Mitleidenschaft der Vorstellungen und intelligenten Kräfte überhaupt, der innere Mensch in seinen seelischen und geistigen Anlagen und Richtungen verwildern bis zum Wahnsinn oder Laster. — Nicht nur im offenbaren Zustande dieser Zerrüttung oder Verzerrung des inneren Menschen, sondern schon aus kleineren, oft unmerklich sich ausbildenden Abweichungen der Gefühle und Vorstellungen von der normalen Harmonie und Wechselwirkung derselben, erwächst, langsam wie eine körperliche Ernährungskrankheit, in der Seele das Gefühl des Unwohlseins, die Vorstellung des gestörten Daseins. Die Ursachen dieser Erkrankung sind mannichfaltig,

wie die Vermögen der Seele selbst und die Einflüsse des äußeren Lebens, und es ist eine der nothwendigsten Bedingungen einer gesunden und lebensfrohen Existenz, daß der Mensch die Art der Pflege kenne, die ihn leiten kann, seine Seelengesundheit zu bewahren oder die ersten Störungen des Gleichgewichts frühzeitig zu erkennen und durch die rechten Mittel wieder in denjenigen Zustand zurückzuerziehen, welche man Seelengesundheit nennt und deren Resultat und Ausdruck der Seelenfriede ist. Diese Einsicht ist leider nur wenigen Menschen zugänglich und maßgebend geworden; die Seele wächst bei den meisten Menschen wild auf, weil die Erziehung nicht ihre Schuldigkeit thut, indem sie, selbst in ihren pädagogischen Autoritäten, die Gesundheitslehre der Seele zu wenig kennt oder berücksichtigt und auf ein abstract gedachtes ödes Feld der Moral die Keime einer sittlichen Anpflanzung einzugraben und daraus Früchte zu erziehen bemüht ist, anstatt die bereits vom Schöpfer eingesäeten und still treibenden natürlichen Keime und Anlagen der Seele in eine normal zeit- und raummäßige Entfaltung zu führen, die der Frühling einer gesunden Gemüthswelt erblühen und den Geist fähig macht, für die Folge und die Zeit der Reife selbst das richtige Maß an sich zu legen. Der Mensch ist das einzige Naturwesen, welches sich selbst gegenständlich werden kann, über sich selbst nachzudenken, sich zu erkennen und zu begreifen vermag; ihm ist es daher auch zur Pflicht geworden, diesen Maßstab der Selbsterkenntniß an seine eigene Natur, deren Anlagen und Entwicklungsgesetze zu legen und sich selbst in seinem ganzen Wesen normal und gesund, den Zielen seines Daseins entsprechend, zu erhalten; das geschieht nicht durch träge Schwäche, nicht durch wildes Ranken-

und Wachsenlassen der Anlagen, nicht durch Hingabe an die inneren und äußeren Gewalten, welche die Herrschaft über uns zu haben scheinen, sondern durch Selbsterkenntniß und Kräftigung des freien Willens, um ihn zum freiwilligen Diener der Vernunft und Wahrheit zu machen, und dessen Widerstandskraft gegen die Einflüsse und Gefahren zu üben, welche das schönste Gut des Lebens, die Seelengesundheit, das Gefühl des Seelenfriedens bedrohen möchten!

Die Seele kann, wie der Körper, leicht und schwer, acut und chronisch *erkranken*; ihre Krankheiten sind *Abweichungen der Gefühls- und Denkthätigkeit* von der gesunden Form und Ausdrucksweise; nicht vorübergehende Abweichungen, wie wir sie in den Affecten und Leidenschaften gewahren, sondern mehr oder weniger dauernde Zustände, welche mit dem gesammten Seelen- und Vorstellungsleben des Menschen in einem inneren Zusammenhange stehen und demselben den Charakter einer krankhaften Erscheinung geben. Es ist sehr schwierig, die Grenze zwischen diesen wirklichen krankhaften Seelenstörungen und denjenigen Gefühls- und Geistesrichtungen zu ziehen, welche an sich nicht *normal* sind, aber die wir auch bei Menschen antreffen, denen wir die Eigenschaft des Gesunden im Allgemeinen nicht absprechen können; es ist ein unheimlicher Gedanke, wenn man auf die Vermuthung geführt wird, daß ein Mensch schon längst im Wahnsinn, in einem Zustande von Gemüths- und Intelligenzstörungen denke, empfinde und handle, ohne daß es seine Umgebung merkt oder zu glauben wagt. —

Man hat über die Ursachen der Seelenstörungen lange Zeit die verschiedensten Meinungen behauptet und bestritten; es hing die Ansicht jederzeit von der widersprechend beantworteten, aber wesentlichen Frage ab, wie man sich die Seele

denkt, ob als ein Wesen, welches von den Körperzuständen durchaus abhängig, und in unzertrennlicher Einheit mit den normalen und abnormen Functionen der Organe, zum gesunden oder kranken Ausdruck seiner Thätigkeiten gelange, also die Seele nur eine besondere Function der physischen Organe sei, oder ob sie sich bis zu einer gewissen Selbstständigkeit den Zuständen des Körpers entziehen und, davon unabhängig in sich selbst, in ihren eigenen, selbstständigen Thätigkeiten erkranken könne? Würde diese letztere Meinung bewiesen, so müßte die Seele als ein besonderer Organismus und Lebensproceß angesehen werden, als eine Reihe und ein Ineinandergreifen von seelischen Functionen, welche denselben oder doch gleichartigen Gesetzen folgten, wie sie im physischen Organismus erkannt worden sind. (S. unser „Hauslexikon der Gesundheitslehre", III. Auflage, Artikel: Wahnsinn.) Zwischen beiden Extremen: einer nichtselbstständigen Seele, welche nur die eine Seite des organischen Lebensausdrucks, nur die fühlende und intellectuelle Functionsgruppe des Organimus sei, mithin mit diesem und durch diesen entstehe, wirke und vergehe, und einer selbstständigen, gleichsam nur im Organismus wohnenden und herrschenden Seele, stellte sich noch eine vermittelnde Ansicht auf, welche die Seele als ein halb selbstständiges, halb vom Organismus abhängiges, an dessen Lebensgesetze gebundenes, gleichsam mit den Millionen empfindender und bewegender Nervenfäden in den physischen Organismus verflochtenes und verwebtes Wesen definirt, das mithin ebensowohl selbstständig erkranken und den Körper in Mitleidenschaft ziehen, als an den organischen Störungen Antheil nehmen könne. Je nach diesen verschiedenen Ansichten vom Wesen der Seele fiel auch die Definition der Seelenstörung verschieden aus;

eine Ansicht lautete dahin, daß die Seelenerkrankung, als eine abnorme, entweder verschuldete oder unverschuldete Abweichung, jedesmal eine Krankheit der Seele *an sich* sei, *unabhängig* von den Krankheitszuständen des Körpers, während eine andere und zur Zeit überwiegende, sogenannte materialistische, eigentlich aber physiologische Ansicht, den Grundsatz aufstellt, daß die Seelenstörung nichts anderes, als das Resultat einer körperlichen Krankheit sei, welche, neben diesen und jenen organischen Functionen, auch die seelischen störe und in abnorme Richtungen führe, während die vorhin gedachte vermittelnde Ansicht mancher Seelenärzte sich dahin ziemlich dunkel erklärt, daß die Seele nur einen gewissen Antheil an den körperlichen Verstimmungen und Erkrankungen nähme, zugeführt durch die Nervenbahnen, mittels denen sie in Rapport mit dem substantiellen Organismus stehe. — Der gegenwärtige Standpunkt der Physiologie, die Lehre von Stoff und Kraft, wie sie aus Experiment und Beobachtung sich ergab, hat sich doch der Ansicht zuneigen müssen, daß die Seelenstörung in den meisten Fällen, wo eine klare Einsicht in ihre Entstehung und Verlaufsweise möglich wurde, durch gewisse krankhafte Zustände des Körpers bedingt sei, daß gewisse Organe für die seelischen Functionen unbrauchbar seien, wie z. B. das Gehirn im Blödsinn, daß die Verstimmungen, welche das Gehirn entweder direct oder durch Zuleitung aus den Disharmonien und Störungen anderer gewissen Gruppen erfährt, auch die seelischen Functionen alteriren und stören können. Der alte Ausspruch: „Eine gesunde Seele kann nur in einem gesunden Körper wohnen" — ist seit lange zu einer fast sprichwörtlichen, aber gedankenlosen Phrase geworden, welche unzähligen Menschen entschlüpft, ohne die Vorstellung zu haben,

was eigentlich Seelengesundheit sei, noch weniger, wie dieselbe erworben und erhalten werde, was leider die traurige Folge hat, daß die meisten Menschen für die Gesundheit ihrer Seele, das heißt für die Gesundheit ihrer geistigen und gemüthlichen Lebensfunctionen in Wirklichkeit gar Nichts thun, obgleich sie für die Gesundheit ihres Körpers manches Gute und Richtige neben vielem Falschen und Irrthümlichen oft mit Opferwilligkeit unternehmen, sich aber hinterher wundern, daß in einem wohlgepflegten, vermeintlich gesunden Körper dennoch eine kranke Seele wohne, welche ihren Zustand durch Mißbehagen, Unlust, leidenschaftliche Erregtheit, melancholische und hypochondrische Niedergeschlagenheit, fixe Ideen, Tiefsinn, selbst mehr oder weniger ausgeprägten Wahnsinn kund giebt. Es ist schon ein irriger, aus älteren Vorstellungen überkommener Sprachgebrauch, zu sagen: „die Seele wohnt im Körper", als wäre sie ein zeitweise eingezogener Inquiline, der sich im Organismus, wie in einem Hause, nach eigener Art einrichte, aber den Einflüssen der gesunden oder ungesunden Beschaffenheit seiner Wohnung ausgesetzt sei und mit dem Zerfallen derselben wieder ausziehe, um sich besser in seiner eigenen Heimath einzurichten. Als Physiologe muß ich aber, alle religiösen, philosophischen und materialistischen Dogmen und Streitigkeiten unberücksichtigt lassend, entschieden behaupten: daß, so lange Seele und Leib hier vor unseren Augen die Erscheinung des lebenden Erdenmenschen darstellen, also Object der Naturwissenschaft und Heilkunde bleiben, auch beide mit und durcheinander vereinigt, eine Einheit, ein unzertrennliches Ganzes sowohl im gesunden wie kranken Zustande sind, daß das Eine sich mit dem Anderen entwickelt, das körperliche Organ zugleich seelisches, das seelische zugleich leibliches ist, das

Eine mit dem Andern lebt, wirkt und leidet. — Hiernach wäre also der alte Spruch dennoch wahr? Ist der Körper gesund, so ist es auch die Seele? — Ich muß hierauf erwidern, daß auch eine erkrankte Seele den Körper krank macht, also Störungen in der seelischen Harmonie die leiblichen Organe mit ergreift, daß sogar Einbildungen von körperlichen Krankheiten sich im leiblichen Organismus verkörpern können; es kann also die Gesundheitsstörung ebenso gewiß vom Körper zuerst ausgehen, wie von der Seele, beide bedürfen demnach ihrer, dem besonderen Ausdruck ihres Lebens angemessenen Pflege und sanitairen Cultur, und es ist thatsächlich zu beobachten, daß die Vernachlässigung der Seelencultur auch den Körper verwildert, daß eine Verwahrlosung der Leibescultur auch die Seele unschön und unrein macht in Gefühlen und Trieben. Beide Culturen müssen deßhalb Hand in Hand gehen, gleich wie Leib und Seele im irdischen Dasein nicht zu separiren sind. So auch in der moralischen Welt; Körperpflege ohne Geistescultur ist Geckenhaftigkeit; Geistespflege ohne Leibescultur ist Cynismus! —

Alle Seelenkrankheiten sind entweder solche, welche eine Verminderung oder eine Verwirrung oder Verkehrtheit der Seele zur Erscheinung bringen; für die Wahrnehmung ist eine Seelenerkrankung nichts anderes, als eine Gruppe von abnormen Erscheinungen in der Gefühls- oder Gedankensphäre, deren Zurückführung auf körperliche Affectionen in vielen Fällen leicht, in anderen aber sehr schwierig ist. Nicht, wie man die organischen Functionen des Leibes als eine Summe von einzelnen zusammengesetzten in einandergreifenden Kräften ansehen darf, kann man die seelischen Erscheinungen als solche betrachten; es kann im physischen Organismus ein Organ, eine Function abnorm oder gestört

sein, ohne daß deßhalb der Gesammtorganismus an dieser Störung Theil nimmt, oder andere Functionen darunter leiden; ist in der Seele aber irgend eine Kraft und Thätigkeit abnorm geworden, so äußert sich sehr bald die Störung auch in den anderen Richtungen des psychischen Lebens; so z. B. hat Schwäche der Intelligenz bald Stumpfheit, bald vorübergehende, excessive Thätigkeit des Gefühls, oder diese letztere im alterirten Zustande oft eine Unterdrückung oder übermäßige Thätigkeit der intellectuellen Kraft zur Folge, und es ist sehr schwierig, hier die Sonderung der speciellen Störung zu unternehmen. — Insofern die abnormen Abweichungen des Gefühlsvermögens ohne Störungen der Intelligenz auftreten, pflegt man sie im Allgemeinen noch nicht als Seelenstörungen zu bezeichnen; dies ist der Fall bei einer großen Zahl von organischen Krankheiten, welche die Nerven in Mitleidenschaft ziehen, oder in ihnen begründet sind, wie Hypochondrie, Hysterie, Epilepsie, Veitstanz, Phthisis, Milzleiden, chronischer Magenkatarrh; ferner im Stadium der Vorboten von Fiebern, die das Nervensystem afficiren, wodurch die Verstimmungen des Gemüthes, Niedergeschlagenheit, Angst, Mißmuth veranlaßt werden. Die Anomalien der intellectuellen Functionen sind, wenn sie einige Dauer haben, niemals ohne Störungen des Gefühlsvermögens, die dem Irrsinn entweder als Stadium melancholicum vorhergehen, was bei allmähliger Ausbildung der intellectuellen Störungen fast immer der Fall ist, oder welche sich damit compliciren, bald nur vorübergehend, bald anhaltend auftreten, oder nach Wiederherstellung der normalen Function der Intelligenz noch längere oder kürzere Zeit zurückbleiben. In der Empfindungssphäre erscheint die Seelenstörung als abnorme Stimmung, abnorme Erregbarkeit des Gefühls oder

abnorme Begehrung und Bestrebung desselben, als normale Neigung und abnormer Trieb, in der intellectuellen Sphäre als Störung der Besonnenheit und Urtheilskraft, des Bewußtseins von der Wirklichkeit, als falsche Aufnahme der Eindrücke, unrichtige Combination und Beurtheilung sonst richtig empfangener Perceptionen (Irrsein). Bei der Gemüthsstörung waltet eine regelwidrige Gefühlsstimmung vor, eine excessive Niedergeschlagenheit oder Heiterkeit, ungewöhnliche Erregbarkeit für subjectiv angenehme oder unangenehme Empfindungen aller Art bis zum Affect; ferner geben sich ungewohnte oder in ungewöhnlicher Heftigkeit auftretende Neigungen und Abneigungen, oder große Gleichgültigkeit, oder starke physische oder seelische Triebe, oder Unterdrückung der natürlichen und gewohnten Triebe kund; diese Regelwidrigkeiten des Gefühls regen auch das Vorstellungsvermögen zu mehr oder weniger verkehrter Thätigkeit an; entweder erhalten die Wahrnehmungen den Charakter einer großen Trägheit oder Flüchtigkeit, oder die innere Anschauung verweilt zu lange bei einer Vorstellung oder hüpft zu schnell von einer zur anderen, so daß das klare objective Bewußtsein, die Besonnenheit, dadurch getrübt wird. Auch der Wille geräth in Abhängigkeit von diesen unregelmäßigen zu starken oder zu schwachen Begehrungen des Gefühlslebens, es zeigen sich Hastigkeit, Unschlüssigkeit, unüberlegte, stürmische Handlungsweise, Mißverhältniß zwischen dem Grade des Begehrens und dem Mittel der Befriedigung. Es ist aber bei Gemüthsleiden die Störung der Intelligenz weniger allgemein, wenn dieselbe lange anhält, dagegen mehr allgemein, wenn sie nur momentan und vorübergehend eintritt; es treten dann klare, besonnene Zwischenzeiten ein und man ist leicht geneigt, solchen Kranken für einen mora-

lisch Leidenden zu halten, für verstimmt, launisch, eigensinnig, leidenschaftlich. — Bei jeder Geistesstörung finden sich immer auch Störungen des Gefühls, aber sie treten vor der lebhaften abnormen Thätigkeit der intellectuellen Functionen zurück, und scheinen erst von diesen hervorgerufen zu werden, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall ist; denn wenn der Wahnsinnige durch eine verkehrte Anschauung in Zorn oder Freude versetzt wird, so ist dies durch die bereits vorhandene krankhafte Gemüthsstimmung vermittelt. —

Zwei allgemeine Zustände der Seele giebt es, die einander entgegengesetzt sind und sich in dem summarischen Gefühle der Stimmung und Verstimmung der Seele aussprechen. Befindet sich unsere Seele in einem vorübergehenden Zustande, in welchem ihr gewisse andere Zustände, Veränderungen und Thätigkeiten leichter werden, so sagen wir, wir befinden uns in der rechten oder natürlichen oder gewohnten Seelenstimmung; das Gegentheil nennen wir Verstimmung, Unaufgelegtsein. Durch die öftere Wiederholung einer Stimmung oder durch die Naturanlage zu einem gewissen Seelenzustande vermögen wir die Fähigkeit und Fertigkeit zu erwerben, uns in diese Stimmung freiwillig zurück zu versetzen oder leicht hinein zu gerathen und sie habituell zu machen; es ist eine summarische Neigung, ein Schwerpunkt unserer Seele, in welchem sie sich befriedigt in ihrer Gewohnheit und Kraft fühlt und auch leicht das ihrer Stimmung entsprechende Begehrungsvermögen zu wecken vermag. Erklären wir uns diesen Zustand und dessen Deutung durch ein Beispiel. Ein Mensch ist durch Naturanlage und einwirkende äußere Umstände, unter deren Einflüssen er lebt, in jene Seelenstimmung, welche man Weich-

herzigkeit nennt, gekommen; er wird um so mehr in dieser Stimmung sich befestigen, je öfter ihn das tägliche Leben in Situationen bringt, wo er, im Anblicke des menschlichen Elends, Mitleid empfindet, und er wird allmählig für dieses immer empfänglicher, immer geneigter; ein Mensch, welcher stets im Wohlleben sich befindet, das menschliche Elend nicht kennen lernte, wird, trotz seiner natürlichen Anlage zum weichherzigen Mitgefühl, viel seltener zum Mitleid erregt werden, als jener, welcher den Scenen des Jammers und Leidens aus eigener Anschauung öfter beiwohnte; diese Beobachtung hatte einst einen Dichter und Weisen zu der pädagogischen Maxime bestimmt, daß das Herz des Menschen zum Mitleid erzogen werden müsse, sowohl durch die Gelegenheit zur Beiwohnung des Elends im wirklichen Leben, wie durch Anblick des durch die Kunst geschaffenen Elends in der Scheinwelt der Tragödie. — Bei der Verwandtschaft der Gefühle (worüber ich noch in nächster Abtheilung reden werde), und der daraus hervorgehenden Aufrufung anderer Gefühle durch ein gerade in vorherrschende Thätigkeit gerathenes, sowie bei der Neigung der Seele zu einer gewissen Grundstimmung, vermag dieselbe durch jedes, wirklich vorhandene Gefühl auch in diese Stimmung versetzt zu werden, das heißt, sie wird leicht zu allen denjenigen Gefühlen disponirt, die mit dem erregten Gefühle, das ihr als Grundton der Stimmung dient, verwandt sind, und es wird dies um so mehr der Fall sein, je stärker das eine Gefühl und das Gefühlsvermögen überhaupt ist. Gegentheils wird die Seele für alle diejenigen Gefühle verstimmt werden, die ihr fremd oder mit dem Grundtone des Gefühls nicht verwandt sind. So ruft zum Beispiel das Gefühl der Hoffnung auch die Freude über das Gute auf, was die Gegenwart allge-

mein und überhaupt darbietet, und macht die Seele gegen Schmerz und Uebel, die sie wirklich persönlich treffen, weniger disponirt; denn in der Stimmung der freudigen Hoffnung trifft sie Schmerz und Uebel nicht so tief und nachhaltig, wie es sonst geschehen könnte, sie erträgt leichter das ihrer wahren Seelenstimmung Fremdartige. Nehmen wir noch ein gegentheiliges Beispiel: die furchtsame Grundstimmung; die Furcht verstimmt das Gemüth für die Freude der Gegenwart, und weckt, wenn die veranlassenden Gelegenheiten eintreten, andere trübe Gefühle; sie wirken stärker auf uns ein und greifen tiefer, als es ohne den Grundton der Furcht in uns geschehen würde, und die dargebotene Freude wird weniger Empfänglichkeit finden. So macht die Zornmüthigkeit der Seele dieselbe für das Gefühl sanfter Rührung völlig unempfänglich, so lange die empörten Wogen des Zorns sich nicht allmählig beruhigt haben und die Seele in einen ermatteteren Zustand versetzt ist. Stimmung und Verstimmung verleugnen aber ihren Einfluß auf die Thätigkeit des Erkenntnißvermögens und der Phantasie nicht; namentlich ist in den Gebilden der Phantasie ein gewisser Grundton und Rhythmus der Seele vorhanden, welcher der seelischen Stimmung entspricht, aus ihr in das Phantasieleben überklingt. Sehen wir doch in einem freudigen Gefühle unsere Phantasie zu heiteren, fröhlichen Bildern geneigt und zu leichter, lebhafter und klarer Production derselben befähigter als zu anderer Zeit, wo uns die Freude nicht erfüllt; schafft doch unsere Phantasie mit Neigung und Leichtigkeit finstere schwermüthige Bilder, wenn uns das Gefühl des Trübsinns mit allen seinen verwandten Akkorden als Seelenstimmung beherrscht. Unterstützt wird diese Wechselwirkung noch durch das innere Gesetz der Ideenassociation, der Verknüpfung

des Aehnlichen miteinander in unseren Vorstellungen, denen die Phantasie sich unterwirft und danach ihre Bilder gestaltet, auch wenn sie nicht immer bewußt werden, sondern dunkel und träumerisch durch die Seele ziehen. —

Man darf den habituellen Grundton der Seele, welcher die wahre Stimmung als Anlage und Ausbildung des Gemüthszustandes eines Individuum charakterisirt, nicht mit der wechselnden Stimmung und Verstimmung identificiren, welche man im bürgerlichen Leben als gute und schlechte Stimmung, als Aufgelegtsein und Nichtaufgelegtsein zu bezeichnen pflegt. Man versteht unter ersterem gewöhnlich denjenigen Zustand des Seelenlebens, worin man sich nicht nur leicht, geneigt und geschickt zu den Thätigkeiten der Gefühle und der intellectuellen Kräfte findet, welche uns obliegen und unser Begehrungsvermögen befriedigen, sondern auch das gleichzeitig daraus hervorgehende Gemeingefühl des Wohlseins, der Freiheit und Lust, während der unaufgelegte Seelenzustand das Gegentheil erkennen läßt. Stimmung ist immer das Allgemeingefühl der Seelengesundheit, Verstimmung das der Störung dieses Gemeingefühls; in den meisten Fällen aber entsteht dieses Gefühl aus den zeitweisen oder dauernden Zuständen des Körpers und es spiegelt sich dessen normales oder gestörtes Gefühl der Harmonie und Kraft der Functionen in der summarischen Stimmung der Seele wieder; giebt es doch gewisse chronische Leiden der Organe, die eine bestimmte Seelenstimmung hervorrufen; das Milzleiden die schwermüthige Stimmung, der Magenkatarrh die an der eigenen Thatkraft verzweifelnde Niedergeschlagenheit, die Lungentuberkulose die hoffnungsselige Stimmung mit ihren verwandten, freudigen, die eigene Kraft überschätzenden Gefühlen, Phantasiebildern und Vor-

stellungen. Eine Verdauungsstörung ist im Stande, eine sonst lebensfrohe Seele trübe zu stimmen und die intellectuellen Kräfte schwerfällig zu machen; ein Glas Wein ist im Stande, eine verstimmte Seele zu erheitern, verwandte frohe Gefühle zu wecken, Phantasie und Intelligenz zu beleben. Mancher Mensch, dessen Grundton der Seele von Natur oder Erziehung ein freudiger ist, kann durch äußere deprimirende Einflüsse, durch Kleinigkeitskrämerei, die aus Unbedeutendem gern Angelegenheiten macht, durch körperliche Verstimmung ꝛc. in eine trübe Stimmung gerathen, welche für die Freude und deren verwandte Gefühle und Thätigkeiten der Phantasie und Intelligenz wenig empfänglich erscheint, aber es kann der ursprüngliche Grundton der Seele dennoch dabei erhalten bleiben und zeitweise hervortreten, wenn die Ursache der Seelenverschleierung, der Kleinigkeitsgeist, der Verdruß, die Sorge, das Körperleiden so lange in den Hintergrund gedrängt und vergessen werden. So sehen wir einen Vergrillten, Melancholischen, Misanthropen oft plötzlich durch ein unerwartetes frohes Ereigniß, eine starke Erinnerung des Glücks in die Seelenstimmung sich aufklären, welche ihm habituell ist, oder einen im Rausche der Weltzerstreuung sich in heiterer Stimmung erhaltenden, scheinbar mit freudigem Herzen begabten Menschen unvermuthet in seine wirkliche Seelenstimmung verfallen, wenn er in Einsamkeit oder Unthätigkeit gezwungen wird, wo seiner Seele die anregenden Einflüsse entzogen sind und er auf sich selbst hingewiesen ist. Der alte Volksspruch: in vino veritas, im Weine ist Wahrheit, hat seine Berechtigung, indem er die wahre Seelenstimmung des durch dieses Belebungsmittel angeregten Menschen aufschließt; der Eine, ein sonst ernster, pessimistischer Mann, wird heiter und

sprudelt Freude und Liebe in Gefühl, Phantasie und Gedanken; ein Anderer, sonst als munter und lustig bekannt, wird still, in sich gekehrt, ernst, traurig; der Dritte, seither lachend, wird gerührt, weinerlich, kleinmüthig, sentimental. Bei unzähligen Menschen ist die Verstimmung nichts anderes als Verdrießlichkeit, eine üble Laune, ein Erziehungsfehler und darum ein moralischer Fehler. Nicht verstimmt zu sein kann von Niemandem verlangt werden, die Stimmungen liegen nicht in unserer Gewalt, aber wir sollen die Stimmungen beherrschen und die zum Guten, Schönen und Nützlichen geeigneten nicht unbenutzt vorüber gehen lassen.

Die Stimmungen und Verstimmungen unseres Seelenlebens, welche von den körperlichen Zuständen abhängen, dürfen nicht zu gering geschätzt werden, obgleich sie uns nicht zur Beschönigung dienen sollen, wenn wir unsere sittliche Herrschaft über uns nicht bewähren. Der Körper übt durch seine Wechselwirkung, in der er mit der Seele steht, zunächst eine allgemeine Einwirkung auf alle Gefühle ohne Ausnahme aus, und zwar auf die größere oder geringere Lebhaftigkeit derselben; sind die körperlichen Kräfte in einem außergewöhnlichen Grade der Thätigkeit, so geht dieser Zustand höherer Regsamkeit auch in die Vermögen der intellectuellen Sphäre über; Abspannung der körperlichen Kräfte dagegen macht auch Seele und Geist matt, träge und unthätig. So können uns z. B. gewisse Dinge, Lectüre oder Erzählung eines Märchens, das Kartenspiel, des Abends angenehm unterhalten, uns in der Stimmung dafür, finden, während sie uns in der Morgenstunde mit Langeweile, selbst mit Abscheu erfüllen würden; das körperliche Kraftgefühl am Morgen stimmt nicht zu jenen mäßigern Erregungen, zu denen der am Abend erschlaffte Körper die

Seele geneigt macht; es verhält sich die Seele in ihrer Erregbarkeit und Empfänglichkeit Morgens und Abends dem Körper analog; selbst wenn die Gefühle und geistigen Kräfte bei Tage nicht angestrengt worden sind, folgen sie doch der Abspannung des Körpers und es können ihnen Dinge eine ausreichende Beschäftigung und damit Vergnügen gewähren, die am Morgen der Munterkeit und Lebhaftigkeit des Körpers und der Seele nicht mehr genügen. Wer hätte es nicht schon oft erfahren, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens alle seine Gefühle des Morgens viel stärker und lebhafter sind, als des Abends, daß er die Eindrücke kräftiger auffaßt und empfindet? Hieraus erklärt sich auch die bekannte Morgenreizbarkeit bei nervösen Personen, wo mit der lebhafteren Erregbarkeit und Reactionskraft des Nervensystems auch die Gefühle reizbarer sind und schneller entflammen, als am Abend, zu welcher Zeit der Nervöse in der Abspannung der Nerven sich auch im Gemüthe ruhiger, gemäßigter und auch in dieser geringeren Empfänglichkeit wohler fühlt. Erhitzt der Wein das Blut und reizt er Nerven und Blut zu größerer Thätigkeit, so wird der Mensch weit leichter in Affecte des Gemüthes versetzt, als es sonst in derselben Zeit oder im Zustande der Abspannung der Fall sein würde, und auch der Geist wird aufgeweckter und seine Thätigkeiten gehen leichter von Statten. Man kann jene Körperstimmungen gewissermaßen „körperliche Temperamente" nennen, von denen die Beschaffenheit und Stärke unserer Gefühle in dieser Hinsicht abhängig ist.

Aber auch einzelne Gefühle und geistige Thätigkeiten vermag der Körperzustand zu erregen oder zu verstärken; hier nenne ich zunächst die Gefühle, welche aus den jeweiligen

Sinneswahrnehmungen hervorgehen, ferner das Gefühl der Behaglichkeit und Unbehaglichkeit, als Reflex des körperlichen Wohl- oder Unwohlseins, das nur zeitweise als Erschlaffung aufzutreten braucht, ohne irgend eine Gesundheitsstörung. Ich erinnere daran, daß wir in ein Schauspiel, eine Oper, ein Concert, eine Bildergallerie oder das Auditorium eines Redners gehen, in der Stimmung und dem Begehren der Lust, die uns den Genuß des Angenehmen erwarten läßt, auch anfangs reichlich darbietet und unsere Seele in freudige Stimmung versetzt; aber wir befinden uns in einer drückenden Hitze, einer erstickenden Luft, in einem Gedränge über unsere Kräfte hinaus gehend und dadurch ermattend; der Körper findet seine normalen Bedingungen des Kraftgefühls nicht, er wird durch Anstrengung erschlafft, es entsteht das Gefühl der Unlust in uns, die Stimmung der Unbehaglichkeit, die allen ferneren Genuß des Angenehmen und die Erweckung verwandter Gefühle der Lust ausschließt. — Gegentheils wird die Seele ihre unangenehmen Stimmungen und Vorstellungen vergessen und in den Zustand der Lust gerathen, wenn sich der Mensch an einer guten Tafel körperlich wohl und befriedigt fühlt. Es ist schon die Rede davon gewesen, daß die gegenseitige Mittheilung, welche sich Seele und Körper von ihren Zuständen machen, auch von der Seele auf den Körper übergeht, daß der jedesmalige Ton und Rhythmus der Gefühle sich in Stimme und Geberde wiedergiebt; in gleicher Weise werden Ton und Rhythmus des Körpers auch in die Seele übertragen, wenigstens wird dieselbe in eine Stimmung versetzt, welche für die Erregung des Gefühls empfänglich ist, welches der körperlichen Stimmung entspricht. Hat die Seele dies Gefühl schon öfter und früher gehabt, so ist es mit jener erregten Seelen-

stimmung bereits associirt und kehrt um so leichter wieder; war jenes nicht der Fall, aber doch eine Vorstellung davon vorhanden, so macht diese einen ähnlichen Eindruck auf das Gemüth, wie das Gefühl selbst; die Seele *versetzt sich* in dies Gefühl um so mehr, je lebhafter die Vorstellung ist. Wenn ein Redner oder mimischer Künstler es sich angeeignet hat, die natürlichen Ausdrücke der Gefühle und Affecte getreu nachzuahmen und darzustellen, so wird er immer in seiner Seele einen gewissen Grad dieser Gefühle *wirklich* erregen und sich in sie hineinversetzen, auch wenn die Phantasie allein nicht stark genug dazu wäre; dieser wirkliche Gefühlszustand wirkt nun wieder auf den mimischen Ausdruck zurück, nimmt diesem den Charakter des Gekünstelten und läßt ihn als Ausfluß des wahren inneren Gefühls erscheinen, dem sich dann noch diejenigen feineren Nüancen der Mimik hinzugesellen, welche von der Willkür unabhängig sind. (*Lessing* sagt in seiner Dramaturgie sehr zutreffend: „Wenn ein Schauspieler nur die allergröbsten Aeußerungen des Zorns genau nachzuahmen weiß, den hastigen Gang, den stampfenden Fuß, den rauhen, bald kreischenden, bald verbissenen Ton, das Spiel der Augenbrauen, die zitternde Lippe, das Knirschen der Zähne; wenn er nur diese Dinge, die sich nachmachen lassen, gut nachmacht, so wird dadurch unfehlbar seine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und hier auch diejenigen Veränderungen hervorrufen, die nicht bloß vom Willen abhängen; sein Gesicht wird glühen, seine Augen werden blitzen, seine Muskeln werden elastisch schwellen — er wird ein *wahrer* Zorniger zu sein *scheinen*, ohne es zu sein und im Geringsten zu begreifen, warum er es sein sollte.“) — Nehmen wir bei Anderen die natürlichen sicht-

baren Ausdrücke eines Gefühles oder Affectes wahr, so wird auch dieses Gefühl oder ein ihm analoges in unserer eigenen Seele geweckt, indem sie Ton und Rhythmus dieses Gefühls in uns übertragen. Es müßte diese Wirkung auf unser Gefühl durch die Wahrnehmung an Anderen, als Echo oder Reflex schwächer sein, als wenn wir dasselbe in uns und durch uns selbst hervorbrächten, weil wir doch unsere eigenen Zustände am Stärksten empfinden, aber es wirkt hier zur Verstärkung die Eigenschaft der Seele mit, an fremden Gefühlsäußerungen lebhaft Theil zu nehmen, und sie durch Vorstellung und Erweckung in Beziehung auf uns selbst zu bringen. Auf dieser Wirkung des natürlichen Ausdrucks beruht auch die Kraft eines mündlichen Vortrages, der deklamatorischen und mimischen Darstellung, auf unser Gefühl zu wirken und der häufig erfahrene Umstand, daß die Rede weniger durch ihren inneren geistigen und gemüthlichen Inhalt auf uns wirkt, als durch die Beredsamkeit des körperlichen Ausdrucks; aus gleichem Grunde macht ein Schauspiel auf der Bühne einen tieferen Eindruck, als die Lektüre desselben, wo die Phantasie allein die Uebertragung auf unser Gefühl zu übernehmen hat. Schiller sagt: „An der Gluth des Gesanges entflammten des Hörers Gefühle, an des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Gluth!" — Wir finden hier auch die Erklärung, weßhalb schwärmerische Gefühle, die sich in Anderen körperlich und lebhaft offenbaren, so leicht zu gleichen Gefühlen hinreißen, gewissermaßen „*anstecken*". — Vermag der Körper Seelengefühle zu erregen, so ist er auch fähig, Gefühle, welche durch andere Ursachen hervorgerufen sind, zu verstärken, wenn das körperliche Gefühl auch beim oberflächlichen Blick unabhängig vom Seelengefühle erschiene; erzeugt der Körper

ein mit jenem vorhandenen Gefühle verwandtes, zusammenklingendes, so verstärkt er es, wie z. B. der Kummer über ein Unglück durch das körperliche Gefühl der Unbehaglichkeit, des Unwohlseins gesteigert wird. Die Finsterniß erweckt das Gefühl des Schauerlichen und Mancher, der es nicht eingestehen mag, wird in einsamer, finsterer Mitternacht von geheimer Furcht erfüllt, ohne die kindische Gespensterfurcht zu kennen; woher kommt aber dieses schauerliche Gefühl auch ohne Aberglauben? Der Grund liegt in der Seele selbst begründet; im Lichte des Tages fühlt sie sich erweitert, in ihrer Kraft freier, thätiger; der helle Gesichtskreis hat auch den Horizont der Seele ausgedehnt, es erwacht darin das Gefühl der Lust, der Freude und Freiheit; — anders in nächtiger Finsterniß; die ganze Außenwelt entzieht sich der Wechselwirkung mit der Seele, sie fühlt sich selbst in den engsten Kreis eingeschlossen, gedrückt, unfrei, in der Thätigkeit ihrer Kräfte gehemmt; es erwacht das Gefühl der Unlust, der Vereinsamung, des Schauerlichen, der Furcht vor Gefahr, als verwandte Gefühle der Unlust. Hierbei ist die Körperstimmung nicht theilnahmlos; das Sonnenlicht hat, wie auf die gesammte organische Schöpfung, auch auf unseren Körper eine belebende Wirkung; es reizt das Nervensystem zu größerer Thätigkeit; schon der naturgesetzliche Zustand des Schlafes in der Nacht zeigt an, wie mit der Entziehung des Tageslichtes das Nervenleben sich herabstimmt und Körper und Seele in den tiefsten Zustand ihrer Abgeschlossenheit und Ruhe versinken. (Vergl. „Hauslexicon der Gesundheitslehre", III. Auflage, Artikel Schlaf.) Auch bei längerer Gewohnheit wird ein natürlicher Schlaf bei Tage niemals so tief und erquickend, wie in der Dunkelheit der Nacht. Durch die physiologischen Veränderungen,

welche im Schlafe stattfinden, das Blut von der Haut ablenken, die Nervenkraft mäßigen, die Temperatur des Lebens herabstimmen, wird der Körper schwächer, schlaffer, es verräth schon das leichte Frösteln der Müdigkeit den niedergedrückten Lebenspuls. An dieser Herabstimmung nimmt auch die Seele Theil, sie schauert im Gefühl der nächtigen Erschlaffung der Organe. —

Der Zustand des Körpers vermag aber nicht nur Gefühle zu erregen und zu verstärken, sondern auch zu schwächen, zu unterdrücken oder zu modificiren. Zu einem vorhandenen Gefühle kann ein anderes, stärkeres Gefühl hinzutreten, sei es ein rein körperliches oder ein durch den Körper erregtes Seelengefühl; es wird, wenn es auch nicht ein entgegengesetztes ist, dennoch eine Schwächung oder Unterdrückung des vorhandenen Gefühls durch seine überwiegende Stärke bewirken; ein plötzlicher heftiger Körperschmerz z. B. macht den tobenden Zorn auf eine Zeit lang schweigen; ist das heftigere Gefühl aber ein entgegengesetztes, so wird es noch leichter das zur Zeit die Seele erfüllende Gefühl schwächen oder unterdrücken, es wird der körperliche plötzliche Schmerz weit leichter das angenehme Gefühl, dem sich die Seele eben überließ, weit leichter als den Zorn verdunkeln. Diese Einwirkung kann aber auch im umgekehrten Verhältnisse stattfinden; eine unlustige Seelenstimmung kann durch eine angenehme Körperstimmung geschwächt werden; die Musik hat bekanntlich eine große aufheiternde Gewalt auf das Gemüth, wenn dasselbe in trüber Stimmung sich befindet; das düstere Gemüth des Saul und das Saitenspiel David's wiederholt sich durch alle Völker und Zeiten. Auch der Gesammtzustand des Körpers, worin sich derselbe innerlich oder äußerlich befindet, kann einem vorhandenen Gefühle entgegen sein

und es unterdrücken oder hindern; fühlen wir unsere körperlichen Kräfte im hohen Grade abgespannt, so ist die Seele nicht geneigt zu Gefühlen, welche lebendige Anspannung und Regsamkeit erheischen, wie laute Fröhlichkeit, Zorn; befindet sich der Körper in einer Situation, in welcher die natürlichen Gefühlsäußerungen gehemmt werden, oder ist er zu Stellungen und Geberden äußerlich genöthigt, die jenem Gefühle widersprechen, so wird dies nicht aufkommen oder abgeschwächt werden; es entbehrt die Seele der freien, natürlichen Mittheilung an den Körper, und sie empfängt mehr oder weniger die Einflüsse des erzwungenen Körperausdrucks. Dies wird Jeder an sich schon wahrgenommen haben, wenn er z. B. durch äußere Umstände oder aus Rücksicht auf andere Personen gezwungen ist, die Aeußerungen seiner Fröhlichkeit, in denen das Gefühl eines ihm zu Theil gewordenen Glückes sich kund geben möchte, in sich zurückzuhalten; er wird dieses Glückes nicht recht froh werden, denn der Zwang, der sich in das Freiheitsgefühl der Freude einmischt, wird schon das Gefühl an sich schwächen, und das Hinderniß der Mittheilung wird dasselbe mit Unlust erfüllen. „Getheilte Freude ist doppelte Freude", sagt der Dichter der Urania. Selbst die heftige Leidenschaft des Zorns kann durch diese äußerliche körperliche Beschränkung des Gefühlsausdrucks in Geberden geschwächt und zur Ruhe genöthigt werden. (Hierauf beruht die Praxis, Wüthende festzubinden oder in Zwangsjacken zu stecken, denn mit Verhinderung des Ausflusses der tobenden Gefühle in die körperliche Action dämpft sich die Hitze der Seele.)

Die Modificirung der Gefühle durch den Körper ist eine tägliche Wahrnehmung und erklärt sich selbst; vermag der Körper Seelengefühle zu erregen, so muß seine Ein-

mischung in vorhandene Gefühle nicht ohne modificirenden Einfluß auf dieselben bleiben. Wir sehen es ja, wie sich Freude und Schmerz in einem körperlich ganz gesunden Menschen ganz anders äußern, als in einem kränklichen, der selbst in der Freude den bleichen Charakter des Leidens nicht zu verwischen vermag. —

Eine andere hierher gehörige Frage ist die, ob Seelengefühle überhaupt auf die Gesundheit des Körpers wohlthätig oder nachtheilig einwirken können? —

Ich habe bereits nachgewiesen, daß Gefühle die körperlichen Kräfte in Bewegung und Thätigkeit setzen können; es folgt daraus, daß sie auch im Stande sind, denjenigen Zustand, in welchem alle körperlichen Thätigkeiten im normalen Gleichgewichte sich kund geben, mit einem Worte die Gesundheit des Körpers zu fördern. Wir sehen im Gefühle lebhafter Freude die Wangen sich sanft röthen, als Zeichen einer rascheren Bewegung des Blutes; wir sehen an Haltung und Kraftäußerung, daß Nerven- und Muskelfaser sich in größerer Lebensspannung befinden, wir erkennen an der Eßlust und der Vermehrung der Absonderungen den erhöhten Lebensakt des Stoffwechsels. — Nicht ohne Grund ist Fröhlichkeit die natürlichste und wohlthätigste Würze des frohen Gastmahls; wir wissen aus Beispielen, daß ein froher Affect einen gestörten Gesundheitszustand mildern oder aufheben kann. Nicht immer unmittelbar üben Gefühle diese Wirkung aus; angemessene Thätigkeit und Uebung unserer Körperkräfte erhöhen und stärken dieselben; denn indem alle unsere Gefühle auch unsere körperlichen Thätigkeiten in Action setzen, müssen diese, falls die Gefühle harmonisch einwirken, auch den Körper in seiner Gesundheit befestigen. Andererseits können aber die Gefühle und deren Affecte bis

zur Leidenschaft nachtheilig auf die körperliche Gesundheit einwirken, indem sie die organischen Kräfte abspannen, einseitig überanstrengen und in deren natürlichen Functionen stören; wir kennen die nachtheiligen, allmählig die Gesundheit untergrabenden Einflüsse des Grams, der Traurigkeit, die plötzliche Einwirkung des Schrecks bis zur Lähmung oder zum raschen Tode. Es ist aber auch der Fall möglich, daß die natürlichen Seelengefühle in ihrer wechselnden Erregung der körperlichen Kräfte nachtheilig wirken, wenn diese letzteren überhaupt schon in einem geschwächten oder erschöpften Zustande sich befinden und bereits die natürlichen Anreizungen des Gefühlslebens nicht mehr ertragen können, oder wenn sie sich in einem so überreizten Zustande der Erregbarkeit befinden, daß sie jedem hinzukommenden Reize, so auch dem der Gefühle unterliegen. Nicht ohne Grund sucht der Arzt die Person, welche in hoher Reizbarkeit oder krankhafter Erschöpfung des Organismus lebt, vor jeder lebhafteren Gefühlserregung, sei es Freude oder Verdruß, zu bewahren, denn jede Erregung, so auch der Seele, ist mit Verlust an Kraft und Stoff des Organismus verbunden, und ermattete organische Kräfte sind nicht mehr fähig, ohne Nachtheil die Erregung durch das Gefühl auszuhalten. Der Arzt kennt Beispiele, daß Genesende von schwächenden Krankheiten, durch den guten Willen, ihnen Freude zu verschaffen, einem tödtlichen Rückfalle unterlagen, weßhalb Seelenruhe ein unerläßliches Heilmittel der Schwächlichen ist. Der leibliche Organismus ist das Werkzeug, durch welches die Seelenkräfte ihre Thätigkeiten äußern, und je vollkommener oder mangelhafter der körperliche Zustand ist, desto kräftiger oder unvollkommener werden die Seelenfunctionen von Statten gehen. In diesem Sinne ist die

Seelengesundheit auch von der Körpergesundheit abhängig und umgekehrt. —

Mehr noch üben die Leidenschaften als Strebungen der Gefühle, welche über die Grenze des Ebenmaßes und des Vernünftigen hinausschweifen, ihren Einfluß auf die Gesundheit des Körpers aus. Es wird in der Folge meiner Darstellung noch verständlicher werden, wenn ich gewissen und mäßigen Leidenschaften selbst einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit zuschreibe, denn wenn die Gesundheit des Körpers darin besteht, daß alle natürlichen Functionen in ihrer angemessenen Thätigkeit sind, und wenn Leidenschaften die körperlichen Kräfte zu einer lebendigeren Action reizen, so müssen sie auch dadurch die Lebensthätigkeit und das Lebensgefühl erhöhen; eine nicht übermäßige leidenschaftliche Action steigert die Bewegung des Kreislaufes, des Stoffwechsels und der Ernährung. Als Lessing gefragt wurde, warum er Hazard spiele, erwiderte er: „Ich will mich in eine leidenschaftliche Erregung versetzen, weil ich fühle, daß ich mir dadurch eine heilsame Bewegung verschaffe, die auf meine Gesundheit wohlthätig wirkt." — Es ist aber mit dieser Leidenschaft als Gesundheitsmittel ein sehr vorsichtiges Maß einzuhalten, wie mit einem stark erhitzenden Gewürze, welches in kleinen Gaben nützlich, in großen aber schädlich ist; übermäßige Leidenschaft ist allemal durch die Ueberanstrengung der körperlichen Kräfte und die folgende Ermattung derselben ein Feind der Gesundheit; das Nervensystem, als thätiger Vermittler zwischen der leidenschaftlichen Seele und den Organen, leidet am Meisten und Längsten durch diese Erregung, und es ist ja bekannt, wie das Nervenleben dadurch nicht nur allmählig geschwächt und zerrüttet, sondern plötzlich in seiner Lebenskraft vernichtet

werden kann, und wo das Nervensystem erkrankt, da leiden alle organischen Functionen mehr oder weniger mit. Gefühle und Leidenschaften, welche die Energie des Körpers herabstimmen, wie Furcht, Abscheu, Ekel ꝛc. vermögen den Körper für Erkrankungen geneigter zu machen, indem sie ihm die Energie des Widerstandes schwächen, während Gefühle und Leidenschaften, welche die organischen Kräfte steigern, auch zur Zeit die Empfänglichkeit für Krankheiten abstumpfen; wir sehen dies recht augenfällig bei den Ansteckungen, die immer um so gewisser und leichter haften, als der Mensch sich in einer deprimirenden Gemüthsbewegung oder Leidenschaft befindet, während die entgegengesetzte Seelenstimmung durch die erhöhte Energie der organischen Widerstandskraft die ansteckende Potenz abwehrt oder beherrscht. —

Die Seele hat das Bedürfniß, ihre Gefühlsstimmungen zu wechseln. Alles Leben trägt den Drang der Thätigkeit und Wirksamkeit in sich; je mehr sich in uns regt und bewegt, desto höher ist unser Lebensgefühl, je öder und ruhiger in uns, desto mangelhafter und beschränkter fühlen wir das Leben; Einförmigkeit ist Erstarrung und Absterben. Das Gesammtleben der Natur und des Geistes, so auch das in ihm eingegliederte Menschenleben, äußert sich in Gegensätzen, die sich einander bedingen, begleiten und folgen; sie lösen sich allaugenblicklich im großen Gesetze des Gleichgewichtes auf, um sofort in neuen Gegensätzen die Wirkung, die Lebensbewegung fortzusetzen. Zwiespalt und versöhnende Ausgleichung, Spannung und Erschlaffung, Wachen und Schlaf, Anziehung und Abstoßung, Aufbau und Zerfallen — in Allem regt sich der ewige Puls des Lebens! So ist auch unser Leben ein beständiger Kreislauf von Lösen und Binden, Zerklüftung und Versöhnung, Steigen und Sinken

von Trieb und Gegentrieb; — in Zeit und Raum ist Alles zugemessen, um zu rechter Zeit einzugreifen und nicht früher oder später einzutreffen und in Wirksamkeit zu treten; was vorschnell eilt, muß wieder verlangsamen, je lebhafter ein Gefühl ist, um so schneller ermattet und erlischt es; je heftiger eine Begierde, ein Wille, desto eher erkaltet sie und erlahmt er; je freier und mächtiger sich unser Wesen behauptet, um so leichter ist es der Allgemeinheit des Lebens hingegeben. Thätigkeit und Ruhe, Wechsel in allen Bewegungen und Pausen, das ist Gesetz für das Ganze und Einzelne. Diese Gegensätze sind es auch in der Menschenseele, welche ihr Sturm und Stille, Ebbe und Fluth vorschreiben und das versöhnende Gleichgewicht der Kräfte, die Erweckung oder Mäßigung des einen Gefühls durch das andere bedingen, um das richtige Niveau des normalen Daseins immer wiederherzustellen; darin liegt zugleich das Gesetz der natürlichen Seelendiätetik. —

Auch unsere Gefühle, unsere Thätigkeiten des Geistes und der Phantasie müssen wechseln, es liegt der Bedürfnißdrang dazu in jeder Seele, wie das Bedürfniß des Wachens und Schlafens; der Trieb, welcher den andern mäßigt oder weckt, kündigt sich von selbst an, er braucht nicht gefühlt zu werden, aber die Entschließung und Lust zur Thätigkeit erfordert oft den Zwang durch innere und äußere Erweckungsmittel, und diese letzteren muß der gebildete Mensch lernen und üben, um ein Mensch von innerer Cultur zu heißen. Die Unlust ist der Grundton der meisten Menschenseelen und die aus ihr erwachsenden Gefühle treiben im Bedürfniß des Stimmungswechsels zu den Empfindungen der Lust, aber erwecken auch die Thätigkeitskraft dazu. Der Schmerz ist nicht nur Würze, sondern auch Bedingung

der wahren, belebenden Freude, wie die Nacht die Bedingung des lebenweckenden Tages ist; auf den Genuß des Angenehmen und der heiteren Freude erwacht in der Seele das Bedürfniß nach Ernst und Schmerz; ein Gemüth, das ewig froh sein sollte, würde bald in den bunten Farben seines Lebens erbleichen und sich unglücklich fühlen; die Rose muß ihre Dornen haben! — Wer uns von allem Schmerze frei machen könnte, würde uns auch damit die Freude rauben; wie die Würze nicht ohne den erregenden Antrieb des Ferments in innere Bewegung, Umwandlung und geistige Productivität (geistige Gährung) einschlagen würde, so müßte auch die Seele erstarren, wenn nicht das Ferment der Unlust den Reiz und die Bewegung in sie hineinbrächte und ihre Mischung änderte. Eine schwermüthige Seele, die ohne Erfolg die verschiedenen Erweckungsmittel der Freude an sich versuchte, wird oft plötzlich klar und frei, wenn ein Verdruß wie eine Gewitterwolke durch sie hinzog; — vom ungestörten Genusse des Angenehmen gesättigte Menschen werden immer Hypochonder. — Der unwillkürliche Wunsch nach Verbesserung, das Unbefriedigtsein auch im Glücke ist eine Mahnung des in der Natur unseres Wesens tief begründeten Bedürfnisses nach Wechsel unserer Stimmungen. Thätigkeit ist das Symptom des Lebens in uns; wo sie gehemmt wird, fühlen wir den Zustand des Schmerzes. Das Gleichgewicht in diesem Wechsel von Lust und Schmerz, durch das richtige Maß der verschiedenen Thätigkeiten zu einander, ist das Daseinsgefühl des Wohlseins; den Zwiespalt zwischen Begehren und Entbehren auszugleichen, das ist die Kunst der Seelendiätetik. Im Wechsel der mannichfaltigen Zustände unseres Gemüthes fühlen wir, daß wir leben.

Der mannichfaltige Wechsel unserer Seelenzustände, den schon das Sprichwort: „Variatio delectat“ als angenehm und ergötzlich bezeichnet, ist, als dringendes Bedürfniß der Seele, auch eine Bedingung der Gesundheit, und es würde eine einzelne Gefühlsstimmung uns weit geringer befriedigen oder erwärmen, wenn sie nicht ein wechselndes Glied im treibenden Drange des gesammten Gemüthslebens wäre. Kehrt ein und dasselbe Gefühl immer wieder oder dauert es fort, so wird es durch diese Eintönigkeit an Annehmlichkeit verlieren, es wird Ueberdruß erregen oder unerträglich werden; selbst das angenehmste Gefühl schwächt sich selbst durch seine Dauer, und es wird, wie Shakespeare im Hamlet richtig sagt, auch die Lust, stets mit einem lichten Engel gepaart, auch des Götterbettes satt! Es kann die Einförmigkeit eines Gefühls so unangenehm werden, daß selbst ein sonst unangenehmes Gefühl, wenn es nur die Eintönigkeit unterbricht, zum Ergötzen wird. König Thoas klagt in Goethe's Iphigenie auf Tauris: „So lang die Rache meinen Geist besaß, empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung, doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre, bleibt mir zu Hause Nichts, das mich ergötze.“

Ich habe es vorher als *Grundsatz der Seelendiätetik* bezeichnet: das Gleichgewicht in unseren Gefühlen, Leidenschaften, Begehrungen und Stimmungen zu finden und zu unterhalten, eine Seelenthätigkeit durch die andere zu mäßigen oder zu erhöhen, also *sich kennen und beherrschen* zu lernen. Dies höchste Resultat der Bildung wird nicht dadurch erreicht, daß der Mensch sorgsam auf die körperlichen Functionen sei, daß er Ruhe und Bewegung mit einander abmesse, daß er eine schriftstellerische Arbeit über Seelengesundheit lese oder gar auswendig

lerne, oder aus der Blüthenlese großer Denker und Dichter die Wirkungen erfahre, welche Gefühle, Wollen und Gedanken auf das innere Wohlsein des Menschen ausüben, und daraus gelegentliche Nutzanwendung mache; wer der Diätetik der Seele wirklich leben und deren Heil an sich erfahren will, muß eine sittliche Kraft in sich erwecken und bethätigen, muß eine Gewalt gegen sich selbst anwenden, muß sich in Intelligenz, Gefühl und Sitte erkennen und ausbilden, — und Dank der Natur, es ist einem jeden Menschen diese Kraftanlage und das Vermögen zu deren Entwicklung verliehen, es darf Keiner die Entschuldigung gebrauchen, daß seine Kraft für diese seelendiätetische Anstrengung nicht ausreiche; hier gilt ausnahmlos der psychologisch-moralische Satz: ein Jeder kann, was er soll. — Fassen wir alle Mittel zusammen, die uns eine wahrhaft rationelle Diätetik unserer Seele kennen gelehrt hat, so wurzeln sie sammt und sonders in der Moral und auf dem Boden der menschlichen Lebensbestimmung und nehmen hieraus ihre Nahrung und wirksame Heilkraft; aus dieser Quelle soll der Mensch das seelische Gesundheitsgesetz schöpfen und zu einer praktischen Ausführungsform gestalten, die wir Lebenskunst nennen, und wohl zu unterscheiden ist von jener Lebensklugheit, wie sie unter Anderen Gratian als eine Kunst des Egoismus schrieb, um aus den Conflicten mit den Leidenschaften und Begehrungen anderer Menschen unbeschädigt oder mit Vortheil hervorzugehen und sich in den socialen Verhältnissen im Zustande des Wohlbefindens zu erhalten. Diese Lebensklugheit lehre ich hier nicht; unsere Diätetik, sowohl die des Leibes wie der Seele ist eine sittliche Kunst; auch die Seelengesundheit ist eine moralische Gesundheit, eine gesunde Seele kann niemals eine unsittliche sein! —

Hierzu gab uns die Natur auch die Hülfs- und Heilmittel als in uns wohnende Anlagen mit in das Leben, die wir durch ernste Selbsterkenntniß vor unserem eigenen Bewußtsein aufschließen und durch Willenskraft ausbilden sollen; diese Kraft unseres Willens unter der Leitung der Vernunft, ist der Hebel aller anderen Heilmittel, dessen treibendes Wesen im Thätigkeitstriebe so unruhig zum Handeln nöthigt; dieser Willenskraft wohnt eine Kraft der Selbsterhaltung, der Selbstbestimmung und des Widerstandes gegen die Einflüsse der äußeren Welt inne gegen diejenigen physischen, geistigen und sittlichen Einwirkungen, welche unserer Gesundheit schädlich sind; die Lebenskunst soll uns verbessern, dann wird sie uns auch Seele und Körper verschönern, denn Gesundheit ist auch Schönheit. (Vergl. unsere Schrift: Kosmetik; Kap. 7.) Leben und Gesundheit existiren aber nur in der Welt der Wahrheit und Natur; beiden muß unser Streben zugewandt, in ihnen müssen wir heimisch sein, wenn wir an Körper und Seele gesund bleiben oder wieder genesen wollen. Leider wohnen wir nicht in einem Tempel der Wahrheit, sondern in der menschlichen Gesellschaft, die von einer allgemeinen Unwahrheit, einer Lüge um- und durchwoben ist, welche man Umgangsform, guten Schein, Tournüre oder gar gute Form nennt, ein Zwang, der uns oft so beherrscht, daß wir ihm nicht entgehen können, sogar manchmal zur Anerkennung dieser trügerischen Maske der socialen Welt genöthigt werden, wenn sie uns ihr Gesetz der Schicklichkeit und Etikette dictirt. Diese Unwahrheit gefährdet allaugenblicklich unsere körperliche, seelische und sittliche Gesundheit und erschwert unsere Selbsterkenntniß, unsere sittliche Willenskraft, unsere Lebenskunst um so mehr,

als wir nicht den Schein des Wahren von der Wahrheit selbst zu unterscheiden vermögen und die sociale Macht uns in die Formen ihrer Erziehung und in die Gewohnheit ihres Umganges mit weltlicher Autorität und Lockung hineintreibt. Unser Widerstand wird für Thorheit, unsere Ueberzeugung vom Besseren für Eigensinn oder Sonderbarkeit gehalten und ich verkenne die große Schwierigkeit nicht, in dieser Welt, wie sie einmal ist, seelengesund zu bleiben, zumal die von Leidenschaften und Lastern seuchenartig durchdrungene und entnervte Menschheit seelenkranke Wesen erzeugt, deren Pubertät der Seele oft schon in Seelenschwindsucht oder hitzigem Seelenfieber beginnt! Um so dringender hat der Seelendiätetiker zu mahnen, sich in allen Dingen an die Wahrheit zu halten, Heil in der Wahrheit, der einzigen Quelle der Sittlichkeit und Gesundheit zu suchen. Jeder kräftige den Muth, zu sein, was er wirklich ist, sein Glück in sich selbst zu gründen und zu bewahren. Aus der uns umgebenden und alle Zugänge zu uns begierig suchenden Unwahrheit rettet uns aber das natürliche Hülfsmittel, der Umgang, die Freude an der Natur, die Freundschaft zu ihr, hervorgegangen aus der Kenntniß ihrer ewigen Gesetze und im Wandel beständigen Lebenserscheinungen. Alles ist in ihr wahr, sie duldet keine Lüge, kein Scheinleben; im Naturgesetze finden wir das Sittengesetz, in ihm die Anhaltungspunkte und Leitfäden unserer körperlichen, seelischen und intellectuellen Gesundheit. Aber ebenso, wie wir nicht in einem Tempel der Wahrheit leben, befinden wir uns auch nicht in einem Tempel der reinen Natur; die Menschheit unter der Herrschaft der Unwahrheit hat auch die Natur belogen und uns eine verfälschte, gekünstelte Natur im Gebäude einer Civilisation dargestellt,

die mit der Verfeinerung der Organe und Empfindungen auch deren Reizbedürfniß zum Genusse steigerte, eine altera natura als überlieferte und modernisirte Lebensgewohnheit und Lebenssitte zum Klima unserer Entwicklung und Thätigkeit machte, und eben innerhalb dieser, von der wahren Natur abgelockten und verfälschten Construction, welche die Civilisation Natur benennt, auch nur relativ gesunde Menschen hervorgehen ließ, deren Wohlsein darin besteht, mit künstlichen Hülfsmitteln den täglichen Kampf und Sieg über die dämonischen Gewalten der Krankheit zeitweise zu bestehen. Retten wir uns in die wahre Natur zurück! Sie leistet uns Alles, was wir zur Kraft bedürfen, deren Arbeit die Selbsterziehung zur körperlichen und seelischen Gesundheit ist, sie wirkt auf alle unsere äußeren und inneren Organe durch ihre gesetzlichen großen, mannichfaltigen und einfachen Erscheinungen der Weisheit und Schönheit, sie hebt unser Fühlen, Denken und Begehren über die kleinliche Grenze unseres Egoismus hinweg in das unendliche Lebensgebiet, dessen Horizont sich immer mehr erweitert, je höher wir selbst in unserer Anschauung steigen! —

Die Seelendiätetik, gestützt auf Wahrheit und Natur, hat kein anderes Ziel, als durch Lebensweisheit glücklich und im Geiste und im Gemüthe gesund zu sein. Das Resultat dieses Glückes und dieser Gesundheit ist die Harmonie der Seele, der Seelenfriede. Zwei geistige Organe hat die menschliche Seele, auf deren normale Functionen in gegenseitigem Gleichklange und in Uebereinstimmung mit den natürlichen Gesetzen des Körpers unsere hauptsächlichste Aufmerksamkeit gerichtet sein muß; diese beiden Organe sind Vernunft und freier Wille; in ihnen finden die Vorstellungen und Gedanken, die Bilder der Phantasie, die

Triebe und Gefühle ihre Regelung und ihren normalen sittlichen Lebensausdruck. — Erkennen des Wahren, Wirklichen, Guten und Schönen und freiwillige Unterordnung unseres Verlangens unter jene Erkenntniß — das ist der Grundton der Seelenharmonie. Um diesen Schwerpunkt des inneren und äußeren Lebens zu erreichen, gebe ich zum Schlusse meiner allgemeinen Betrachtungen dieses Abschnittes allgemeingültige Regeln, die ich meinen Lesern zur Beherzigung empfehlen darf, da sie einer beobachtenden Erforschung der Menschenseele entstammen, und mich, unter den vielfach erfahrenen Einwirkungen der Mißgunst, des Neides, der Verkennung, des Undankes, der Verleumdung und Kränkung, im frohen Gefühle und Bewußtsein des Seelenfriedens erhalten und auch alle meine Seelenpatienten und Klientelen, welche das Vertrauen mir zuführte, niemals im Stiche gelassen haben.

1) Man verliere nie das religiöse Gefühl. Wie man auch seinen Gott anschauen mag, gläubig oder philosophisch, er bleibt doch stets der Inbegriff des Höchsten, Guten, Heiligen, Wirksamen, Allmächtigen und Allgegenwärtigen — und das tief innerliche Abhängigkeitsgefühl von diesem höchsten Wesen ist das wahre, religiöse und sittliche Klima in uns. „Gott ist so viel in mir, als mir an Gott gelegen!" — Man erhebe dies Gefühl des Göttlichen in uns zum möglichst klaren, menschlichen Bewußtsein und durchdringenden Gefühlsleben, dann wird man niemals in Widerspruch mit dem Drange des Guten gerathen, der wie ein Strom aus Himmelshöhen unser Dasein und Wollen durchweht. In unserer Seele wird ein stilles Klima des Friedens herrschen, in welchem die Feinde des inneren Glückes, die dämonischen Gewalten der Erde: der Egoismus, die Lieblosigkeit, die

verzehrende Leidenschaft, die sinnliche Lust, der Geiz, die müßige Zwecklosigkeit, — niemals Wurzel schlagen können.

2) Ein unerschütterliches Vertrauen auf eine waltende Vorsehung, mag man sie gläubig oder philosophisch auffassen, oder nur als ewige Causalität gelten lassen wollen, immer aber als Zuversicht auf die Unzerstörbarkeit des Guten, die selbstvernichtende Hinfälligkeit des Bösen, auf die Macht unserer eigenen guten Kräfte und unseres guten Wollens, — dieses Vertrauen beseele uns in Freude und Leid; es wird uns mit Dank und Trost erfüllen.

3) Man entsage den erlaubten Freuden der Welt nicht, setze sich in Freundschaft mit der Natur und menschlichen Gesellschaft, nehme ihre vernünftigen und schönen Gaben an, genieße sie mäßig und sei freudigen Herzens in der Ueberzeugung, daß Gott die Welt zur Freude seiner Geschöpfe geschaffen habe und das Böse nur durch die Menschen hineingekommen ist, welches wir, so viel an uns ist, in dessen Quellen und Consequenzen nicht vermehren, vielmehr nach Kräften schwächen und tilgen helfen sollen.

4) Man arbeite und sei froh nach der Arbeit im Gefühle nützlicher Leistungen. Im Müßiggange, in der Beschäftigung nach Laune oder mit Unnützlichem, um die Langeweile zu tilgen, liegt der giftige Keim der Seelenerkrankung.

5) Die Triebfeder aller unserer Handlungen sei Redlichkeit, gepaart mit Klugheit und Festigkeit; auch wo unsere Redlichkeit in Streit und Conflict mit Menschen gerathen sollte, wird sie siegreich bleiben und uns die edleren Menschen befreunden. Um aber allezeit redlich handeln zu können, genügt und gelingt nicht das gelegentliche Wollen, sondern man muß sich gleichzeitig und stets erweiternd in

Besitz allgemein gültiger Wahrheiten setzen, von denen man ebenso fest und unerschütterlich überzeugt ist, als von seinem eigenen Dasein; Alles, was vernünftiger Weise mit unserem, zu festen Grundsätzen gewordenen Wahrheitsbewußtsein übereinstimmt, können wir für wahr und gut halten; es wird niemals eine Wahrheit der anderen widersprechen und, indem wir in dieser Sicherheit handeln, gewinnen wir an Festigkeit und Charakter. — Man hüte sich vor negativen, unklaren, überlieferten, gedankenlos übernommenen Begriffen, vor einem Vielleicht, einem unsicheren Schließen vom Ungewissen auf Unbekanntes in der Wahl seiner Handlungen.

6) Man thue Andern *nur Das*, was man von ihnen *erwartet*. Wer diesen Wahlspruch treu befolgt, wird, bei aller Strenge seiner wahrhaftigen Grundsätze, immer Anderen und sich selbst *Recht* thun. — In der Wahrheit und im Rechte giebt es keine Ausnahmen und in allen Fällen, wo Vernunft oder natürliche Klugheit Schwierigkeiten in der Entscheidung des Wahren und Rechten finden, und unser innerstes gutes Gefühl ungewiß ist und schwankt, da verliere man sich nicht in Reflexionen, die so leicht abirren, sondern ergreife in Gottes Namen, das heißt: *mit starkem Willen zum Guten*, und mit dem darin liegenden muthigen Entschlusse Dasjenige, was uns die Umstände und Gelegenheiten zu wählen gestatten. Meistens treffen wir dann das Richtige; aber hätten wir auch geirrt, so wird uns doch niemals ein innerer Vorwurf daraus erwachsen, der unsere Seele beunruhigen könnte. — Wo man zweifelt und rathlos bleibt, da ergebe man sich vertrauensvoll der Macht des Guten, die mit wunderbarer Kraft durch Gemüth und Denken eines gutwollenden und ergebenen Menschen wirkt.

7) Man lasse sich niemals von seinem Willen ablenken, wenn derselbe einen grundsätzlich wahrhaftigen, rechtlichen und guten Zweck hat. Keine irdische Gewalt ist mächtiger, als der freie Wille des Menschen; Ketten, Despotenwort und Körperschwächen können denselben nicht erlahmen; er ist die Allmacht Gottes im Menschen. — Niemals wird er seine Festigkeit in der Absicht des Wahren und Guten bereuen, sie weckt und stählt in ihm alle edleren Kräfte, wie jede Untreue gegen dieselbe, mag sie durch Annehmlichkeit oder Vorurtheil verursacht sein, den Seelenfrieden und das Lebensglück benachtheiligt.

8) Man sei immer mehr für seine Pflicht, als für sein Schicksal besorgt. — Erfüllen wir unsere Pflicht, so steht unser Schicksal, auch ohne unsere Sorge, unter der Leitung des guten Geistes. Frei von kleinlicher Sorge um Leben und Zukunft erwarte man im Bewußtsein des guten Strebens, daß sich für uns stets das Beste gestalten werde; man verfalle nicht in Projectmacherei für sein Schicksal, concentrire vielmehr seine guten und nützlichen Kräfte auf die Gegenwart und auf die Stelle, wo man eben steht und wirkt, übe sich aber täglich in solchen Gesinnungen und Gemüthsverfassungen, die uns den Lebensgenuß unschädlich machen, indem sie Regelmäßigkeit und Harmonie nicht stören, uns aber auch für etwaige Uebel und Schicksalsschläge waffnen und stärken. —

9) Man sei tolerant. — Niemals beschränke man, sei es auf physische, politische, geistige oder sociale Weise, gewaltthätig den Willen eines Andern in Ansehung seines Glaubens und Denkens; man suche ihn, falls er nach unserer Ueberzeugung Unwahres denkt und glaubt, durch Vernunftgründe zu bekehren; man zwinge Niemanden, über den man

äußere Gewalt hat, unter seinen Willen, ohne ihn überzeugt zu haben; aber allemal da, wo ein fremder Wille unsere eigene grundsätzliche Wahrheit beherrschen möchte, da protestire man durch vernünftige Gründe. Menschen werden entzweit durch politische, religiöse oder philosophische Ansichten, durch Unglauben und Aberglauben; wo man mit ihnen in Widerspruch geräth, da ziehe man niemals die Person in den Streit, sondern nur den Gegenstand, der, um der Wahrheit willen, bestritten wird.

10) Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit schließen die Klugheit im Umgange mit andern Menschen nicht aus; diese Klugheit sei aber nicht die des Egoismus, sondern die Klugheit des Gerechten, das heißt: daß wir in unserem Pflichtgefühle stark, Nichts für uns suchen, was Anderen rechtlich gebührt, sondern mit den freiwillig aus unserem guten Streben erwachsenden Früchten zufrieden sind und uns dadurch im Verkehre mit der Welt schadlos halten; daß wir allerdings Vorsicht in Begegnen und Verkehre mit Andern beobachten, aber ohne Vorurtheil und unbegründetes Mißtrauen, ohne Zweifel an der Redlichkeit und Tugend des Menschen überhaupt, vielmehr mit gutem Glauben und Vertrauen und mit Menschenliebe verfahren.

11) Man erziehe und erhalte sich Verstand und Phantasie im harmonischen Gleichgewichte. Dies ist eine wichtige, leider vielfältig vernachlässigte oder verkannte Regel für die Gesundheit der Seele, für das Gemeingefühl dieser Gesundheit, den Seelenfrieden. — Wer sich stets einseitig mit dem Verstande bethätigt, ohne der Phantasie und Gemüthswelt Beschäftigung und Nahrung zu geben, wird engherzig, egoistisch und kalt; wer sich dagegen stets einseitig mit der Phantasie bethätigt, ohne abwechselnd den realen

Boden des Verstandes zu bebauen, wird zum Schwärmer, verliert den festen Haltpunkt reeller Grundsätze, die Kraft der Selbstbestimmung, und entfesselt Triebe und Leidenschaften. — Auch für diese nothwendige Harmonie der Seele hat die göttliche Weltordnung gesorgt, indem sie die Kunst in das Leben sandte, um, durch deren Wirkung auf die Phantasie, das menschliche Gemüth für die Vernachlässigung während der zeitweise vorherrschenden Arbeit des Verstandes zu entschädigen, die Disharmonie auszugleichen, die innere Gedankenwelt mit der sinnlichen zu versöhnen und die Schönheit neben der Nützlichkeit in das Leben einzuführen. — Eben deßhalb ist es für die Gesundheit der Seele so wichtig, daß der Mensch sich für die Wirkungen der Kunst erschließe, daß in den normalen Haushalt der Seele, an den Tisch des arbeitenden Verstandes, auch die Muse der Musik, der Poesie, der Malerei und Plastik trete, daß derjenige Mensch, welcher die Cultur seiner Seele nicht versäumt, auch in dieser Diätetik die wohlthätigen, belebenden und ausgleichenden Einwirkungen der Kunst, die gesunde Himmelsluft der Welt der Schönheit nicht entbehre. —

12) Man lasse keine Leidenschaft einseitig aufwachsen und suche sie in einer mittleren Bewegung des Empfindens und Verlangens zu halten; man erziehe sein Temperament, daß es sich in die Form eines von Sitte, Pflicht und Lebenszweck gebotenen, regelmäßig pulsirenden Daseins füge und nicht in Einseitigkeiten über den Grundton des vernünftigen Willens hervorklinge.

13) Man gewöhne sich, alle Lebensschicksale als Mittel zu höheren, sittlichen Zwecken zu betrachten, als Fügungen und Zulassungen einer höheren Weisheit zu

empfangen, das Unvermeidliche würdig und das Unglück mit Vertrauen auf eine göttliche Weltordnung und sein eigenes gutes Wollen zu ertragen, sowie im Glück nie das Gefühl der Mäßigung und dankbaren Freude zu verlieren. Das wird um so leichter und freiwilliger gelingen, wenn man sein inneres religiöses Gefühl, das heißt: das Abhängigkeitsgefühl von einem höheren, göttlichen, allweisen und allgütigen Wesen, nicht verscherzt, wenn man die Achtung gegen sich selbst nicht eingebüßt hat, die uns mit sittlicher Würde über jede Demüthigung und Kränkung seitens der Welt erhebt.

14) Jeden Tag lebe man so, als ob es der letzte wäre, der ewigen Gerechtigkeit verantwortliche. — Man empfinde und arbeite für die Gegenwart, baue auf eine zufriedene Vergangenheit, versäume und verwirre die Gegenwart nicht durch Hoffen und Sorgen auf die kommende Zeit, erwerbe sich jeden Abend das Bewußtsein eines nützlich und gut ausgefüllten Tages, bewahre sich unter allen Umständen den Glauben an das Gute, an die Menschen, halte Niemanden für schlechter, als er wirklich ist, vergelte das Böse mit Gutem, erstrebe den schönen, echt humanen Standpunkt allgemeinen Wohlwollens, verbanne Mißtrauen und Haß, mache sich über Dinge und Zustände der Welt die klarsten Begriffe, welche vor Unwissenheit, Aberglauben, Vorurtheil und Mißverständniß schützen, erwerbe sich ununterbrochen das unverfälschte Gefühl der Zuversicht des Daseins auch über das Grab hinaus, suche die Freude dieser Welt in edlen Genüssen der Familienhäuslichkeit, der Freundschaft, Liebe, des Umganges mit der Natur, erwerbe sich das Recht des Genusses durch Arbeitsamkeit und verliere in seiner Intelligenz, sei es Beruf oder Wissenschaft,

niemals die Höhe, wo man mit Kopf und Herz in die ideale Welt hineinragt, während man dabei fest in der Wirklichkeit steht. —

Dies sind die erprobten und untrüglichen Mittel zur wahrhaften Seelengesundheit, diesem inneren Gleichgewichte des Geistes und Gemüthes, aus dem das höchste Glück des Lebens und Daseinsgefühls, der Seelenfriede, die Gemüthsruhe erspriesst. Diese Ruhe ist das summarische Resultat der Harmonie der Wahrheit, Sittlichkeit, Menschenliebe, des Wohlwollens, der Zufriedenheit des Gewissens; hier machen keine kränkelnden Gedanken und Gefühle den physischen Organismus leidend, hier können körperliche Störungen nicht die Seelenruhe aus ihrem Gleichgewichte bringen und verstimmen. Aber das einzige rationelle Fundament der Seelengesundheit ist und bleibt — Charakterwahrheit! —

Zweite Abtheilung.

Die Gefühle und Leidenschaften ins Besondere.

I.

Wesen und Wechselwirkung der Gefühle.

Stellen wir eine Vergleichung der uns bekannt gewordenen Empfindungen an, alsdann gelangen wir zu der Einsicht, daß sie in der Weise, in welcher sie sich auf die Gegenstände und auf uns selbst, auf unsere empfindende

Persönlichkeit (Subjectivität) beziehen, eine wesentliche Verschiedenheit in sich tragen. Was z. B. durch unsere Sinne empfunden wird, erscheint uns als Object, wir unterscheiden unsere Empfindung von dem Empfundenen; dagegen giebt es aber auch objectlose Empfindungen, die in einem vorübergehenden oder zeitweise dauernden Zustande unseres eigenen Gefühlslebens bestehen, in welchem wir uns nur selbst fühlen, oder von denen wir auf ein der Empfindung entsprechendes Object schließen, mag dasselbe nun wirklich vorhanden sein oder nicht. Hiernach unterscheiden sich unsere Empfindungen in objective und subjective, und es können beide unter Umständen in einem und demselben Gefühle zusammentreffen, ja, es muß jedes objective Gefühl auch ein subjectives erwecken, was wir im gewöhnlichen Leben schon an der individuellen Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit der Empfindung erkennen, welche ein und dasselbe Object auf verschiedene Menschen hervorbringt; so empfindet der Eine durch denselben Gegenstand Wohlgefallen, der dem Anderen Widerwillen erregt. — Die objectiven Empfindungen erwecken in uns die Vorstellungen von den empfundenen Objecten, und werden deßhalb zu Wahrnehmungen, während die subjectiven Empfindungen nur Gefühle sind, die nicht zur Erkenntniß der Gegenstände führen, wohl aber oft ein gedachtes Object unterlegen. — Der Mensch hat zweierlei Arten von Empfindungen innerhalb seines Gefühlsvermögens, nämlich Gefühle des Körpers und Gefühle der Seele; letztere ist mit dem Vermögen ausgerüstet, Vorstellungen und Gefühle zu empfangen und zu bilden, und demgemäß Begehrungen zu äußern; sie kann ihre Thätigkeit in sinnlichen Wahrnehmungen und in Gebilden der Phantasie oder, in höherem Grade, durch

Verstand, Begriff, Urtheil und Willen, als geistige Vermögen kund geben. —

Die Stärke eines Gefühls hängt von dem subjectiven Eindrucke ab, den dasselbe auf uns macht, deßhalb sind rein subjective Gefühle, die sich unmittelbar nur auf sich selbst beziehen, immer stärker, als die durch Wahrnehmung entstandenen Gefühle, deren Vorstellung des Objectes die Seele durch Aufmerksamkeit auf dasselbe zerstreut und das Gefühl schwächt; ein neues, noch ungewohntes Gefühl tritt ebenfalls stärker als ein gewohntes auf, indem es durch den Reiz der Neuheit die Seele zu mehren Thätigkeiten anregt, Vorstellung und Begehren vermehrt und beschäftigt und auf sich concentrirt. Das gilt besonders von plötzlich und unerwartet entstehenden Gefühlen, weßhalb ein schneller Eindruck derselben oft die Seele außer Fassung bringt oder, wo er Freude zur Wirkung hat, dieselbe erhöht und die Stimmung des Muthes, der Kraft und anderer verwandten Gefühle hervorruft. Da die ununterbrochene Fortdauer oder häufige Wiederholung eines Gefühls dasselbe schwächt, so verliert allmählig die Seele die Empfänglichkeit dafür; so ist das Gefühl der Scham über eine unschickliche oder unsittliche Handlung am Stärksten beim ersten Male, wird aber durch öftere Wiederkehr immer schwächer, immer leichter von unedlen Gefühlen und Vorstellungen überwunden und endlich ganz kraftlos der Unverschämtheit und Frechheit gegenüber. Sehr wahr sagt Gellert (Reichthum und Ehre): daß auch die Achtung eines Menschen sich durch tägliche Huldigung abschwäche, und ein Herz, welches heute im Gefühle der Verehrung aufwallt, morgen schon kälter und mit der Zeit es heimlich satt werde, derselben Person die gleichstarke Hochachtung zu erweisen. Wer die Achtung im Ge-

fühle Anderer stark erhalten will, muß sich nur selten der Huldigung aussetzen. Gerade die höchsten Gefühlsgrade können sich am Wenigsten lange darin erhalten und spannen die Seele ab, wenn nicht Verstand oder Phantasie dabei betheiligt werden und die Lebhaftigkeit des Gefühls länger unterstützen. Ein Gefühl, das ein Kunstwerk erregt, ist bei dem Kenner weit lebhafter und andauernder, als bei einem Nichtkenner, der nur Liebhaber ist, weil bei ersterem der Verstand mehr Interessantes entdeckt und genießt, was das Gefühl in seiner Stärke unterhält; der Anblick einer anmuthigen Gegend wird um so lebhafter und dauernder das Gefühl erregen, je mehr die Phantasie sich der Begebenheiten erinnert, die man in dieser Gegend erlebt; so zaubert die Phantasie lebhafte Farben des Glücks in eine sonst reizlose Gegend, wo wir die frohe Zeit der Kindheit durchlebten und verstärkt das Gefühl, welches ohne jene Mitwirkung nur mäßige Eindrücke von der Gegend selbst empfangen haben würde. Auch der Contrast der Gefühle vermag das eine zu verstärken, wie der Schatten das Licht heller erscheinen läßt; es wird das Freudegefühl der Gesundheit niemals stärker empfunden, als in der Genesung von einer schweren Krankheit; die Liebe niemals stärker entflammt, als durch den Widerspruch Anderer, durch den Haß, der gegen die Widersacher der Liebe sich in unserem eigenen Herzen entzündet. Wenn ein Gefühl bei seiner Dauer oder häufigen Wiederkehr verschiedene Modificationen annehmen kann, so steigert es den Reiz der Neuheit und erhält sich dadurch auf die Dauer stark; das sehen wir z. B. an der Gefallsucht, die ihren Vortheil kennt und unermüdet thätig ist, unter mannichfachen Modificationen sich selbst zu befriedigen. Andernfalls behält ein Gefühl auch den Reiz

der Neuheit und damit seine Kraft, wenn man sich demselben nur mäßig hingiebt und vor Uebersättigung bewahrt.

Jedes Gefühl kann einen niederen, mittleren oder höheren Grad haben, und so lange es sich in der mittleren Thätigkeit erhält, äußert es sich als ein mäßiges Gefühl und beharrt in der gewöhnlichen Ausdrucksweise eines ruhigen, harmonischen Seelenzustandes. Tritt ein Gefühl aber über sein mittleres Maß hinaus, dann wird es zum Affecte, zur Gefühls- oder Gemüthsbewegung. Diese findet nur bei den inneren, den Seelengefühlen statt, denn übermäßige körperliche Gefühle werden nicht als Affecte bezeichnet; es wird das höchste Wohlgefühl des Gaumenkitzels eines Feinschmeckers nicht Affect genannt werden. Das unterscheidende Merkmal eines Affectes ist: daß derselbe die Vernunft, den Verstand, die Besonnenheit und Ueberlegung verdunkelt und das Begehren zügellos mit sich fortreißt. Eine erlittene Kränkung kann das Gefühl derselben so heftig steigern, daß es zu unüberlegten Reden und Handlungen hinreißt, zum Affecte wird; fühlen wir die Beleidigung aber noch so tief, halten wir aber durch die Vernunft das Kränkungsgefühl in einem mäßigen Grade, so wird kein Affect entstehen und wir werden uns mit ruhiger Ueberlegung zu vertheidigen wissen. Aus dieser Definition des Affectes erklärt sich auch, weßhalb vernunftlose Thiere im engeren Sinne des Wortes keine Affecte haben, indem ein Gefühl nur dann als Affect sich kennzeichnet, wenn es einen verdunkelnden und beherrschenden Eindruck auf die Vernunft ausübt. — Obgleich Affecte und Leidenschaften in einer nahen Verbindung zu einander stehen, so sind sie dennoch verschieden von einander; so nennt man im gewöhnlichen Leben den Haß einen Affect

den Zorn eine Leidenschaft, und doch verhält es sich im strengeren Sinne gerade umgekehrt; die Affecte sind Gefühle, die Leidenschaften aber Strebungen, Begehrungen oder Verabscheuungen in einem übermäßigen Grade; die Affecte sind Zustände des inneren Sinnes, die Leidenschaften aber Thätigkeiten des inneren Begehrungsvermögens. Der Unterschied wird noch deutlicher, wenn man die Eigenschaften beider Seelenäußerungen vergleicht; ein Affect schwächt sich durch längere Andauer oder öftere Wiederholung ab und hört endlich ganz auf, er ist ein anschwellender Strom, der seine fortreißende Kraft verliert, sobald er den Damm durchbrochen und sich in die Ebene ergossen hat; die Leidenschaft dagegen ist ein, jedesmal auf einen bestimmten Zweck gerichtetes Bestreben; sie will, je nach dem Verlangen nach einem Objecte oder der Verabscheuung desselben, dessen Sein oder Nichtsein bewirken, sie schwächt sich nicht ab, sondern dauert an, bis sie ihren Zweck erreicht hat, und vermag alsdann noch mehr zu wachsen. Der Affect tritt als ein überbrausendes inneres Gefühl immer wahr und ehrlich auf, die Leidenschaft aber, als ein Begehren, kleidet sich nach Umständen ihres Zieles und ihrer Mittel, in die Maske der List und Verstellung; während der Affect die Ueberlegung verdunkelt, erschwert und hemmt, denkt und handelt die Leidenschaft mit Ueberlegung und Verstand, um ihre Absicht zu erreichen. Der Affect sowohl wie die Leidenschaft sind beide Anomalien des Seelenzustandes, und da jeder innere Zustand, in welchem ein Gefühl oder ein Begehren aus der Harmonie mit den anderen Kräften der Seele einseitig hervortritt, oder eine geistige Thätigkeit schwächt und außer Function setzt, eine Seelenstörung oder Seelenerkrankung genannt werden darf, so können wir auch die

Affecte und Leidenschaften als Störungen, im höheren Grade als Erkrankungen der Seele ansehen. Auch dieser Krankheitszustand ist bei beiden verschieden; der Affect ist gleichsam ein hitziger (acuter) Fieberanfall, der zwar heftig erschüttert, aber auch um so schneller sich selbst beendigt, je stärker er ist, und nur eine Zeit lang das Gefühl der Unbehaglichkeit des noch nicht ganz wiedergekehrten Gleichgewichtes zurückläßt; eine Leidenschaft aber ist, um den Vergleich festzuhalten, ein intermittirendes oder schleichendes Fieber, das durch seine Dauer sich nicht abschwächt, sondern verstärkt und eine chronische Krankheit der Seele wird, die zum moralischen Tode führen kann.

Man redet von klaren und dunklen, lebhaften und trägen, wahren und falschen Gefühlen. Klar oder dunkel ist jeder Zustand der Seele, mag er Gefühl oder Vorstellung sein, je nachdem derselbe bewußter oder unbewußter stattfindet; da der innere Sinn Alles, was in der Seele wohnt oder vorgeht, subjectiv empfindet, so muß er auch diejenigen Seelenzustände fühlen, welche durch dunkle Vorstellungen bestimmt werden; er weckt aber auch durch jene dunklen Empfindungen dunkle Vorstellungen, wie wir im Traumleben erfahren, in welchem gewisse Vorstellungen und deren Associationen aus Gefühlen entspringen, die von der jedesmaligen Lage unseres Körpers oder gewissen, unseren Körper treffenden Einflüssen angeregt werden. (Vergl. unser „Hauslexikon der Gesundheitslehre", III. Auflage, Artikel Schlaf und Traum.) — Ein lebhaftes Gefühl offenbart, wie schon das Wort sagt, Leben, das heißt Wirksamkeit, es muß also auch ein starkes Gefühl sein, welches thatsächlich in Wirkung tritt; letzteres ist eine nothwendige Eigenschaft des lebhaften Gefühls, denn wenn

ich ein starkes Gefühl für Wahrheit und Recht habe, so kann es in der Hitze eines Affectes dennoch wirkungslos werden, also seine Lebhaftigkeit verlieren. Je klarer ein Gefühl ist, desto stärker und lebhafter ist es auch, denn es setzt auch das Bewußtsein mit in Thätigkeit; dessen ungeachtet können aber auch dunkle Gefühle stark und lebhaft sein und Gewalt über die Seele ausüben; wir beobachten dies z. B. beim Schwärmer, der oft nur von dunklen Gefühlen geleitet wird und beharrlich denselben zur Erreichung seiner Ziele folgt. — Wenn der Sprachgebrauch von falschen und wahren Gefühlen redet, so ist dies nur von der Bezeichnung der Vorstellungen entlehnt, denn da ein Gefühl keine Erkenntniß eines Objectes ist, so kann auch nicht in diesem Sinne von falschen und wahren Gefühlen die Rede sein; jedes Gefühl ist, als wirklich subjectiver Zustand, auch ein wahres. Wie erklärt sich aber jener gängige Sprachgebrauch? Ein Gefühl kann als ein falsches bezeichnet werden, wenn es die subjective Wirkung einer falschen Vorstellung auf das Gefühlsvermögen ist, oder eine unrichtige Folgerung aus einem empfangenen Gefühle. So z. B. ist es eine falsche Scham, wenn ein aus niederem Stande emporgekommener Mensch sich seiner sonst ehrlichen Abkunft schämt; so ist es im Gebiete unserer körperlichen, physiologischen Empfindungen eine Gefühlstäuschung der falschen Folgerung, wenn wir mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Fingern eine kleine Kugel auf dem Tische rollen und das Gefühl haben, als wären es zwei Kugeln. Aber auch hier ist das ursprüngliche Gefühl völlig wahr und nur die Folgerung falsch, denn wenn zwischen den gekreuzten Fingern, z. B. Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, die Kugel gerollt wird, so fühlen wir dieselbe an der linken Seite des

Zeige- und an der rechten Seite des Mittelfingers, also als zwei convex entgegengesetzte Kugelsphären, die unserem Begriffe einer Kugel nicht entsprechen, aber die unsere Vorstellung, dem Gefühle folgend, zu zwei Kugeln ergänzt. — Es kann aber auch noch der Fall eintreten, daß wir, bei einem gegebenen Zustande, ein Gefühl empfinden, welches durch andere als die vermeintlichen Ursachen geweckt worden ist, die nicht zu unserem Bewußtsein gekommen sind, und wir nur dem gegebenen Objecte die Veranlassung unseres Gefühls zuschreiben; wir können uns beispielsweise in einem unbehaglichen körperlichen Gefühle befinden, dessen Grund uns unbewußt ist; ein sonst angenehmer Gegenstand, eine Arbeit, eine Musik, ein Besuch erscheint uns aber jetzt höchst unangenehm, macht einen unbehaglichen Eindruck auf uns, wir sind geneigt, diesem Gegenstande die alleinige Ursache zuzuschreiben. —

Ich habe eben, wie gelegentlich schon früher, von angenehmen und unangenehmen Gefühlen gesprochen; ein angenehmes Gefühl ist jedenfalls ein solches, das wir seiner selbst willen begehren; verabscheuen wir es seiner selbst willen, so ist es unangenehm. Die Bezeichnung kommt vom Worte „annehmen" — was wir gern und willig annehmen, ist uns angenehm, das heißt, es erhöht unser Lebensgefühl, wie das unangenehme Gefühl unser Daseinsgefühl stört, mehr oder weniger beschränkt.

Jedes Gefühl hat seine eigene, bestimmte Beschaffenheit; deßhalb haben auch alle durch ein bestimmtes Gefühl hervorgebrachten Seelenzustände, Gefühlsstimmungen und die davon geweckten Vorstellungen und Phantasiebilder eine bestimmte Beschaffenheit, einen Charakter, einen Grundton. Ferner ist die Weise, wie bei einem gegebenen Gefühle die in der

Seele aufgerufenen Veränderungen auf einander folgen, eine verschiedene, bei einigen Gefühlen langsamer, bei anderen schneller, bald einförmig und sanft fortfließend, bald hüpfend und ungleichmäßig. Wir sehen bei der ausgelassenen Freude die Seele in stürmischer Bewegung, die sich auch auf die Geberde des Körpers überträgt; es eilen die Veränderungen der Seele wie im Fluge weiter, hüpfend von Einem zum Andern; das Gegentheil sehen wir bei der schwermüthigen Traurigkeit; hier ist eine gemessene, langsame, schleichende Bewegung der Seele und des Körpers vorhanden; wir finden also in den verschiedenen Gefühlen neben ihrem Grundtone auch ein Klang- und Zeitmaß, einen Rhythmus ihrer Seelenbewegung; in beiden prägt sich der Charakter des jedesmaligen Gefühls aus, in welchem sich wesentlich verschiedene Gefühle sehr ähnlich oder sehr unähnlich sein können; hierin beruht die Verwandtschaft oder Fremdheit der Gefühle zu einander. —

Es ist die Frage von Moralisten erörtert worden, ob Gefühle einen sittlichen Charakter haben und dadurch einen moralischen Werth erhalten. Ein Gefühl kann keine sittliche Bedeutung in sich selbst tragen, weil das Gute und Böse nur von der Freiheit abhängt, Gefühle aber an sich nicht Ergebniß der freien Selbstbestimmung sind, und nur dadurch einen moralischen Werth erhalten, daß sie aus sittlichen Absichten, also freiem Willen entspringen und dadurch gesteigert oder gemäßigt werden. Von großer Wichtigkeit ist aber der Werth der Gefühle für das physiologische Körper- und Seelenleben; sind sie angenehme Gefühle, so erheitern sie das Dasein und fördern das Wohlbefinden; alle unsere Gefühle sind aber die mächtigsten Triebkräfte unserer Handlungen, sie treiben, ohne Unter-

scheidung von gut oder böse, nützlich oder schädlich, blindlings weiter, und werden erst unter der Leitung der Vernunft und Sitte die Stätte vernünftiger und sittlicher Triebe, aber sie haben den großen Werth, daß sie die Seele überhaupt in Thätigkeit setzen und auf Vorstellung und Phantasie einwirken.

Durch die ganze Natur herrscht ein Gesetz, nach welchem Alles, was geschieht, einen nächsten zweckmäßigen Grund haben, also aus einer Kette von Ursachen und Wirkungen hervorgehen muß; Nichts geschieht sprungweise, alles in Folgerungen; man hat dieses Gesetz das Stetigkeitsgesetz genannt. Diesem sind auch unsere Gefühle unterworfen, sowohl in ihrem Wesen, als in ihrem Grade, der niemals plötzlich, sondern durch allmählige Steigerung der Kraft zu einer gewissen Höhe anwächst, obgleich dies unter Umständen auch so schnell geschehen kann, daß wir die successiven, sich bedingenden Uebergänge nicht bemerken und uns von einem plötzlichen hohen Gefühlsgrade überrascht finden.

Die Gefühle wirken auf die anderen Seelenkräfte ein und diesen Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen Gefühlen und anderen Seelenthätigkeiten müssen wir kennen, wenn wir unsere Seelengesundheit behüten wollen. Die Einwirkung der Gefühle auf andere Seelenthätigkeiten geschieht nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit. Jedes Gefühl ruft zunächst solche activen und passiven Zustände hervor, welche mit ihm verwandt sind; es ist zwar die Stimmung des Gefühlslebens zu irgend einer geistigen oder seelischen Erweckung noch nicht ein wirklich maßgebender Einfluß, sondern nur ein Zustand, der die Neigung zu jener Erweckung erleichtert; aber es bedarf dann nur noch eines anderen Einflusses, der mit dem obwaltenden Gefühle

zusammenstimmt, um in dieser Stimmung des Gefühls die Wirkung hervorzubringen; es vermag daher auch ein Einfluß, welcher das obwaltende Gefühl, die Stimmung und deren Disposition schwächt oder unterdrückt, die Wirkung auf Geist und Phantasie in dieser Richtung zu verhindern. Jedes Gefühl erregt ein ihm entsprechendes Streben; ist ersteres angenehm, so erweckt es das Begehren und reizt andere Seelenkräfte an, das Angenehme zu erhalten und zu vermehren; ist das Gefühl unangenehm, so reizt die Verabscheuung zu seelischen Thätigkeiten, die dieser widerstrebenden Stimmung entsprechen. Das Gefühl glücklicher Liebe reizt die Phantasie an, alle jene Bilder zu produciren und hell zu beleuchten, die jenes Gefühl nähren und stärken, es reizt die Vorstellungskraft an, in lebendiger Klarheit diejenigen Anschauungen vorzuführen, die das Glück der Liebe erhöhen, die Vorstellung von den angenehmen Eigenschaften des Liebesobjectes, die Erinnerungen der Scenen und Begegnungen, die jenes Gefühl erweckten und steigerten. Das Gegentheil findet bei unangenehmen Empfindungen statt; wir wollen dieselben tilgen und zwingen Phantasie und Vorstellungsvermögen, sich von den Bildern und Gedanken abzuwenden, welche das unangenehme Gefühl unterhalten oder verstärken können. „Ach! ich mag nicht daran denken!" sagt man im täglichen Leben oft und zwingt sich, an etwas Anderes, Angenehmeres zu denken. Ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl kann aber auch durch den Contrast verstärkt werden; die edlen Handlungen eines Schauspiels, die uns angenehm berühren, werden wirkungsreicher, indem neben ihnen auch schlechte Handlungen geschehen, obgleich der Eindruck der Letzteren selbst unangenehm ist. Im Gegentheile wird unsere Traurigkeit

noch verstärkt, wenn wir uns in fröhlicher Gesellschaft befinden müssen.

Es ist nicht immer der Fall, daß ein obwaltendes Gefühl auch das verwandte Streben in Wirksamkeit setzt, indem andere Einflüsse hinzutreten, welche das Streben beschränken oder unterdrücken; so kann ein in der Seele herrschendes angenehmes Gefühl durch die Association von Ideen, welche sich mit den, dem Gefühle verwandten angenehmen Vorstellungen verbinden, dadurch in seinem Streben wirkungslos werden, daß unangenehme Vorstellungen sich einmischen und geltend machen und die ersteren in den Hintergrund drängen; es kann sich ferner mit einem unangenehmen Gefühle eine Leidenschaft verbinden, die mit denselben Vorstellungen zusammenstimmt, welche das Gefühl erweckte; das Gefühl der Kränkung kann sich leicht mit der Leidenschaft der Rachsucht vereinigen; wir werden zwar das unangenehme Gefühl der Kränkung und Alles, was es in uns erweckte, zu unterdrücken suchen, aber die entstandene Rachsucht wird gleichzeitig Alles Unangenehme der erlittenen Kränkung wieder auffrischen, um sich selbst daran zu stärken, wird also das Gegentheil unseres Strebens bewirken. Aber auch die Kraft eines festen Willens, des Vorsatzes vermag, wenn er stärker als das Gefühl ist, Zustände in unserer Seele hervorzurufen und dauernd zu erhalten, welche mit einem angenehmen oder unangenehmen Gefühle zusammenstimmen; so können wir uns im Gefühle der Beschämung, etwa in der festen Absicht uns zu verbessern, alle Fehler und Mängel vergegenwärtigen, die uns jenes Gefühl zugezogen haben, und obgleich dasselbe jenen Vorstellungen widerstrebt, weil es durch sie noch verstärkt wird, so wird doch der stärkere Wille die Oberhand gewinnen und das Gefühl unterhalten.

Alle Gefühle haben das natürliche unwillkürliche Streben in sich, sich mitzutheilen, nach Außen hin zu wirken; es liegt dies Bedürfniß in der inneren Gemeinschaft der Seele und des Körpers begründet, wonach Seelenveränderungen entsprechende Körperveränderungen hervorzurufen suchen, und umgekehrt, wie ich dieses früher schon als natürliche Ausdrücke der Gefühle und äußere physiognomische und mimische Erkennungszeichen derselben nachgewiesen habe; durch den Ausdruck eines Gefühles, das wir an Anderen wahrnehmen, wird dasselbe in uns selbst angeregt oder stärker und andauernder gemacht, in der Theilnahme Anderer an unserem eigenen Gefühle finden wir dasselbe bestätigt und gerechtfertigt; ist es ein angenehmes, dann wird es dadurch in seiner Annehmlichkeit erhöht, bemerken wir aber, daß Andere dabei kalt und theilnahmlos bleiben, so wird es gestört und es schleicht ein geheimes Mißtrauen gegen unser eigenes Gefühl durch die Seele. Wir lieben es nicht, eine schöne Musikwirkung allein zu genießen; theilen Andere denselben Genuß mit uns, so steigert sich dadurch unser eigener; wir haben das Bedürfniß, den sichtbar mitempfindenden Nachbar auf die Wirkung des Gefühls in ihm anzureden, und unser eigenes in des Anderen Seele überzuströmen, und wir werden unangenehm gestimmt, wenn jener für jenes Gefühl sich unempfindlich zeigt. So verhält es sich auch mit den unangenehmen Gefühlen; sie wirken von Anderen erweckend auf uns über, sie streben von uns aus nach Mittheilung an Andere. „Getheiltes Leid ist halbes Leid, getheilte Freude ist doppelte Freude" — sagt das Sprichwort. Dieser Mittheilungsdrang der Gefühle ist ein vorzüglicher Factor, welcher die Menschen zur Geselligkeit treibt, und um so mehr, je regsamer ihre Gefühle sind. —

Zur weiteren Erforschung der Wechselwirkung, in welcher die verschiedenen Vermögen des Seelenlebens mit einander stehen, müssen wir die vorzüglichsten Kräfte in ihren gegenseitigen Beeinflussungen specieller betrachten.

a. Gefühl und Geisteskräfte (Intelligenz).

Das Gefühl wirkt auf unser intellectuelles Vermögen und dieses wieder auf das Gefühl zurück. Der Wechseleinfluß zwischen unseren Gefühlen und dem Denk- und Erkenntnißvermögen ist ein so offenbarer, daß ihn Jeder erfahren, wenn auch nicht jedesmal weiter darüber nachgedacht hat; jedes Gefühl setzt unsere Verstandeskräfte in Thätigkeit, indem es, falls es ein angenehmes ist, auch die ihm entsprechenden angenehmen Vorstellungen weckt und umgekehrt; das Ehrgefühl zum Beispiel bethätigt die Geistesfähigkeiten, um durch sie die Ehre zu erreichen und zu mehren; das Gefühl der Schande reizt die intellectuellen Kräfte, die etwa vorhandenen Mängel des Wissens und Könnens auszufüllen. Die Gefühle vermögen aber auch den Geisteskräften ihre Richtung zu geben, sie zu lenken; ehe der Verstand zur Einsicht des Richtigen gelangt, fühlt die Seele oft dasselbe dunkel voraus und wird stiller Führer des Geistes, was bei Menschen mit reinen und starken Gefühlen, denen das bürgerliche Leben nicht immer Zeit und Muße zu reflectirender Verstandesthätigkeit läßt, oder denen die Schärfe derselben abgeht, namentlich bei feinfühlenden Weibern der Fall ist. Es ist dies das „zarte Herz, welches das Rechte gleich findet und ergreift", wie Schiller sagt. Die Gefühle wecken und lenken aber nicht nur das Denk- und Erkenntnißvermögen, sondern vermögen es auch zu

schärfen, zu erhellen; es offenbart das Gefühl oft Etwas an einem Gegenstande, was der Verstand nicht sogleich, sondern erst durch Vermittlung des Gefühls findet, so z. B. an einer anderen Person die Gemüthseigenschaft derselben, deren leise Aeußerungen von einem feineren Gefühle empfunden werden. Wenn der Geist mit einer Vorstellung so sehr beschäftigt ist, daß er darüber die Aufmerksamkeit für andere Vorstellungen und Sinneseindrücke verliert, so nennt man es Vertiefung des Geistes, oder, wo sie habituell stattfindet, Grübelei; auch auf diesen Zustand können Gefühle einwirken, indem entweder ein sehr starkes Gefühl die ihm zugehörigen und erweckten Gedanken in ausschließliche Aufmerksamkeit zieht, oder indem ein schwaches Gefühlsleben nicht kräftig genug ist, um die durch andere Veranlassungen auf einen Gegenstand vertiefte oder über ihn in Grübelei gerathene Geistesthätigkeit zur Aufmerksamkeit auf andere Objecte zu erwecken. — Gegentheils vermögen aber auch Gefühle die intellectuellen Kräfte zu unterdrücken; da die Gefühle ihrer Natur nach, überhaupt in ihrer Wirkung, stärker als die Vorstellungen sind, so können letztere leicht durch Contrastwirkung die ersteren schwächen; sagt doch schon der Volksmund: Dieser oder Jener hat in seinem starken angenehmen oder unangenehmen Gefühle „den Verstand verloren"; oder, wie der Dichter einen Höchstbeängstigten zum Freunde sagen läßt: „Denken Sie für mich, was würden Sie an meiner Stelle thun?" (Emilia Galotti.) So kann auch ein Gefühl so stark sein, daß die Vorstellung ihm nicht zu folgen vermag und im Zweifel an der Wahrheit oder Möglichkeit der Thatsache, die das Gefühl hervorrief, in Unthätigkeit geräth, wie man es z. B. erfährt, wenn Jemand von öfterem Unglück verfolgt, plötzlich

ein Glück erlebt, dessen geistige Freude nicht aufkommen kann, weil die Verstandesthätigkeit sich nicht so weit über die Erinnerungen des Unglücks zu erheben vermag. Die Erfahrungsseelenlehre bestätigt, daß die höchsten Gefühlsgrade die Verstandeskraft niederdrücken und durch ihre eigene Gewalt die Mitbetheiligung des Geistes zur Gefühlswirkung vereiteln, also auch angenehme Gefühle nicht zum vollen Ausdruck im Geiste gelangen lassen, worin zugleich der Grund zu suchen ist, daß angenehme Gefühle sich nicht lange auf ihrer Höhe erhalten können, während unangenehme länger andauern; das erstere hat einen moralischen Werth, denn im Momente, wo der Verstand anfängt, über das angenehme Gefühl zu reflectiren, steigt dasselbe bereits von seiner Höhe herab und verliert seine Gewalt über den sinnlichen Menschen. Ein gelinderer Grad der Beschränkung, den die stärkeren, höher wogenden Gefühle auf die Intelligenz ausüben, ist die Verdunklung der Gedanken; Niemand ist im Stande, zur Zeit lebhafter Gefühlsbewegung mit dem Verstande so klar und logisch zu arbeiten, als zu anderer Zeit, und es ist deßhalb für den Denker so nothwendig, daß er sich ein ruhiges und heiteres, nicht von stürmischen Gefühlen bewegtes Gemüth bewahre. — Unangenehme Gefühle sind ihm um so mehr störend, als die Denkthätigkeit selbst ein angenehmes Gefühl erregt und das unangenehme sich in jenes trübend und abschwächend einmischt. Schon der Volksmund bezeichnet diese erschlaffende Wirkung unangenehmer Gefühle auf Gedanken und Willen durch die Worte: „Ich habe nicht Lust, auch nur einen Finger zu bewegen!“ —

Derjenige Zustand unseres Geistes, in welchem wir zur Aufmerksamkeit unentschlossen sind, gleichsam schwanken im

Mangel an Kraft, einer bestimmten Richtung des Gedankens mit Stetigkeit uns hinzugeben, wo wir Ansetzen, Nachlassen, in Activität und Passivität schnell wechseln, wo wir auf Etwas unsere Aufmerksamkeit richten wollen oder sollen, aber es nicht vermögen, weil wir auf zu viel oder ein Anderes gleichzeitig achten, ist der Zustand der Zerstreutheit. Diese wird durch unsere Gefühle hervorgebracht, indem sie die Aufmerksamkeit des Verstandes in ihre besonderen und wechselnden Bahnen ziehen; auch dieser Seelenzustand kann habituell werden. Ein anderer Zustand ist die Schwärmerei; sie beruht auf einem Mißverhältnisse zwischen Gefühlen und Geiste, auf einer Ausschweifung der Gefühle, indem diese zu Urtheilen und Handlungen bestimmen, zu denen uns der Verstand bestimmen soll, der nun dem Zuge der Gefühle blindlings folgt und, anstatt zu herrschen, von den Gefühlen beherrscht wird. Dies Mißverhältniß ist dadurch gegeben, daß entweder der Verstand ungewöhnlich schwach, oder das Gefühlsvermögen ungewöhnlich stark ist. Ist ein Gefühl in dem früher definirten Sinne ein falsches, so muß es auch falsche Vorstellungen und Urtheile erwecken, und die Verstandesthätigkeit in eine falsche Richtung leiten. „Nicht jeder Stimme ist zu glauben, die warnend sich im Herzen läßt vernehmen", läßt Schiller den Wallenstein sagen. Der Verstand, gewöhnt, in vielen Fällen nach Gefühlen zu urtheilen, ohne dieselben erst zu prüfen, geräth hier nur zu oft auf unrichtige Wege; wie falsch und verschieden sind zum Beispiel die Urtheile über Gefühlswirkungen, welche die Werke der schönen Künste veranlassen! Ein junges Weib, das im Schmerze über den Verlust des Geliebten oder Gatten es für unmöglich hält, jemals wieder einen Anderen zu lieben oder zu heirathen

und das jedes Ansinnen, ja jede Andeutung dieser Art mit der Entrüstung eines tiefsten Kränkungsgefühls erwidern würde, knüpft oft schon nach wenigen Monaten einen anderen Herzensbund; es ließ mithin die Stärke des Schmerzgefühls irriger Weise Etwas für unmöglich beurtheilen, was dennoch leicht möglich wurde. — Das starke Gefühl drückt allen anderen Seelenthätigkeiten seine Eigenschaften und Farben auf und der Verstand blickt gleichsam durch ein gefärbtes Glas. Der von Verdruß erfüllte Mensch sieht in Allem nur Verdrießliches; „es ärgert ihn die Fliege an der Wand", wie man zu sagen pflegt; ein starkes, frohes Gefühl giebt auch dem Unbedeutenden und Unangenehmen die Färbungen und Eigenschaften des Wohlgefallens; in der lebhaften Freude schließt der Mensch oft Verbindungen und begeht Handlungen, die er bei ruhiger Besonnenheit, unter der erlangten Wiederherrschaft des Verstandes bereut, wird aber auch oft zu edlen Handlungen veranlaßt, welche die nüchterne Verstandesreflexion nicht zugelassen hätte.

Lebhafte, bis zu Affecten gesteigerte Gefühle wirken besonders störend auf die Klarheit der Urtheilskraft; der Betreffende weiß sich nicht zu helfen, er hat „den Kopf verloren", wie es im Volke heißt. Einen charakteristischen Einfluß der Gefühle nehmen wir aber noch auf den Sprachausdruck wahr; eine starke, die Denkkraft beherrschende oder verdunkelnde Gefühlswirkung stört oder beschränkt auch den Ausdruck der Gedanken durch die Sprache, läßt den Verstand nicht zu Worte kommen. Man sagt schon im bürgerlichen Leben: „mein Gefühl ist unaussprechlich", — man weiß, daß der höchste Affect stumm ist; wird das Gefühl erst des Wortes mächtig, so ist es auch schon von seiner Höhe herabgesunken und milder geworden, um so mehr,

je zusammenhängender und reflectirender es sich auszusprechen vermag. Gelingt es uns, einen in heftigem Affecte befindlichen Menschen zu einer zusammenhängenden Rede zu bringen, so ist auch sein Gefühl dadurch gemäßigt; deßhalb beruhigen und trösten wir einen Anderen nicht durch theilnehmendes, schweigendes Verhalten oder indem wir ihn schweigend unsere Rede anhören lassen, sondern in Wirklichkeit um so leichter und auf psychologischen Wege, wenn wir ihn zum Aussprechen bringen, ihn in die Gesprächsmittheilung über den Gegenstand seines Affectes zu verwickeln verstehen; ist das Gefühl erst auf schwächere Grade herabgesunken, dann wird es mittheilungsbedürftig, gesprächig, es treten Verstand und Phantasie aus ihrem Dunkel heraus und in Mitwirkung. Je schwächer aber nun das Gefühl wird, um so mehr verliert sich die Gesprächigkeit desselben wieder, indem die erregende Einwirkung desselben auf Verstand und Phantasie abnimmt, das Gefühl wird einsylbig, endlich stumm, wie es im höchsten Grade war. Weiß ein Liebhaber seiner Geliebten in der traulichen Begegnung Nichts zu sagen, so befindet sich entweder sein Gefühl der Liebe auf dem höchsten Grade, oder er fühlt gar keine Liebe; hier berühren sich die Extreme. —

Aber nicht nur wirken die Gefühle auf das intellectuelle Vermögen der Seele ein, sondern es üben andererseits auch Vernunft, Verstand, Denken und Urtheilen einen offenbaren Einfluß auf die Gefühle aus, indem sie dieselben erwecken, unterhalten und verstärken und zwar ebensowohl unmittelbar, allein durch sich selbst, wie mittelbar, durch Intercurrenz anderer Seelenzustände. Alles, was unser Geist denkt, urtheilt, will, erregt immer in der Seele einen

sogenannten inneren Sinn, Veränderungen und Zustände, welche jenen geistigen Zuständen entsprechen; ein angenehmer Gedanke wird ein angenehmes Gefühl erwecken, das Gefühl der freudigen Freiheit, welche das erfolgreiche Arbeiten mit dem Geiste verursacht, ist ein solcher Seelenzustand, ein erhöhtes Lebensgefühl; wer kennt nicht die Mißstimmung der Seele, wenn der Geist sich in seiner Thätigkeit zur Zeit nicht kräftig findet, wenn er eine ihm unangemessene Beschäftigung treiben muß, wenn er überangestrengt wird! Fühlen wir zwischen einer gegebenen Vorstellung und unseren Denkgesetzen eine innere Uebereinstimmung, oder eine Disharmonie, dann regt sich in uns eine Empfindung, welche man Wahrheitsgefühl nennt, und das zum Wahrheitssinn wird, sobald jenes Gefühl zu einer inneren, dauernden Kraft erweckt ist, die unser Denken und Urtheilen bestimmt. Wir folgen oft diesem inneren Gefühle und Sinne für Wahrheit, ohne zu prüfen, ob wir auch nicht irren, mit einem zuversichtlichen Vertrauen, das die specielle Mitwirkung des Verstandes nicht mehr für nothwendig hält; und wie Schiller den Piccolomini sagen läßt: „Dein Urtheil kann sich irren, nicht mein Herz" — ist dieses Gefühl in klar denkenden Menschen ein zuversichtliches, da es aus der Quelle der Vernunft fließt. Ein anderes, dem geistigen Vermögen, namentlich der Vernunft, entstammendes Gefühl ist das Sittlichkeitsgefühl und seine Ausbildung zum Sittlichkeitssinne; Uebereinstimmung oder Widerstreit irgend eines Objectes mit unserer Denk- und Urtheilsweise leitet, auch ohne jedesmalige geistige Prüfung, ohne weitere Ueberlegung, uns sehr oft nur durch dies Gefühl zum Handeln, wie der Seelenmaler Schiller so schön in den Worten ausspricht: „Hier, auf dieses Herz, das unfehlbare, heilig

reine, will ich's legen; — bedenke Nichts, sag', wie Du's fühlst!" Ein anderes Gefühl, das dem Geiste entstammt, ist das Schönheitsgefühl und der daraus sich bildende Schönheitssinn; Alles, was nicht nur die Sinne, sondern auch das geistige Vermögen in uns angenehm beschäftigt, und in der Vorstellung Wohlgefallen gewährt, ist schön; auch diesem Gefühle vertrauen wir gern, ohne unsere geistige Thätigkeit immer zur Prüfung aufzufordern. Wie aber der Geist durch seine Thätigkeit unmittelbare Gefühle zu erwecken vermag, so kann auch durch eine gewisse Ueberspannung, eine Hemmung oder Störung seiner Thätigkeit ein Gefühl hervorgehen, nämlich das der Verwunderung; wir wundern uns über Dasjenige, was unserm Begriffen widerspricht, oder uns so unerwartet kommt, daß gleichsam eine Stockung im Flusse unseres Ideenganges entsteht. —

Außer diesen unmittelbar aus der Geistesthätigkeit entspringenden Gefühlen giebt es aus gleicher Quelle mittelbar bewirkte Gefühlszustände, die ein Beispiel am Ehesten verständlich macht: Der Verstand stellt sich einen Gegenstand als gut oder böse vor; diese Vorstellung weckt den Willen, das Gute zu begehren, das Böse zu scheuen und zu vermeiden; wir fühlen dieses Begehren oder Verabscheuen, je nach der Stärke der Vorstellung, mehr oder weniger lebhaft als Gefühl in uns. Oder: wir richten die geistige Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand; dieselbe weckt Phantasiebilder, welche sich auf den Gegenstand selbst oder auf andere damit verwandte Gegenstände beziehen, und es wird hierdurch ein Gefühl erweckt, welches nun in der Seele obwaltet und wiederum sinnliche Begierden oder Widerstrebungen erregen kann. Wir wünschen z. B. einem das Schiff besteigenden Reisenden eine glückliche Fahrt; diese Vor-

stellung ruft bei ihm weitere Vorstellungen und Phantasiebilder aller möglichen Gefahren hervor, welche die Seereise herbeiführen kann; es entsteht das Gefühl der Angst, der Unlust in der Seele.

Kann aber der denkende Geist Gefühle erwecken, so muß er auch Gefühle, welche einer anderen Quelle entstammen, in ihrer Stärke vermehren, sie andauernder machen oder schwächen und unterdrücken können; das ist denn auch thatsächlich der Fall; das Gefühl eines Glücks wird durch die Vorstellung der angenehmen Eigenschaften des beglückenden Gegenstandes verstärkt und in Dauer erhalten; das Gefühl des Unangenehmen wird durch die Vorstellung der widerwärtigen Eigenschaften des Objectes erhöht und verlängert; bloße sinnliche Eindrücke erreichen in ihrer Wirkung auf die Gefühle nie die Stärke und Dauer, wenn nicht hierzu die Vorstellung mitwirkt.

Insofern unsere Gefühle von den geistigen Thätigkeiten abhängen, muß auch die geistige intellectuelle Bildung einen *cultivirenden* Einfluß auf unser Gefühlsvermögen ausüben, es müssen die aus der geistigen Wirksamkeit entspringenden Gefühle um so leichter geweckt, um so exacter und lebhafter empfunden werden, je höher die Geistesbildung ist und je vollkommener dieselbe ihre Thätigkeiten äußert. Verstandesbildung wird deßhalb ein richtiges und scharfes Wahrheits-, Sittlichkeits- und Schönheitsgefühl zur Folge haben, während das aus der Stockung, Hemmung und Störung der Verstandesthätigkeit hervorgehende Gefühl der Verwunderung um so häufiger und lebhafter eintreten muß, je weniger der Verstand ausgebildet und je ärmer er an Begriffen ist. Deßhalb verwundert sich die noch geistig unreife Jugend oder der erwachsene beschränkte Kopf über

Vieles, was dem Menschen von Geistesbildung keine Verwunderung mehr erregt. Nihil admirari sapientis esse! —

Kann der Geist, der Verstand, unmittelbar oder mittelbar Gefühle erwecken, verstärken und in Dauer erhalten, so muß er sie auch unterdrücken, schwächen, abkürzen können, so daß sie dem Bewußtsein entzogen werden. Der Geist vermag seine ganze Aufmerksamkeit so ausschließlich und erschöpfend auf einen Gegenstand zu concentriren, daß ein obwaltendes Gefühl dabei völlig der empfindenden Wahrnehmung entgeht; gelehrte Studien machen Gram, Sorge, selbst angenehme Gefühle zeitweise vergessen. So verträgt sich auch der Witz nicht mit einem tiefen innerlichen Gefühle, das keine Beziehung zu ihm hat. Ein dem Verstande entsprossenes Gefühl kann ferner so stark sein, daß es ein anderes sinnliches Gefühl geradezu unterdrückt; wir können das sittliche Gefühl der Hochachtung für eine Person empfinden, das die widerwärtigen Eindrücke ihrer äußeren Erscheinung völlig verdunkelt; wir können ferner durch Zergliederung eines Gegenstandes das von ihm im Totaleindrucke erweckte Gefühl unterdrücken, falls dieses nur auf allgemeiner, unklarer oder verworrener Vorstellung beruht; wir fühlen nicht selten Ekel, Abscheu vor einem Gegenstande, einer Person, und verlieren dies Gefühl, wenn wir diesen oder jene mit dem Verstande zergliedern, d. h. die wahre Beschaffenheit des Dinges oder der Person wirklich kennen lernen; so unterdrücken wir Schreck und Furcht, wenn wir das Schreckbild erst näher angesehen und geprüft haben. Wir können durch den Verstand schon die Entstehung eines Gefühls ganz verhindern, indem wir unsere Aufmerksamkeit von dem Gegenstande gänzlich ablenken oder indem wir denselben allein mit dem Verstande auffassen. Ein anerkannt

schönes Gedicht, das man einem tiefdenkenden Mathematiker vorlas, veranlaßte diesen, als Zeugniß, daß sein Gefühl nicht im Mindesten von der Schönheit des Gedichtes berührt worden war, zu der Frage: was durch dasselbe bewiesen werde? Wie die Schwäche des Gefühlsvermögens im Stande ist, Grübelei zu begünstigen, so kann auch diese schwächend auf ein lebhaftes Gefühlsvermögen einwirken, und Grübler sind selten für die Gefühle der Freundschaft, Liebe, Theilnahme, Großherzigkeit ꝛc. empfänglich. Wer beim Anhören eines Werkes der Tonkunst nur geistig beschäftigt ist, die künstlerische Technik desselben nach der Lehre des Generalbasses, der Harmonie ꝛc. zu zergliedern, wird wohl Verstandeslust, nicht aber das Gefühl der musikalischen Wirkung empfinden. Wir können auch durch den Verstand unsere Gefühle moderiren, in deren Qualität verändern; so kann ein sinnlicher Gefühlseindruck durch ein vom Verstande geweckes Gefühl modificirt und ein an sich ganz angenehmes Gefühl dadurch unangenehm werden, und umgekehrt. Der sinnliche Eindruck, den die Naivetät eines jungen, fröhlichen Mädchens auf das Gemüth des Beschauers macht, wird durch die Reflexion des Verstandes über die Unschuld und deren voraussichtliche Gefahren in eine gemischte, zwischen Angenehmem und Unangenehmem liegende Empfindung verändert; es wird ein angenehmes, sinnlich erregtes Gefühl oft dadurch getrübt, daß der Verstand dasselbe als unerlaubt mißbilligt, und so auch umgekehrt wird ein unangenehmes Gefühl durch die Einrede und Billigung des Verstandes gemildert und geändert. Wir erfreuen uns über ein Kunstwerk, erfahren aber zugleich, daß der Künstler ein unedler, verächtlicher Mensch sei, und fühlen alsbald eine Modification unseres Wohlgefallens. Vorurtheile, also falsche Vorstellungen,

können erst recht unseren Gefühlen den Reiz und Charakter nehmen; dasselbe gilt auch von der Voraussicht des Verstandes, den Schlüssen in die Zukunft oder den Folgerungen aus einem gegebenen Begriffe auf dessen Resultat; sind jene Voraussetzungen falsch, so ist auch das obwaltende Gefühl in Gefahr, durch den Verstand alterirt zu werden. Man spricht von einer Vorahnung, aber sie beruht nur auf halb dunklen Ideenassociationen und es wird manches Gefühl dadurch beeinträchtigt oder entstellt. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Erwartung angenehmer Ereignisse die Zeit lang, unangenehmer aber kurz erscheinen läßt; erwarten wir eine angenehme Sache, so erregt die Zwischenzeit ein unangenehmes Gefühl, weil sie uns noch des erwarteten Angenehmen beraubt, und es erscheint uns die Dauer alles Unangenehmen lang, das heißt länger, als wir wünschen; erwarten wir etwas Unangenehmes, dann ist die Zwischenzeit, welche uns noch von jenem Eintreffen des Nichterwünschten frei läßt, von einem angenehmen Gefühle begleitet, namentlich wenn sich Vorstellungen des Zweifels, der Hoffnung auf Abwendung einmischen; die Zeit erscheint uns kurz, das heißt kürzer, als wir wünschen, wir kargen mit der Zeit. — Eine Erscheinung ist noch hervorzuheben, die einer Erklärung bedarf; das alte lateinische Wort: Nitimur in vetitum, (wir streben gern nach Verbotenem, das Verbotene reizt) hat seine volle Wahrheit und psychologische Begründung, denn wer hätte es nicht schon einmal an sich selbst erfahren, daß eine Handlung um so mehr Vergnügen macht, wenn eine Strafe darauf gesetzt ist; der Muthwille der Jugend verübt am Liebsten das Gesetzwidrige; wenn wir bei einem Gegenstande mehre Folgen voraussehen, eine nähere und eine entferntere, so können beide contrastirende

Eindrücke auf unser Gefühl machen und es wird gewöhnlich die nähere Voraussicht durch die entferntere verstärkt, zumal die erstere schon an sich die stärkere ist und die entferntere, an sich schwächere nunmehr noch mehr verdunkelt wird.

b. Gefühl und Phantasie.

Einen ähnlichen Einfluß, wie auf die Verstandeskräfte, haben die Gefühle auch auf die Einbildungskraft, und diese wirkt wieder auf das Gefühlsleben zurück. Alle Anschauungen der Phantasie sind ohnehin lebhafter und stärker als die abstracten Vorstellungen des Denkvermögens, die man Ideen nennt, und stehen deßhalb auch in einer lebhafteren Wechselwirkung mit den Gefühlen; diese können die Phantasie zu besonderen Thätigkeiten erwecken oder dieselben schwächen, und auch die Phantasie vermag gleiche Wirkungen auf die Gefühle hervorzubringen. Ein vorhandenes Gefühl kann die Phantasie für gewisse Objecte unklar oder überhaupt schwach in Auffassung derselben machen, wie wir bekanntlich im Rausche eines Affectes die Begebenheit mit der Phantasie nicht so lebhaft auffassen, daß wir sie später genau wiedererzählen können; ein Gefühl vermag deßhalb das aus der Phantasie schöpfende Gedächtniß beeinträchtigen. So ist ein in die Qual seines unglücklichen Gefühles versunkenes Gemüth, das man zu seiner Zerstreuung in die schöne Natur führt, blind für die Erscheinungen derselben und die Phantasie bleibt unberührt von der sinnlichen Umgebung; die in Gram versunkene Phädra erinnert sich nicht, das sie kurz vorher auf ihr Geheiß frisirt und mit schönen Kleidern geschmückt ist, und fragt nach der ungebetenen Hand, die dieses gethan, was nicht zu ihrem Schmerze stimmt. Die Phantasie kann

in ihrer Production und Reproduction durch Gefühle gestört werden; der Dichter, welcher aus der Phantasie schöpft, wird unfähig sein, wenn ein übermächtiges Gefühl seine Seele bewegt, und erst dann die Phantasiekraft bethätigen können, wenn das Gefühl zu einiger Ruhe gelangt ist; der unsägliche Schmerz über den Verlust seiner Geliebten wird ihn erst productiv machen, wenn der Schmerz sich in sanfte Trauer herabgestimmt hat; ist aber die Phantasie in ihrer Freiheit gestört, dann kann sie auch dem Verstande nicht die normale Unterstützung leisten, falls dieser sich bethätigen wollte; denn wenn derselbe einen Begriff *denkt*, so ist die Phantasie bestrebt, durch ein mehr oder weniger ausgeführtes Bild den abstracten Begriff concret, *anschaulich* zu machen, wodurch die Klarheit des Begriffes gefördert und die Thätigkeit des Verstandes erleichtert wird. Auf diesem Wege kann das Gefühl auch durch die gestörte Phantasie dem Verstande störend beikommen. Oft würde der Mensch sich aus Gefahren retten können und sich nicht in's Verderben stürzen, wenn die Phantasie nicht durch zu starke Gefühle gelähmt und unfähig geworden wäre, die Umstände richtig zu combiniren und dem Verstande zur Beurtheilung zu unterstellen. —

Die Phantasie wird, wie das Gemüth überhaupt, durch ein herrschendes Gefühl für verwandte Zustände *gestimmt* und für fremde *verstimmt*, und dies um so leichter, als das Phantasieleben durch die Sinnlichkeit so eng mit dem Gefühlsleben zusammen hängt. Wird unser Gemüth durch ein angenehmes Gefühl belebt, so ist die Phantasie bereit, Bilder, Anschauungsspiele zu produciren oder wieder hervorzurufen, welche dem Gefühle entsprechen. In der Stimmung der Fröhlichkeit ist es dem Dichter unmöglich, seine Phantasie

für die Production einer Elegie zu stimmen. Dasselbe Zusammenstimmen gilt von den unangenehmen Gefühlen, doch wenn auch ein solches Gefühl eben so stark wäre, als ein angenehmes, so ist die von ihm ausgehende Phantasiestimmung nachhaltiger, indem es nicht nur die Thätigkeit erschwert, sondern auch alle, der Verstimmung nicht angehörige Anstrengung noch unangenehmer macht.

Es liegt in der inneren Beziehung der Seelenzustände zu einander, daß diejenigen Anschauungen der Phantasie am Leichtesten und Klarsten erregt werden, welche mit einem obwaltenden Gefühle am Nächsten verwandt oder associirt sind, oder doch mit demselben eine Gemeinschaft haben. So führt uns die Phantasie Vorstellungen vor, die dem herrschenden Gefühle entsprechen, und diejenigen treten zunächst selbst wider unsern Willen in's Bewußtsein, die dem Gefühle selbst zugehören; Phädra kannte die Strafbarkeit ihres Gefühls für Hippolyt und konnte dennoch sich der Phantasiebilder nicht erwehren, die mit ihrer Liebe zusammenstimmten. Der Dichter kannte diese Seelenzustände. — Bei unangenehmen Gefühlen stehen die ihnen entgegenwirkenden Phantasieanschauungen im Contraste zu ihnen und es wird durch jede Empfindung eine ihr associirte Phantasieanschauung um so leichter erweckt, je mehr sie mit dem Gefühle contrastirt. (Ein Beispiel dieser Situation findet man in der 7. Scene des 4. Aktes der Emilia Galotti; Gräfin Orsina, überwältigt vom qualvollen Gefühle, sich vom Prinzen verlassen und mit Gleichgültigkeit behandelt zu wissen, ruft in ihrer Phantasie alle Bilder auf, die ihrem Gefühle entgegenwirken und es lindern können, selbst Bilder der wildesten Art, die an sich selbst nicht angenehm, ihr aber trotzdem als Gegenwirkungen zur Milderung ihres qualvollen Gefühls wohl-

gefällig sind). Es ist aber unter Umständen auch der Fall, daß bei unangenehmen Gefühlen solche Phantasiescenen erweckt werden, welche ihnen nicht entgegenwirken, vielmehr mit ihnen zusammenstimmen. Es liegt eine natürliche Richtung im Gefühle, solche Vorstellungen zu erwecken, welche mit demselben im ursachlichen Zusammenhange stehen und es wird diese Tendenz gewöhnlich nur dadurch unwirksam gemacht, daß das Gefühl den Abscheu vor solchen Vorstellungen anregt und die Aufmerksamkeit davon ablenkt; dennoch kann, auch ohne daß eine Leidenschaft oder ein fester Vorsatz mitwirkte, seine Tendenz an sich eine überwiegende sein, wenn z. B. die mit dem Gefühle übereinstimmenden Vorstellungen viel stärker, als die gegenwirkenden sind, also, auch gegen den Willen, die Aufmerksamkeit an sich reißen. Es ist deßhalb oft keine Anstrengung im Stande, die sich aufdrängenden Phantasiebilder, die ein vorhandenes unangenehmes Gefühl unterhalten oder verstärken, zu verhindern oder zu unterdrücken. (S. Phädra von Schiller, 2. Akt, 2. Scene.)

Durch die Tendenz unserer Gefühle, die mit ihnen zusammenstimmenden Phantasieanschauungen zu wecken, erhalten die Gegenstände auch die Färbung des herrschenden Gefühls; sie erhalten Licht oder Schatten von ihm, und es kommt oft vor, daß Vorstellungen der Phantasie, die dem obwaltenden Gefühle angehören, für wahr und wirklich gehalten werden, wenn sie auch nur Einbildungen sind; sie werden so hell producirt und so oft wiederholt, daß dadurch die entgegengesetzten Vorstellungen in den dunklen Hintergrund treten und erstere den Schein der Wirklichkeit gewinnen.

Die Dichtkunst zeigt recht deutlich, welchen Einfluß das beherrschende Gefühl des Dichters auf seine Phantasie und

die Ausdrucksweise seines Werkes hat; ist bei ihm irgend ein heiteres oder trübes Gefühl habituell geworden, so werden alle seine Kunstschöpfungen jenen Ausdruck erhalten und das Gefühl offenbaren; unwillkürlich werden sich Nebenvorstellungen einschleichen, welche jenes Gefühl anregt. Solche habituell gewordenen Gefühlsstimmungen vermögen auch der Phantasie überhaupt eine fixe Richtung zu geben, die sich überall, auch im täglichen Leben geltend macht und oft unfreiwillig einmischt. —

Es vermag aber auch ein Gefühl den von ihm angeregten Anschauungen der Phantasie einen über das gewöhnliche Maß hinausgehenden höheren Grad von Lebhaftigkeit zu geben, indem sie Aufmerksamkeit und Begehren in angestrengtere Thätigkeit versetzen; die Exaltation des Gefühls bringt auch die Phantasie in einen exaltirten Zustand, sowohl in angenehmer als in unangenehmer Art, es wird dann oft sehr schwer, Bilder der Phantasie, die ein exaltirtes Gefühl weckte, wieder zu unterdrücken. Derjenige Zustand der Seele, in welchem zahlreiche, sehr lebhafte Vorstellungen der Phantasie leicht und freiwillig zuströmen, nennt man Begeisterung; die Gedanken scheinen gleichsam von einem höheren Geiste eingegeben zu sein, daher die sprachliche Bezeichnung. — Begeisterung kann geweckt werden, indem starke Gefühle schon unmittelbar eine Menge von Phantasievorstellungen erregen und ihnen einen ungewöhnlichen Grad von Lebhaftigkeit geben, wodurch sie wieder die Erweckung anderer Vorstellungen veranlassen; es ist dies die eigentliche Begeisterung des lyrischen Dichters, und es wird verständlich, wie wichtig es für ihn ist, von einem starken und tiefen Gefühle für seinen Gegenstand durchdrungen und erwärmt zu sein und ein hinreichend empfängliches Gefühls-

vermögen für diese Gefühle zu besitzen, an deren Gluth sich seine Begeisterung entzündet, deren Product nur durch Reichthum der Phantasiebilder und innere Wärme auch andere Gemüther erwärmt und fortreißt.

Wie es eine wohlthätige Einrichtung der Natur ist, daß die verschiedenen Seelenthätigkeiten in einer engen Verwandtschaft stehen, und die Regsamkeit der einen sich auf die andere überträgt, so stehen auch Gefühle und Phantasievorstellungen in einer allgemeinen und besonderen Wechselwirkung, die so lange in einer gegebenen Richtung fortwirkt, bis die Thätigkeit erschlafft, oder ein neuer Grund hinzutritt, wodurch diese besondere Wechselwirkung unterbrochen wird. Es vermag aber in dieser Weise die von einem starken Gefühle erregte Phantasie einen so bedeutenden Grad von Lebhaftigkeit zu erhalten, daß sie dem Gefühle selbst gleichkommt; sie wird dann leicht für dieses selbst gehalten und es findet eine solche Täuschung um so leichter statt, als der Verstand nicht gehörig Empfindung und Einbildung unterscheidet. Beispiele dieser Art bieten das tägliche Leben und die dramatische Dichtkunst viele dar; wir sehen Menschen selbst widersprechende Einbildungen für wirkliche Empfindungen halten, wenn sie nur darin übereinstimmen, daß sie zu dem herrschenden Gefühle in Beziehung stehen, wobei der Verstand verhindert wird, das Widersprechende zu erkennen. Diese Täuschung wird noch leichter eintreten, wenn ein wirklich vorhandenes Object wahrgenommen wird, was zu einem so lebhaften Phantasiebilde und dessen weiterer Ausführung und Färbung Veranlassung giebt; wir sehen dies an der Gespensterfurcht, die so oft von einem harmlosen Object ausgeht und dieses in alle Eigenschaften des Furchterregenden versetzt.

Es giebt aber auch gewisse Phantasieformen, die in Charakter und Färbung nicht von dem herrschenden Gefühle abhängig sind; es können sowohl willkürliche als unwillkürliche Phantasiebilder durch den Eindruck irgend eines Gegenstandes hervorgebracht werden, welche dem herrschenden Gefühle nicht angehören, aber sie werden von diesem immer durch seine Einmischung einen Charakterzug, einen Ton, Rhythmus, eine Färbung erhalten, also vom herrschenden Gefühle gestimmt werden. Ist z. B. dasselbe ein trauriges, so werden auch alle anderen, von Außen her in der Phantasie erzeugten Vorstellungen von an sich heiteren Dingen einen trüben Schein erhalten. Es können auch krankhafte Zustände vom Einflusse des Gefühls auf die Phantasie abhängig sein; der innere normale Zustand, in welchem alle Seelenthätigkeiten ihre harmonischen Functionen üben oder dazu fähig sind, ist der Zustand der Seelengesundheit; eine Störung dieses Zustandes mittels Einflusses der Gefühle auf die Phantasie kann durch Vertiefung und Grübelei geschehen, indem ein Gefühl eine Phantasievorstellung erzeugt, deren Object den Verstand reizt, jener Vorstellung noch mehr Klarheit und Schärfe zu geben, sich ganz darin zu versenken; dieser Zustand wird ein krankhafter, wenn es dem Verstande nicht gelingt, seine Aufmerksamkeit von jenem Objecte zu entfesseln; sieht man doch in solchen Momenten nicht das Liebste oder Gefährliche, was sich in der Nähe befindet. Der Einfluß dieser durch das Gefühl vermittelten Vertiefung des Geistes auf die Phantasie giebt sich recht deutlich durch das laute Selbstgespräch kund, das dem starken Gefühle und Phantasieobjecte einen bedürftigen Ausfluß gestattet, um sich innerlich zu erleichtern. Wenn eine objectlose Einbildung für wahr und für die Empfindung selbst gehalten

wird, so entsteht hieraus die sentimentale Phantasterei und die Schwärmerei bis zur Vision. So stammt auch der Wahnsinn aus dieser Quelle, dessen Mittelzustand daher, von der Phantasterei ausgehend, sich in der Hypochondrie ausdrückt.

Die Wechselwirkung zwischen Gefühl und Phantasie findet aber auch in der gegensätzlichen Weise statt, daß das Gefühl von der Phantasie beeinflußt wird, sowohl im Allgemeinen, wie im Besonderen. Wird ein Object durch die Sinne wahrgenommen, so wirkt die Einbildungskraft jedesmal mit, um die mannichfaltigen Eigenschaften des Objectes als ein Ganzes zusammenzufassen, und es entsteht somit auch die Wirkung auf das Gefühl; diese wird noch deutlicher bei Erregung der Phantasie durch Gegenstände, welche erst nach einander, in einer Reihenfolge (successiv), ihre Mannichfaltigkeit zu erkennen geben, wie z. B. bei Musikstücken; die Phantasie muß hier das, in auf einander folgenden Momenten Wahrgenommene, was die Sinne nach und nach auffassen, vereinigen, als Ganzes festhalten, der Seele vergegenwärtigen. Ferner wirken viele Objecte, welche das Gefühl mächtig bewegen, zunächst gar nicht auf die Sinne, sondern direct auf die Phantasie, wie z. B. die durch Zeichen, Symbole ausgedrückten sinnlichen Dinge, welche das Gefühl rühren, aber deren Vorstellung selbst erst durch die Phantasie geweckt wird, wie es beim Lesen eines Buches, eines Romans, Dramas ꝛc. der Fall ist, wo die Situationen und Begebenheiten, die auf das Gefühl einwirken, nicht den Sinnen, sondern der Phantasie vorgeführt werden; das Auge sieht nur die symbolischen Zeichen, die Buchstaben. — Es bedarf aber nicht einmal der Anregung von Außen; unsere Phantasie kann auch von Innen her, durch ihre Selbstthätigkeit Gefühle erzeugen, eine bekannte Erfahrung,

die weiter keiner Definition bedarf. Der Dichter der Urania sagt: „die Phantasie ward auserkoren, zu öffnen uns die reiche Wunderwelt!“ — Ist die Phantasie abgespannt, schläfrig, ermattet, an Bildern arm, oder strengt sie sich erfolglos an, eine gewünschte Anschauung zu produciren, so entsteht aus diesem Zustande ein unbehagliches, unangenehmes, beengtes Gefühl; im Gegentheile wird eine angenehme erweiterte Gefühlsstimmung die Folge des Einflusses einer regsamen, wachen und leicht producirenden Phantasie sein. Dies läßt sich auch in einzelnen Phantasievorstellungen erkennen. — Hat eine Phantasievorstellung keinen reellen Grund, bildet sich z. B. ein eitler Thor Talente, geistige oder körperliche Vorzüge ein, die er in Wirklichkeit nicht besitzt, aber deren Anerkennung seitens der Welt er zu genießen glaubt, so wird sein Gefühl durchaus befriedigt, angenehm und stark in dieser Einbildung sein; bildet sich der Hypochonder ein, allerhand Leiden zu haben, so wird er durch sie ebenso geplagt werden, als müßte er sie wirklich erdulden. Beim Thoren sowohl, wie beim Hypochonder sind die Vorstellungen der Phantasie weit mächtiger, als die des Verstandes, weßhalb dieser nicht fähig und geneigt ist, die corrigirende Aufmerksamkeit auf jene Einbildungen zu richten. Ja es ist möglich, daß eine leere Einbildung noch dann über das Gefühl die Herrschaft behauptet, wenn man sich selbst ernstlich einer besseren Ueberzeugung bestrebt oder wirklich dieselbe erlangt hat; so spottet Mancher aus Ueberzeugung bei hellem Tage über die Gespensterfurcht, aber fühlt sie doch unwillkürlich, wenn er in der Nacht einsam wacht. „Nicht Jeder ist frei, der seiner Ketten spottet!“ sagt Lessing. — Haben leere Einbildungen aber schon solche Gewalt über das Gefühl, so kommt diese in noch höherem

Grade denjenigen Phantasievorstellungen zu, welche wirklichen Dingen entstammen, also einen reellen Grund haben. Auch die längere Gewohnheit an die Wahrnehmung eines äußeren oder inneren Objectes kann die Stärke des einmaligen Eindrucks ersetzen, indem die Phantasie eine Disposition dafür erhält, und selbst wenn das Object nicht mehr wirklich ist, dessen Vorstellung in der Phantasie fortdauert. Eine Kokette, die an zärtliche Huldigung ihrer Schönheit gewöhnt ist, wird dieselbe auch dann noch fordern, wenn ihre Schönheit längst verblüht ist. Uebrigens ist die Fähigkeit unserer Phantasie, Vorstellungen von wirklichen Dingen, auch wenn dieselben nicht mehr existiren, festzuhalten und sie wieder zu vergegenwärtigen und dadurch auf das Gefühl zu wirken, ein Mittel, um Freuden und Leiden zu verlängern oder zu vermehren, und unsere Phantasie zehrt oft von glücklichen Lebensbildern in Tagen der Verödung oder Traurigkeit; „wir träumen uns frei und glücklich."

Die Vorstellungen der Phantasie, welche zu einem Gefühle stimmen, und dieses dadurch verstärken und unterhalten, brauchen aber nicht immer mit den Zuständen gleichartig zu sein, von welchen dieses Gefühl zunächst abhängig ist; sie sind oft entgegengesetzter Art, treten auch unwillkürlich hinzu und erhöhen das Gefühl durch Contraste. Im Schmerze der verlorenen Liebe ruft Thekla in Schillers Wallenstein unwillkürlich alle Bilder des vergangenen Liebesglanzes hervor, die ihr Schmerzgefühl erhöhen. — Je cultivirter die Phantasie ist, desto verfeinerter und mannichfaltiger werden ihre Bilder auch das Gefühl erregen, und es ist dies für diejenigen Menschen wichtig, welche der Hülfe der Einbildungskraft bedürfen, um ihre Gefühle zu erwärmen, was durch ihre wirkliche kalte Lebenssituation nicht geschehen würde. —

Wie die Phantasie im Stande ist, Gefühle zu wecken, so kann sie dieselben auch unterdrücken, schwächen oder abkürzen; nicht durch Zergliederung des Gegenstandes, wie der Verstand es vermag, ist sie hierzu befähigt, aber sie hat eigene Mittel von nicht geringerer Wirksamkeit. Es vermag die Phantasie einem gegebenen Gefühle die Aufmerksamkeit zu entziehen, indem ein neues Phantasiebild stärker als jenes Gefühl wird, und die Seele, durch dieses stärkere Bild angezogen, das vorhandene Gefühl verliert. Jemand, dessen unreine Phantasie von wollüstigen Bildern erfüllt ist, denen er mit wohlgefälligen Empfindungen nachhängt, kann durch Lectüre oder gute Rathschläge zum Sittlichkeitsgefühle, dem vom Verstande geweckten Gefühle, gelangen, aber es wird dies sofort verdunkelt werden, wenn seine Phantasie zufällig ein schlüpfriges Bild in sich erweckt. Andererseits vermag auch die Einbildungskraft durch das obwaltende Gefühl zu Vorstellungen angeregt zu werden, welche dasselbe unterdrücken. Das nicht bis zur Hoffnungslosigkeit und Kraftlähmung gekommene Gefühl der Schande kann Vorstellungen in der Phantasie hervorrufen, welche zur Unterdrückung jenes Gefühls wirken, mag die Vorstellung eine beschönigende oder zum Besseren ermuthigende sein; ja, es kann eine Phantasieanschauung das Entstehen eines Gefühls schon im Voraus verhindern, wie in jenem Thoren der Eitelkeit, der für die Empfindung des persiflirenden Spottes nicht empfänglich ist und statt Demüthigung nur Befriedigung fühlt, oder wie in einem edlen, gesitteten Weibe, dessen erregte Phantasie nicht das Gefühl des Unschicklichen in Rede und Handlung empfindet. (S. Lessings Dramaturgie, S. 58, die Rede der Königin Elisabeth, die in der entflammten Phantasie von einem Manne redet, wie es mit dem sonst

feinfühlenden Schicklichkeitssinne des Weibes nicht im Einklange steht.) In gleicher Weise vermag das Spiel der Phantasie auch unsere Gefühle zu modificiren, so daß wir von den Gegenständen ganz andere Gefühlseindrücke erhalten, als sie andernfalls machen würden; das Unangenehme wird durch die Einmischung angenehmer Einbildungen gemildert und umgekehrt. Daraus folgt aber auch die Thatsache, daß die Phantasie unsere Gefühle unrichtig machen, *verfälschen* kann, indem sie uns verführt, das Subjective für das Objective zu halten; ich erinnere nur an die Beurtheilung von Kunstwerken nach der Stimmung der Gefühle, und es verfällt auch das Gefühlsurtheil über moralische Gegenstände nur zu häufig dieser Täuschung durch Uebertragung des subjectiven Gefühls auf das Object. Schiller läßt den Wallenstein sagen: „Was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunklen Namen, das bürdet sie den Sachen auf und Wesen." —

Es giebt auch eine *krankhafte* Einbildungskraft, theils als Schwäche, als Mangel an Lebhaftigkeit und productivem Vermögen, theils als Ueberspannung derselben, als übermäßige Thätigkeit und Lebendigkeit. — Ueber die Einwirkung der Phantasie auf das Gefühl im *Traume* hat gewiß ein Jeder meiner Leser seine Erfahrungen gemacht, indem er träumend Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung ꝛc. empfand; ebenso wie im Zustande des Wachens vergegenwärtigt uns die Einbildungskraft auch im Traume diejenigen wirklichen Objecte und Situationen, die uns auf irgend eine Weise mit Interesse erfüllt haben, und diese Phantasievorstellungen erregen auch hier die nämlichen Gefühle, wie im Wachen. „Ein Jeder gleichet seinen Träumen" — sagt Uz. Aber auch durch imaginäre Vorstellungen

vermag die Phantasie im Traume auf das Gefühl zu wirken, um so eher, als das Traumbild uns als Wirklichkeit erscheint; das Leben versagt dem Leidenden den vergebens gesuchten Trost, der Traum spendet ihm denselben im wohlthätigen Gefühle eines von der Phantasie vorgespiegelten Glückes; aber auch der Lebensfrohe wird oft im Traume von den Bildern der Gefahr, des Unglücks geängstigt. Die von der träumenden Phantasie angeregten Gefühle sind oft so mächtig, daß sie den Körper in Mitwirkung ziehen, Lachen und Weinen, Herzklopfen und Angstschweiß, kämpfende Muskelbewegung ꝛc. veranlassen.

Aus allen vorstehenden Thatsachen ist es erklärlich geworden, daß die Phantasie auch im Stande sein muß, unsere Seele in eine herrschende Stimmung oder Verstimmung zu gewissen Gefühlen zu versetzen. Vertiefen wir uns zum Beispiel am Spätabend und in der Einsamkeit in eine Lectüre, welche unsere Phantasie mit schauerlichen Bildern erfüllt, so wird Furcht die Grundstimmung unserer Seele werden, und eine geringe Veranlassung, ein Geräusch, die Anwandlung von Furcht wirklich eintreten machen; heften wir unsere Phantasie andauernd auf traurige Bilder unseres Schicksals, so wird die Seele für Freude und fröhliche Eindrücke verstimmt, und sie bedarf erst bedeutend stärkerer Eindrücke des Freudigen, als es sonst der Fall zu sein braucht, um dafür gestimmt zu werden.

c. Gefühl und Sinne.

Unsere Gefühle können die Sinne erregen, und dadurch selbst an Lebhaftigkeit gewinnen; ein starkes Gefühl stimmt überhaupt die Sinne zu Thätigkeiten, die mit jenem Ge-

fühle verwandt sind. Das Gefühl des Naiven zum Beispiel ist mit den Empfindungen verwandt, welche durch Naturgenuß erzeugt werden; sind wir daher von dem Gefühle des Naiven innerlich gerührt, so öffnet sich unser Sinnenleben für das Natürliche überhaupt und wir werden die Schönheiten einer Landschaft weit eher und lebhafter wahrnehmen und empfinden, als es ohne jene Gemüthsstimmung geschehen würde. Jedes stärkere Gefühl erregt ein ihm angehöriges Streben der Sinne, übereinstimmende Empfindungen zu *suchen* oder gegen disharmonische zu reagiren; sie werden mithin in dieser Anregung auch Manches lebhafter auffassen und empfinden, als es sonst der Fall sein würde. Es läßt Shakespeare den schwermüthigen Romeo nur solche sinnliche Gegenstände und Umgebungen suchen, die mit seinem Gefühle im Einklange stehen; (1. Akt, 1. Scene). Durch Anregung der Sinne mittels des Gefühls macht letzteres auch das Sinnenleben überhaupt thätiger und lebhafter, und es hat eine Abstumpfung der Gefühle immer auch Erschlaffung der Sinnesthätigkeit zur Folge, wie wir dies so allgemein bei leidenden Personen beobachten; dagegen sehen wir, daß eine glückliche, zärtliche Mutter für alles Schöne und Gute an ihrem Lieblinge weit empfänglicher und aufmerksamer ist, als jeder Andere, sie sieht weit mehr, als ein fremdes Auge, und es ist ein dauerndes, lebhaftes Gefühl weit wirksamer in dieser Richtung, als der schnelle lebhafte Wechsel verschiedener Gefühle, welche die Seele durchziehen. —

Ein Gefühl vermag aber auch die Sinne zu unterdrücken; in der Wallung des Zorngefühls sind die Sinne kaum für ruhige, friedliche und rührende Eindrücke empfänglich und nehmen sie nicht wahr; das herrschende Gefühl

erschwert ferner die sinnliche Wahrnehmung von Erscheinungen, die demselben nicht angehörig sind, oder dasselbe stören müßten; die glücklich liebende Julia sieht und hört nicht den morgenröthlichen Tagesanbruch, den Ton der Lerche, die an Trennung vom geliebten Romeo mahnen; fühlen wir an einer Person, die wir sonst mit sinnlichem Widerstreben gemieden haben, ein sittliches Wohlgefallen, so werden unsere Sinne jetzt jene Eigenschaften, welche uns abstießen, nicht mehr empfinden; zwei Menschen, die in erbitterten Gefühlen gegeneinander scharfe Sinne für ihre gegenseitigen Mängel hatten, werden nach der aufrichtigen Versöhnung jene kaum mehr wahrnehmen. Es kann ferner ein Gefühl andere verwandte oder fremdartige Sinneswahrnehmungen durch Contrast verdunkeln, wenn es bedeutend stärker ist als jene; dies drückt z. B. Shakespeare aus, wenn er den Lear zum Grafen Kent sagen läßt: „Du denkst, es sei zu arg, daß dies tobende Ungewitter uns bis auf die Haut ergreift; für Dich ist's auch zu arg, aber wo, wie hier in meinem Herzen, der größere Schmerz tobt, da wird der kleinere kaum gefühlt; das Ungewitter in meinem Gemüthe nimmt meinen Sinnen das Gefühl für alles Andere" (3. Akt, 2. Scene). Es kann die Seele „nur für ein einziges Gefühl Raum haben", wie Schiller die Agnes Sorel sagen läßt, so mächtig, daß es alle anderen Empfindungen verdunkelt. Schon der Volksmund drückt diesen Zustand und dessen Wirkung auf die Sinne in den Worten aus: „Er hört und sieht nicht!" — oder: „Er ist außer sich". — Das kann durch angenehme und unangenehme Gefühle veranlaßt werden; im ersteren Falle tritt der Zustand der Entzückung ein, abgeleitet von Entziehen, wo man sich selber entzogen, außer sich gesetzt ist, wie es so leicht

durch Schwärmerei geschieht, die auch dem Verstande die Mitbethätigung bei Wahrnehmung der Sinne entzieht. Uebrigens können übermäßige Gefühle, welche oft oder dauernd die Seele beherrschen, auch die Sinne für andere, nicht diesem Gefühle zugehörige Eindrücke allmählig abstumpfen und unempfänglich machen, woraus sich erklärt, daß Schwärmer, oder Personen mit dauernden, heftigen Schmerzen sich für andere Sinnesempfindungen stumpfsinnig zeigen. Der verdunkelnden Einwirkung heftiger Gefühle auf die Sinne ist es auch beizumessen, daß die Wahrnehmungen unrichtig werden, daß Sinnestäuschungen entstehen. Ist doch schon jeder in Affect befindliche Mensch ein sehr schlechter, nicht zuversichtlicher Beobachter seiner selbst und der Außenwelt; der Affect macht ihn blind und taub gegen sich und Andere. —

Es ist ersichtlich, daß ein Gefühl auch im Stande ist, die Sinneswahrnehmungen zu modificiren; gesetzt, es herrscht ein Gefühl in unserer Seele, so wird irgend eine sinnliche Wahrnehmung, mag sie mit dem Gefühle verwandt sein oder in keiner Beziehung zu ihm stehen, immer etwas vom specifischen Charakter jenes Gefühls annehmen, wenn sie nicht stärker, als das Gefühl selbst ist. Derjenige, dessen Seele vom Gefühle unverdienter Schande oder Feindseligkeit erfüllt ist, glaubt in dem Benehmen anderer Leute eine Menge Erscheinungen wahrzunehmen, die er für Verachtung, Geringschätzung, Spott, Demüthigung oder Feindschaft hält, im wahren Grunde aber ganz harmlos sind, und ein Anderer mit einer frohen Seele, der dasselbe Benehmen auf sich bezieht, als nicht im Mindesten übelwollend empfindet. — Es kann aber auch das Gefühl, welches auf der Wahrnehmung eines Sinnes beruht, durch die eines anderen Sinnes verändert werden; das Ohr spricht zum

Auge, das Auge zum Ohre. Ich wende mich mit einem Beispiele an die Erinnerung der Leser; hat eine blühende jugendliche Sängerin nicht leicht das Gefühl durch ihren Vortrag fortgerissen, während eine andere, die nicht schlechter, oder noch besser singt, aber nicht schön und jugendlich ist, wol gar schlechte Geberden beim Vortrage zeigt, einen viel geringeren Eindruck auf das Gefühl macht, weil das Auge das Ohr störte? — Hat eine Sängerin, die durch ihren Gesang fortreißt, nicht die Sinne so befangen gemacht, daß dieselben alle vorhandenen Reize der Erscheinung in erhöhtem Lichte und Zauber empfinden?

Das erstere Beispiel bestätigt auch den Einfluß der Sinne auf das Gefühl. Das Gefühlsvermögen ist nichts Anderes, als die Summe unseres inneren und äußeren Sinnes; es muß daher die Beschaffenheit und Stärke unserer Gefühle im Allgemeinen von den Sinnen abhängen; je reizbarer, schärfer und lebhafter sie für Eindrücke sind, desto leichter müssen auch Gefühle erweckt, desto tiefer und innerlicher müssen sie werden. Es ist deßhalb die Uebung, Ausbildung und Vollkommenheit der Sinne von wesentlichem Einflusse auf die Cultur, Schärfe, Lebhaftigkeit, Mannichfaltigkeit und Verfeinerung unserer Gefühle.

Die objectiven Sinneswahrnehmungen rufen bestimmte, ihnen entsprechende Gefühle hervor; Jeder hat an sich erfahren, daß er in einer gottesdienstlichen Versammlung zu feierlichen, religiösen Gefühlen geweckt wird, die er in seinem Hause nicht haben würde; hat uns Jemand unangenehme Gefühle erweckt, dann kehren diese bei jedem neuen Anblicke, beim Hören seiner Stimme, schon beim Erblicken seiner Handschrift in uns zurück; durch die Association von Gefühlen kann die Erinnerung an das Sinnenobject allein

schon das Gefühl reproduciren. Mag nun die objective Wahrnehmung unmittelbar oder mittelbar ein Gefühl erregen, so setzt dies aber die Empfänglichkeit dafür voraus, es darf die Seele nicht von anderen Gefühlen, von einem anderen, subjectiven Gemüthszustande eingenommen sein; es können aber Sinneswahrnehmungen um so leichter ein Gefühl verstärken, wenn dasselbe in der Seele bereits wohnt, oder diese besonders dafür empfänglich ist. Wer z. B. um einen Todten trauert, wird in dieser Trauer verstärkt werden, wenn er Utensilien desselben erblickt, oder sein Grab besucht; diese Steigerung kann schon durch Zeichen geschehen, die jene Vorstellung der Sinneswahrnehmung andeuten, wie z. B. durch schriftliche oder mündliche Hinweisung auf jene Sinnesempfindung. Auch hier kann der Contrast mitwirken, denn wenn eine objective Wahrnehmung, welche nicht stärker als ein obwaltendes Gefühl in uns ist, mit denselben contrastirt, so wird jenes Gefühl verstärkt; wir fühlen uns in unserem schweren, unverschuldeten Unglücke doppelt unglücklich, wenn wir nur den Eindruck von glücklichen oder glücklich erscheinenden Menschen empfinden. Im entgegengesetzten Falle vermag der Sinneseindruck aber auch Gefühle zu schwächen, zu unterdrücken oder ihr Aufkommen zu verhindern — so ist es ja sprichwörtlich geworden, zu sagen: ich habe dieses oder jenes Unangenehme verschmerzt, das heißt, durch andere, zerstreuende Sinneseindrücke abgeschwächt oder die Wiederkehr des unangenehmen Gefühls verhindert; ein in die frische Luft geführter Gefangener vergißt unter den sinnlichen Eindrücken der freien, lachenden Natur die finsteren Gefühle seines Kerkers. — Daß Sinneseindrücke auch ein obwaltendes Gefühl modificiren können, hat gewiß ein Jeder erfahren, dessen stiller, nagender

Schmerz vom Hauch einer rührenden Musik überrascht wurde, und sich unter deren Wirkung in eine, durch Thränen sich erleichternde Wehmuth verwandelte.

Ich muß hier noch einmal auf die Temperamente (vergl. pag. 61) zurückkommen, deren Beziehung zu den Sinnen und dem gesammten Gefühlsvermögen nunmehr nach den vorhergegangenen Betrachtungen verständlicher wird, als es in dem einleitenden, allgemeinen Theile dieses Buches vorausgesetzt werden durfte. Das Seelentemperament ist der beharrliche Zustand unseres subjectiven Gefühlsvermögens, und je nachdem dieses unter den Einwirkungen der Sinnesempfindungen kräftiger oder matter, lebhafter, reizbarer, empfindlicher oder träger und stumpfer ist, muß auch die Mannichfaltigkeit, Klarheit, Lebendigkeit oder Einförmigkeit, Unklarheit oder Trägheit unserer Gefühle davon bestimmt werden. Das sanguinische Temperament ist im Allgemeinen zum Frohsinn, das melancholische zum Trübsinn gestimmt; der sanguinische Wechsel der Gefühle hat an sich schon ein angenehmes, unterhaltendes Lebensgefühl, den glücklichen, leichten Sinn zur Begleitung, während das melancholische Festhalten eines Gefühls und das Brüten darüber, bis die Kraft ermüdet, an sich schon durch Mangel des belebenden Gefühlswechsels und Einschränkung des Lebensgefühls die Stimmung des Unangenehmen erzeugt und in Ernst und Trübheit versinkt, um so mehr, als das melancholische Temperament alle Dinge mit großer Wichtigkeit zu betrachten pflegt, weil die Eindrücke derselben immer tief und nachhaltig bei ihm sind, und es immer das Unangenehme an den Dingen fürchtet. Der Sanguiniker ist reich, der Melancholiker arm an Gefühlen; mit dem sanguinischen Frohsinn sind alle angenehmen, mit

dem melancholischen Trübsinn alle unangenehmen Gefühle vergesellschaftet, darum die Neigung des ersteren zur Lust und Hoffnung, des Letzteren zu Ernst und Furcht; beide aber sind, wenn auch aus verschiedenen Gründen, für die höchsten Grade der Affecte wenig empfänglich, ersterer aus Flüchtigkeit, letzterer aus Abspannung. Anders verhalten sich das cholerische und phlegmatische Temperament als Gefühlsvermögen; dasselbe ist bei ersterem warm und heftig, bei letzterem kalt und ruhig; die Seelenstimmung des Cholerikers ist Unmäßigkeit der Gefühle, die des Phlegmatikers Mäßigkeit, Temperantia; bei ersterem lodern die Gefühle auf, bei letzterem glimmen sie still. Im cholerischen Temperamente sind die eigentlichen Quellen der Affecte in dessen Reizbarkeit und Lebenskraft gegeben, damit aber auch zu allen großen guten und bösen Thaten. Die Gemüthskälte des Phlegmatikers vertritt dessen Weisheit einer vernünftigen, freiwilligen Mäßigung, läßt ihn aber nicht zu großen Thaten gelangen, die irgend ein starkes Gefühl erfordern.

In jedem Gefühlsvermögen liegt aber auch die innere Grenze seiner Kraft; kein Gefühl vermag in gleicher Stärke anzuhalten; es kann das Gefühlsvermögen nicht jede, sondern nur eine gewisse Zahl von Gefühlen auf einmal fassen, und zwar um so weniger, je stärker sie sind; es kann ferner nicht jedes Gefühl mit dem gehörigen Grade von Klarheit empfunden werden, indem viele Gefühle dunkel oder verworren bleiben, und es ist die Seele auch nicht fähig, jeden höheren Grad eines Gefühls zu ertragen. „O! ich ertrage dies Gefühl des Glücks oder Unglücks nicht!" — ist ein oft gehörter, aber auch oft auf Wahrheit begründeter Ausruf in solchen Momenten unserer Seelenüberfüllung mit einem mächtigen, überwältigenden Gefühle.

Alle unsere Gefühle haben einen inneren Zusammenhang unter sich; es kann ein Gefühl ein anderes erwecken oder unterdrücken, entweder unmittelbar oder durch Vermittelung, mag es ein verwandtes oder contrastirendes Gefühl sein, wie dieses aus den vorhergehenden Zergliederungen der Gefühlsstatik verständlich geworden ist. Aus diesen Gesetzen erklärt sich auch der leichtere oder schwerere Uebergang eines Gefühls in ein anderes, denn dieses muß um so leichter geschehen, je verwandter das eine zum andern oder zur Seelenstimmung überhaupt ist. Aus einer lärmenden Fröhlichkeit, wie sie bei Freudengelagen stattfindet, geht der Fröhliche leicht in heftigen Zorn über, wie das der Streit und Zank in Wirthshäusern bei Menschen täglich beobachten läßt, die eben noch in lärmender Zechlust brüderlich neben einander saßen, und ihr Gemüth durch Dinge in Aufregung gebracht wird, welche sonst wenig oder einen ganz anderen Eindruck machen würden. Weit schwieriger ist es schon, daß das Gemüth aus stiller, rührender Freude in Zorn übergeht, denn die Stimmung der Seele für diese beiden ist in Grundton und Rhythmus völlig verschieden, während sie bei lärmender Fröhlichkeit ebenso wie beim Zorn in einer wilden Bewegung sich befindet. Blicken wir die zärtliche Mutter an, welche eben durch einen Zug ihres Herzenskindes freudig gerührt worden ist, wie sie sich geneigt fühlt, eine alsbald erfolgende Unart des Kindes, welche sie zu anderer Zeit in heftigen Unwillen versetzen würde, jetzt mit Milde zu ertragen. — Geht ein Gefühl in ein ihm nicht verwandtes, fremdes über, so geschieht dies in der Regel nicht unmittelbar, sondern durch ein hinzutretendes überleitendes Zwischengefühl; jene oben erwähnte, zärtliche Mutter wird aus ihrer rührenden Freude um so leichter in

Zorn übergehen, als die Unart des Kindes eine solche ist, die zunächst das Gefühl der Kränkung erweckt. Dennoch kann der Uebergang in ein fremdes Gefühl auch unmittelbar stattfinden, wenn der Eindruck desselben gewaltig, oder das Temperament für dasselbe geneigt ist, und wenn auch hier Uebergänge sich einmischen, so können sie doch schnell und unmerklich geschehen, aber es wird dem neuen, fremden Gefühle immer noch Etwas vom Grundtone und Rhythmus des vorhergegangenen aufgedrückt bleiben, obgleich das nachfolgende Gefühl um so stärker sein wird, als es mit dem ersteren contrastirt. Goethe sagt in der Iphigenie auf Tauris: „Unerträglich muß dem Fröhlichen ein jäher Rückfall in die Schmerzen sein!" — Der Fröhliche, welcher plötzlich von Schmerz ergriffen wird, hat nicht auf einmal die reine Empfindung des Schmerzes, sondern eine vermischte, indem der Grundton der Fröhlichkeit immer noch in der Seele nachklingt, aber auch den Contrast recht fühlbar macht. Dieselben Zustände finden auch statt, wenn die Seele plötzlich aus einem Affecte in Ruhe oder umgekehrt übergeht; das eine und andere erfordert Uebergangsgefühle, erregt Ueberklänge und Farbentöne in dem nachfolgenden Zustande; die Wogen des tobenden Meeres legen sich nach Aufhören des Sturmes nicht auf einmal, sondern kommen allmählig zur Ruhe; der heftigste Sturm kann die Wogen nicht plötzlich aufthürmen, sondern dieselben behalten noch etwas von ihrer Ruhe, bis sie allmählig in heftigere Bewegung gerathen. Wenn ein Affect anhebt, so sehen wir den körperlichen Ausdruck desselben zuerst in den reizbareren Theilen des Körpers, wie in den Augen, anheben und auch in ihnen die folgende Ruhe sich zunächst verkündigen. Wollen wir als Physiognomiker den wahren erregten oder ruhigen

Seelenzustand eines Menschen erforschen, so sehen wir ihm in die Augen. Geht ein Kind vom Weinen zum Lachen über, so lacht sein Auge zuerst — und so auch im entgegengesetzten Uebergange.

Es vermag ein vorhandenes stärkeres Gefühl sich mit einem anderen, schwächeren zu assimiliren, d. h. zu bewirken, daß dasselbe ihm ähnlich wird, selbst wenn beide Gefühle ganz contrastirender Art sind; das stärkere Gefühl drückt dem schwächeren seinen Grundton und seine Färbung mehr oder weniger auf. So können z. B. Abscheu und Verehrung eine assimilirende Wirkung auf einander ausüben; wir hegen eine hohe Verehrung für eine Person, verabscheuen aber deren Entschluß, zu dessen Ausführung wir überredet werden, und es wird der Abscheu eine ganz andere Form des Ausdrucks annehmen, die stärkere Verehrung wird demselben den Charakter des Sanften, Schüchternen und Wehmüthigen aufdrücken. (S. Schiller's Wallenstein, 2. Akt, 2. Scene.) Es giebt deßhalb gemischte Gefühle der mannichfaltigsten Art; es kann ein Gegenstand angenehm und unangenehm zugleich auf uns einwirken, es können mehre Gefühle von verschiedenen Gegenständen in uns sich vermischen, es können subjective Empfindungen sich mit den objectiv empfangenen verschmelzen; es giebt ferner in der Seele einen Trieb, das Mannichfaltige, was uns unvollständig erscheint, durch unsere eigene Vermittlung zu ergänzen, damit der Verstand befriedigt werde, und dieser Trieb kann bewirken, daß ein an sich angenehmes Gefühl eine unangenehme Beimischung erhält. Auch die Vermischung von Gefühlen, welche mit einander associirt sind, gehört hierher. Die gemischten Gefühle geben der Seele einen gewissen Totaleindruck, der nun angenehm oder unangenehm

sein kann, je nachdem die Mischung das Uebergewicht des einen oder anderen hat, obenein verstärkt durch die Macht des Contrastes; hier ist der Fall nicht selten, daß die gegensätzlichen Bestandtheile eines gemischten Gefühls sich an Stärke gleich sind und das Gleichgewicht halten, wobei dann die Gemüthsstimmung hin und her geworfen wird, in ein Schwanken zwischen den Gegensätzen geräth; es ist dies ein Zustand, den Goethe so schön in seinem bekannten Liede: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein", ausdrückt, wo die Seele „himmelhoch jauchzt und doch zum Tode betrübt" ist. — Gefühle dieser Mischungsart sind in der Regel anhaltend und fesseln das Gemüth in den Wechsel ihrer gleichwiegenden Gegensätze, die sich gegenseitig noch durch ihre Contrastwirkung verstärken. In der Regel ist dieser Zustand der elegische, der in seinen Aeußerungen mit heiteren und traurigen Gefühlen abwechselt und es erklärt sich auch aus dieser andauernden Stimmung der in der Dichtkunst wohlverstandene Inhalt- und Formunterschied einer Elegie und eines lyrischen Gedichtes, indem die reine Elegie weit länger als das lyrische Gedicht sein kann, in welchem letzteren ein reines, unvermischtes, oder doch ein solches gemischtes Gefühl zum Ausdruck gelangt, dessen einer Bestandtheil ein merkbares und dauerndes Uebergewicht hat.

Es ist über den Umstand, daß die menschliche Seele an traurigen Gegenständen und deren Gefühlswirkungen Wohlgefallen finden könne, mancher Erklärungsgrund gesucht worden; schon der alte Dichter Lucrez versuchte sich darin; auf den oberflächlichen Blick könnte man glauben, der Mensch fände an Gegenständen Gefallen, die an und für sich unangenehmer und trauriger Art sind, ohne irgend eine Beimischung des Angenehmen; die menschliche Natur besitzt

aber in Wirklichkeit nicht den selbstsüchtigen Hang für das reine, unvermischte Traurige, wir finden in einem absolut traurigen Objecte, mag es Andere oder uns selbst betreffen, niemals Wohlgefallen; immer muß dasselbe auch etwas Angenehmes mit sich führen, das mit ihm gemischt ist, und wäre es nur durch associirte Vorstellungen geschehen; es entsteht alsdann ein gemischtes Gefühl der Art, daß das angenehme Element vorwaltet und durch Contrast mit dem unangenehmen sich verstärkt. Darum stellt auch der wahre tragische Dichter keine Leidenschaft dar, deren Eindruck die Wirkung der angenehmen Eigenschaften der Person verdunkelt, weil sonst sofort das Interesse, also das Wohlgefallen an ihr aufhören würde. —

d. Gefühl und Begehren.

Wir begehren Etwas, was uns in Gefühl oder Vorstellung angenehm und gut erscheint, und verabscheuen, was uns unangenehm oder schlecht vorkommt. Unser Begehrungsvermögen ist sinnlicher und geistiger Natur, letzteres im freien Willen ausgedrückt; ersteres wird durch sinnliche Vorstellungen geweckt, sofern diese Vergnügen gewähren oder verheißen, und es tritt die *Begierde* danach ein. Sowohl die Begierden wie ihr Gegensatz, die *Verabscheuungen*, haben auf unser Thun und Unterlassen einen mächtigen und ausgedehnten Einfluß, und es kommt wol selten ohne Mitwirkung der Begierde und des Gefühls, dem erstere entspringt, eine Handlung zu Stande. — Gewissermaßen hat der Ausspruch: „Die Welt wird von Gefühlen regiert" seine Berechtigung. Lebhafte Gefühle müssen selbstredend starke, dagegen stumpfe Gefühle nur schwache Be-

gierden erwecken, und es gründet sich auf ersteres das „Schnellleben" so vieler Menschen, ein Genuß ohne Maß und Ziel. (Vergl. mein „Hauslexicon", dritte Auflage, Artikel Schnellleben.) Erreicht ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl den Grad des Affectes, so muß auch die daraus resultirende Begierde eine leidenschaftliche Stärke erhalten, und wo viel Affect ist, da ist auch viel Leidenschaft. Wenn auch jeder Affect die Tendenz zu einer ihm entsprechenden Leidenschaft hat, so ist dies doch nicht Regel, worauf ich später noch besonders zurückkommen werde. Was man Gefühlsenthusiasmus nennt, und sich von Schwärmerei unterscheidet, ist die Aufwallung eines zur Leidenschaft gesteigerten begehrenden Gefühls; Enthusiasmus zeigt sich immer in Handlungen, oder dem Streben dazu, während Schwärmerei im Erkenntnißvermögen wurzelt und oft nur ein ganz thatenloser, beschaulicher (contemplatorischer) Zustand sein kann. —

Die Gefühle erwecken aber nicht nur Begierden und Abneigungen, welche sich unmittelbar auf das veranlassende Object beziehen, sondern auch auf solche, die mit ihnen zusammenstimmen oder ihnen entgegenwirken; deßhalb begehren oder verabscheuen wir oft Dinge, welche uns sonst gleichgültig lassen, jetzt aber in Association zu unserem begehrenden Gefühle treten. Ein Mensch, vom Gefühle der Nahrungssorge niedergedrückt und unfähig, sein Gemüth sittlich aufzurichten, fällt in das Begehren nach Dingen, die ihm das Gefühl der Sorge abstumpfen können; er wird ein Trinker. Dieses Weitergreifen der Begehrungen und Verabscheuungen durch Association geht aber auch auf die ganze Disposition eines Menschen über, denn angenehme Gefühle begünstigen die Disposition zur Pflichterfüllung, machen geneigt und

begehrlich zum Wohlthun; unangenehme Gefühle verstimmen diese Richtung des Begehrens, sie machen zum Uebelwollen geneigt. Aus diesem Grunde können von Natur wohlwollend gestimmte Gemüther, welche andauernd von unangenehmen Gefühlen beherrscht werden, in dem wohlwollenden Begehren abgestumpft und in das Gegentheil, in habituelles, mißgünstiges Uebelwollen verwandelt werden. Wenn ein unangenehmes Gefühl, welches das Gemüth beherrscht, auch nicht ein bestimmtes Streben hervorruft, Anderen Leid zu thun oder deren Wohl zu verhindern, so kann es doch die Abneigung, zum Besten Anderer sich zu bethätigen veranlassen, zumal ein unangenehmes Gefühl schon an sich zur Thätigkeit unlustig macht. Unterthanen, in denen die Regierung nur unangenehme Gefühle erweckt, werden niemals das Bestreben zeigen, für dieselbe Opfer zu bringen, wie es glückliche Unterthanen bereitwillig thun; — ein Gemüth, welches andauernd von unverschuldeten, unangenehmen Gefühlen beherrscht wird, verliert das Streben, zum Wohle des Anderen und des Allgemeinen zu wirken, und es ist deßhalb richtig, daß Unglück egoistisch und widerspänstig macht. —

Das sinnliche Begehrungsvermögen ist dieselbe Kraft, wie unser Wille, nur ist letzterer dadurch unterschieden, daß er durch die Vernunft bestimmt wird, während ersteres seinen Bestimmungsgrund im Gefühle hat; es kann dieses deßhalb sich auch dem Willen mittheilen, wie auch direct ein Gefühl den Verstand anzuregen und durch diesen den Willen zu bestimmen vermag. Der Einfluß unserer Gefühle auf den Willen durch das von ersteren erweckte Begehren kann geschehen, indem das Gefühl die Aufmerksamkeit des Verstandes auf den Gegenstand zieht, der jenes

Gefühl erregt und der Verstand nun Unterscheidung und Vergleiche anstellt und den Willen bestimmt. Nehmen wir z. B. bei einem Andern irgend eine persönliche Vollkommenheit wahr, auf die wir bisher gar nicht geachtet haben, und fühlen wir den angenehmen Eindruck derselben lebhaft, so kann unser Verstand angeregt werden, diese Vollkommenheit näher zu erkennen und dadurch der Wille in uns geweckt werden, uns jenen Vorzug ebenfalls zu eigen zu machen. Auf diesem Wege wirken gute und böse Beispiele auf Gefühl und Willen des Menschen ein. Es tritt aber auch der Fall ein, daß Gefühle mitwirken, um die begehrende oder verabscheuende Richtung unseres Willens, die aus ganz anderen Ursachen entstanden ist, zur That zu treiben; was der Wille begehrt, kann zugleich ein angenehmes Gefühl verheißen, für sich allein, oder in Verbindung mit anderen schon obwaltenden Gefühlen; es erwacht die sinnliche Begierde und diese hilft nun, den Willen zur Ausführung zu bringen. Wir haben z. B. den Willen, unsere Pflicht bei jeder Gelegenheit zu thun, es kommt eine Situation, wo jene Pflichterfüllung uns Ehre und Ruhm vorausfühlen läßt; das Ehrgefühl erwacht und kräftigt den Willen zur That. Ebenso verhält es sich mit den Verabscheuungen. Allerdings scheint die gute That oder Unterlassung dadurch ihren *sittlichen* Werth zu verlieren, indem Alles, was ganz allein aus dem Gefühle seinen Ursprung nimmt, nicht auf Freiheit beruht, in welcher allein das Sittliche wohnt; wenn aber eine That oder Unterlassung nur überhaupt aus einem freien Entschlusse hervorgeht, so ist das Moralische davon nicht ausgeschlossen, wenn auch Gefühle und sinnliches Begehren mitwirken. Es vermögen aber auch Gefühle den Willen zu unterdrücken, indem sie die Vorstellungen des

Verstandes verdunkeln, auf welche das Begehren sich gründet, oder indem sie sinnliche Begierden erregen, welche dem wollenden Begehren widerstreben und dessen Ausführung verhindern. Wir sind z. B. in der Lage, durch Demuth und Unterwerfung unser Leben zu retten, wollen es auch ernstlich, indem wir uns vornehmen, Alles zu vermeiden, was die Person, von welcher wir zur Zeit abhängen, beleidigen und Alles zu thun, was ihr Gemüth rühren könnte; aber während der Unterredung erfahren wir ein so tiefes Gefühl der Kränkung, daß dieses mächtiger wird, als die verständigen Vorsätze unseres Willens, wir treten heftig, entrüstet gegen die Person auf, wohl wissend, daß es unser Verderben sein wird. (S. Schiller's Maria Stuart, 3. Akt, 3. Scene.) — Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß seine Gefühle den verständigen Willen irre leiteten, indem sie den Verstand zu falschen Vorstellungen verführten? Wen hätte z. B. das starke Gefühl des Mitleids nicht einmal den Verstand bestochen, daß er seine Hülfe an Unwürdige verschleuderte? — Können auch Gefühle den Entschluß unseres freien Willens nicht im engeren Sinne bewirken, da es sonst keine Willensfreiheit geben würde, so können sie doch veranlassen, daß die freie Willensäußerung in der Ausführung des Entschlusses gehindert wird; dies ist der Fall, von dem man sagt, daß man unwillkürlich von seinem Gefühle hingerissen sei, was oft das Gegentheil unseres freien Entschlusses sein kann.

Es wird einleuchtend geworden sein, daß unsere Gefühle auch Einfluß auf unseren Charakter haben müssen, d. h. auf den beharrlichen, habituellen Zustand unseres Begehrungsvermögens, den die Gefühle

mannichfach modificiren können, sowohl zu unserem Nachtheile als Vortheile. —

Im Gegensatze zu den obigen Betrachtungen kann das Begehrungsvermögen, mag es ein sinnliches oder der freie Wille sein, auch unsere Gefühle beeinflussen. Im Allgemeinen gilt auch hier das psychologische Gesetz der Zugehörigkeit und Verwandtschaft, indem das Begehren Gefühle aufruft, welche demselben entsprechen, was auch entgegengesetzte Gefühle sein können. Es giebt aber auch Gefühle, welche unmittelbar durch die Aeußerung des Begehrungsvermögens geweckt werden, sowohl Begierden als Verabscheuungen desselben; auch die Entschlüsse unseres freien Willens sind innere Veränderungen unseres Seelenlebens, welche vom inneren Sinne unseres Gefühlslebens empfunden werden. Auch auf mittelbarem Wege kann das sinnliche und geistige Begehrungsvermögen Gefühle erregen; so kann eine Begierde zu einer unerlaubten oder nachtheiligen Handlung hinreißen, welcher das Gefühl der Reue folgt, oder es kann das Begehrungsvermögen Gefühle verstärken, welche unabhängig von ihm schon vorhanden und durch andere Ursachen erzeugt waren; wird Jemand von einem Anderen gekränkt, gegen den er bereits Haß fühlt, so wird das Gefühl der Kränkung weit heftiger sein, als bei einer nicht gehaßten Person. Der freie Wille kann auch vorsätzlich die Steigerung eines vorhandenen Gefühls hervorrufen, wenn es zu ihm stimmt, indem er willkürlich die Aufmerksamkeit darauf heftet, dasselbe festhält und lebhafter macht und sich vorsätzlich solchen anderweitigen Gefühlseindrücken hingiebt, die das vorhandene Gefühl steigern können, so z. B. in der Kirche die Gefühle der Andacht und Erbauung, welche durch den sinnlichen Theil des Gottesdienstes, dem man seine Aufmerksamkeit

widmet, verstärkt werden. — Selbstverständlich vermag unser sinnliches Begehren und freies Wollen auch Gefühle zu schwächen, zu unterdrücken und zu modificiren, was keiner weiteren Beweisführung bedarf; wer von einer sinnlichen Begierde so heftig getrieben wird, daß er für Alles, was nicht der Befriedigung seiner Begierde dient, keine Aufmerksamkeit mehr hat, der wird Manches begehen, was unschicklich oder lächerlich ist, weil er die Gefühlsempfänglichkeit dafür verloren hat; so kann auch der feste freie Wille, wo er stark entwickelt ist, seelische und körperliche Gefühle unterdrücken, was Kant zum Gegenstande einer Schrift gemacht hat. Als Beispiel der Modification unserer Gefühle durch Begehren und Willen denken wir uns in äußerster Noth und fühlen Freude und Dankbarkeit, wenn uns unverhofft und zu rechter Zeit ein unerkannter Retter die Hand bietet; aber wir erkennen jetzt in ihm den verhaßten Feind, der uns jetzt noch obenein mit Hohn anlächelt und demüthigt, und es werden die Gefühle der freudigen Dankbarkeit eine modificirende Einwirkung des Hasses erhalten; oder wir sind, als anderes Beispiel, in einer sehr verdrießlichen Stimmung und nehmen uns vor, uns der Einwirkung einer heiteren Musik hinzugeben, die uns zerstreuen soll; gelingt es ihr, so wird sie den Verdruß nicht tilgen, aber wohl demselben einen modificirten, sanfteren Charakter geben. Ich habe schon einmal der Sittlichkeit und Unsittlichkeit der Gefühle vorübergehend gedacht; jedes Gefühl an sich ist ein physisches Resultat, an welchem das Nervenleben einen wesentlichen physiologischen Antheil nimmt; der sittliche Werth unseres Fühlens, Denkens und Handelns liegt allein in der Freiheit unseres Wollens, und das bloße Gefühl der Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit ist weder ein

Verdienst noch ein Vorwurf; aber insofern ein Gefühl von der Freiheit mittelbar abhängig ist, tritt es mit in das Gebiet der Moral über und verfällt deren Urtheile. — Es hängt in vielen Fällen von meiner Freiheit ab, denjenigen subjectiven Zustand hervorzurufen, den ein gewisses Gefühl erweckt oder hindert, verstärkt, abschwächt oder modificirt. Findet ein Mensch Wohlgefallen an unreinen, schlüpfrigen Vorstellungen, und überläßt er sich mit Vergnügen den Gefühlen derselben, so wird er für edle, reine Gefühle wenig Stimmung haben, er darf sich aber auch nicht entschuldigen, daß sich ihm die Vorstellungen unwillkürlich aufdrängten, denn es ist *seine* Sache der Vernunft- und Willensfreiheit, sich den Objecten und Gelegenheiten zu entziehen, die jene Vorstellungen erwecken; er begeht eine Unsittlichkeit, wenn er dies versäumt. Wir sind im Stande, unser Gefühlsvermögen im Allgemeinen und die Sinne überhaupt durch Gewöhnung und regere Aufmerksamkeit in einen habituellen Zustand zu bringen, der für gewisse Gefühle besonders empfänglich, für andere unempfänglich ist; das ist aber Sache unserer Freiheit, und die Gefühle werden in dieser freiwilligen Richtung unseres Geistes *mitschuldig*. Wir können kein sittliches Verdienst darin finden, wenn wir erst durch fremdes Elend zum Mitleid bewogen werden, wohl aber, wenn wir von Natur hartherzig wären, aber durch sittlichen Willen und *absichtliche* Uebung des Gemüthes dahin kommen, dasselbe für das Mitleid zu stimmen und empfänglich zu machen. So hängen die Gefühle mittelbar auch durch das Begehren und Wollen vom Charakter ab; was das Temperament für das Gefühlsvermögen, das ist der Charakter für das Begehrungsvermögen sinnlicher und geistiger Art. —

Ueber das Verhältniß der Seele zum Körper, somit auch des Gefühls und dessen Wechselwirkung mit den körperlichen Zuständen, habe ich bereits in der ersten Abtheilung geredet.

II.

Diätetik der Gefühle.

Wenig Menschen haben jemals über die Gesundheitslehre ihrer Gefühle, wie ihres Seelenlebens überhaupt nachgedacht; wenn Jemand wüßte und sich darin bethätigte, wie er seine Empfänglichkeit für Theilnahme an fremden Freuden und Leiden vermehren oder seine Zornmüthigkeit vermindern könnte, so würde er um Vieles zufriedener und glücklicher sich fühlen und Anderen wohlgefälliger und achtungswürdiger erscheinen. Freilich ist es nicht nur das Wissen, sondern die thatsächliche Ausführung desselben, was zur Gefühlserziehung nach gesundheitlichen und sittlichen Gesetzen führt, denn diese beruht auf dem freien Willen; das Vernunftgesetz über die Gefühle zur Herrschaft zu bringen, beruht auf dem festen Entschlusse, das Gesetz der vernünftigen Freiheit auch in das Gemüthsleben zu übertragen. Hierzu bedarf der freie Wille aber der gehörigen Stärke der Selbstbestimmung, um den Vorsatz auszuführen und die widerstrebenden Gewalten zu bekämpfen. Es ist heilige Pflicht der menschlichen Erziehung, darauf zu achten, daß diese freie Selbstthätigkeit des heranwachsenden Gemüthslebens in der Jugend entwickelt, geübt und

gekräftigt werde, was nicht durch den beliebten pädagogischen blinden und passiven Gehorsam geschieht, der durch positive Einwirkung auf das jugendliche Gemüth nur das maschinenmäßige Folgen verlangt und „artige" Kinder dressirt, aber das Gemüthsleben mit dem Mangel an jener innerlichen Kraft behaftet, welche die sittliche Stärke aus sich hervorgehen macht und eigentlich den „Menschen von Erziehung" charakterisirt. —

Die Diätetik der Gefühle hat den Zweck: die Gefühle mäßigen und auf das richtige Maß zueinander bringen zu lernen, denn das richtige Maß entspricht auch dem Sittengesetze. Es kann ein Gefühl an und für sich weder gut noch böse sein, es giebt so zu sagen indifferente Gefühle, aber dennoch treten Gefühle auf, welche jenen sittlichen Charakter und Unterschied in sich tragen, wie z. B. das Gefühl der Zufriedenheit bei Ausübung einer guten That, das Gefühl der Schadenfreude bei Benachtheiligung Anderer. Das sittliche Erziehungsgesetz fordert aber, daß wir die bösen Gefühle verhindern oder unterdrücken, die indifferenten Gefühle im rechten Maße halten, die guten Gefühle wecken und in der richtigen Stärke, weder überschreitend noch zurückbleibend, bethätigen. — Dies soll aber nicht aus Zwang des Gesetzes, nicht aus weltlicher Klugheit, sondern aus dem sittlichen Vorsatze geschehen: unseren Gefühlen, durch Unterwerfung derselben unter das Vernunftgesetz, einen moralischen Werth zu geben. Dazu hat die Natur der menschlichen Seele auch die geistigen Mittel und Vermögen verliehen. —

Alles, was die Tugend in uns weckt und kräftigt, wirkt auch auf die richtige Mäßigung unserer Gefühle ein; unter Wirkung dieser Kraft, die eine gehörige Ausbildung

des Verstandes voraussetzt, sollen wir uns durch Uebung und Gewohnheit in dem Gedanken befestigen, daß die Mäßigung unserer Gefühle eine unerläßliche Pflicht sei, und wir werden in diesem vorherrschenden Pflichtbewußtsein auch die Fertigkeit in der Gefühlsmäßigung erwerben. — Um immer in der richtigen Fassung zu bleiben, sollen wir uns Geistesgegenwart verschaffen, denn sobald wir die Fassung verloren haben, werden die Vernunftgesetze in uns verdunkelt, unsere Gefühle verlieren die Leitung, werden leicht zu Affecten und treiben wilde Begierden auf. Es ist daher pädagogisch wichtig, schon in der Jugend die Geistesgegenwart zu erziehen. Denken wir fleißig über die schädlichen Folgen nach, welche unmäßige oder zu schwächliche Gefühle für unsere Glückseligkeit haben müssen, so werden wir auch durch dieses Nachdenken ermuntert, zu starke Gefühle zu mildern und zu schwache zu verstärken; tritt nun die Gelegenheit ein, wo wir das eine und andere unserer Gefühle zu wecken, zu mäßigen oder zu kräftigen haben, so soll zunächst der Verstand (unser vernünftiges und intellectuelles Bewußtsein) auf den Gegenstand, der das Gefühl veranlaßt, sowie auf dieses selbst seine Aufmerksamkeit richten, damit er so viel als möglich dabei zu denken habe, weil dadurch das Gefühl klarer und lebendiger aufgefaßt wird; er soll ferner Vorstellungen suchen, welche mit dem Gefühle zusammenstimmen, wodurch dasselbe, falls es zu schwach wäre, an Kraft und Dauerhaftigkeit gewinnt. Gründet sich das Gefühl unmittelbar auf gewisse Verstandesthätigkeiten, so soll der Verstand bemüht sein, sich so vollkommen, als es ihm möglich ist, dabei zu bethätigen, indem dadurch auch die Gefühle vollkommener werden. Kommt es darauf an, ein Gefühl zu verhindern, oder dessen Ueber-

maß zu schwächen, so soll der Verstand diejenigen Thätigkeiten unterlassen, welche jenes Gefühl wecken oder verstärken können, soll ferner seine Aufmerksamkeit von dem Gegenstande ablenken, der das Gefühl bedingt, und sich von Betrachtungen über andere Dinge fesseln lassen, oder Vorstellungen hervorrufen, welche jenem Gefühle entgegenwirken; er suche an dem Unangenehmen die angenehme Seite, an dem Angenehmen das damit verknüpfte Unangenehme auf. Beruht die übermäßige Stärke eines Gefühls vornehmlich auf der Dunkelheit oder Verworrenheit der Vorstellung, so soll der Verstand dieselbe zergliedern und aufhellen. Kommt es darauf an, ein obwaltendes, dem rechten Maße entrücktes Gefühl zu modificiren, dann soll der Verstand das umändernde Gefühl zu erwecken suchen; beherrscht z. B. Jemanden eine sinnliche Liebe zu einem edlen Mädchen und sieht er die sittliche Gefahr derselben drohen, so strenge er sich an, dieses Gefühl dadurch zu veredeln, daß der Verstand die moralischen Vorzüge und Reize, welche das Mädchen besitzt, auffinde und sich lebhaft vergegenwärtige, und er wird durch das erweckte Gefühl der Achtung sein sinnliches Gefühl modificiren. Können wir ein vorhandenes Gefühl dadurch umändern, daß wir unserer Aufmerksamkeit eine andere Richtung geben, oder den Gegenstand von einem anderen Gesichtspunkte betrachten, so soll der Verstand sich hierzu bethätigen und es wird dann oft das Gefühl ein ganz anderes. Fühlen wir z. B. Abscheu vor den Handlungen eines uns noch fremden Menschen, die uns als Habsucht, Eigennutz, gemeine Gesinnung erscheinen, so werden wir von dem erworbenen, richtigeren Gesichtspunkte aus, daß jene Handlungen nur Aeußerungen einer in Verzweiflung nach jeglichem Hülfsmittel greifenden Lebensnoth sind, weit

anders, jedenfalls milder und theilnehmender dieselben beurtheilen und ein freundlicheres Gefühl in uns rege machen. — Besonders wo, wie so häufig, unsere Gefühle auf unrichtigen Vorstellungen beruhen, ist es Pflicht des Verstandes, sich darin zu klären und zu berichtigen und wir werden dann auch unsere Gefühle moderiren. Aus Allem aber geht hervor, wie wichtig es für Beherrschung der Gefühle ist, daß wir unsere Verstandesaufmerksamkeit gehörig bethätigen und in unserer Gewalt haben. —

Auch unsere Phantasie kann, ähnlich wie der Verstand, unsere Gefühle reguliren, und es ist deßhalb Pflicht, sich auch die nöthige Herrschaft über die Einbildungskraft zu erwerben, namentlich dieselbe rein und edel zu erhalten und in dieser Richtung hin zu bereichern. Was ich vorhin von den Vorstellungen des Verstandes und deren leitenden und corrigirenden Einflüssen auf unsere Gefühle gesagt habe, gilt auch von den Vorstellungen der Phantasie, zum Zwecke der Erweckung, Verstärkung Unterhaltung, Schwächung oder Modification der Gefühle aller Art. — Da die objectiven Empfindungen einen so großen Einfluß auf unsere inneren Gefühle ausüben, so ist auch die Uebung der Sinne ein Mittel, um unseren Gefühlen das rechte Maß und diejenige qualitative Eigenschaft zu geben, die unserer Seelengesundheit entspricht. Ich habe vorhin weiter ausgeführt, wie die Sinne unsere Gefühle wecken, verstärken, unterhalten, aber auch verhindern, schwächen, unterdrücken und modificiren können; es folgt daraus, daß wir, um das Eine oder Andere zu bewirken, auch die objectiven Sinnesempfindungen mit zu Hülfe nehmen, zu diesem Zwecke aber auch die Sinne üben und ausbilden sollen. Ein sinniger Verkehr mit der Natur wird unser Sinnenleben angenehm und

harmonisch bethätigen und dadurch entsprechende friedliche, wohlthuende Gefühle wecken und unterhalten; die künstlerische Darstellung eines guten Trauerspiels auf der Bühne wird unser Gemüth zum Mitleid geneigt machen. Oft ist es uns um die Erweckung, Verstärkung und Unterhaltung eines bestimmten Gefühls zu thun; dann haben wir uns zu bemühen, andere Gefühle fern zu halten, welche durch Uebergewicht ihrer Stärke die Aufmerksamkeit von jenem ablenken oder gar damit contrastiren; wir haben ferner darauf zu sinnen, Gefühle zu wecken, welche mit dem bestimmten Gefühle verwandt sind oder doch zusammenstimmen, und wenn wir jenes durch ein contrastirendes Gefühl erhöhen wollten, muß dasselbe weit schwächer als jenes in uns bleiben. Zur Stärke und Erhöhung eines Gefühls gehört aber auch, daß wir mit Lebhaftigkeit auffassen und empfinden und dabei *sparsam* im Genusse des Gefühls sind, so wie dasselbe mannichfaltig mit anderen Gefühlen *abwechseln* lassen. So läßt sich die früher angegebene Statik der Gefühle auch praktisch machen, wo es auf Abschwächung, Verkürzung und Unterdrückung eines Gefühls ankommt.

Ein Jeder soll bemüht sein, eine *heitere* Stimmung seines Gemüthes zu erwerben und zu unterhalten; sie dient nicht nur zu seiner Glückseligkeit, sondern macht ihn zur Ausübung aller geselligen Tugenden geneigt und erleichtert und fördert die Erfüllung der diätetischen Vorschriften, welche wir in Absicht auf ein gehöriges Maß unserer Gefühle zu beobachten haben; das aus der heiteren Gemüthsstimmung entsprießende, erhöhte Lebensgefühl giebt uns Muth zur Anstrengung in der Pflichterfüllung, erleichtert die Opfer, welche wir darum bringen müssen, und begünstigt den Erfolg. Darum ist es in der Erziehung der Jugend so wichtig,

die heitere Stimmung, den Frohsinn des jugendlichen Gemüthes zu befestigen und zu mehren, und nicht, wie so oft geschieht, durch thörichte Erziehungsstrenge des ernsten, kaltherzigen Pedantismus zu zerstören. —

Ich habe nachgewiesen, daß viele Gefühle durch unser sinnliches und geistiges Begehrungsvermögen direct oder indirect in uns hervorgerufen, gestärkt, geschwächt, unterdrückt und verändert werden; auch hierauf haben wir unsere Kunst der Gefühlsleitung praktisch zu gründen. Es liegt die Anwendung der Regeln nahe, indem wir unser Begehren oder unsere Verabscheuung eingreifen lassen, je nachdem es sich um Erweckung oder Schwächung eines Gefühls handelt, gleichviel ob dasselbe direct oder indirect von unserem Begehren und Wollen abhängig ist; die Hauptsache aber ist: daß wir uns im vernünftig freien Willen stärken und ihn vorsätzlich auch bei allen unseren Begehrungsantrieben in Thätigkeit zu setzen fähig werden. Ohne Willensvermögen und Selbstbestimmungskraft werden wir niemals Herr über unsere Empfindungen.

Es ist früher von dem Einflusse die Rede gewesen, den der Körperzustand auf unsere Gefühle ausübt; auch hier müssen wir in diätetischer Einsicht noch einmal dieses Einflusses gedenken. Vor allen Dingen haben wir nach Kräften für die Gesundheit des Körpers Sorge zu tragen, denn dadurch wird die Gesundheit der Seele gefördert und ihr also die nöthige Kraft verliehen, aus welcher Muth und Energie erwachsen, die uns zur richtigen Maßhaltung unserer Gefühle fähig machen. Das körperliche Gesundheitsgefühl giebt Seelenheiterkeit und Frohsinn und macht zur richtigen Leitung der Gefühle geneigt. Die Stimmung unseres Körpers, welche man das „körperliche Temperament" genannt

hat, erfordert ferner von uns, daß wir dieses in einer Temperatur erhalten, die der harmonischen Mäßigung unserer Gefühle günstig ist, sei es durch größere Belebung oder Besänftigung; aber damit uns diese Fähigkeit zu Theil werde, müssen wir uns darin erziehen und zu beherrschen lernen, namentlich die sittliche Kraft erwerben, unsere Gefühle möglichst unabhängig von den körperlichen Zuständen zu erhalten. — Man hat auch gewußt, die Gefühle als Heilmittel gegen Seelen- und Körperkrankheiten anwendbar zu machen, wo diese auf subjectiver Schwäche oder Ueberspannung beruhen, aber ich begnüge mich hier mit der Andeutung, da es mich auf ein weites, noch vielfach dämmeriges Gebiet führen würde, das mir nicht speciell in dieser Schrift vorliegt. Daß Gefühle in ihrer einseitigen Disharmonie oder Maßlosigkeit auch Krankheiten erzeugen können, ist bekannt; wir sehen aus dieser Quelle oft die Einbildungskrankheiten, die Schwärmerei, Hypochondrie, Hysterie 2c. hervorgehen. — (Vergl. in meinem „Hauslexicon der Gesundheitslehre für Leib und Seele", III. Auflage, die betreffenden Artikel.)

Es giebt unzählig viele Menschen, welche in Gefühlen leben, ein „Gefühlsleben" führen und ihren Gefühlen nachhangen. Sollte die Diätetik der Gefühle so grausam sein, dieses „Leben in Gefühlen" als gesundheitswidrig zu verbieten? Mit Nichten, denn obgleich es viele verstimmte Gefühle giebt, die auf die Verfassung des Gemüthes, auf unsere Wirksamkeit und Zufriedenheit einen offenbar nachtheiligen Einfluß haben, jene überfeinerten, verweichlichten, excentrischen, kränkelnden, schwächlichen oder stürmischen Gefühle, welche das ganze Wesen des Menschen zerrütten können, so soll derselbe aber auch des Glückes theilhaftig

bleiben, den gesunden, reinen, harmonischen Gefühlen, welche ihm die Natur in die Brust pflanzte, mit Weisheit und Genuß zu leben und den Ansprüchen an sein Herz sich zu fügen, nur soll er sich nicht über das Maß und zu viel mit seinen Gefühlen beschäftigen, sie nicht verbilden, ihnen keine schädliche Gewalt über sich einräumen, die ihn für die Aufgaben des Lebens untüchtig machen würde; er soll den Zwecken der Gefühle, welche die Natur denselben vorsteckte, auch in seinen Gefühlen leben, sowohl in der Einsamkeit, als in der Geselligkeit. Die weibliche Seele steht vorwaltend unter dem Einflusse der Gefühle; das anmuthigste, reichste und wirksamste Leben des Weibes ist ein solches in Gefühlen, es lebt im Gemüthe und wirkt Gutes und Schönes aus ihm. Auch in den Gefühlen kann der Mensch schön sein, aber sie müssen in Harmonie, im richtigen Maße erscheinen, dann wirken sie auch auf Andere beglückend und veredelnd durch den Zauber der sittlichen und anmuthigen Schönheit. Kein Dasein kann bis in's Innerste hinein würdig gestaltet werden, ohne Bildung der Gefühle, und diese ist nur zu erreichen, indem man sich mit seinen Gefühlen beschäftigt und sie wirksam macht. Aus solchen Gefühlen, die unser ganzes Herz zu füllen scheinen, entspringen nicht selten die klarsten Gedanken, die kräftigsten Antriebe zu herrlichen Entschließungen, zu Bestrebungen, welche oft unserem ganzen Wesen eine neue, edlere Gestalt geben; aus Trauer und Freude, Andacht und Demuth, Liebe und Wehe erwächst der sittliche Mensch zu schönerer Vollkommenheit! —

III.

Betrachtungen über einzelne Gefühle und deren Wirkungen.

Der Trieb nach Vergnügen und Genuß. — Die Launenhaftigkeit.

Von dem jedesmaligen Zustande, in welchem sich unser gesammtes Gefühlsvermögen vorübergehend oder andauernd befindet, hängt auch die Art des Gefühls ab, welches uns beherrscht, sowie die leichtere oder schwerere Erweckung desselben. Wohnt das Gefühl des Angenehmen in uns, so ist die Seele heiter, im Gegentheile traurig; ist die angenehme Stimmung in uns bleibend und habituell geworden, so sind wir heiteren Sinnes oder gegentheils trübsinnig; der heitere Sinn ist für angenehme Empfindungen empfänglich und begünstigt alle mit der heiteren Stimmung verwandten Vorstellungen, er sieht Alles im heiteren Lichte und färbt es nach seinem hellen Sinne; der Trübsinn empfängt und sucht das Unangenehme und bedeckt auch das an sich Heitere und Angenehme mit seinen trüben Wolken; dem heitern Sinn ist „gut zu Muthe", das heißt wohl im Grunde der Seele (denn Muth ist, wie Gemüth, eine Bezeichnung des gesammten Gefühlsvermögens); dem Trübsinn aber erwächst aus der Niedergeschlagenheit seines Gemüthes nur Un- und Mißmuth.

Der trübe Sinn ist kein normaler Gemüthszustand, sondern der Ausdruck eines bereits kränkelnden Seelenlebens, denn in jedem gesunden Gemüthe liegt der eingeborene Trieb nach dem Angenehmen, dem Vergnügen, dem Genusse der Lebensgüter. „Wir sterben

in der Sehnsucht nach dem Leben" sagt der Dichter; nicht der Stoismus, diese Tyrannei des strengen, versagenden Willens über das Gemüth ist Lebenswahrheit, nur ein heiterer Blick in das Ganze gewährt Gesundheit; selbst einer der ernstesten Philosophen und Mathematiker that den Ausspruch als Resultat seiner Lebensweisheit: „Die Heiterkeit kann kein Uebermaß haben, sondern ist immer vom Guten, dagegen die Traurigkeit ist immer vom Uebel!" —

Da alle menschlichen Gemüthszustände durch die Gefühlsstimmungen der Lust und Unlust und der daraus erwachsenden Begierde bedingt werden, so ist es natürlich, daß ein Jeder *danach strebt*, sich in den Zustand der Lust zu versetzen. Dieser Trieb zur Lust, oder, was dasselbe ist, zum Vergnügen, ist ein mächtiger in der Menschenseele und bestimmt seine meisten Handlungen.

Der Zustand der Lust ist aber ein sehr relativer, je nach den Temperamenten und Verstandesgaben der Menschen; was dem Einen Vergnügen macht, läßt den Anderen gleichgültig oder erregt ihm Abscheu; die deutsche Jungfrau wendet sich von der grausamen Lust der Spanierin ab, die den blutigen Stiergefechten zujauchzt; der deutsche Mann von Bildung belächelt den, beim rohen Boxergefecht mit innerster Lust wettenden Engländer von Bildung; der schlichte, gesittete Bürger schüttelt den Kopf, wenn er hört, daß ein Fürst seinem fürstlichen Gaste ein Vergnügen veranstaltet, indem er einen Hirsch von einer ausgehungerten Meute in Stücken reißen läßt, und Herren und Damen von höchster Gesellschaftsform und feinstem Salongeschmack Beifall klatschen. Aus dieser großen Verschiedenheit dessen, was Vergnügen macht, erwächst auch die unendliche Zahl der Richtungen, nach denen der Trieb zum Vergnügen steuert, in

denen er zu Leidenschaften und Thaten aufruft. — Dieser Mensch findet sein Vergnügen daran, in fröhlicher Gesellschaft zu speisen, zu trinken und zu tanzen, jener in der stillen Einsamkeit zu lesen, zu denken, Grillen zu fangen, oder den sinnlichen Lastern zu fröhnen; diesen lockt die schauerliche Nachtscene des Spieltisches, jenen ein Kuß, der ihm um so süßer schmeckt, je erzwungener oder unerlaubter er gegeben wird; dieser sucht sein Vergnügen in Taumel und Geräusch, in Ehren und Verschwendung, jener in sanfter Gefühlswelt, in bescheidenem Stillleben, in geiziger Behütung des Besitzes; dieser im Wohlthun, Mitgefühl, in der Aufopferung, jener in der egoistischen Abgeschlossenheit von den Herzen und Schicksalen Anderer. Wohin wir blicken, überall ist die mächtige Triebfeder des Daseins und Verkehrs, des Schicksals und der Geschichte jener unersättliche, erfinderische, tausendfältige und bald stürmische, bald schleichende Trieb zum Vergnügen. Er ist in Millionen Menschen mächtiger als die Vernunft, die seine Zügel zu halten bestimmt ist, denen er aber gewaltsam oder listig entspringt oder entschlüpft, deren wachendes Auge er verdunkelt und im Rausche mit fortreißt. Der Kopf wird vom Herzen mit fortgerissen, sagt man beschönigend.

Aus dem Triebe zum Vergnügen erwachsen die Wünsche der Menschen, unüberzählbar und auf die oft seltsamsten Dinge gerichtet, je nach dem, was der Wünschende für seine Lust hält. Das kann Gutes und Böses, Ernstes und Thörichtes sein; diesem gewährt Rache, jenem Verzeihung, diesem Kälte, jenem Wärme, sowol in der inneren, als äußeren Welt, Vergnügen. Die Befriedigung des Wunsches nennt er sein Glück und so kann auch das Böse im Sinne des Wünschenden glücklich machen. So lange das

Verlangen nach Vergnügen nicht erfüllt ist, oder nicht durch die Zeit oder die Vernunft geschwächt wird, fühlt sich der Mensch nicht glücklich, er ist in Unruhe; Vorstellungen und Begierden schlagen die Richtung dahin ein, er handelt danach auf geraden und Umwegen, der Wunsch kann zur Leidenschaft werden in dem Verlangen, durch öftere Erfüllung den Zustand der Lust immer neu hervorzurufen.

Die Begriffe von Glück sind höchst verschieden. Das Glück eines Dorfschullehrers würde den Mann der Welt in Verzweiflung setzen; ja ganze Völkerschaften haben besondere Begriffe von Glück, denn der reinliche Holländer würde lieber sterben, als das höchste Glück eines Jtälmenen in Kamtschatka theilen. Je größer das Bedürfniß, um so größer und mannichfaltiger der Trieb zum Vergnügen; ein Hungriger empfindet an einer Gasttafel ein höheres Vergnügen, als ein Anderer, der nie Hunger kannte und stets in ganzer oder halber Sättigung lebt. Darum steigt auch der Trieb nach Lust mit der Cultur, indem diese die Bedürfnisse vermehrt; je natürlicher aber das Bedürfniß ist, um so unabweisbarer ist der Trieb und alle künstlichen Genüsse der Cultur und des Luxus erreichen nie den Zustand der Lust, wie die Befriedigung natürlicher Seelenbedürfnisse. — Daraus erklärt sich denn auch das Jagen der Cultur- und Luxusmenschen nach immer neuen Vergnügungen, das Aufsteigen immer mannichfaltigerer Wünsche, da die Natur in ihnen verdunkelt wurde und die Befriedigung der künstlichen Bedürfnisse immer noch nicht vollständig das Gefühl der Lust und des Glücks verursachte.

Der Trieb zum Vergnügen ist der Jnstinkt, dem der Mensch folgt, um seine Begierden und Leidenschaften zu reizen, denn die menschliche Seele fühlt an einem Dasein

ohne Leidenschaften weit mehr Unbequemlichkeit und Qual der Leere, als an den Unruhen, Qualen und Sorgen, die ihr die Leidenschaften und das Ringen nach Befriedigung ihrer Wünsche verursachen. Mangel an Wünschen und an Bewegung des Gemüthes zur Erreichung derselben versetzt den Menschen jederzeit in den Zustand der Unlust.

Bei der oft wunderlichen Art menschlicher Wünsche und Dem, was ihnen Vergnügen macht, ist es ein eigenthümlicher Zug, den die Menschenseele offener oder versteckter kund giebt, und namentlich in solchen Gemüthern, wo man es am Wenigsten voraussetzen sollte, nämlich die Lust am Schauerlichen und am Grausamen, der sich bei Kindern und Weibern weit mehr, als bei Männern, bei Sanguinikern und Melancholikern mehr als bei Cholerikern und Phlegmatikern geltend macht. Die Lust an der Thierquälerei, der wir durch Erziehung entgegenzuwirken bemühet sind, erwacht im Kinde, auch ohne Beispiel und Nachahmung, ganz freiwillig; die Gespenstergeschichte ergötzt durch den Seelenschauder der Furcht, den sie erregt. Prüft man solche Seelenzustände genauer, so führen sie zu der Annahme, daß Alles, was das Gemüth reizt und wäre es auch schmerz- und schreckhaft, so lange in ihm das Gefühl der Lust erregt, als es selbst im eigenen Gemeingefühle des Wohlseins und der Sicherheit ungestört bleibt. Ein Mensch freuet sich, sicher geborgen und ungefährdet, über den Kampf und die Gefahr Anderer, bis er dadurch selbst in Schreck oder Mitleidenschaft geräth. Es liegt ein Reiz darin, mit der Gefahr zu spielen und die Gefahr zu sehen, ohne sie zu theilen. Diese Lust findet nur am Mitleid ihre Grenze, und wo dieses fehlt, da ist sie bis zur Grausamkeit ausdauernd. Das Volk, und zwar in dem weiblichen Ge-

schlechte am Zahlreichsten repräsentirt und von Neugier getrieben, die aber doch nichts Anderes als eine Gier zu neuen, ungewöhnlichen Vergnügungen ist, drängt sich schaarenweise zu dem schrecklichen Schauspiele der Hinrichtungen, und findet am Schauder über die Qualen des Opfers Wohlgefallen; eine heftige Rührung, ein Schauder ist dem roheren Gemüthe eine Annehmlichkeit, wie ein bitterer Schnapps dem gemeinen Magen. Ebenso ist es die Unruhe und Besorgniß, die das Gemüth bei Gefahren anderer Menschen ergreift, an denen man selbst keinen Theil hat und welche die Seele in den Zustand angenehmer Reizung setzt, während man den verwegenen Akrobaten auf hohem Thurmseile, dem Blondin auf seiner Niagara-Production, dem Luftschiffer in seiner schwindelnden Wolkenhöhe mit sinnlicher Spannung nachblickt, oder wenn ein kühner Springer über Degen und Bajonette sich schleudert und der geringste Fehler ihn durchbohren oder das Genick brechen würde. Wüßten wir, daß die drohenden Waffen von Pappe wären, oder liefe der Akrobat mit derselben Fertigkeit über ein nur wenige Fuß über einen weichen Boden ausgespanntes Seil, wir würden ihnen kaum unsere Aufmerksamkeit schenken und nicht das mindeste Vergnügen empfinden. „Es ist angenehm," sagt Lucrez in seinem Buche über die Dinge der Natur, „vom Ufer ein Schiff zu sehen, das jeden Augenblick bedroht wird, vom tobenden Meere verschlungen zu werden, oder im Kriege von einer gefahrlosen Anhöhe aus einem heftigen Angriffe zuzuschauen."

Dieser Trieb des Vergnügens am Schrecklichen und Grausamen zog die Römer in ihre Amphitheater, um sich am Zerfleischen lebender Menschen durch wilde Thiere, am gegenseitigen Ermorden der Fechter zu ergötzen; ja, man

künstelte an den Waffen, um die mörderische Wirkung zu verstärken, den Kampf zu verlängern, an schrecklichen Zwischenfällen mannichfaltiger zu machen, den möglichst langsamen Tod in verschiedenen Gestalten zu sehen; es war eine Kunst geworden, das Menschenblut recht langsam verrinnen zu lassen. Was sind die Stiergefechte der heutigen Spanier, die Boxerkämpfe der Engländer anders, als ein gleiches Vergnügen am Grausamen? Vergebens waren Päpste bemüht, die Stiergefechte abzuschaffen, die treuesten Söhne und Töchter der katholischen Kirche blieben in dieser Hinsicht ungehorsam, um dem Triebe der Ergötzung am Furchtbaren nichts zu vergeben; ein spanischer Schriftsteller, Josef Delgado, nennt die Stiergefechte die stärkste und tapferste Leidenschaft seiner Nation und Diejenigen feige, die jene Neigung für barbarisch halten. In anderen, civilisirteren Ländern läßt man zwar Menschen aus dem blutigen Spiele, hetzt aber starke und schwache Thiere zusammen, um sich am Blute und Zerreißen zu belustigen; von jener Wiener Thierhetze an, die Nicolai vor etwa hundert Jahren in seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz schildert, bis zu den heutigen Hetzjagden, Reiherbeizen, englischen Hahnengefechten und dem Anhetzen zweier Gassenhunde, immer ist es die Luft am Grausamen, welche Befriedigung sucht. Und kommt es nicht am Ende auf denselben Trieb hinaus, wenn der Mensch am Gemeinen und Rohen Wohlgefallen findet, wo Scenen ihn fesseln, die das sittliche Gefühl verwunden, das Edle und Schöne martern, wo die Frivolität mit der Tugend und dem Ideale auf Leben und Tod kämpft? Empfindet nicht auch Derjenige eine grausame Luft, welcher den thierischen Menschen zum Kampfe mit dem Cultur- und Sittenmenschen hetzt, der an der Qual

der um das Dasein ringenden Unschuld und Tugend sich weidet? Ist es nicht dieselbe Lust, die ein Neidischer am Untergange des Bevorzugteren, ein Rachsüchtiger am Schmerze des Gegners, ein Verläumder am Ehrenfleck des Angeschwärzten empfindet; ist die Schadenfreude nicht eine Lust am Grausamen?

Wie schöner und erquicklicher giebt sich der Trieb zum Vergnügen in den edleren Richtungen kund, die der Vernunft und dem harmonischen Daseinsgefühl der Menschenwürde entsprossen sind! Wie mannichfaltig ist das Gebiet der Gegenstände, die uns hier reizen, unsere Wünsche beleben, unser Gefühl beglücken können; Kunst, Wissenschaft, Natur, Sittenwelt und Leben öffnen uns hierzu ihre Pforten, aber wie wenig Wünsche sind dahin gerichtet, weil der Mensch das Bedürfniß nicht fühlt und der Zustand der Lust bei den meisten Menschen nur sinnlicher Befriedigung fähig ist. —

Der Mensch *will genießen*; — *Genuß* ist der sprachliche Ausdruck für das Gefühl des Angenehmen. Aus meinen vorhergehenden Betrachtungen geht hervor, daß der Genuß ein sehr verschiedenartiger sein kann, denn in allen angeführten, heterogenen Fällen genießt der Mensch wirklich das Vergnügen, das Gefühl des Angenehmen; es resultirt aber aus obigen Beispielen auch der Unterschied des Genusses in Befriedigung *geistiger* und *körperlicher* Gefühle; dem Gourmand ist ein guter, alter Wein ein Hochgenuß; der Kenner und Liebhaber der schönen Künste genießt mit weit größerer Vorliebe eine klassische Musik, ein Gemälde Raphaels oder Titians; der Astronom fühlt den höchsten Genuß am gestirnten Himmel und in der empirischen Bestätigung seiner theoretischen Berechnungen. Die

mannichfaltigen geistigen Genüsse sind aber theils reelle, das heißt, sie entspringen thatsächlich einem, den Sinnen gegenwärtigen Objecte, theils sind sie eingebildete; — einen reellen Genuß haben wir an der beschaulichen Wirkung eines Gemäldes, einer Musik, einen eingebildeten hat der Verliebte, welcher sich an Vorzügen seiner Geliebten delectirt, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind, oder der fromme Schwärmer, welcher in Verzückung mit Heiland und Geistern zu verkehren glaubt. Der Genuß ist das reine Gegentheil vom Gefühle des Entbehrens; er kann aber auch gestört werden, wenn der Gegenstand gleichzeitig eine, das Gefühl des Unangenehmen erweckende Eigenschaft hat. Das Gefühl des Entbehrens ist ebenso mannichfaltig, wie das Gefühl des gestörten, unvollkommenen Genusses, aber es steigert sich nur dann zu einer großen Stärke und Lebhaftigkeit, wenn man den Genuß der Sache wirklich früher schon kennen gelernt hat und nun der Contrast mitwirkt, welcher aus der Erinnerung des früheren Genusses sich geltend macht. „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß", sagt schon der Volksmund. — Der wohlhäbige Genußmensch stellt sich, falls er wirklich einmal in die Lage käme, solchen Betrachtungen sich hinzugeben, die Entbehrungen der Armen viel schrecklicher vor, als sie in Wirklichkeit sind, weil jenen der Contrast der Erinnerung des Besseren fehlt, der dem in Armuth gerathenen Reichen die Entbehrung qualvoll macht. Das stärkste und qualvollste Gefühl der Entbehrung ist dasjenige, welches man Heimweh nennt, worüber ich noch bei der Betrachtung der Sehnsucht weiter reden werde.

Auch der Trieb zum Angenehmen, zum Vergnügen, zum Genusse steht unter diätetischen Weisheitsregeln. Genieße

und entbehre heißt der Wahlspruch derselben. Genüsse, welche der Gesundheit oder Sittlichkeit schaden, soll der Mensch vermeiden und entbehren, die erlaubten Genüsse aber mäßig und unter Leitung der Vernunft genießen, welche die Genüsse beschränkt, mit Entbehrungen wechseln läßt und die Fähigkeit unterhält, an mäßigen Genüssen Vergnügen und Befriedigung zu finden.

Es ist bereits gesagt worden, daß es nicht nur angenehme und unangenehme, sondern auch gemischte Gefühle giebt; erstere heißen im Allgemeinen „Vergnügen" und auf ein Object bezogen „Wohlgefallen"; die entgegengesetzen heißen „Mißvergnügen", oder in Bezug auf ein Object „Mißfallen". — Wird das angenehme Gefühl zum Affect gesteigert, so ist es „Freude", geschieht dies beim unangenehmen Gefühle, so nennen wir es „Schmerz". — Ein gemischtes Gefühl kann aus Freude und Schmerz gleichzeitig bestehen; ist der Schmerz überwiegend, so bezeichnet man ihn oft als „süßen Schmerz", im anderen Falle spricht man von einer „bitteren Freude"; wechseln in einem gemischten Gefühle Freude und Schmerz im Gleichgewichte, so ist es die eigentliche elegische Stimmung des Gemüthes.

Ehe ich zu der Betrachtung der einzelnen Gefühle schreite, muß ich noch eines Gemüthszustandes erwähnen, den man Laune, Launenhaftigkeit nennt. Aeltere Etymologen haben das Wort Laune von Luna (der Mond) ableiten wollen, und es waren auch frühere Psychologen geneigt, die bezeichnete Gemüthsstimmung dem Einflusse des Mondes zuzuschreiben und das launenhafte Gemüth ein „mondsüchtiges" zu nennen; allgemeiner wurde die volksthümliche Bezeichnung: „wetterwendisch", von der Laune des Wetters entnommen. Die Launenhaftigkeit des Gemüthes

beruht aber nicht nur auf dessen raschem Wechsel der Grundstimmung, sondern auf dem charakteristischen Zustande des Gemüths, daß es in Stimmungen geräth, deren Grund nicht zum Bewußtsein kommt. Sagen wir von uns, übler oder trüber oder heiterer Laune zu sein, so können wir auch nicht die Ursache derselben angeben, sondern jene Stimmung erhebt sich in uns aus dunkel gebliebenen Vorstellungen. Deßhalb sehen wir Menschen, die sich selten in ihren Vorstellungen klar werden, mehr im wahren Traume leben und die Eindrücke von Außen und Innen mehr summarisch, und im Einzelnen nur oberflächlich und flüchtig zu empfinden gewohnt sind, oft im Charakter der Launenhaftigkeit; ihre üble Laune nennen sie Unaufgelegtsein, ihre heitere erscheint oft unmotivirt und ziellos, man weiß nie recht, in welcher Stimmung man diese Personen zu nehmen und zu beurtheilen hat. Leider hat sich diese unklare Stimmung in die sogenannte gute Gesellschaft einzuschleichen und Beschönigung wie Rücksicht zu finden gewußt, sogar unter der französischen Maske der „Vapeurs", aber es ist dies nur ein Beweis von der Seelenunklarheit und Charakterlosigkeit der Mehrzahl der Menschen überhaupt. Schon Lavater schrieb eine sittliche Predigt gegen die üble Laune; möchte dieses vergessene Buch eine seelendiätetische Mahnung sein, sich jener Abhängigkeit der Gefühle von unklaren Vorstellungen zu erwehren. Der Traurigkeit kann sich Niemand entziehen, wohl aber der üblen Laune, die nur auf Trägheit der Seele beruht, unklar in ihren Vorstellungen und Gefühlen.

In der nun folgenden Reihe der speciellen Betrachtungen einzelner Gefühle und deren Wirkungen werde ich zunächst die körperlichen Gefühle kurz besprechen, und

dann die geistigen Gefühle einer näheren Aufmerksamkeit meiner Leser vorführen.

Gesundheits- und Krankheitsgefühl. — Wollust.

Wir haben vom Zustande unseres Körpers im Ganzen durch Vermittelung des Nervensystems ein allgemeines Gefühl, das Gemeingefühl, welches uns durch seinen angenehmen, behaglichen oder unangenehmen, unbehaglichen Charakter summarisch unterrichtet, ob wir wohl oder unwohl, gesund oder krank sind. Der Körper ist gesund, wenn alle seine Organe und functionellen Thätigkeiten sich im normalen quantitativen und qualitativen Zustande befinden; ist das Gegentheil der Fall, so ist der Körper krank; es giebt deßhalb nur ein einziges, unmodificirtes, allgemeines Gesundheitsgefühl, dagegen aber die verschiedensten Arten und Grade von allgemeinen Krankheitsgefühlen, weil der Organismus auf die mannichfaltigste Weise in seiner Harmonie gestört werden kann. Die besonderen Gefühle, die nicht als Gemeingefühl auftreten, wie z. B. Schmerz einer Wunde, Kopfschmerz, Körperhitze oder Kälte im Fieber gehören nicht hierher. Da das Gesundheitsgefühl der summarische Empfindungsausdruck der ungestörten Integrität und Thätigkeit aller unserer Lebensorgane ist, so wird sich auch das Daseinsgefühl darin geltend machen müssen, und es ist dasselbe auch das wahrhafte normale Lebensgefühl. Nachdem ich in früheren Abschnitten dieses Buches bereits den Einfluß körperlicher Gefühle auf die Seele und deren verschiedene Kräfte nachgewiesen habe, ist es erklärlich, daß das Gemeingefühl der Gesundheit oder Krankheit von entschiedener Einwirkung

auf die größere oder geringere Kraftäußerung unserer Seelenfunctionen sein, daß sie zu lebhafterer Thätigkeit in heiterer Stimmung, oder gegentheils zu Erschlaffung und Unlust führen muß. — Andererseits aber müssen die in der Seele geweckten Gefühle des Wohlseins oder Krankseins wieder auf die körperliche Verfassung und Thätigkeit zurückwirken und diese erhöhen oder herabdrücken.

Aus diesen Thatsachen geht aber für die Diätetik die wichtige Mahnung hervor, daß man, um in gesunder Seelenkraft zu bleiben, auch Alles vermeiden müsse, was die Gesundheit des Körpers irgend stören könne, daß man überhaupt naturgemäß lebe. — (S. unser „Hauslexikon der Gesundheitslehre", das sich mit Verwirklichung dieser lebenswichtigen Aufgabe ausführlich beschäftigt.)

Ein besonderer Zustand des vom Körper ausgehenden Gefühls ist die sinnliche Wollust; ich werde später, bei Betrachtung der Leidenschaften, noch Gelegenheit nehmen, specieller darauf zurückzukommen, jetzt aber mich nur darauf beschränken, das Gefühl der Wollust zu definiren. Der allgemeine Begriff „Wollust" (Voluptas) bezeichnet ein vorzüglich angenehmes Gefühl, welches dem Triebe des Menschen entsprießt, alles Dasjenige zu suchen, was seinen Sinnesempfindungen ein höheres Lustgefühl verursacht. Man gebraucht diese Bezeichnung auch für geistige Gefühle; so sagt der Dichter Gellert: „Meine größte Wollust ist, Anderen Gutes zu thun!" — Im engeren Sinne begreift man aber nur diejenigen körperlichen Gefühle darunter, welche im höchsten Grade angenehm sind, und im engsten Sinne besonders das mit Befriedigung des Geschlechtstriebes verbundene Gefühl, das für den sinnlichen Menschen das angenehmste ist. Nur in der edleren Bedeutung des

geistigen Gefühls konnte Epikur das höchste Glück des Menschen in der Wollust finden. — Die sinnliche Wollust, das physische Gefühl dieser Art überhaupt, ist die Befriedigung der Neigung, Körper und Seele in eine Lust zu versetzen, die, ohne vernünftigen und sittlichen Unterschied des Edlen und Gemeinen, nur das Lustgefühl zum Zwecke hat; so fühlt der Schlemmer an gut bestellter Tafel, der Trinker am Glase Wollust, freilich ein Jeder in seiner Art. Diese unterscheidet sich im wesentlichen Lustgefühle durch Nichts von der geschlechtlichen Wollust, nur ist sie verschieden im Gegenstande und in den Organen, durch welche die Lust erregt wird. So giebt es auch eine gemeine sinnliche Wollust in Gedanken und Phantasie, die sich weniger in den körperlichen Organen, als in den Vorstellungen äußert, meistens aber, wo nicht irgend ein Sinnesobject die Vorstellung weckt, unbewußt von einem disponirten Zustande der Organe in das Gemeingefühl und von diesem auf die Phantasie übergeleitet wird. Die physische Wollust ist nur thierische Empfindung, ohne Rücksicht auf die moralische Bedeutung des Menschen; die psychische, höhere menschliche Wollust aber hat der Mensch insofern in seiner Gewalt, als er sie von seinen Ideen, Urtheilen, Meinungen über Böses und Gutes, Edles und Gemeines abhängig machen kann; sind freilich seine Ideen über Gutes und Böses fehlerhaft, so wird auch sein Wollustgefühl ein unvernünftiges sein.

Indessen ist nicht zu verkennen, was die Wollust auch mit anderen angenehmen Gefühlen gemein hat, daß sie in richtigem Maße durch die angemessene, harmonische Spannung und Schwingung des Nervenlebens und die Erregung des ganzen Wesens die Kräfte des Körpers und durch sie auch

die der Seele weckt, belebt und bethätigt, daß aber das Uebermaß der Wollust diese Körper- und Seelenkräfte mehr wie jedes andere extreme Gefühl durch Ueberreizung, Abspannung, Erschlaffung und Consumtion lähmt und erschöpft. (Man lese hierüber die betreffenden Artikel im „Hauslexikon" nach.) Schon die Phantasiewollust ist ein Gift für das normale Leben.

Wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit den geistigen Gefühlen zu.

Wahrheitsgefühl. — Schönheitsgefühl. — Sittlichkeitsgefühl.

Allen unseren geistigen Gefühlen liegt immer eine Vorstellung zu Grunde, indem sie entweder direct durch diese geweckt, oder indirect durch eine Begierde oder Verabscheuung vermittelt werden; diese Gefühle müssen aber nach der Art der wirksamen Vorstellung eine innere Verschiedenheit haben; bleibt die Vorstellung in ihrer eigenen contemplativen, d. h. beschaulichen, betrachtenden, subjectiven Thätigkeit, so muß das daraus erwachende Gefühl auch einen diesem Geisteszustande entsprechenden Charakter haben; wirkt die Vorstellung aber auf das Begehrungsvermögen, so wird auch durch die entstehende Begierde oder Verabscheuung das Gefühl einen objectiven, praktischen Charakter erhalten. Doch ich will hier nicht classificiren, sondern bei Untersuchung der einzelnen Gefühle das Wesen derselben durch ihre Natur selbst verständlich zu machen suchen. —

Insofern ein Gefühl, wie ich bereits Gelegenheit fand zu erklären, einen moralischen Werth erhalten hat, und ein

sittliches Gefühl genannt werden kann, wenn es vom Sittlichkeitsgesetze der Vernunft abhängig gemacht ist, so darf man auch ein Gefühl als intellectuelles bezeichnen, wenn es durch Vernunft und Verstand erzeugt wird. — Stimmt eine Vorstellung mit den Gesetzen des Denkens überein, oder scheint es uns damit zu harmoniren, so wird ein gewisser Zustand des Gemüthes entstehen, der uns diese Uebereinstimmung zur angenehmen Empfindung bringt; streitet unsere Vorstellung mit den Denkgesetzen wirklich oder scheinbar, so wird ebenfalls ein Gefühl daraus erwachsen, welches dem ersteren dadurch entgegengesetzt ist, daß es unangenehm empfunden wird, weil es die Harmonie unseres Lebensgefühls stört. In beiden Fällen ist es das Wahrheitsgefühl, welches uns beseelt. — Es wird unser Geist, vermöge seiner Vernunft- und Verstandeskraft, von einem Drange nach Erkenntniß getrieben, bei verschiedenen Menschen stärker oder schwächer, lebhafter oder träger; die Vorstellung der Wahrheit befriedigt unseren Verstand und erregt dadurch Vergnügen je nach dem Grade des Erkenntnißtriebes; im entgegengesetzten Falle entsteht Mißvergnügen; beide Empfindungen sind so zu sagen wesentliche Bestandtheile oder Vermischungen des Wahrheitsgefühls. Das echte Gefühl der Wahrheit darf aber nicht mit dem Vergnügen verwechselt werden, welches wir an der Entdeckung einer Wahrheit oder ihres Beweises empfinden, obgleich dasselbe oft zufällig mit dem Wahrheitsgefühle sich vereinigt; so angenehm und wohlthuend jene Empfindung auch ist, so bleibt sie doch nur das Vergnügen an unserem praktischen Verstande und Scharfsinne, als ein Gefühl der Vollkommenheit unserer Kraft des Erkennens. Nicht immer ist unser Wahrheitsgefühl ein durchaus reines und unver-

mischtes, sondern es modificirt sich als Wahrscheinlichkeits-, Unwahrscheinlichkeits- und Zweifelsgefühl, je nachdem Wahres und Falsches in ihrer Mischung einseitig vorwalten, oder sich das Gleichgewicht halten; namentlich ist das Gefühl des Zweifels mit einer Empfindung des Unangenehmen verschmolzen, die aus mehren Quellen gleichzeitig stammt, indem nicht nur unserem Erkenntnißdrange die Befriedigung versagt wird, sondern in der Seele ein unsicheres Schwanken anhebt, welches uns in gleicher Weise beunruhigt und beängstigt, wie ein unsicherer, schwankender Boden, auf dem wir nicht festen Fuß fassen können; hierzu gesellt sich dann oft noch das Mißvergnügen über unser eigenes Unvermögen zur Erkenntniß des Wahren, aus welchem wieder ein unruhiges Streben erwächst, diesen Zustand unserer Seele aufzuheben. — Wer hätte nicht schon diese unangenehmen Gefühle des Zweifelns an der Wahrheit empfunden, selbst wenn sie nur als sogenannte „Scrupel" in der Seele wohnen, ohne alle Beziehung zu einem bestimmten Objecte, sondern nur als subjectiver, contemplativer Zustand unserer Seele selbst. Schön sagt Tiedge in seiner Urania: „Konnte Gott den Menschen so machen, daß er die Wahrheit sucht und doch unter Truggestalten seine Hütte bauen muß? Traurig, traurig!" —

Das Wahrheitsgefühl steht in einem natürlichen Zusammenhange mit anderen geistigen und seelischen Kräften des Menschen, so namentlich mit unserer Urtheilskraft, mag dieselbe auf sinnlichen Vorstellungen beruhen oder vom Verstande allein bestimmt werden. Wie häufig urtheilen wir über Etwas, was wir nicht sinnlich wahrgenommen haben, nur nach Leitung unseres Wahrheitsgefühls; wie oft äußern wir dasselbe in den Worten: Ich fühle, daß dies

wahr oder unwahr ist! und was anderes bleibt unserem Urtheile als Führer, wo es sich um übersinnliche Objecte handelt, um Gott und Unsterblichkeit! Ein ausgebildetes, reges Wahrheitsgefühl giebt auch unseren nicht sinnlichen, reinen Verstandesurtheilen einen festeren Charakter und eine gewissermaßen dreiste Sicherheit der Ueberzeugung, freilich oft auch dem Scheine der Wahrheit irrthümlich verfallend. Das Wahrheitsgefühl beeinflußt auch unser Begehrungsvermögen, indem es die Vorstellung von der Güte, Schlechtigkeit, Nützlichkeit, Pflichtmäßigkeit ꝛc. zu entsprechenden Handlungen im Begehren und Verabscheuen bestimmt, was freilich ebenfalls oft irre leitet, wo die Wahrheit nicht richtig gefühlt wird. Da das Wahrheitsgefühl von Vernunft und Verstand abhängt, so wird es folgerecht auch um so stärker, klarer und richtiger sein, je vollkommener Vernunft und Verstand selbst ausgebildet sind und der innere Wahrheitssinn sich für das Wahre empfänglich zeigt. Dasselbe gilt von dem Einflusse der Phantasie auf das Wahrheitsgefühl, indem diese abstracte Vorstellungen versinnlicht und dadurch anschaulicher, aber dann auch für das Urtheil des Wahrheitsgefühls leichter macht; dieser Phantasieeinfluß kann aber auch durch täuschende Vorspiegelungen ein nachtheiliger werden, und das Wahrheitsgefühl falsch leiten. Obgleich wir nicht das Vermögen besitzen, gegebene Vorstellungen nach Willkür als falsche oder wahre zu fühlen, so hat unser Begehren und freies Wollen doch einen entschiedenen Einfluß auf unser Wahrheitsgefühl, zumal wir das Vermögen besitzen, willkürlich unseren Wahrheitssinn (die innerliche Kraft, das Gefühl des Wahren zu erwecken), ebenso wie die anderen Sinne für Dieses und Jenes willkürlich zu öffnen oder zu schließen, anzustrengen oder ruhen zu lassen;

auch erleidet unser innerer Wahrheitssinn oft Täuschungen durch das Begehrungsvermögen, besonders in leidenschaftlichen Zuständen. Wir wünschen, daß gewisse Vorstellungen wahr seien, obgleich sie es thatsächlich nicht sind; wir verdunkeln und verabscheuen, oder übersehen mit absichtlicher Unaufmerksamkeit die Gründe, welche uns davon überzeugen würden, wir strengen den Scharfsinn des Verstandes an, um Gründe, Scheingründe für unsere begehrende Vorstellung zu gewinnen, die um so eher den Schein der Wahrheit annehmen, als sie uns willkommen sind und wir ihre schärfere Gegenprüfung vermeiden; so überreden wir uns oft von der Wahrheit ganz falscher oder thörichter Vorstellungen und fälschen unser Wahrheitsgefühl um so leichter, als uns Leidenschaft treibt. Würde ein Mensch, von Eitelkeit, Stolz und Hochmuth erfüllt, wohl jemals einen gerechten Tadel für gerecht halten? —

Für unsere Diätetik folgt aber aus den obigen Betrachtungen, daß wir niemals blindlings dem Wahrheitsgefühle allein unser Urtheil und unsere Handlung unterwerfen, sondern immer der Prüfung der Vernunft sorgfältig unterziehen sollen; daß wir die alleinige Leitung durch das Wahrheitsgefühl um so weniger für maßgebend halten dürfen, als wir uns in Affect oder Leidenschaft befinden, oder einem hastigen Gefühle und Begehren folgen möchten, wo die weitere Prüfung uns als zeitverlierend oder zu langsam für unsere Entschließung erschiene. Wir sollen aber für diese Fälle uns bemühen, den inneren Sinn für Wahrheit so viel als möglich auszubilden, damit er fähig für das richtige Gefühl werde, und wir erreichen diese Cultur unmittelbar, wie überhaupt bei jedem äußeren und inneren Sinne, durch angemessene, fleißige Uebung und

Gewöhnung, durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf unsere Gefühle und mittelbar, indem wir den Verstand cultiviren, von dessen Klarheit, Richtigkeit und Vollkommenheit auch die gleichen Eigenschaften des Wahrheitsgefühls abhängen.

Ich möchte noch einige Worte über das Verhältniß des Wahrheitsgefühls zum Glauben einschalten. Es ist behauptet worden, daß es für die menschliche Sittlichkeit und Glückseligkeit gewisse höchst wichtige Wahrheiten gebe, z. B. die Lehre vom Dasein Gottes, von der Unsterblichkeit, welche sich durch die Vernunft nicht mit Gewißheit erkennen ließen, sich aber dem Wahrheitsgefühle unabweisbar offenbarten, und daß wir daher verpflichtet wären, diesem Gefühle Glauben zu schenken und sich darin zu befestigen; der Philosoph Jacobi sagt: „Der Glaube an Gott ist keine Wissenschaft, sondern eine Tugend." — Die Seelenlehre, in ihrer Beziehung auf Moral, kennt aber keine Pflicht, Etwas für wahr zu halten, was die Vernunft nicht bemessen kann; denn Pflicht ist nur das, was meiner Willkür des Thuns oder Nichtthuns eines Vernunft- oder Weltgebotes unterworfen ist; das Fürwahrhalten aber ist nur von dem Erkenntnißvermögen abhängig und zwar ein Resultat, welches nach der jedesmaligen Beschaffenheit gegebener Vorstellungen nothwendigerweise eintritt oder nicht, und das wir nicht willkürlich ändern können. Außerdem können wir doch nur verpflichtet sein, an Wahres und nicht an Falsches zu glauben, und ehe wir eine Pflicht, Etwas zu glauben, anerkennen, müssen wir dieses als wahr erkannt haben, es würde also hinsichtlich des Glaubens an Aussprüche des Wahrheitsgefühls der unlogische Fall stattfinden, daß eine Pflicht allemal erst dann einträte, wenn sie bereits erfüllt wäre. Es ist aber schon vorhin angedeutet worden,

daß das Wahrheitsgefühl auch sehr oft unrichtig sein kann. —

(Mit dem Wahrheitsgefühle in unmittelbarer Verbindung stehen das Neuheitsgefühl und das Gefühl der Verwunderung. — Sind oder erscheinen uns gewisse Vorstellungen neu, so erregen sie in uns ein eigenthümliches, angenehmes Gefühl, das der Neuheit, indem sie unsere Erkenntniß erweitern, das Gefühl unserer Realität vermehren; darum finden wir an Allem, was uns neu ist, einen Reiz und ein weit größeres Wohlgefallen, als an dem schon Bekannten, darum fühlen wir auch die Begierde nach Neuem in uns, sowohl in guter als böser Beziehung, was in letzterer, als zur Leidenschaft der Neugier gesteigert, noch später erörtert werden wird. Das Gefühl der Verwunderung ist die Empfindung des unerwarteten Widerstreites gegen gewohnte Vorstellungen und Begriffe; wäre es rein und ungemischt, so müßte es immer angenehm sein, es tritt aber allemal als ein gemischtes Gefühl auf, worin das Angenehme in der Regel das Uebergewicht hat, weßhalb der Mensch sich der Verwunderung gern überläßt und den Reiz des Wunderbaren empfindet; das Angenehme aber, welches in der Verwunderung das Uebergewicht hat, ist der Reiz der Neuheit, denn Alles, was unseren Gewohnheitsbegriffen widerstreitet, erscheint uns als etwas Neues. Wie ich früher bereits erörterte, ist das Gefühl der Verwunderung immer von einer Unterbrechung oder Stockung in unserem Gedankengange begleitet; wir können uns nicht sogleich in das Neue finden, müssen uns erst besinnen, orientiren, werden vom Zweifel aufgehalten; diese Stockung und Verwirrung unseres Gedankenganges ist die unangenehme Beimischung der Verwunderung, welche aber durch den Reiz

der Neuheit überstimmt wird. Der höchste Grad der Verwunderung, das Erstaunen, ist die Stockung und Stauung unserer Gedanken in verstärktem Grade und pflanzt sich sogar auf die körperliche Erscheinung fort; es stockt die begonnene Rede, es unterbricht sich die Bewegung des Gehens, der Geberde, der Körper erstarrt wie zu einer „Bildsäule", er „versteinert".)*).

Das Schönheitsgefühl ist die Empfindung des Wohlgefallens am Schönen, dem das Gefühl des Mißfallens am Häßlichen entgegensteht; das Vermögen unserer Seele, jene Gefühle zu erzeugen, ist der innere Schönheitssinn.

Finden wir bei der Vorstellung eines Gegenstandes Vergnügen, so kann Dasjenige, was uns gefällt, der Gegenstand selbst oder die Vorstellung davon sein; gefällt uns der Gegenstand, so geschieht es, weil wir ihn für gut, nützlich an sich selbst oder in Beziehung auf Andere halten; erfüllt uns aber die Vorstellung allein mit Wohlgefallen, so nennen wir den Gegenstand schön. Das Gute, Nützliche ꝛc. desselben ist nicht Bedingung oder Zugehörigkeit seiner Schönheit, er kann sogar etwas Uebles, Furchterregendes an sich tragen und doch als schön empfunden werden, wie der Anblick eines Feuer und Lava ausströmenden Berges, eines tosenden Orcans, eines heftigen Gewitters. Da jedes angenehme Gefühl ein erhöhtes Lebensgefühl ist, so können wir durch die bloße Vorstellung eines Gegenstandes nur dann Vergnügen empfinden, wenn dieselbe

*) Der Etymologe Frisch leitet das Wort Erstaunen von Stein, Adelung von dem altem Worte Stauen ab, was so viel heißt, als Stehenbleiben.

unser Lebensgefühl erregt, d. h. unsere seelischen Kräfte, namentlich das Erkenntnißvermögen, angemessen *beschäftigt*, damit wir keine Unthätigkeit empfinden; es muß deßhalb ein schöner Gegenstand so beschaffen sein, daß er unsere Sinnlichkeit und unseren Verstand in Uebereinstimmung mit einander bethätigt; das Gefühl davon ist das Vergnügen am Schönen; der Gegenstand muß deßhalb anschaulich sein, aber auch dem Verstande in leichter Weise Etwas zu *denken* geben. Das Wohlgefallen am Schönen ist ein durchaus freies, von allen Nebeninteressen reines Gefühl; wir erfreuen uns an der bloßen Vorstellung des Gegenstandes und wo wir über denselben urtheilen, daß er schön sei, geht das Wohlgefallen immer der Beurtheilung vorher. Nur in dem Falle, wo wir erst unterscheiden, vergleichen, das Mannichfaltige zusammenfassen müssen, um zu einem Urtheile zu gelangen, folgt dieser Thätigkeit des Verstandes das Gefühl des Wohlgefallens oder Mißfallens nach. Das Vermögen, zu urtheilen, ob Etwas schön oder häßlich sei, ist der sogenannte *Geschmack*. Der Begriff des Schönen schließt auch das ästhetisch Große und das Erhabene mit ein; wir steigern das Gefühl des Wohlgefallens zur *Bewunderung* im Anschauen des ästhetisch Großen und des Erhabenen, dem gegenüber, wie Kant sagt, wir uns demüthig fühlen. —

Das Schönheitsgefühl bildet den Geschmack; je richtiger und reiner das erstere ist, so auch der letztere; es beeinflußt das Schönheitsgefühl auch unsere Phantasie, erzieht und cultivirt dieselbe durch Erweckung, Zügelung und Veredlung; es wirkt ferner auf unser Begehren, indem es durch die Empfänglichkeit für die feineren und edleren Genüsse des Schönen und die Gewöhnung daran, auch die

groben, gemeinsinnlichen Begierden und Gelüste ausschließt, die Ausschweifung derselben hindert und auch das sittlich Schöne suchen und verlangen macht. Der aus diesem Schönheitsgefühle hervorgehende Geschmack erweckt den Sinn für Ordnung, Harmonie, Schicklichkeit und Sitte, den Abscheu gegen Häßliches und Schlechtes; das Schönheitsgefühl stimmt die Seele zum Wohlwollen und aus dieser Quelle entstammen edle Handlungen und Gesinnungen. Diese Wirkungen des Schönheitsgefühls ermahnen uns zur seelendiätetischen Pflicht, dasselbe, so viel als an uns liegt, zu entwickeln und zu cultiviren; das aber geschieht durch sinnigen Umgang mit der Natur und den Werken der Kunst, durch das Streben, ein eingehendes Verständniß davon zu erlangen. Es giebt in der That kein wirksameres und doch leichter anwendbares Mittel, um das Leben angenehm und heiter zu machen, als die sorgfältigste Ausbildung des Schönheitssinnes, um ihn so viel als möglich für das Schöne empfänglich zu machen; die schwersten Stunden des Schmerzes werden dadurch erleichtert, die starre Seele erweicht im Genusse der schönen Natur, die Gewalt der schönen Musik lindert den Sturm oder das Leid des Herzens, die innere Schönheitsharmonie und Ruhe eines Gemäldes oder Sculpturwerkes beruhigt die in Disharmonie gerathenen Gefühle. —

Das Sittlichkeitsgefühl begründet sich auf die Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit dem in uns wohnenden Sittengesetze, wodurch derselbe uns moralisch gut erscheint. Dies Gefühl lebt nur in der Vorstellung, welche wir vom Gegenstande haben, und unseren Gemüthszustand bestimmt, der nun ein mit dem sittlichen Vernunftgesetze harmonisches oder disharmonisches Gefühl erzeugt, woraus wir auf das Gute und Böse schließen. Das Gefühl

des moralisch Guten ist seinem Wesen nach ein angenehmes, denn jede Harmonie in uns fördert das Lebensgefühl; die Vernunft hat ein ursprüngliches Streben, ihre Ideen überhaupt, somit auch die des Sittengesetzes zu verwirklichen und verwirklicht anzuschauen; Alles aber, was einem normalen Streben widerstreitet, erregt das Gefühl der Beschränkung und stört das Lebensgefühl; Alles, was jenem Streben entspricht, erregt die Empfindung der Befriedigung und fördert das Lebensgefühl; so geschieht es auch mit dem Streben nach Verwirklichung des Sittengesetzes. — Das moralisch Gute wirkt auf uns, als überhaupt dem Sittengesetze gemäß, durch Erweckung des Gefühls der Billigung und Anerkennung, und ferner vermöge seiner Eigenschaften, welche es vom Niedrigen und Gemeinen und bloß Physischen unterscheiden, durch Erweckung des Gefühls der Achtung, denen beim moralisch Bösen die Gefühle der Mißbilligung und der Verachtung gegenüberstehen. — Beziehen sich diese Gefühle auf unsere eigenen Gesinnungen und Handlungen, insofern wir sie als sittlich gut oder böse erkennen, so entstehen die Gefühle der Selbstbilligung und Selbstmißbilligung, der Selbstachtung und Selbstverachtung. Abhängig vom Sittlichkeitsgefühle sind das religiöse Gefühl und das Rechtsgefühl; das erstere beruht auf Billigung und Achtung der Vorstellung von einem höheren Wesen, das hier zum Gefühl der Verehrung sich steigert; das Rechtsgefühl, das Gefühl von Recht und Unrecht, beruht gleichfalls auf dem Sittengesetze, da dieses das innere und äußere Freiheitsgesetz in sich schließt, das innere als ethisches Gesetz für die Gesinnung und innere Entschließung, das äußere für die äußere Handlung des Guten und Rechten. —

Das Sittlichkeitsgefühl ist von dem größten Einflusse auf unser Begehrungsvermögen, auf die Entschlüsse des freien Willens und somit auf unsere Tugend und Glückseligkeit; erkennt unsere Vernunft eine Handlung für gut an, so empfindet der vorhandene Sittlichkeitssinn diese Anerkennung und belebt erwärmend das sittliche Gefühl, welches nun der Vernunft zu Hülfe kommt, um den Entschluß zum Guten zu kräftigen und zu verwirklichen; dasselbe findet auch hinsichtlich unseres Urtheils über die Sittlichkeit der Handlungen Anderer statt. Das Leben führt aber auch viele Situationen herbei, in denen wir allein nach dem Sittlichkeitsgefühle urtheilen und handeln, und oft demselben mehr als der prüfenden Vernunft vertrauen, namentlich wo es uns an den nöthigen Vorkenntnissen fehlt, um einen raschen Entschluß zu fassen, oder wo es uns im Affecte an der gehörigen Zeit, Ruhe und Sammlung mangelt. Goethe sagt im Tasso: „Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, doch vernehmlich; er zeigt uns an, was zu ergreifen ist, und was zu fliehen." — Dieser Gott in uns ist das Sittlichkeitsgefühl, das wir deßhalb sorgsam zu erwecken beflissen sein sollen, da dessen geringere oder größere Vollkommenheit unseren moralischen Werth überhaupt bestimmt und die Schwäche und Unvollkommenheit dieses Gefühls den Weg zum sittlichen Verderben öffnet, so daß es endlich zu dem entsetzlichen Ausspruche des Eduard im König Lear kommt: „Mir ist Alles recht, was sich möglich machen läßt!" —

Gleich allen Gefühlen kann aber auch das Sittlichkeitsgefühl *irren*, in Billigung und Mißbilligung, es kann ein *falsches* sein, und uns in dem moralischen Werthe unserer Handlung täuschen, indem die Harmonie unserer Vorstellung mit demselben nur eine scheinbare ist, oder wir durch das

Gefühl Etwas für gut halten, was wir der Beurtheilung der Vernunft nicht unterzogen haben. In gleichem Maße, wie das Sittlichkeitsgefühl von der Vernunft, hängt es auch von der Urtheilskraft ab und insofern diese die Moral unserer eigenen Handlungen beurtheilt, das Bewußtsein von Gut und Böse in unserem Denken und Thun in sich trägt und danach richtet, ist es das Gewissen in uns, welches als ein gutes oder böses Gewissen sich fühlbar macht, je nachdem das Gefühl der Selbstbilligung und Selbstachtung oder das Gegentheil desselben geltend wird; — ein gutes Gewissen giebt dem Menschen innere und äußere Ruhe, es ist der „Himmel in der eigenen Brust", wie Tiedge sagt. — Was aber haben wir zu thun, um das Sittlichkeitsgefühl in uns zu wecken und zu kräftigen? Auch hier ist eine fleißige Uebung unerläßlich, Uebung der Vernunft in der Fertigkeit, sich die Vorstellungen des Sittengesetzes leicht und mit Lebhaftigkeit gegenständlich zu machen, Uebung der Urtheilskraft in der Fertigkeit, gegebene Handlungen mit dem Sittengesetze zu vergleichen und nach diesem zu beurtheilen. Wir müssen deßhalb oft einzelne individuelle Handlungen, mögen sie in der wirklichen Welt oder in den Werken der großen Dichter, wie eines Shakespeare, vor uns auftreten, in der ausdrücklichen Absicht näher betrachten, sie nach dem Sittengesetze zu beurtheilen; wir müssen gleichzeitig unseren moralischen Sinn dabei anstrengen, die Gefühlsäußerungen, welche das richtig beurtheilte Gute und Böse auf uns macht, bestimmt aufzufassen, in uns fest zu halten und die Aufmerksamkeit auf diese Gefühle zu richten, damit sie sich an dieselbe gewöhne; wir müssen uns aber auch die Gewohnheit zu eigen machen, unseren sittlichen Gefühlen und den allgemeinen, auf dunklen Urtheilen beruhen-

den Empfindungen der Billigung oder Mißbilligung nicht harmlos und blindlings zu folgen, sondern sie erst der Prüfung durch die Vernunft zu unterziehen, ob jene Empfindungen auch nicht täuschen. Hier leistet dann auch das Schönheitsgefühl, als eine Vorübung der Sittlichkeit, vortreffliche Dienste, indem es den moralischen Sinn empfänglicher macht. In der Kindererziehung wird besonders darin gefehlt, daß man den Sittlichkeitssinn durch unrichtig angebrachte Strafen und Belehrungen benachtheiligt und dadurch die natürliche Anlage zum moralischen Gefühle kränkt. (Vergl. meine Schrift: „Die Mutter als Erzieherin.")

Selbstgefühl.

Der Grad unserer physischen oder sittlichen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit bestimmt unseren Werth oder Unwerth; haben wir das Gefühl unseres eigenen Werthes, so ist dies unser Selbstgefühl. Insofern dieses nur in unserer Vorstellung vorhanden ist, gleichviel ob derselben die Wirklichkeit entspricht oder nicht, ist es ein ideales Selbstgefühl, während das reale Selbstgefühl auf der Wirklichkeit der Vorstellung von sich selbst beruht. Das ideale Selbstgefühl, das Gefühl vom Bewußtsein des eigenen Werthes, ist nicht mit Stolz zu verwechseln, der die leidenschaftliche Begierde nach dem Bewußtsein des eigenen Werthes ist, obgleich beide, Gefühl und Begierde, einander nicht fremd sind, und das Selbstgefühl durch die Begierde (Stolz) unterhalten und vermehrt wird. Dem gegenüber giebt es auch ein demüthiges Selbstgefühl, ein zu geringes oder unterdrücktes Bewußtsein vom eigenen Werthe, eine zu bescheidene Selbstschätzung; — beide Gefühle

können aber auch falsche sein, je nachdem das Bewußtsein unseres Werthes auf Wahrheit oder Täuschung beruht. Das stolze Selbstgefühl ist ein angenehmes, das demüthige dagegen ein unangenehmes Gefühl; es sinnt deßhalb der Verstand auf Mittel zur Erreichung derjenigen Vollkommenheiten, aus denen das angenehme Selbstgefühl hervorgeht, und auf Mittel zur Verminderung der Unvollkommenheiten, die das Selbstgefühl unterdrücken. So wohlthätig dies Selbstgefühl auf uns wirkt, so nachtheilig kann es werden, wenn es zu stark auftritt und zum Affecte wird, der den Verstand verdunkelt und das Denken und Urtheilen beirrt; das zu starke Selbstgefühl führt zur Selbstüberhebung, das demüthige Selbstgefühl aber zur Selbstverkennung und Nichtanwendung der besseren Kräfte. Die Gefühle der Ueberhebung und Selbstverkleinerung beeinflussen auch die Phantasie, indem sie einerseits durch selbstschmeichlerische Vorstellungen dünkelhaft, im Gegentheile aber schüchtern machen; sie wirken ferner auch auf das Begehrungsvermögen, indem sie dasselbe entweder zu eitlem Verlangen steigern oder durch Befangenheit in Unthätigkeit erhalten. — Das ideale Selbstgefühl hat in seiner Harmonie mit anderen Seelenkräften auch seine fördernden Wirkungen; es macht und erhält thätig und jede Thätigkeit überhaupt hat schon einen gewissen Werth; es kann, wenn es aus dem Bewußtsein des Guten erwächst, die Triebfeder guter Handlungen und der Pflichtmäßigkeit werden, es erweckt den inneren Sinn, Alles, was mit dem Selbstgefühle zusammenstimmt, lebendiger aufzufassen und fest zu halten; es fördert das Selbstvertrauen und giebt eine im Leben oft sehr nützliche Zuversicht; es giebt der körperlichen Erscheinung mehr Hoheit und muthigen Ausdruck, es kann Empfindungen und

Regungen niederdrücken, beherrschen, mäßigen, die mit ihm nicht übereinstimmen; ein hohes, sittlich erfülltes Selbstgefühl kann den heftigsten Seelenschmerz überwinden helfen. Das gekränkte Selbstgefühl der Thekla in Schillers Wallenstein (4. Akt, 9. Scene) treibt ihre Kräfte an, den Schmerz zu mäßigen, selbst die äußeren Zeichen desselben zu unterdrücken und der Herrschaft ihres Willens zu unterwerfen; sie *will* gefaßt sein. —

Da das ideale Selbstgefühl von der Vorstellung abhängt, welche wir von unserem eigenen Werthe haben, so ist es wichtig, um nicht in ein *leeres*, eitles Gefühl desselben zu gerathen, welches den Menschen zum Thoren und Gecken macht, uns eine richtige Selbstkenntniß zu erwerben und diese so lebendig zu machen, daß sie uns jederzeit gegenwärtig genug ist, um der Ausschweifung des Selbstgefühls nach der einen oder anderen Seite, des Dünkels oder der zu bescheidenen Demüthigung hin, die gehörigen Schranken zu setzen und das Gleichgewicht wieder herzustellen. —

Das *reale* Selbstgefühl wird durch die uns wirklich zukommenden Realitäten, wirklichen und sachlichen Eigenschaften und Besitzthümer, erzeugt, und beruht deßhalb nicht nur auf bloßen, entweder wahren oder falschen Vorstellungen von denselben. Es ist darum auch niemals ein inhaltleeres Gefühl, eine Einbildung, sondern setzt jedesmal die wirkliche Existenz seines Inhaltes nothwendig voraus. Die Realität können wir aber sowohl als Besitz, wie als Mangel empfinden, also als angenehmes oder unangenehmes Gefühl, so im ersteren Falle z. B. als Gefühl unserer Kraftfülle, im letzteren Falle als Gefühl unserer Ermattung und Erschöpfung. Das reale Selbstgefühl kann folgerecht ein

geistiges oder körperliches sein; wir haben hier aber nur mit dem realen Seelengefühle zu thun. Die Quelle desselben ist unser Erkenntniß- und Gefühlsvermögen; je größer und entwickelter unsere Erkenntnißkräfte sind, um so mehr wird das reale Selbstgefühl gehoben oder im Gegentheile niedergehalten, und es ist besonders das sogenannte „Genie" geeignet, ein hohes Selbstgefühl zu erwecken und Vertrauen auf die eigenen Kräfte einzuflößen, was freilich leicht zur hochmüthigen Geringschätzung Anderer ausartet. Dieses geniale Selbstgefühl ist so stark und angenehm, daß der Mensch weit eher einen Tadel seiner Sittlichkeit, als einen Zweifel an seinen Talenten erduldet, zumal die Sittlichkeit von der selbsteigenen Freiheit abhängt und durch ernstlichen Willen erzwungen werden kann, während das Genie eine Naturgabe ist, die Niemand durch Willenskraft zu erstreben vermag. Das Gefühlsvermögen, gleichfalls eine Realität in uns selbst, und das Vermögen, durch welches wir alle übrigen Realitäten zur Empfindung bringen, erregt, je nach dem Maße seiner Stärke und Ausbildung, die Empfindung des Angenehmen und wirkt dadurch auf das Selbstgefühl ebenfalls erweckend hin, weßhalb das geistige Temperament immer von Einfluß auf unser reales Selbstgefühl ist und dasselbe erhöhen oder niederhalten kann. Hierzu kommt nun noch das Begehrungsvermögen, welches durch seine Kraft oder Schwäche das Selbstgefühl heben oder demüthigen muß. Das reale Selbstgefühl trägt immer das Streben in sich, unsere Realität zu erhalten und zu vermehren und unsere Mangelhaftigkeit (Negation) zu vermindern; es ist ein angenehmes Gefühl, und als solches schon erregt es die Seele zu allen Thätigkeiten, die mit ihm zusammenstimmen, erhöht das Kraftgefühl, das Gefühl unserer Realität.

Schon im Kinde, welches noch nicht durch Reflexion den natürlichen Gang seiner Spiele modificirt, sehen wir das angenehme reale Selbstgefühl sich regen, denn je mächtiger es ist, desto mehr ist das Kind in Bewegung und selbst zu muthwilligen Handlungen geneigt, um nur die Kraft äußern zu können. Der Seelendiätetiker hat deßhalb die praktische Regel zu geben, das reale Selbstgefühl, wo es schlummert, zu wecken, oder, wo es zu schwach ist, zu stärken, da es ein wirksamer Antrieb zum Streben nach Vervollkommnung ist; eine Erweckung aber geschieht, indem wir die Aufmerksamkeit auf unsere realen Gaben und Mängel, sowie auf die Eindrücke richten, welche sie auf unser Gefühl machen, und indem wir diese Eindrücke lebhaft empfinden und festhalten; in gleichem Maße aber muß einer übermäßigen Erhebung des Selbstgefühls zur Selbstsucht entgegengesteuert werden, worüber später bei Betrachtung dieser Leidenschaft geredet wird.

Freiheitsgefühl.

Frei ist Alles, was nicht durch etwas Anderes in der Weise bestimmt wird, daß dieses dadurch zur Nothwendigkeit wird. Wir Menschen haben eine innere sittliche Freiheit unserer Entschlüsse und Handlungen und eine äußere Freiheit der äußeren Handlungen, insofern wir nach eigenem Belieben Etwas thun oder unterlassen können, ohne von dem Willen eines Anderen unbedingt genöthigt zu werden. Jeder Mensch besitzt ein Gefühl seiner inneren Freiheit, dessen er sich bei vielen Entschlüssen ganz bestimmt und unmittelbar bewußt ist, da er sich auch hätte anders entschließen können; eben dieser Freiheit willen macht uns unser Gewissen für unsere Entschlüsse und Handlungen ver-

antwortlich. Dies Gefühl der inneren Freiheit erhebt uns über die gesammte Natur zu einem unabhängig geistigen Wesen und giebt uns das Bewußtsein der menschlichen Würde. —

Das Freiheitsgefühl wird in der Regel auf die äußere Freiheit bezogen und in diesem Sinne ist es auch hier der eigentliche Gegenstand der Seelendiätetik. Unseren sinnlichen Gefühlen ist die Empfindung der äußeren Freiheit ein überaus mächtiges und angenehmes Gefühl, denn das Gefühl einer freien Wirksamkeit nach Außen bringt die ungehinderte Thätigkeit unserer Kräfte zu einem volleren und erhöhten Daseinsgefühle; diese Freiheit ist zur Erreichung aller unserer Lebenszwecke ein höchst wichtiger realer Besitz und giebt unserem Wesen das Gefühl der Würde, des Werthes, während die Unfreiheit in der Leibeigenschaft und Sclaverei die Empfindung der Herabwürdigung zu einer gemeinen Sache, zu einem Mittel für die Zwecke fremder Willkür erzeugt. Es ist deßhalb erklärlich, warum das Freiheitsgefühl so leicht zu der Heftigkeit des Affectes anschwillt und den Menschen unwiderstehlich fortreißt. Es hat dieses Gefühl einen mächtigen Einfluß auf die Erkenntnißkräfte, es sonnt und erwärmt den Geist und fördert dadurch die Thätigkeit aller geistigen Kräfte; nur in freien Völkern sehen wir Wissenschaften und Künste blühen, bewegt sich der Geist ungehindert nach allen Richtungen selbstthätig, kann sich in seinen Talenten und Werken geltend machen und fühlt sich in seiner Gefühlswelt erhoben und angenehm erheitert; das beglückende Gefühl der Freiheit erweckt alle Kräfte des Gemüthes, mischt sich still in das Gefühl ein, welches jede geistige Thätigkeit begleitet und giebt auch dieser einen freieren Gang durch Muth, Lust und

Schwung. Ein nichtswürdiger Eingriff in die ewigen Rechte der Menschheit ist die Tyrannei in jedweder Form, und der Despot ist von allen Feinden des Volkes der am meisten gehaßte; — glücklich der Mensch, welcher sich kraft seiner eigenen Tüchtigkeit eine Lebensstellung erwarb, wo er sagen kann: ich bin frei und unabhängig! — Selbstverständlich gilt dies nur von dem in seinen richtigen Grenzen bleibenden Freiheitsgefühle, dessen Ausschweifung das Gegentheil im Geiste bewirkt. Das richtige Freiheitsgefühl bewahrt uns, indem es uns Würde empfinden läßt, vor erniedrigenden, unwürdigen Handlungen, die der Sclave nicht als solche erkennt; das erhöhte Daseinsgefühl giebt Muth zu unseren Handlungen und begünstigt dadurch die Ausübung schwieriger Tugenden; es macht uns auf den Reiz und Werth der inneren Freiheit aufmerksam und hebt dadurch unser Sittlichkeitsgefühl; auch alle körperlichen Ausdrücke unseres Gefühls der Freiheit tragen den Charakter desselben in sich; ein freier Mensch steht ganz anders und edler vor uns, als ein Sclav. — Aber auch dieses herrliche und süße Gefühl vernichtet alle seine schönen Wirkungen durch Uebermaß, Freiheitssucht, wenn es seine vernünftigen Grenzen durchbricht und sich zur Leidenschaft steigert! —

Das Freiheitsgefühl wird durch Vernunft, Phantasie, inneren Sinn und Begehrungsvermögen geweckt und verstärkt; die Vernunft denkt sich die Vorstellung der Freiheit klar, erkennt sie als ein heiliges Gut und erhöht den angenehmen Eindruck, welchen diese Vorstellung auf das Gefühl macht; die Phantasie veranschaulicht und belebt jene Vorstellung und damit auch das dadurch geweckte Gefühl; der innere Sinn erhellt dasselbe und wird empfänglich und empfindlich für Alles, was Freiheit und Unfreiheit ist, denn

der Mangel jener Empfänglichkeit bezeichnet den knechtischen Sinn, der mit Gleichgültigkeit die Erniedrigung in der Unfreiheit erträgt; diesen Knechtssinn erziehen manche Regierungen einem ganzen Volke an, um dasselbe in der Bürgerpflicht der „Ruhe" zu erhalten. Nach der Verschiedenheit unserer Begehrungen, Wünsche und Neigungen und der Umstände, welche sie veranlassen, haben die Menschen verschiedene Arten von äußerer Freiheit, wonach sie begehren und streben, sei es politische, religiöse Freiheit ꝛc., und jemehr der Mensch in dieser Richtung strebt und begehrlich ist, desto lebhafter wird sein Gefühl für dieselbe, aber dies vermag auch leicht bis in die Ausschweifung der Freiheitssucht gesteigert zu werden. Auch der Körperzustand hat Einfluß auf das Freiheitsgefühl. — Gesundheits- und Kraftgefühl fördern dasselbe, Krankheits- und Schwächegefühl stimmen dasselbe herab, denn es mischt sich das Abhängigkeitsgefühl vom Körperzustande abschwächend hinein. —

Die Seelendiätetik fordert Erweckung und Stärkung des Freiheitsgefühls, wo es schlummert oder zu schwach ist; es ist dasselbe allerdings immer von den Verhältnissen abhängig, in denen wir leben und die zu ändern wir oft weder Macht noch Berechtigung haben, aber dessen ungeachtet können und sollen wir auch in den gegebenen Schranken unser Freiheitsgefühl fördern, da es für unsere Sittlichkeit werthvoll ist, und wir fördern es, indem wir fleißig unsere Aufmerksamkeit auf Dasjenige hinlenken, in welchem wir innerhalb unserer Lage wirklich frei sind, um das darin liegende Gute zu erfassen und dem Gefühle zu vergegenwärtigen. Um aber der nachtheiligen Ausschweifung des Freiheitsgefühls entgegenzuwirken, sollen wir auch an die Mäßigung desselben denken, wo es nöthig wird, indem wir

diejenigen Mittel ergreifen, welche zur Mäßigung der Gefühle überhaupt (S. Diätetik der Gefühle) in Anwendung kommen, besonders aber haben wir unseren Geist aufzuklären, daß er vernünftige Begriffe von der wahren Freiheit erhalte, zugleich aber auch die Phantasie zurückzuhalten, daß sie die Freiheitsideen nicht willkürlich ausschmücke und uns ein täuschendes Bild derselben ausmale. Der wahrste Beweis einer rechten Freiheit ist der, daß man sich aus freiem Willen, nach Vernunftgesetzen selbst die Schranke zieht, und sich ohne Zwang eines fremden Willens, dem eigenen Gebote der Beschränkung unterwirft. Nur dasjenige Volk ist der staatlichen Freiheit werth und wirklich frei, welches den Gesetzen der vernünftigen Beschränkung, mag dieselbe im Sitten- oder weltlichen Gebote ausgesprochen sein, freiwillig gehorcht. Dies Freiheitsgefühl muß schon im Kinde anerzogen werden; nicht durch Zwang und blindes Gehorchen wird es geweckt, sondern durch Beispiel und Ermunterung zu freiwilliger Nachahmung. —

Ehrgefühl und Scham.

Die gute Meinung, welche man von unserer Vollkommenheit und insbesondere Moralität hat, ist unsere Ehre, die schlechte Meinung unsere Schande; — eine höhere, weitverbreitete Ehre ist der Ruhm, und das aus der Ehre überhaupt erwachsende Gefühl ist das Ehrgefühl, während das Gefühl unserer Schande die Scham ist. — Das Ehrgefühl kann sehr empfänglich, scharf, oder unempfänglich, stumpf sein; ein sehr reizbares Gefühl für Scham ist die Schamhaftigkeit, ein Mangel derselben Unverschämt-

heit und Schamlosigkeit.*) Selbstverständlich ist das Ehrgefühl ein angenehmes, das der Scham ein unangenehmes Gefühl; ersteres wird deßhalb immer gesucht, letzteres gemieden werden, zumal die Ehre leicht verloren gehen kann, die Schande aber schwer austilgbar ist; das Ehrgefühl erregt Freude, die Scham Niedergeschlagenheit der Seele.

Ehrgefühl sowohl als Scham haben einen anregenden Einfluß auf den Verstand, um das erstere zu fördern, das letztere zu mildern oder zu verhindern, aber dieser Zweck wird nicht immer erreicht, wenn sich das eine oder andere Gefühl zum Affecte steigert, namentlich das Schamgefühl, welches fast immer Affect ist; wir sehen ja so oft, daß der vom Ehrgefühle gereizte Verstand Ruhe und Ueberlegung verliert und fehlgreift, daß das Schamgefühl verwirrt macht und Gedanken und Sprache in's Stocken bringt. Nicht minder wirkt besonders das Ehrgefühl auf unsere Phantasie, erweckt in ihr Vorstellungen von Vorzügen und Eigenschaften, welche unser Ehrgefühl befriedigen; die Phantasie malt uns die vortheilhaften Eindrücke aus, die wir auf Andere durch unsere Gaben und Leistungen machen, und so verfallen wir sehr leicht in selbstschmeichlerische Trugbilder der Eitelkeit, die uns in die Gefahr bringen, lächerlich oder verächtlich zu werden. Unsere Phantasie stellt uns gar zu gern Ehre und Ruhm als einen unschätzbaren Besitz vor, namentlich den unsterblichen Nachruhm, und weckt das Ehrgefühl zur leidenschaftlichen Ehrgier und Sucht, der viele sonst geistig begabte Menschen zum Opfer fallen. Nach der Wechselwirkung der Gefühle aufeinander, wie sie früher bereits

*) Die Bezeichnung blöde kommt von dem Worte blühen und weiset auf das Erröthen im Schamgefühle hin.

erörtert wurde, führt auch das Ehrgefühl eine Stimmung zu verwandten Gefühlen herbei, und als ein solches ist namentlich das Selbstgefühl zu nennen; beide beziehen sich auf das Urtheil über unsere Vollkommenheit; im Selbstgefühle ist es unser eigenes, im Ehrgefühle das fremde Urtheil; dadurch aber wecken und verstärken sich beide gegenseitig; ein lebhaftes Ehrgefühl wird das ideale Selbstgefühl lebendiger machen, und so auch umgekehrt; wer kein Gefühl für seine Würde, keine Selbstachtung hat, ist auch gegen das Urtheil der Welt gleichgültig. Ehrgefühl und Scham wecken ferner die Begierde nach Allem, was der Ehre dienen, die Schande vermeiden kann; während das erregte Ehrgefühl das Streben nach Oeffentlichkeit hervorruft, weckt das erregte Schamgefühl das Streben nach Verbergen dessen, worüber man sich schämt. —

Ehrgefühl und Scham finden ihre Anregung aber auch direct durch Verstand, Phantasie, Sinnes- und Gefühlsvermögen. Es erkennt der Verstand an, daß die wahre Ehre ein hohes, herrliches Besitzthum des Menschen ist und zu dessen Glückseligkeit gehört, daß ferner die Schande das Gegentheil dieses Glückes hervorbringt; dadurch wird der Verstand angeregt, seine Aufmerksamkeit auf Ehre und Schande und deren Ursachen hinzulenken, umsomehr, als beide, im Urtheile Anderer begründet, nicht als sinnliche Objecte, sondern nur durch den Verstand wahrgenommen werden können, also diesen voraussetzen. Darum kennen die verstandeslosen Geschöpfe weder Ehre noch Schande und der Mensch ist für beide um so empfänglicher, je mehr sein Verstand ausgebildet ist. Die ersten Spuren von Ehre und Schamgefühl bei Kindern sind das Zeichen der beginnenden Verstandesausbildung; erscheint das früher dreiste und un-

befangene Kind erst befangen und blöde, so hat sein Verstand bereits angefangen zu reflectiren, daß es von Erwachsenen nachtheilig beurtheilt werden könne, es erröthet einmal und ein anderes Mal wieder nicht bei einer und derselben Handlung, je nachdem die Bedingungen und Umstände derselben verschieden sind. So küßt ein junges Mädchen ohne Scham in einer Gesellschaft einen würdigen Greis, würde aber vor Scham sterben zu müssen glauben, wenn es einem jungen, hübschen Manne dieselbe Gunst erweisen sollte, da ihr Verstand hier das nachtheilige Urtheil fürchtet und das Schamgefühl erweckt. — Gleich dem Verstande wirkt auch die Phantasie auf Ehr- und Schamgefühl, sie macht die Verstandesbegriffe von Ehre und Schande durch die Einbildungsvorstellungen anschaulicher und erhöht die Wirksamkeit jener Begriffe; die Bilder von Ehre, Ruhm und Schande, welche das Ehr- und Schamgefühl in ihr erweckt, malt sie in dichterischer Färbung weiter aus und reflectirt sie verstärkend in das Gefühl zurück; sie schafft aber auch Einbildungen ohne Realität, welche dem Ehrgefühle schmeicheln und das Schamgefühl auch ohne realen Grund wecken, auf der einen Seite eingebildete Vorzüge, die Ehre bringen, oder andererseits eingebildete Mängel, deren man sich zu schämen hat, zu besitzen; doch ist das Schamgefühl nicht so leicht geneigt, durch subjective Einbildungen geweckt zu werden, da die Selbstliebe hiervon zurückhält. Jemand zum Beispiel, welcher eine zarte Schamhaftigkeit besitzt, wird sich in einem großen geräumigen Badezimmer weit weniger behaglich fühlen als in einem engen, da in ersterem die Phantasie Vorstellungen aufruft, daß an irgend einer übersehenen Stelle, einer Oeffnung ꝛc., das Auge eines Lauschers beobachten könne, und er wird, selbst

wenn die Vorstellung auch nicht zum klaren Bewußtsein käme, ein unangenehmes, ängstliches Gefühl in sich wahrnehmen. Wie Ehrgefühl und Scham verwandte Gefühle aufrufen, so werden sie auch durch diese vermischt und modificirt; dies ist bei der Scham recht augenfällig nachzuweisen; mischt sich dies Gefühl mit der Hoffnung, die Ursache der Scham verbergen oder alsbald beseitigen zu können, so nimmt es einen ganz anderen Charakter an, als ohne jene Beimischung der Hoffnung; im ersteren Falle treibt die Hoffnung, durch ihr inwohnendes Streben nach dem Gelingen, alle Kräfte der Seele und des Körpers in active Bewegung; das rascher und lebhafter nach der Oberfläche getriebene Blut bringt zum Erröthen — im Falle des hoffnungslosen Schamgefühls tritt das Gegentheil ein; die Seele bleibt passiv, die Thätigkeit stockt, selbst die Wange erblaßt. — Schlimm ist es, wenn einmal die Schamhaftigkeit beleidigt, aber das Schamgefühl unterdrückt wurde, und der Mensch sich über die Schande hinweggesetzt hat; es ist schwer, oft unmöglich, die Empfänglichkeit für das Schamgefühl wieder herzustellen; hat man sich einmal der Schande begeben, so wird der Gedanke daran immer gleichgültiger und erträglicher, indem das Bewußtsein und schon die dunkle Reminiscenz, diesen Gedanken schon einmal überwunden zu haben, dreister gegen ihn stimmt; außerdem weckt das etwa wiederkehrende Schamgefühl selbst die Begierde, es zu unterdrücken. So sinken namentlich Weiber, die einmal die Grenzen der Schamhaftigkeit überschritten haben, gewöhnlich weit tiefer als Männer, weil die Willenskraft ihrer Vernunft schwächer, die Macht der Leidenschaft, welche sie zur Verletzung des Schamgefühls anreizt, aber stärker ist und sie bis zur Schamlosigkeit forttreibt. — Obgleich ein scharfes

Ehrgefühl und eine zart empfindende Schamhaftigkeit an und für sich, als Empfänglichkeiten des Gefühlsvermögens, nicht als Tugend erkannt werden können, so vermögen sie es aber dadurch zu werden, daß wir durch unsere Willensfreiheit dazu beitragen, jene Gefühle zu wecken, zu unterhalten oder, wo sie das vernünftige Maß überschreiten sollten, zu mäßigen. An sich ist die Schamhaftigkeit eine Schutzwehr der Tugend, insbesondere beim Weibe, und das Ehrgefühl fördert unser äußeres, der Tugend entsprechendes Benehmen, in soweit es Ehre bringt. Sittlich verloren ist der Mensch, welcher gegen Ehre und Schande so unempfindlich geworden ist, wie jener reiche Geizhals, der im Horaz sagt: „Das Volk zischt und pfeift mich aus, aber ich klatsche mir selbst Beifall!" — Da der Mensch geneigt ist, Denjenigen beizustimmen, welche über ihn günstig urtheilen, worauf sich die Macht der Schmeichelei gründet, und dadurch das Selbstgefühl zum Stolze überhebt, so vermag ein wahres richtiges Ehrgefühl auch den sittlichen Gehalt des Selbstgefühls zu erwecken, jene Eigenschaft in ihm, welche das Ehrgefühl bestimmt, nicht nur vor den Augen der Welt, sondern auch im Verborgenen Ehrenhaftes zu thun, denn das sittliche Selbstgefühl will auch vor uns selbst nicht verächtlich werden und uns nicht an Werth sinken lassen.

In seelendiätetischer Hinsicht tritt daher die Pflicht an uns heran, Ehrgefühl und Schamhaftigkeit zu wecken, wo sie schlummern, und im richtigen Maße wach zu erhalten; hierzu dient die fleißige intellectuelle und sinnliche Vorführung von Beispielen wahrer Ehre und Schande, und des Zustandes derjenigen Personen, welche in diese glückliche oder unglückliche Lage gerathen sind — und ferner, wie schon angedeutet wurde, die Erweckung des Selbstgefühls,

des Gefühls unserer Würde; deßgleichen Klärung und Ausbildung des Verstandes in der Unterscheidung rechter Ehre und Schande und ihrer inneren und äußeren Folgen. —

Gefühl der Liebe und Abneigung. — Freundschaftsgefühl. — Groll und Feindschaft.

Es ist hier *nicht* von der mit heftigem Begehren verbundenen *Leidenschaft* der Liebe (*Liebessucht*) und nicht von der leidenschaftlichen Abneigung (dem *Hasse*) die Rede, zwei gegensätzliche Zustände, welche später, unter der Rubrik der Leidenschaften eine weitere Erörterung finden werden; ich ziehe hier Liebe und Abneigung als *natürliche Gefühle* zur Betrachtung, die in ihrer Steigerung allerdings zum Affecte werden können, aber sich von dem leidenschaftlichen Begehren und Verabscheuen einer anderen Person (der Liebessucht und dem Hasse) wesentlich unterscheiden. —

Liebe und Abneigung haben einen weiteren und einen engeren Begriff; in der weiteren Bedeutung des Wortes liebt man die Blumen, den Wein, die Werke eines Dichters, die Tugend, einen besonderen Beruf, den Geist oder das Gemüth eines Menschen, und ist abgeneigt gegen ein Insect, eine Speise, einen gewissen Stand und Beruf, eine Person, die man nur aus ihren Werken kennt; im engeren Sinne aber bezieht sich Liebe und Abneigung auf das Verhältniß zweier Personen im Gegensatze des Geschlechtes, also auf das Gefühl, welches mehr oder weniger klar ausgeprägt, den sinnlichen Menschen in seinem männlichen und weiblichen Geschlechtsunterschiede zum Objecte hat. In dieser engeren Bedeutung müssen wir auch hier die Liebe auffassen und näher erörtern.

Die Liebe wurde als Göttin dargestellt, von den Heiden hoch verehrt und von den Dichtern aller Zeiten und Religionen glühend besungen; der Eine segnet sie, als Schöpferin seines Glückes, der Andere flucht ihr, seines Herzeleids wegen. Sie hat ein freudiges und ein trauriges Janusgesicht, ihre Thränen gelten der Lust und dem Schmerze, sie thut sich oft selber ein Leid an und findet Lust am süßen Schmerze; sie ist ein physiognomischer Proteus.

So hoch und weit die Verehrung der Liebe in der Welt verbreitet ist, so laut machen sich aber auch die Warnungen vernehmbar, die von den Moralisten aller Zeiten und Völker ausgingen, welche nicht immer strenge Sittenrichter und Verstandesmenschen, sondern auch oft wackere, gefühlvolle Menschen, sogar selbst Dichter waren. Man denke nur an den seligen Gellert, der in seiner weinerlichen Moral nicht allein dasteht, wenn er vor der Liebe warnt und sie als die Quelle der meisten traurigen Schicksale, Ausschweifungen und Laster bezeichnet und eben aus Liebe zu den Mitmenschen und deren Glückseligkeit davon abzuhalten sucht. — Nicht nur abgelebte Koketten, die sich aus der großen Welt, nachdem diese sie nicht mehr gelten lassen wollte, in ihr Boudoir zurückgezogen und ihr Herz an treuere Thiere, ihre Affecte an Andachtsbücher und erbauliche Schatzkästlein gekettet haben, suchen, aus Rache wegen der erlittenen Zurücksetzung seitens der Welt, so viel sie es vermögen, der Liebe den Zuwachs neuer Bürgerinnen zu entziehen und den jungen Mädchen die giftige Schlange des Herzens abschreckend zu schildern; auch manche gute, verständige, ihre Tochter liebende Mutter giebt dieser Verhaltungsmaßregeln und warnt vor der Liebe. — In Schau- und Trauerspielen, Novellen, Sonetten und Romanen spielt

Liebe die Hauptrolle, wenn auch meistens als Affect oder Leidenschaft, und wir finden die unglücklichsten, verzweiflungsvollsten Zustände, Thorheit, Raserei, Blutvergießen und Selbstmord, ein Heer von Leiden und Lastern, als Folgen der Liebe geschildert. —

Nach allen solchen Warnungen und Schilderungen sollte ein vernünftiger Mensch nicht anders glauben, als daß es die größte Narrheit sei, zu lieben, und es keinen gefährlicheren Zustand des Herzens gebe; sollten Jüngling oder Jungfrau aber nicht angst werden, wenn sie das Bedürfniß des Herzens in sich rege fühlen, wenn sie über dem Gegenstande, der Sinne und Gedanken, Empfindungen und Wünsche beschäftigt, sich prüfen müßten, ob sie das Wagniß der Liebe eingehen dürften, eingedenk der Warnungen und Schilderungen, angesichts aber auch der glücklichen Beispiele Liebender und der vielstimmigen Behauptungen, daß es kein größeres Unglück in der Welt gebe, als nicht lieben zu können, als niemals geliebt zu haben und geliebt worden zu sein, daß man ohne Liebe zu allem Bösen und Unedlen weit disponirter und aufgelegter sei? —

Aus diesen Widersprüchen kann man auf die Ansicht kommen, daß das Wort Liebe einen verschiedenen Sinn in sich schließe, daß es eine moralische und eine unmoralische Liebe geben könne. Wenn aber moralisch alles Das ist, was der Vernunft, dem Gewissen, der Religion und den Gesetzen eines civilisirten Staates angemessen erscheint, so wäre unter moralischer Liebe diejenige zärtliche Zuneigung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes zu verstehen, die durch sittliche Grundsätze sowohl, als durch die öffentlichen Gesetze gerechtfertigt ist, während die unmoralische Liebe das Gegentheil darstellt, ein sinnliches, geschlechtliches Begehren

des Gefühls, das den sittlichen und staatlichen Anforderungen zuwider ist; es steht demnach die erstere unter dem Sitten-, die letztere allein unter dem Naturgesetze; die Lust der Seele im ersteren Falle ist Glück und Freude, die im letzteren Falle Wollust der Seele und des Körpers. —

Indessen lehrt ein Blick in das Leben, daß die Liebe sich nicht in diese Kategorien immer fügt, daß sie Diejenigen beglückt, die gegen die religiösen und staatlichen Gesetze sündigen, und daß in vielen rechtmäßigen, kirchlich eingesegneten Ehen entweder nur Wollust wohnt, oder gar keine Liebe die Seelen verbindet. Sittenlehre und Staatsgesetz erklären deßhalb das Wesen der Liebe nicht; suchen wir ihre Bedeutung darum in der Natur der Seele selbst. — Wir werden finden, daß es weder eine tugendhafte noch lasterhafte Liebe giebt, sondern nur eine unvermischte, in der reinen, gesunden Seele tief begründete, die immer nur Lust des Daseinsgefühls, im edleren Sinne des Wortes, Lust auch im Liebesschmerze erzeugt und deren Unglück immer veredelnd ist. — Die Moralisten haben die Definition der tugendhaften Liebe durch äußerliche Umgrenzungen bestimmt, durch Gesetze, welche christliche und staatliche Grundsätze aufstellten; in einer unerlaubten Liebe kann die heißeste, wahre Liebe sich das höchste Seelenglück bereiten; die Liebe der Heiden, der alten Juden zu Mosis und Davids Zeiten, der Muhamedaner, kann ebenso rein und wahrhaftig gewesen sein, wie das schönste Beispiel christlicher Herzensvereinigung in seiner rechtmäßigsten Form. Eine lasterhafte Liebe giebt es nicht, sie ist keine Liebe, sie hat das Wort nur usurpirt, sie ist nur Gattungstrieb, thierische Wollust, gemeiner Instinkt, der sich in die Maske des edelsten, menschlichen Triebes der Seele verkleiden und den Verstand so-

wohl wie die übrigen Begierden in seine Dienste zwingen kann. Und wenn sich auch in die wahre Liebe, klarer oder versteckter, der Geschlechtstrieb mit einzumischen vermag, und das reine Gebiet der platonischen Seelenvereinigung als ungenügend überschreitet, so liegt dies in der Natur des Menschen begründet, die Seele und Leib zugleich ist, und im Drange nach vollkommener Vereinigung sich auch sinnlich als ein Ganzes, als Repräsentant der Gattung der Menschheit gegenständlich zu werden strebt. — Geschieht das gegen die Einsprache der Vernunft, der Moral und des Staatsgesetzes, so *sündigt* die Liebe *gegen sie*, aber bleibt in ihrem innersten Wesen dieselbe; sie erkennt in ihrer Gluth und ihrem Affecte, selbst in ihrer Leidenschaft nur ihr *eigenes*, *innewohnendes Gebot* an und ihr Unglück ist die Folge ihres Conflictes mit den Mächten der Außenwelt.

Es giebt nur *eine* Liebe, trotz des Mißbrauches des Wortes. Es ergeht ihr wie der Freude, die immer nur eine schöne, veredelnde, alle Kräfte der Seele erweiternde Lust des Daseinsgefühls ist, obgleich man von Schadenfreude u. s. w. redet. Sinnliche Liebe, Wollust ist keine Liebe; sie mögen die Empfindungen eines *sechsten* Sinnes der thierischen Natur sein, aber sind ebenso wenig Liebe, wie die, welche ein Weib zu ihrem Schoßhunde, Kanarienvogel, Papagei oder zu sich selbst so nennt. —

Plato hat das Wesen der Liebe in seinem Gastmahle ungemein treffend geschildert, wenn er sagt, daß einst die Menschen in ihrer ersten, vollkommenen Gestalt aus Gottes Hand geschlechtlos hervorgegangen seien, gewissermaßen als Mannweib in jedem Einzelnen, daß aber ein Dämon, der Geist der Natur, sie in zwei Hälften geschnitten habe, die eine Mann, die andere Weib, und beide Hälften sich nun

mit leidenschaftlicher Anziehungskraft und Sehnsucht suchten, um sich wieder zu vereinigen, wieder ein vollkommenes Ganzes zu werden. — Wahrlich, niemals fühlt sich der Mensch vollkommener, in seiner Ganzheit des Daseins, in der harmonischen Ausfüllung seiner fehlenden Hälfte, aber wie oft irrt sich der Mensch in ihr und nimmt in sein Wesen das scheinbar Verwandte auf, das dann nur zu bald seine Fremdartigkeit kund giebt und beide Naturhälften nun in Abstoßung gerathen. — Dieser Irrthum ist um so häufiger, als sich das wahre Gefühl der Liebe in der Beimischung anderer Gefühle, Triebe und fehlerhaften Vorstellungen, namentlich der sinnlichen Lust, verdunkelt und unkenntlich gemacht hat, je mehr der Geist der Welt in die Seelen der Zeitgenossen die Frivolität einführte, die in niederen Trieben sich spiegelt. Es giebt unzählige Menschen, welche gar nicht im Stande sind, wahre Liebe zu fühlen oder sie von Wollust zu unterscheiden, die Alles Liebe nennen, was ihre thierische Natur Angenehmes am anderen Geschlechte empfindet. Daher der Mißbrauch des Wortes, die Entheiligung der Liebe, die Verwirrung der Vorstellung und Gefühle, die Conflicte mit dem Leben, die Sünde des Herzens gegen die eigene Natur, das traurige Schicksal der falschen Liebe, die sich häufenden Ehescheidungen. —

Sehen wir einmal in das Leben ringsum, ob wir hier wahre von unechter Liebe an den äußeren Erscheinungen unterscheiden können. Eine verheirathete Frau fühlt eine zärtliche Zuneigung gegen einen anderen Mann, dessen Anblick sie in ein höheres Erregtsein ihrer Seele versetzt, zu dem sie sich heimlich sehnt, den sie bevorzugt, so weit es Sitte und Anstand erlauben, den sie jährlich vielleicht nur ein- oder zweimal sieht, ohne in ihrer Zuneigung kühler,

im Gedanken an ihn ruhiger zu werden. Sie soll ihren Gatten lieben, so fordert es die Moral der Religion und des Staates, so flüstert die Vernunft in ihr. — Sie ist edel genug, ihre Zuneigung innerlich zu bewahren, der Sitte und Pflicht nichts zu vergeben; — wo ist hier die wahre Liebe, welche Macht der Erde könnte sie austilgen? Die wahre Liebe ist etwas Ewiges und darum Allmächtiges, sie folgt nur ihrem eigenen Gebote, denn sie ist der nach Vollkommenheit treibende Lebensdrang der Seele selbst; sie fügt sich zwar der äußeren Pflicht, aber ist darum um nichts weniger dieselbe. Bei einem weniger lebhaften Pflichtgefühle würde diese Liebe die Grenze der äußeren Schranken durchbrechen und dann in Conflict mit der Welt gerathen, in Unglück; — hier aber, im ehrbaren Weibe halten sich Liebe und Pflicht im Gleichgewichte, so lange die Vernunft nicht verdunkelt wird; die Liebe ist ein inneres Feuer, das zwar erwärmt, aber nicht das an der Pflichtkette liegende Dasein gefährdet, obwohl es viele edle Regungen still mit zu entzünden vermag. Verdient diese Frau Tadel oder Mitleid? — Wenn sie nun obenein von hartherzigen Eltern oder liebloser Stiefmutter, gewinnsüchtigem Vormunde zur Ehe gezwungen wurde? Ist sie mehr zu bemitleiden, als wenn sie sich in ihrer Liebe irrte und später erst den Gegenstand ihres echten Gefühls kennen lernte?

Stellen wir uns den Fall vor, daß ein Weib vor der Ehe einen Mann liebt, in ihrem Herzen Zärtlichkeit und Verlangen zu ihm fühlt, daß sie weiß, er liebt sie, er bleibt ihr auf Lebenszeit treu, wird sich ihretwegen niemals verheirathen, falls es nicht mit ihr wäre — sie aber fällt dem Zwange der Verhältnisse zum Opfer und muß einen Ungeliebten heirathen. In welchen Conflict geräth die Arme

mit ihrer Liebe und der ihr aufgedrungenen Pflicht; — was soll sie thun, um der Wahrheit in ihr und der Unwahrheit außer ihr, der erzwungenen Situation zu genügen, die von ihr Hingebung, Ehre, Zärtlichkeit fordert? Als Heroin ihres Herzens müßte sie dem Ungeliebten jede sinnliche Umarmung versagen, der Dichter des Alterthums würde ihr den Tod dictiren, denn einen Mann lieben und der Wollust eines Anderen leben, ist ein verächtliches Bild der Phantasie und schon die Vorstellung, daß es die Pflicht verletzt, entwürdigt das Weib trotz seiner edelsten, reinsten Liebe. Wie unsäglich unglücklich muß diese Liebe sein, um so mehr, als sie der Pflicht genügt. —

Dieser Gegenstand des menschlichen Lebens ist noch nicht gehörig aufgeklärt; hier stehen Moral und Natur schroff einander gegenüber; hemmt die Moral die Liebe, ja nur den sinnlichen Trieb derselben, geschieht es auch schon durch die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, so erkrankt die Natur seelisch und körperlich und man kennt hinreichend die gemüthlichen und leiblichen Leiden der liebloS gebliebenen oder in ihrer Liebe verunglückten, in ihrer Naturbestimmung unerfüllt gebliebenen alten Jungfrauen und Junggesellen.

Der Mißbrauch des Wortes Liebe ist so allgemein, daß man, wie bereits erwähnt wurde, überall Menschen antrifft, welche ihre thierische Lust so nennen, und nicht nur aus Ambition, sondern aus Unkenntniß der wahren Liebe, ihre sogenannten „Passionen" darunter verstehen. Nirgend wird mehr falsch geschworen, als wo man bei Ehre und Herz Liebe schwört; der Dandy thut es bei jedem schönen Weibe, die Buhlerin geräth oft in Leidenschaft, die sie Liebe nennt, aber schon mehren Liebhabern in gleicher Gluth dargeboten hat; ein pensionirter Major, der nie das Weib seiner

Neigung fand, und sich auf sein Rittergut zurückgezogen hatte, versicherte mir mit einem gewissen Eifer, der jeden Unglauben oder jedes Lächeln von vornherein abwies und einschüchtern sollte, daß er seine Pferde, seine Gewehrsammlung und seine Hammel mit derselben Zärtlichkeit und Hingebung liebe, wie man nur ein Weib liebe könne; er schien aber eine besondere Vorstellung von der Liebe zum Weibe zu haben, die er, trotz seiner Versicherung, nicht kannte, denn er fand ein großes Vergnügen daran, seine über Alles geliebten Hammel, in einer eigenthümlichen Weise zärtlicher Neckerei, aus einer Pistole mit Erbsen zu schießen und lachte dann über die Sprünge der Thiere so herzhaft und liebkosete die Geschöpfe seiner zärtlichen Zuneigung so vergnügt, wie mancher Süßling es in der Liebesstunde seinem Liebchen nicht herzlicher gethan haben würde.

Es ist die Frage aufgeworfen, ob der Mensch nur einmal im Leben wirklich lieben könne, oder ob er es mehremale bei verschiedenen Personen in gleichem herzinnigem Gefühle im Stande sei? Die Beispiele sind gar nicht selten, daß ein Mann betheuert, seine erste Frau über Alles zu lieben und auch wirklich in ihrem Besitze glücklich ist, aber später, etwa nach deren Tode, ganz dieselbe Gefühlsbewegung und Glückseligkeit bei einer zweiten Frau empfindet. So auch umgekehrt bei Frauen, die zwei- oder dreimal verheirathet waren. Ein Mann oder eine Frau, die in der Jugend für ein geliebtes Wesen schwärmten und dafür ihr Leben gelassen hätten, werden nicht selten durch das Schicksal getrennt, auf divergirenden Wegen entfremdet, durch neue Anschauungen und Thätigkeiten zerstreut; sie finden später ein neues Wesen ihrer Zuneigung, ihrer Wahl und Sehnsucht; sie schwören sich wahre Liebe und werden glück-

lich — oder unglücklich. Wie oft hört man von einer Jugendliebe mit kalter Erinnerung und ruhigem Herzen sprechen. — Nach Plato's bildlicher Anschauung des, in Liebe zu seiner anderen Hälfte, nach Vollkommenheit des Daseins suchenden Menschen kann es nur eine Liebe, nur einen wahren Gegensatz seines Geschlechtes geben, der ihn wirklich und natürlich ergänzt, und wo er nicht gefunden wird, muß die Liebe eine Selbsttäuschung, eine fehlerhafte Vorstellung, ein anderer, in die Maske der Liebe gekleideter Trieb, eine Verdunkelung des echten Seelenbedürfnisses, eine Selbstbeschönigung sein. Wie sich der Mensch verirren und an fremder Stelle eine zufriedene neue Heimath gründen kann, die alle seine Bedürfnisse erfüllt, so kann er auch in seinem Herzen irren, in dem neuen Wesen seiner Neigung sich heimisch machen; er fühlt das Nichtfinden seiner wirklichen anderen Hälfte nicht, assimilirt sich mit der gefundenen, die er dafür hält, oder ihm wohlthut; er ist befriedigt. —

Wenn ich das Wesen der Liebe, das der platonischen Deutung entspricht, begreife, so kann ich nicht anders behaupten, als daß der Mensch nur einmal wahrhaftig lieben könne, daß in der ganzen Menschheit nur ein Wesen sei, das die echte und einzige Ergänzung seines Daseins repräsentire und ihm wirklich angehöre. Wer es nicht fand, und in einem anderen Wesen sich glücklich fühlt, wird sich des Irrthums nicht bewußt, er kann sein Dasein, je nach seinen persönlichen Ansprüchen, erweitert fühlen und zeitlebens im Glauben leben, daß er sein richtiges Theil gefunden habe; es kann ihn diese Liebe zu allem Guten, Edlen und Schönen befähigen, seine sittlichen Pflichten bethätigen und jede Lücke seines Daseins ausfüllen.

Gütige, mütterliche Natur, Du hast mit Deinem Geschöpf, als Du das Herz in zwei geschlechtlich geschiedene Menschen vertheiltest, Mitleid gehabt, daß es nicht im Suchen unter Millionen, in dem Sehnsuchtsschmerze der Halbheit und Ergänzung, erliege und vereinsame! Du führst es im sanften Traume der Gefühlswelt auf die Wege, wo es Verwandtes oder ihm Angehöriges und Anziehends antrifft, wo es Liebe fühlen und empfangen kann; Du wirfst den Schleier der sanften Verdunkelung über das innere Auge des Seelenbedürfnisses und läßt es den Irrthum nicht erkennen, damit sein Glück nicht erbleiche, wie das Licht der Venus vor dem Tagesgestirn! — Wohl dem Glücklichen, der in dieser Liebe sich ganz, vollkommen und heimisch fühlt, ohne daß ihm zufällig das wahre, einzige Wesen seiner ihm angehörigen Natur begegnet und ihn mit blitzähnlicher Anziehung aus dem süßen Irrthume reißt, das eingebildete Glück zertrümmert und ihn ohne Reflexion antreibt, der Stelle seines bisherigen Friedens den Rücken zu kehren! Mitleid mit ihm, der dieses erfährt! —

Das Leben giebt uns genug Beispiele davon. Mancher Mann, manches Weib lebte glücklich und befriedigt im Besitze seines durch Gefühl und Pflicht mit ihm Verbundenen; sie hatten sich gefunden, nach ihrer zeitweiligen Heiligkeit ihrer Seelenbedürfnisse ergänzt, in einander hineingelebt; die Sehnsucht des Suchens war gestillt, die Gewohnheit hat sie einander unentbehrlich gemacht. — Plötzlich, zufällig nahet ein fremder Mann, ein fremdes Weib — die Sinne entflammen, die Herzen stürmen, die Seelen schäumen auf, sie sehen und empfinden sich in dem Andern; und das Glück, das seither befriedigte, erbleicht schnell, die heimische Stätte erscheint fremd, ein höheres Glück, von dem man

sich keine Rechenschaft geben kann, leuchtet im Besitze, in der magischen Anziehungskraft der neuen Begegnung; die seitherigen Banden der Herzen zerreißen, die Neigung erkaltet, der Traum der Liebe schwindet vor der unerklärlichen, zauberhaften Gewalt einer bislang nicht gekannten Wirklichkeit. Jener Fremdling war die wahre, angehörige, in stärkster Polarität an sich reißende Hälfte, von der Plato redete. — Dem Menschen bleibt die Wahl zwischen Seligkeit und Pflicht, Leidenschaft und freiwilliger Unterwerfung des Herzens unter die Fessel, die ihm von nun an eine verschwiegene Last ist. Der pflichtmäßige Mensch hat alle Macht der Vernunft, alle sittliche Kraft nöthig, um dem Irrthume seines Herzens treu zu bleiben und die Leidenschaft in sich ausbrennen zu lassen, aber es wird immer ein Aschenhaufen in ihm zurückbleiben, der an die öde Stätte eines Glückes mahnt, über die das Pflichtgefühl heimlich Dornenzweige legte, um sie abzusperren; der gesinnungslose Mensch dagegen wird seiner Fessel der Pflicht und Ehre entspringen, ihm gilt die Sprache der Natur mehr, als die der moralischen Welt, er wird Unglück hinter sich zurücklassen, aber, vom Dämon des Fluches verfolgt, auch da Unglück ausstreuen, wo er ein Glück suchte, das ihm zwar die Natur bestimmt, das aber seine Reinheit verloren hatte, indem er seine moralische Berechtigung dazu, wenn auch im Irrthume des Herzens, verlor. — Die Geschichte des tausendfältigen Familienlebens liefert uns eine Menge Beispiele von plötzlich gekühlten Herzen, die sich zu lieben wähnten, von mürrisch und einsam gewordenen Seelen, die sonst froh und zärtlich waren, von verlassenen Weibern und Männern, von manchem heimlichen Elend und mancher stillen Duldung Derer, welche Pflicht und Anstand vor der Welt zu bewahren entschlossen

sind. Könnten wir immer die oft unleserlichen oder verborgenen Zeilen solcher Familiengeschichten entziffern, wir würden im Hintergrunde die Gestalt erkennen, die als platonische Hälfte des Herzens zu spät nahete, die eine wirkliche Liebe, welche, statt zu beglücken und das Dasein zu ergänzen, nun Unfreiheit traf und Verwirrung in Gemüth und Leben brachte; wir würden oft lieber bemitleiden als verdammen. Man unterscheide aber wohl die Zerwürfnisse der Herzen und die gemeine Untreue, die nur dem Triebe der gemeinen Wollust zum Opfer geworden sind und den Uebelthäter verächtlich machen. —

Das Gleichniß der chemischen Wahlverwandtschaft ist das Gesetz der Natur auch in den Seelen; nur die sittliche Macht der Menschheit beherrscht dasselbe in seinem unbeschränkten Naturwalten, wie die Lebenskraft die anorganischen Elemente zwingt, solchen Anziehungen zu folgen, die der Idee des organischen Lebens dienen. Nächste und entferntere Wahlverwandtschaften treiben dennoch die Herzen zu einander, wenn sie sich nahe genug in den Kreis ihrer Wirkung kommen; die nähere Verwandtschaft, d. h. die stärkere polare Gegensätzlichkeit, löset den Bund der entfernteren, schwächeren, und setzt sich an deren Stelle; Schwefelsäure verdrängt aus der Soda stürmisch und erhitzend die Kohlensäure und nimmt deren Platz ein, um Glaubersalz zu werden; schwer ist es, die Liebe des Alkohols zum Wasser zu besiegen, er reißt es an sich, aus jeglicher Verbindung, wo er es findet. — Nur einmal liebt das Herz wahr und für die Lebenszeit unzerstörbar — jede andere Liebe zwischen beiden Geschlechtern ist ein glücklicher Traum, den ein barmherziger Genius des Lebens nie aufschrecken möge, damit das Herz nicht seinen Irrthum erkenne und Natur und Pflicht nicht in schweren Conflict gerathen.

Die Liebe ist, ihrem allgemeinen psychischen Wesen nach, eine Gemüthsbewegung der Lust in der Seele, verbunden mit dem vorherrschenden Streben, den geliebten Gegenstand beständig gegenwärtig zu erhalten. Sie unterscheidet sich von dem Zustande der Freude sowohl durch die größere Heftigkeit des Strebens, als auch durch die immer mit der Liebe vereinigte Erwartung, selbst Besorgniß, daß das Streben des Besitzes eine Nichtbefriedigung erleiden könne. Hiernach ist die Liebe verschieden, je nachdem der Gegenstand eine sinnliche, ästhetische oder sittliche Lust erweckt, aber es ist stets ein lebhaftes Begehren des Gemüthes dabei. In dieser Stimmung wechseln Freude, Freiheit, Niedergeschlagenheit und Gefühl der Beschränkung ab, sind oft miteinander gemischt, und geben dem liebenden Herzen den launischen Ausdruck. —

Steigen wir von der Höhe der einzigen Liebe, die uns Plato's Gleichniß versinnlichte, in das gewöhnliche Leben hinab, und betrachten wir hier, ohne Rücksicht darauf, ob das Herz seine wahre oder eingebildete Ergänzung gefunden habe, die Aeußerungen und Stimmungen der schlechthin sogenannten Liebe, so sehen wir als eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften die Zärtlichkeit. Wird ein Mensch gewahr, erkennt oder fühlt er am Anderen solche geistigen, gemüthlichen und körperlichen Eigenschaften, die ihm Beifall abnöthigen, so wird er dadurch der Person geneigt; je größer nun die Begriffe sind, welche er selbst von diesen Eigenschaften und deren Werth in Hinsicht ihrer Wirkungen besitzt, sei es Ergebenheit, Größe, Muth, Edelsinn, Arbeitsamkeit, Klugheit, Treue, Rechtschaffenheit, artiges, liebreiches Wesen, Schönheit, Kunstfertigkeit, Sanftmuth, um so höher steigert sich die Neigung. Je näher dem Beobachter

solche Eigenschaften sind, das heißt, je mehr er damit übereinstimmt, die gleichen Eigenschaften an sich selbst gewahr wird, um so größer wird ihm der Werth derselben, um so stärker die Zuneigung zu dem Besitzer, um so mehr bestrebt er sich, an den Vollkommenheiten des Anderen einen Antheil zu erlangen, indem er gleiche Eigenschaften an sich erblicken läßt, und des Anderen Beifall gleichfalls zu erwerben, mit einem Worte zu gefallen sucht. Wird nun die Vorstellung und Empfindung solcher Eigenschaften bis zum höchsten Grade gesteigert, steigt auch in demselben Maße das Bestreben zu gefallen, so tritt der lebhafte Wunsch hinzu, sich selbst mit den Vollkommenheiten des Anderen, mögen sie nun wirkliche oder eingebildete sein, zu ergänzen, auch mit seinen eigenen, ähnlichen dem Anderen eine Ergänzung zu gewähren; im Gemüthe regt sich das dunkle Gefühl der Hingebung, des Austausches, des unbedingten Vertrauens, das Vorgefühl der Ruhe, Zufriedenheit und Lust im Besitze des Anderen, es entsteht, wenn der Gegenstand sich entfernt, oder Hindernisse des Verlangens eintreten, Leere, Unlust, Verdrießlichkeit, Unmuth, Niedergeschlagenheit. Sind beide Theile von gleicher Stimmung für einander beseelt, so äußert sich Beifall uud Wunsch zu gefallen in den unzähligen, oft nur dem liebenden Blicke verständlichen Kundgebungen, welche man Zärtlichkeit nennt; indem man dem Anderen schmeichelt, schmeichelt man sich selbst; es ist ein Liebkosen der gegenseitigen Eigenschaften. Der sinnliche Anblick, namentlich die Berührung, steigert auch das sinnliche Gefühl, es mischt sich eine körperliche Empfindung in die zur Begeisterung gesteigerte Vorstellung des beiderseitigen glücklichen Zustandes und vermehrt den Drang nach Vereinigung. Dieses ist die Liebe, die ihren

natürlichen und sittlichen Ausdruck und Ausgang in der Ehe findet.

Man redet im Leben auch von einer freundschaftlichen Liebe und nennt sie fälschlich wol eine platonische, um damit anzudeuten, daß kein sinnliches Begehren, kein mehr oder weniger dunkles Regen körperlicher Gefühle damit vermischt ist. Diese Liebe bleibt dabei stehen, nur die gegenseitige Zuneigung zu erwerben, sie verschmäht die Zärtlichkeit nicht, aber legt sich den Zügel der Vernunft und Sitte auf, um jede sinnliche Lust in die dunkle Quelle zurück zu lenken. Mit dieser Liebe hat kein Gesetz bürgerlicher Ordnung etwas zu thun, sie streitet nicht gegen Moral und geistige Natur des Menschen, aber sie legt den natürlichen Trieben der Seele einen Zwang auf, der das Gefühl der Liebe mit größter Aufmerksamkeit überwachen muß, einen Druck der Vernunft, der oft das Gemüth mit Unlust erfüllt, und die volle Freude des Daseins beschränkt. — Die freundschaftliche Liebe ist gefährlich und hat auch gewöhnlich in ihrem rothen Mantel die schwarzen Fäden des trüben, sehnsüchtigen, gedrückten Gefühls oder trauriger Erfahrungen eingewebt; sie ist ein Feuer, neben dem man stets den Wassereimer stehen hat, ein Zustand der Besonnenheit, der das Glück des Rausches liebender Herzen nie aufkommen lassen darf, um der Flamme nicht Gelegenheit zu geben, weiter zu brennen, als der umschützte Herd erlaubt. Ich habe noch keine freundschaftliche Liebe gekannt, die nicht einen tristen Anhauch, einen verstohlen schwermüthigen Blick, oder das Kleid der Etikette angezogen hatte, in dem sie sich mit formellem Zwange bewegte.

Dennoch aber giebt es Menschen, welche auch dieser kühleren Liebe nicht fähig sind, entweder weil sie nur rein

dem gemüthlosen Verstande leben, oder ohne Wollust und sinnliche Begierde kein Wohlgefallen an Personen anderen Geschlechtes empfinden können. Menschen, die gar nicht lieben, sind zu allem Schlechten fähig, denn sie geben durch ihre Liebloſigkeit den sichersten Beweis, daß sie weder selbst Geistesgröße und seelische Vollkommenheiten besitzen, noch den inneren Werth derselben bei Anderen und deren Wohl für die Menschheit erkannt haben; wer aber nichts am Anderen findet, das ihn mit Beifall erfüllt und antreibt, selber zu gefallen, der ist in sich todt und verödet für das Gute und Schöne, er ist gewiß unglücklich und was er wirkt, kann vielleicht dem Verstande durch Schlauheit oder Klugheit Befriedigung gewähren, nie wird es aber etwas allgemein Wohlthätiges sein. In der Liebe fühlt sich der Mensch am Vollkommensten und Kräftigsten; das hat auch die Natur ausdrücken wollen, indem sie der unvollkommenen Raupe das schöne Hochzeits- und Freudenkleid des Schmetterlings spann, um in der Liebesstunde den höchsten Grad des Daseins zu feiern. — Aber auch jene Menschen, deren Seelenbegabung mehr zu klaren Vorstellungen und kalten Speculationen des Verstandes, als zu Empfindungen geneigt ist, die nichts sehen und hören können, ohne zu abstrahiren, sind meist für die Gemüthsbewegung einer wahren oder auch nur freundschaftlichen Liebe nicht empfänglich; sie lieben mit dem Verstande, fühlen Interesse an Dem, was ihnen vortheilhaft oder nützlich erscheint, können zwar Gutes und Schönes wollen und vollbringen, aber werden gewiß nichts Großes, Außergewöhnliches, das im Feuer des Gemüthes geboren wird, leisten.

Wäre auch nur die Hälfte von Dem wahr, was unsere Romane über den Affect der Liebe darzustellen und im Con-

flicte mit der Welt und ihren bürgerlichen und sittlichen Gesetzen zu schildern wissen, so müßte man die Liebe als die gefährlichste Feindin der Weisheit betrachten, da letztere gegen das in Liebe gerathene Herz keine Waffen besitzt. Die Affecte, welche mit Ungestüm und plötzlich die Seele in's Aufkochen bringen, dauern meist auch nur einen Augenblick, oder doch nur kurze Zeit, und die Vernunft kann sich immer mit Ueberraschung entschuldigen; allmählig in der Seele aufsteigende Affecte kann sie frühzeitig unterdrücken oder in Mäßigung erhalten, aber gegen die Liebe ist die Vernunft machtlos und ungerüstet, denn jene schleicht sich so heimlich in die Seele ein, daß man weder ihren Eintritt noch Fortgang bemerkt, bemächtigt sich still aller anderen Triebe, erweckt Vorstellungen, die sie im dunklen Drange mit sich fortzieht, bricht plötzlich in offener Flamme und Herrschaft hervor, und bezwingt Vernunft und Weisheit. Dazu kommt, daß sie diejenige Gefühlserregung ist, welche bei ihrer Heftigkeit eine nicht momentane, sondern fortwährende Dauer hat. Darum sangen auch die alten Dichter, daß die Liebe die Beherrscherin der Götter sei, daß sie, nach anderen Anschauungen, ein Dämon sei, den die Götter vom Himmel auf die Erde steigen ließen, um die Menschen zu gängeln und zu beherrschen und auch die Weisen zu Thoren und Knechten des Herzens zu machen, und Lais rühmte sich nicht ohne Grund, daß sie mehr Philosophen bei sich sähe, als andere ehrliche Leute.

Keine andere Leidenschaft ruft so viele verschiedene und entgegengesetzte Handlungen hervor, als die Liebe; der beständige Gedanke an die geliebte Person, der hohe Werth, den man ihr beimißt, die Mittel, welche man anwendet, um in ihren ausschließlichen Besitz zu gelangen, die Begeisterung,

welche Vorstellungen, Reden und Handlungen anfeuert und zum Superlativ und zu Excessen treibt, geben der Liebe den dauernden, heftigen und mannichfaltigen Ausdruck. Da alle Affecte, gleich den Leidenschaften, die ihnen günstigen Vorstellungen erwecken, und auf ihr Object richten, so thut dieses die Liebe am längsten und stärksten; andere stürmische Gemüthsbewegungen verschwinden schnell mit ihren verwandten Vorstellungen, langsamer wachsende und mildere Gemüthsrichtungen lassen sich lenken, gemäßigtere überreden, verdrießliche Stimmungen der Unlust durch Vorstellungen der Lust schwächen und wandeln; Lust läßt sich durch Vorstellungen der Traurigkeit ändern; stärkere Vorstellungen des Gegentheils vom Zustande, worin die Seele sich befindet, verdunkeln die Vorstellungen desselben; — das ist nicht bei der Liebe der Fall; sie ist von ausdauernder Stärke, ihre Vorstellungen sind eigensinnig, sie verdunkelt alle anderen, die ihr nicht dienen, ist empfindlich und leicht gekränkt durch jede entgegengesetzte, achtet nicht auf das größere Gut und Glück, daß ihr außer dem geliebten Gegenstande dargeboten wird, sie ist blind für Alles, was den Werth desselben irgend verdunkeln könnte. In der Liebe giebt es keine Mühe, keinen Schmerz, die nicht durch die Lust und das heftige Streben der Liebe aufgewogen würden; der Ungeliebte dagegen kennt keinen größeren Schmerz, als die Nichtbefriedigung und diese zieht alle Vorstellungen und Gefühle in den Schmerz mit hinein, sie ist wiederum blind und taub für Trost, Einrede, Vorstellungen der Lust und andere zerstreuende Eindrücke.

Die Ursache der Liebe ist in vielen Fällen der heftige Eindruck, welchen die Schönheit auf die Seele macht. — Jeder Mensch hat einen Instinkt, ein dunkles Gefühl von

Dem, was seiner Erhaltung und Daseinslust dient; Verlangen und Abscheu, Liebe und Haß sind solche dunklen Gefühle in der Seele, über die wir uns kaum Rechenschaft geben können, obgleich sie unsere Vorstellungen und eingeborenen Begierden wecken, leiten und bestimmen. Unser Verlangen trachtet instinktmäßig und ahnend nach Allem, was ihr gut und wohl thut, und sucht das Gegentheil zu meiden; sie ist thätiger, das Gute und Angenehme zu erhalten, als das Ueble und Unangenehme zu entfernen. Je stärker die Lust des Daseins, desto heftiger ist der Trieb, sie zu erhalten. Nun liegt in jeder gesunden, natürlich entwickelten Seele ein Instinkt, die eigene Art, das Aehnliche des eigenen Daseins, zu erhalten; daneben lebt in der mehr oder weniger dunkeln Seelenwelt ein gewisses Ideal der Schönheit, sowohl sinnliches, wie geistiges. Auch das roheste, unverdorbene Gemüth freuet sich über eine schöne Menschengestalt, eine schöne Aeußerung der Seele, es ist gleichsam eine Freude über sich selbst, über das Gefühl, dieser Gattung von Wesen selbst mit anzugehören. An dem Eindruck der Schönheit empfindet das Gemüth das Gute, das Erhaltende, es erwacht der Drang, Antheil daran zu haben, der Wunsch des Besitzes. Die äußere, sinnliche Schönheit, wenn sie vor die Phantasie tritt, ist hier die erste, unmittelbarste Erweckerin des in uns liegenden Ideals und des Verlangens nach dessen Verwirklichung; sie ist der mächtigste Reiz auf das Gemüth und seine Begierden, und heftet Aufmerksamkeit und Drang auf sich. So richtet der Mensch seine Vorstellungen in schneller, um sich greifender Beherrschung aller anderen Vorstellungen, Gefühle und Begierden, auf den Gegenstand der Schönheit, denkt beständig an ihn, andere Reize und sonstige Einflüsse des Lustgefühls verlieren

ihre Wirkung, sonst gesuchtes Vergnügen eckelt ihn an, der Hang zur Einsamkeit und Stille tritt hervor, um ihn vor Zerstreuung in seiner Vorstellung zu schützen, Furcht und Hoffnung erwachen, die Seele wird empfindlich für Alles, was ihr den Gedanken an die Schönheit ihres gegenständlich gewordenen Ideals trüben könnte. — Aus der geheimnißvollen Quelle dieser plötzlich im Gemüthe entstehenden Bewegung fließen Hochachtung, Unterwürfigkeit, Dienstfertigkeit, Gefallsucht, überschwengliche Sprache, die der Schönheit gelten, worin die Seele ihr Ideal abgespiegelt, verwirklicht sieht. Könige legen Krone und Macht zu den Füßen der geliebten Sklavin; Weltweise beten ein Weib an, für dessen Laster sie blind sind, Helden schmiegen sich wie feige Schwächlinge unter die schmeichelnde Hand einer schönen Buhlerin. Unbegreiflich! ruft der Verstandesmensch aus, wenn er eine Liebe sieht, die den Menschen selbst erniedrigt und ihm eine so hohe Meinung von Dem, was er liebt, giebt, die Andere nicht theilen können und eine üble Meinung von dem Liebenden selbst herausfordert. —

Die Einbildung ist gewiß nicht die alleinige Quelle dieses Irrthums der Seele, wenn sie auch das Bild der Wirklichkeit zu vergrößern und mit eingebildeten Eigenschaften der Schönheit zu verherrlichen vermag; es ist sprichwörtlich, daß der Liebende an der Geliebten und umgekehrt mehr Vortreffliches sieht, als der objective Beobachter; der Liebende lebt in einem verschönernden Traume, er bauet auf eine leichte Vorstellung, die ihm das Temperament eingiebt, ein Gebäude chimärischer Vorstellungen, die seinem Verlangen und seiner Stimmung entsprechen; so wie er das Bild der Schönheit, das ihn reizte, erhalten hat, bildet er es nach dem Modell *seines* Ideals von Schönheit um, das in ihm

schlummerte oder dämmerte; er schmückt es mit den Reizen und Annehmlichkeiten, die seinem Ideale entsprechen, er verwechselt Ideal und Wirklichkeit miteinander und sieht letztere weit vollkommener in seinem Sinne, als sie in Wahrheit ist. Das Gemüth wird leidend, das heißt, es ist passiv bestimmt von der Vorstellung des aus Ideal und Wirklichkeit gestalteten Gegenstandes der höchsten Lust. Es tritt ein der Geisteskrankheit ähnlicher Zustand ein, wo eine fehlerhafte Vorstellung alle verwandten Vorstellungen auf sich bezieht, den Zusammenhang mit anderen nicht damit in Beziehung kommenden Vorstellungen stört, die nur unter sich vernünftig bleiben, aber in der Gruppe, die seine fixe Idee verknüpft hat, irren. So kann auch ein Liebender ein ganz freies, unbefangenes Urtheil über Alles haben, was nicht seinen Gegenstand der Liebe betrifft; in dieser Sphäre aber sieht er mit besonderen Augen, denkt in einer besonderen Logik, fühlt mit rein subjectiven Empfindungen und handelt nach den entsprechenden Vorstellungen.

Obgleich es nur eine wirkliche, ideale Schönheit giebt, da ja sonst die Gesetze der Schönheit keine positiven sein könnten, so ist ihr individueller Ausdruck doch sehr mannichfaltig, und es gehört schon ein entwickelter Schönheitssinn, eine glückliche sinnliche Begabung des ausübenden oder fühlenden Kunstjüngers dazu, um in der Mannichfaltigkeit des Schönheitsausdrucks die ewig gleichen Grundzüge des allgemeinen Ideals zu finden. Jeder Mensch hat ein eingeborenes Ideal, aber es ist sein individuelles, subjectives Bild, das er bald dämmernder, bald heller in sich trägt und worauf er sein Urtheil bezieht. Daß dieses durch die besonderen Einflüsse der ersten Vorstellungen, der gesunderen oder gemischteren Qualität der Gefühle, der natürlichen oder

anerzogenen Richtung der Neigungen, der reineren oder trüberen Sinnlichkeit und der Mitwirkung von Temperament und Charakter, edler oder verzerrter, heller oder trüber in jedes Menschen Innerem liegen muß, ist einleuchtend und es erklärt sich daraus, daß der Eine schön findet, was der Andere häßlich nennt, daß selbst ein Künstler ein schönes Bild, als Gemälde, Statue oder Gedicht, oder ein schönes Gefühl in der Musik zu geben glaubt, was Andere unschön, selbst widerwärtig finden. So viel Menschen, so viel subjective Ideale der *relativen* Schönheit giebt es. Ebenso, wie ein Wüstling nur sinnlich reizende, wollüstig erregende Bilder und Poesieen aus der Phantasie schafft oder sich daran ergötzt, so findet auch der sinnliche Mensch, wenn er liebt, ein buhlerisches Auge, einen lockenden Mund, einen frechen Busen schön, vor welchem der sittsamere Mensch zurückschreckt. Man nennt dieses individuelle Wohlgefallen an dem Gegenstande, der seinem Ideale der Schönheit entspricht, den *Geschmack*, und man sagt im gewöhnlichen Leben: Dieser hat einen *guten*, Jener einen *schlechten* Geschmack. Derjenige aber, dem man einen schlechten Geschmack zuspricht, wird dies niemals zugeben, sich nie davon überzeugen, sondern jeden Augenblick bereit sein, seinen Geschmack zu vertheidigen und maßgebend zu machen, und nie wird er empfindlicher sein, als in diesem Punkte, denn man stellt sein Ideal in Frage und damit die Lust seines Daseinsgefühls.

Es ist übrigens eine Wohlthat der barmherzigen Natur, daß sie das Ideal der Schönheit so verschieden in die Vorstellungswelt der Menschen legte; der Maßstab der absoluten Schönheit würde Millionen Menschen zum Nichtgeliebtwerden verurtheilen und manche Göttin des Männerherzens reizlos

erscheinen und unangesehen bleiben; die Natur hat sicherlich dabei den höheren Zweck der Erhaltung des Geschlechtes vor Augen gehabt. —

Zu bewundern ist es oft, wie ein für die Mehrzahl der Beurtheiler häßliches Gesicht für den Liebenden voll Reize erscheinen kann, als ob die Phantasie es geschminkt oder alle Mängel desselben ausgelöscht hätte; diese Phantasieausschmückung, diese Anschauung der Vollkommenheit gab die Idee der Schönheit her, welche im Liebenden wohnt und ihn antreibt, darin seine höchste Seelenlust zu suchen. Schon die gemeine Volkssprache hat dieses durch ein Sprichwort bezeichnet, welches behauptet, daß kein Topf so schief sei, um nicht einen passenden Deckel zu finden. — Später, wenn die Liebe ruhiger, die Phantasie matter und der Verstand vielleicht vergleichender wird, übt die Gewohnheit den Zauber der eingebildeten Schönheit weiter aus.

Hat aber auch die Seele in ihrem Urtheile über Das, was sie für schön hält, geirrt, findet sie in dem Besitze desselben das höchste Glück, so unterwirft sie sich ihm, und das Glück beherrscht sie: sie fühlt sich nicht weniger befriedigt und vollkommen, als der Glückliche, der eine wahre, von Jedermann gepriesene Schönheit sein nennt. Ohne diese sinnliche Schönheit, gleichviel, ob eingebildet oder wirklich, erwacht nie die Liebe, denn sie trägt offener oder durch den Schleier der guten Sitte verhüllt, das Verlangen in sich, die Vereinigung der Seelen und Körper zum Zweck der höchsten Vollkommenheit des Daseinsgefühls zu erstreben. Die freundschaftliche Liebe oder sogenannte platonische ist, wie bereits gesagt, ein gefährliches Experiment der Seelen und eher eine Prüfung der sittlichen Kräfte, als Seelenlust,

eher eine krankhafte Schwärmerei unbefriedigter Gefühle als gesunde Daseinserweiterung. —

Die Italiener sagen: das ist schön, was wohlgefällt; Anmuth ist der höchste Ausdruck der Schönheit und das mächtigste und ausdauerndste, durch keine Runzel und kein weißes Haar beeinträchtigte Attribut des Weibes. Ein anmuthiges Weib bleibt immer Grazie und fesselt die Herzen, übt Wohlgefallen aus in Blick, Geberde und Sprache. Worin die Anmuth ihre Grundzüge habe, ist schwer zu sagen, sie liegt wie ein Zauber über dem Ganzen, sie ist mehr Bewegung als Ruhe der Physiognomie, mehr Seele als Körper. Es ergeht ihr, wie der Schönheit überhaupt, die zerstört wird, wenn man sie analysiren will, wie eine Blume, die der Anatomie des Botanikers verfällt. Ein Maler kann nicht angeben, worin die Züge seines Gesichts- oder Figurenbildes bestehen, das die Beschauer durch Anmuth fesselt. Eine Schönheit ohne Anmuth ist eine leibliche, seelenlose Schönheit, sie ist diejenige, welche verblüht; die Anmuth ist ein Unzerstörbares in der Zeit und Form. Ebenso ist eine Liebe, durch Anmuth entflammt und gefesselt, so lange ungeschwächt, als der Liebende selbst gut und edel genug bleibt, die Anmuth empfinden zu können; Frivolität ist unfähig, sie zu erkennen, eben weil sie ihrer unwürdig ist.

Liebe ist das höchste Daseinsgefühl, ist der Mensch im Gefühle seiner seelischen Vollkommenheit, die Ergänzung dessen, was zweien Seelen vereinzelt noch mangelte. Der Liebende vergißt an der Brust der Geliebten, in ihrer demüthigen Verehrung, Himmel und Erde, die Zähre selbst bezaubert, wenn sie von dem Gegenstande einer solchen Entzückung vergossen wird. Das sinnreiche Herz betrügt sich selbst in seiner Seligkeit und erfindet immer neue Schein-

gründe, die Vollkommenheiten des geliebten Wesens fühlbarer zu machen, die Sprache des Verstandes zum Verstummen zu bringen, die Liebe allein herrschen zu lassen, mit den wirklichen oder eingebildeten Vortrefflichkeiten des geliebten Gegenstandes sich selbst zu bereichern im Austausche und Verschmelzen der Seelen. So liebt der Weiseste mit dem Unweisen übereinstimmend, wenn er einmal diesem mächtigen Gefühle verfällt. Der weise Zeno wurde einstmals gefragt, ob Philosophen und kluge Männer lieben sollten? und er antwortete: „Ich würde keinen Menschen für unglückseliger halten, als die schönen Weiber, wenn sie nicht von den Weisen geliebt werden sollten; sie würden ja dann nur von Narren geliebt werden."

Die Liebe erzieht den Menschen, eben dadurch, daß sie dem Ideale, das er gefunden, zu gefallen strebt. Rohe Menschen werden weich und artig, verschlossene Gemüther heiter und aufgeklärt, feige Herzen muthig; sie leitet mit dem Herzen zugleich den Verstand, Achtung und Ehre zu erwerben, daß sie dem geliebten Wesen mit zu Gute kommen. Die Liebe kann aber auch die in dem Charakter eines Menschen liegenden Samenkörner des Bösen und Gemeinen durch ihre Gluth in's Keimen und Aufgehen bringen; der Charakter des Mannes kann von dem des Weibes und umgekehrt zum Schlechten befruchtet werden; die Schönheit, welche fesselt, kann zum Guten leiten, aber auch auf die gefährlichsten Abwege führen, namentlich da, wo der Mensch sich in seinem Ideale, seinem Geschmacke irrte, wo die Phantasie übermäßig mehr hinzuthat, als die Wirklichkeit besaß. Eine Liebe, die anfangs lauter Liebreiz zu sein schien, kann nach dem Maße ihrer Vergrößerung ihre Kräfte mißbrauchen, eine Tyrannin aller anderen Verstandes- und Seelenkräfte

werden und in rasender Verblendung ihr eigenes Reich zerstören; Furcht, Argwohn, Eifersucht, Zorn umwölken alsdann den geträumten, nur kurze Zeit blauen Himmel des Glückes Von Troja's Untergange an bis auf die Gegenwart hat die Geschichte unzählige Beispiele geliefert, daß sie die mächtigsten Herzen, die Besitzer dieser Erde, daß sie ganze Staaten in's Verderben gestürzt, blutige Kriege verursacht, ein ganzes Volk in das Unglück *eines* leidenschaftlich liebenden, sich selbst vernichtenden Herzens mit fortgerissen hat.

Der Sprachsinn unterscheidet zwischen *lieben* und *verliebt sein*. Letzterer Zustand ist mehr leiblich als seelisch in seinem ersten Ursprunge. Wie alle Gemüthsbewegungen, so kann auch die Liebe vom Körper aus eine große Anregung und Nahrung erhalten. Menschen mit einer glücklichen Sinnlichkeit, wie Goethe die leichte und lebhafte Aufnahme äußerer Eindrücke nennt, und die in sich ein Vorherrschen der angenehmen Gefühle walten lassen, sind, so zu sagen, *allen Leuten gut*, eben weil sie für die ansprechenden Seiten anderer Menschen empfänglich und geneigt sind, ein freundliches, geselliges Einvernehmen mit ihnen zu bewahren. Abgesehen von dem gemeinen thierischen Geschlechtstriebe, der nur *einen* Zweck, die Befriedigung der körperlichen Wollust hat, rührt sich im Menschen noch ein edlerer, sublimerer Drang, der seine Nahrung und sein Object in der Sinnlichkeit findet und dessen Begehren von vielen Menschen mit der wirklichen Liebe *verwechselt* wird. Dieser verliebte Drang ist in seinen Ansprüchen an die gefälligen Eigenschaften seines Gegenstandes oft sehr genügsam, aber die Phantasie verleihet der Wirklichkeit Alles, was das eigene Lustgefühl an Anderen zu erhöhen vermag; das *einzelne* Weib ist weniger des Verliebten Gegenstand, als

das weibliche Geschlecht im Allgemeinen, und so auch im umgekehrten Geschlechtsverhältnisse; das verliebte Weib sieht im einzelnen Manne das ganze Geschlecht vertreten, das ihm Wohlgefallen und Begehren erregt. Zur Zeit der geschlechtlichen Entwicklung, wo die Seele eine regsamere Ahnung von dem anderen Geschlechte erhält, macht sich fast immer der Reflex der organischen Reifung auf die Seele in jenem verliebten Wohlgefallen am anderen Geschlechte geltend, ohne eine bestimmte Person zum Gegenstande zu haben, und es wirken Erziehung, Sitte und Verstandeserweiterung dann auf Mäßigung und Läuterung jenes organischen Entwicklungstriebes hin. Dieser Trieb versetzt das ganze Nervenleben und dadurch die ganze Sinnlichkeit eines Menschen in einen Zustand der Unruhe und des Schwankens zwischen Lust und Unlust, bringt das ganze Gemüth in eine mitklingende Stimmung, die nun antreibt, einen Gegenstand zu finden, der diesen wogenden Gefühlen durch ein höheres Wohlgefallen Befriedigung gebe. Das eben ist die *verliebte Stimmung* oder das *Verliebtsein*. — Wenn in Gesellschaft oder im Gedanken an irgend ein Weib sich diese Stimmung bei einem Jünglinge zuerst kund gegeben hat, so verknüpfen sich Gemüthsbewegung und Vorstellungen alsbald zum Begehren, jene Person zur Geliebten zu machen, die Phantasie schmückt deren Reize aus, um das eigene Lustgefühl zu erhöhen. Erst öftere Erfahrungen und eine wachsende Selbsterkenntniß öffnet dem Jünglinge die verständigere Einsicht in den Werth oder Unwerth seiner Neigung. In manchem Menschen, namentlich zur Zeit der Pubertätsperiode, wo der Körper sich geschlechtlich entwickelt, wird diese verliebte Stimmung krankhaft und artet, statt des Begehrens der Person, in alberne, oft seltsame Begierden aus,

in die Luft, Weiberkleider zu zerreißen, Mädchen zu stechen, blutig zu kneifen und zu verletzen, Brandstiftungstrieb, Diebessinn, religiöse Schwärmerei und Wahnsinn. — Manche himmlische Liebe und mancher Heilandsbrautstand, namentlich bei Weibern, wo die Phantasie vorwaltet, ist nichts Anderes, als abnorm gewordenes Verliebtsein, krankhaft gewordene geschlechtliche Sinnlichkeit. —

Ich habe in dem Vorstehenden die Liebe in ihren Erscheinungen dargestellt; es bleibt mir nun noch übrig, die psychologischen, in der Seelenorganisation begründeten Gesetze dieses Gefühls und dessen Wechselwirkung mit anderen intellectuellen und seelischen Kräften zu erörtern. Diese geben sich in folgenden Grundsätzen kund: In Allem, was dem Gefühle der Liebe entgegenwirkt, verdunkelt es den Verstand, besonders in Hinsicht der Erkennung von Mängeln und Fehlern an der geliebten Person, lenkt die Aufmerksamkeit des Verstandes davon ab und schwächt jedes Unangenehme, das dennoch wahrgenommen würde, ab; es kann sogar durch die Vermischung des Unangenehmen mit der Lust des Liebesgefühls und die obwaltende Unterdrückung des klaren Urtheils, ein neuer Reiz für dasselbe entstehen, was z. B. Schiller im Mortimer ausdrückt, der in Mariens Zornausbruche deren Reize höher verklärt sah; ferner bethätigt und schärft das Gefühl der Liebe den Verstand, Alles aufzufinden, was jenem Gefühle entspricht, in der Beschönigung von Mängeln und Fehlern erfinderisch zu sein, sich selbst zu blenden und nach Gründen und Mitteln zu suchen, den Gegenstand der Liebe in das günstigste Licht zu stellen. Die Liebe hat, wie Shakespeare sagt, zwanzig Paar Augen, aber sie ist auch wiederum zu anderer Zeit und Gelegenheit blind. — Die Liebe stimmt zum Wohlwollen

und macht zu allen geselligen Tugenden geneigt; da sie das angenehmste der Gefühle ist, so weckt sie auch andere angenehme Gefühle, welche zur Stimmung der Freude führen, die nun wieder Andere zu erfreuen bestrebt ist. Die Liebe ruft die Phantasie auf, alles ihr Entsprechende zur sinnlichen Vorstellung zu bringen und dadurch anschaulicher, lebendiger zu machen, namentlich das Bild der geliebten Person in deren angenehmster Erscheinung stets gegenwärtig zu erhalten; sie macht die Phantasie schöpferisch in poetischer Ausschmückung und idealer Verklärung des Gegenstandes; die Liebe bringt das Gefühlsvermögen überhaupt in höhere Spannung, um dadurch sich selbst lebhafter zu empfinden; sie mischt sich beschönigend und ausschmückend nicht nur in alle Eindrücke ein, welche die Fehler und Unvollkommenheiten der geliebten Person auf uns machen, sondern auch in alle Eindrücke aus der Umgebung; „es sieht das Spiel des Lebens sich heiter an, wenn man den sicheren Schatz im Herzen trägt." (Schiller.) Dadurch aber, daß die Liebe das gesammte Gefühlsvermögen in einen höhern Schwung versetzt, gewinnen die Gefühle leicht die Herrschaft über den Verstand, und es tritt die Schwärmerei der Liebe ein, aus derselben Quelle aber auch die Begeisterung der Liebe, die nun in Gefahr geräth, zur Leidenschaft zu werden. Auf den freien Willen wirkt die Liebe in zweifacher Weise, indem sie denselben unerschütterlich fest in Allem, was zu ihr gehört, aber auch schwankend und selbst zu sonst nicht gebilligten Handlungen nachgiebig macht in Allem, was ihr zuwider ist. Schiller sagt in der Maria Stuart: „Dadurch giebt Neigung sich kund, daß sie bewilligt aus freier Gunst, was sie auch nicht gebilligt." — Ueber den Einfluß der Liebe auf die körperliche Erscheinung brauche ich nicht mehr zu reden; sie

erhöht und verschönert dieselbe in der Annehmlichkeit, erweckt die Sinne und redet durch Geberden, fördert aber auch das Gesundheitsgefühl des Körpers. — Bei allem beherrschenden Einflusse, den die Liebe auf den Verstand ausübt, *setzt sie doch denselben als Vermögen der Vernunft voraus*, denn ohne dessen Mitwirkung ist es nicht möglich, daß Freude über die Vollkommenheit eines menschlichen Wesens, das Gefühl der Liebe entsteht; deßhalb ist dasselbe auch ein ausschließlich *menschliches*, den vernunftlosen Geschöpfen gänzlich fremdes, und es ist um so reiner, je mehr der Mensch über der Thierwelt durch Geistescultur steht. Weiteres werde ich bei Erörterung der Liebe als Leidenschaft ergänzen.

Das Gefühl der *Abneigung*, welches in seinem höheren Grade als *Haß* auftritt, ist das gerade Gegentheil der Liebe und erklärt sich aus seinen Erscheinungen selbst; es ist allemal ein unangenehmes Gefühl, das in seiner Steigerung zur Empfindung des seelischen Schmerzes kommt; da Liebe das höchste Gefühl der Freude über die Vollkommenheit einer anderen Person ist, so erklärt sich die Abneigung im Allgemeinen als schmerzliche Empfindung über die Unvollkommenheit des Andern. Es giebt freilich auch eine Freude über die Unvollkommenheit Anderer, die sogenannte Schadenfreude, aber dieselbe ist in ihrer Unvermischtheit mit anderen Gefühlen ein, der normalen menschlichen Natur fremdes Gefühl und es kann bei einem gesitteten, vernünftigen Menschen nur dann eine Unvollkommenheit des Andern erfreuen, wenn gleichzeitig darin etwas Gutes erkannt ist, was das Gefühl des Angenehmen weckt. Erregt irgend eine Vollkommenheit, die einem Anderen zukommt, ein schmerzliches Gefühl, so muß jene für uns als ein Uebel erscheinen; so z. B. fühlt Jemand die größte Abnei-

gung gegen seinen Nebenbuhler, dessen angenehme Erscheinung und sonstigen Vorzüge ihm Neigung und Besitz eines geliebten Mädchens unerreichbar zu machen drohen; er wird Schadenfreude darüber empfinden, wenn derselbe durch irgend eine Ursache, etwa Krankheit, Unglücksfall, die angenehmen Eigenschaften, welche jener vor ihm voraus hat, verliert; jene Vorzüge erscheinen ihm als ein Uebel und er würde, wäre er ganz sicher, daß die Vorzüge ohne Eindruck auf das Mädchen blieben, noch sonst Nachtheile für ihn brächten, niemals Abneigung oder Schadenfreude am Anderen empfinden. Die Abneigung, bis zu ihrer höchsten Steigerung des Hasses, ist auch mit jenen unangenehmen Gefühlen eng verknüpft, welche man *Kränkung* und *Verdruß* nennt, Empfindungen, die in uns rege werden, wenn uns durch eines Anderen Schuld, mag dieselbe eine wirkliche sein oder uns in der Vorstellung als des Anderen Schuld erscheinen, irgend etwas Uebles widerfährt; es tritt Abneigung, Abscheu gegen den wirklichen oder vermeintlichen Schuldigen ein, oft, wenn auch nur flüchtig vorübergehend, ein Moment des Hasses. Der unangenehme Gemüthszustand, den wir dabei subjectiv empfinden, ist unsere Kränkung, das heißt: das Gefühl, *gekränkt zu sein*, und das Gefühl, welches wir gegen den Anderen empfinden, ist *Verdruß*; wir sind verdrießlich über ihn. Nichts aber kränkt und verdrießt uns bei vernünftiger Anschauung, was nach unwandelbaren Gesetzen der Welt und nach dem ordnungsmäßigen Gange der Dinge erfolgt, sondern nur Dasjenige, was willkürlich geschah oder hätte vermieden werden können, also *verschuldet* worden ist. Kein Vernünftiger wird sagen: es kränkt oder verdrießt mich, daß ich im Greisenalter nicht mehr so viel arbeiten oder genießen kann, als in meiner

Jugend!*) Der Verdruß ist ein unruhiges, actives Gefühl, denn da es auf irgend einer Schuld beruht, so erregt das dadurch verursachte unangenehme Gefühl alle Kräfte, um dem Uebel und dessen Urheber zu widerstehen, und je weniger wir sogleich Mittel hierzu finden, sei es zur Abwehr oder Wiederbeseitigung, desto mehr steigert sich die Unruhe des Gefühls durch die unbestimmte Regsamkeit der aufgerufenen Widerstandskräfte; daher kommt es auch, daß der Verdruß so leicht zum Affecte gesteigert wird. Ueber die weitere Modification und die Steigerung des Verdrusses zum Aerger und Zorn werde ich noch besonders reden. —

Die Seelendiätetik erstreckt ihre psychologischen und sittlichen Regeln auch auf das Gefühl der Liebe. Wo es der Erweckung der Liebe zu einer bestimmten Person bedürfte, ist es erforderlich, daß man sich die einzelnen individuellen guten Eigenschaften derselben recht klar und anschaulich mache, um Freude über deren Vollkommenheit zu empfinden. Der lieblose Misanthrop meidet die Menschen, ist unempfänglich für deren gute Eigenschaften und verabscheut sie aus diesem Grunde; deßhalb sagt Goethe im Tasso sehr wahr: „Wer die Menschen meidet, der wird sie bald verkennen." Aus der wahren Liebe entspringt das Wohlwollen gegen die Mitmenschen, die allgemeine Menschenliebe, und so auch die Vaterlandsliebe. — Aber es genügt nicht nur die Empfänglichkeit und Aufmerksamkeit

*) Im gewöhnlichen Sprachgebrauche wird das Wort Verdruß in einem weiteren Sinne gebraucht, als Beziehung eines unangenehmen, beschwerlichen, unbehaglich belästigenden Gefühls; z. B. „Es verdrießt den Trägen, zu arbeiten"; wir haben aber hier die engere Bedeutung des Wortes vor Augen.

für die guten Eigenschaften des Andern, sondern es ist nothwendig, um die erweckte Liebe zu erhalten und zu erhöhen und selbst der Liebe werth zu erscheinen, daß wir dem Anderen so viel, als wir es vermögen, Gutes erweisen; werden wir bewußt, daß die Freude über die Vollkommenheiten der geliebten Person auch mit unser eigenes Werk ist, so spiegeln wir darin auch unsere eigene Vollkommenheit ab und steigern unsere Freude, unsere Liebe. Hier bewährt sich das bekannte Wort: „Geben macht seliger, als Nehmen." — Wollen wir aber Gegenliebe wecken und erhalten, so müssen wir uns selbst bestreben, liebenswürdig zu sein und uns darin zu erhalten; je wärmer die Gegenliebe, desto höher unsere Freude, unsere eigene Liebe. Sauberkeit und Annehmlichkeit der äußeren Erscheinung, Ausbildung unseres Geistes und Herzens, unserer Talente und schönen Naturgaben, unserer guten Sitte und Form, ist der Liebe Nahrung. Dabei haben Liebende Alles zu vermeiden, was das Gefühl der Freude an einander trüben, insbesondere die gegenseitige Achtung schwächen könnte; das Gegentheil würde die Vorstellung der Vollkommenheit, die ideelle Anschauung der Personen verdunkeln und damit die Freude schwächen; nie sollen sie sich Etwas erlauben, was die edleren Gefühle, namentlich die Schamhaftigkeit und Würde verletzt, nie die Sinnlichkeit bis zur Sättigung befriedigen, worüber ich ausführlicher in meiner Schrift: „Das Weib als Gattin" geredet habe. Wer den meisten Sinn für das Anständige in sich erweckt und bewahrt, wird die Liebe sowohl in der eignen Brust, als im Herzen der geliebten Person lebendig erhalten. Weil wir bei edlen Weibern diesen Sinn am Feinsten ausgebildet finden, so lieben diese auch am Dauerhaftesten und Innigsten. „Willst

Du genau erfahren, was sich schickt, so frage nur bei edlen Frauen an", spricht Goethe im Tasso.

Aber auch die Enttäuschungen der Liebe soll der verständige Mensch zu verhüten suchen, die Verirrungen der Sinne und des Temperamentes, den „kurzen Wahn und die lange Reue." — „Es prüfe" — ermahnt Schiller, — „wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet!" — Diese Prüfung kann nur geschehen, daß wir uns die Mängel und Fehler einer Person nicht verbergen, sondern anschaulich zu machen suchen, daß wir uns bei Zweifeln möglichst entfernt halten und die leicht mit angenehmen Trugbildern spielende Phantasie mit dem Verstande controliren, daß wir unsere Aufmerksamkeit zeitweise von der anderen Person ablenken und uns ernstlich mit anderen Menschen und Dingen beschäftigen, um der sinnlichen Müßigkeit, der vorherrschenden Phantasiebeschäftigung und Nachhängerei des Gedankens zu entfliehen; körperliche Arbeit, mit einiger Anstrengung verbunden, ist das bewährteste Mittel, um auch ein von zweifelhafter Liebesregung angespanntes Gemüth zu beruhigen und der Kraft des Widerstandes mächtig zu werden. Es ist ein wahres, auf Seelenverständniß gegründetes Wort, wenn ein Dichter die edle Tochter ihrem Vater, der sie fragt: „wie willst Du es anfangen, die Liebe zu besiegen?" — antworten läßt: „Ich werde doppelt so viel arbeiten!" — Endlich müssen wir uns bewachen, daß wir uns den Aeußerungen und Affecten des Gefühls nicht überlassen, was nach denselben seelendiätetischen Regeln geschieht, wie sie früher als natürliche Mittel zur Mäßigung der Gefühle im Allgemeinen angegeben worden sind.

Der Liebe am Nächsten steht die Freundschaft. Auch dieses Wort wird im Leben viel mißbraucht. — Nicht jede

entferntere oder engere Verbindung, die sich auf Blutsverwandtschaft, Umgang, gemeinschaftliche Vergnügen und Geschäfte gründet, ist Freundschaft; untersuchen wir die Freundschaft unzähliger Menschen, so werden wir weder Liebe noch Zärtlichkeit, weder Gleichsinn der Stimmungen, Ansichten und Ueberzeugungen, noch herzliche Vertraulichkeit und aufrichtige Offenheit antreffen, und ihre ganze Freundschaft ist nichts weiter, als ein gegenseitiger, eigennütziger Austausch von Dienstleistungen und Gefälligkeiten, oft nur ein niedriges Gewerbe von gegenseitigen Vortheilen, welches nur so lange Bestand hat, als Jeder seine gewinnsüchtige Rechnung dabei findet. Eine sogenannte Geschäftsfreundschaft ist keine Freundschaft in wahrer Bedeutung. Das Leben zeigt uns die sogenannte Freundschaft bald im reizenden Gewande der Tugend, bald unter der mehr oder weniger durchsichtigen Maske des Lasters; wir sehen Freundschaft im unauflöslichen Bunde reinster, edler Seelen, aber auch in der Verstrickung des Betruges, der Heuchelei und List; ihre Entstehung, ihre Ausdrucksweise, ihre Dauer und ihr Fall sind von Umständen und Zufällen abhängig, die oft verdorbenen Sitten einen nur äußerlichen Zwang auflegen, und nicht ohne erfahrungsmäßigen Grund warnt die Erziehung den Menschen vor schnellgeschlossener Freundschaft und ruft dem Verstande und Herzen zu: „Traue, schaue — wem? —"

Wahre Freundschaft ist moralische Liebe, d. h. frei von sinnlicher, physischer Liebe, welche keine nur vorübergehende Aufwallung des Gefühls, sondern ein beharrlicher Zustand des Gemüthslebens ist. Daß sie aber Liebe sei, bezeugt das innige Bestreben, mit dem Freunde des Herzens vereint zu sein, mit ihm Lust und Leid zu theilen, bezeugt der Schmerz, der uns ergreift, wenn wir uns ohne Gewiß-

heit des Wiedersehens vom Freunde trennen sollen. Auch die Etymologie deutet die Liebe in der Freundschaft an, denn es ist Freund das Mittelwort vom alten Verbum Frigon, lieben, und im alten Testament wird Freund oft als Geliebter gebraucht. (Hohelied Salomonis, I. 16). Diejenige Freundschaft, welche Liebe einschließt, kann nur eine moralische sein; denn ohne gegenseitige Achtung kann sie nicht existiren, eine Achtung, welche die Anerkennung moralischer Eigenschaften und Vollkommenheiten voraussetzt, weßhalb auch nur gute Menschen eine wirkliche Freundschaft zu schließen fähig sind. Daß diese aber ein dauernder Seelenzustand ist, bezeugt das Bewußtsein des Freundes, daß er den Freund unwandelbar liebe, und selbst harte Prüfungen seine treue Gesinnung nicht verändern können; den Freund erkennt man in der Noth! — Wahrhaft lieben kann man nur Einen, das Herz hat nur Raum für eine einzige Liebe, es kann aber wahre Freundschaft für mehre Personen fassen. Selbst in unserer Sprache hat die Liebe keinen Plural, wohl aber die Freundschaft. — Das Streben der Freundschaft geht nicht, wie das der Liebe, auf ein gänzliches Einswerden, auf ein Hingeben der beiden Personen an einander, sondern auf innigste Gemeinschaft im Gebiete der Freiheit; Liebende leben in einander, Freunde für einander; jeder Freund behält seine unabhängige Selbstständigkeit, die Liebenden wollen in Ein Wesen verschmelzen. Die Wurzel beider Gefühle ist auch verschiedenen Ursprungs; die Liebe entstammt dem Triebe des Geschlechtslebens, die Freundschaft dem Triebe des Geselligkeitsbedürfnisses und ist dessen schönste, reinste Blüthe. —

Das bloße gute Herz ist in der heutigen frivolen und speculativen Welt nicht mehr für die Freundschaft, welche

man so nennt, ausreichend, nicht mehr Aehnlichkeit der Denkungsart, obgleich doch die wahre, leider selten gewordene Freundschaft, von der die Geschichte seit Davids und Jonathans Zeiten mehre herrliche Beispiele aufgezeichnet hat, in einem guten Herzen, ähnlicher Denkungsart, Gleichartigkeit des Geschmacks und der Neigungen, in nicht zu unähnlicher Höhe der Geisteskräfte, in gleichen sanften Gefühlen und Leidenschaften gegen einander, in welchen kein Bestreben obwaltet, das kränkend den Andern berühren könnte, in beiderseitiger Ueberzeugung des herzlichsten Wohlwollens, in vollkommenster Aufrichtigkeit und Offenheit, im festen, unbezweifelten Willen, des Andern Wohl selbst mit eigener Opferfreudigkeit zu fördern — ihren einzig wahrhaften Ausdruck findet. Bloße Aehnlichkeit, bloße Gleichförmigkeit und einerlei Hang und Neigung, die der Begierde des Andern nicht hemmend in den Weg tritt, kann auch zwischen Thoren und Bösewichtern eine Scheinfreundschaft herstellen, die sie auf längere oder kürzere Zeit bindet, und wo ein Theil oft nicht brechen kann und mag, um nicht seinen Vortheil preiszugeben.

Die wahre Freundschaft, diese unerschöpfliche und reiche Quelle so vieler Glückseligkeiten, welche das Dasein verschönt, Herz und Charakter veredelt, die höchsten Tugenden weckt, in allen Lagen des Lebens Ruhe und Trost, Muth und Geduld giebt, ach! sie ist nur wenigen Menschen, wenigen Lieblingen des Glücks geöffnet; sie, die einem Jeden fließen sollte, ergießt ihren Segen und Reichthum nur in das Leben weniger Auserwählten. Nur ein edles, reines Gemüth kann sie finden, nur eine richtige Erziehung kann zu ihr den Weg zeigen, nur ein günstiger Schicksalsstern vermag den Menschen durch die Wüsten und Oasen der Welt dem Freunde entgegenzuführen. —

Blicken wir in das Leben, so erkennen wir, daß diese wahre Freundschaft immer seltener wird, je höher sich die Stände erheben, daß die Götter dieser Erde, die Regenten, an echter Freundschaft oft recht arm sind. — Freundschaft erwächst mitten im Leben und Gedränge der Menschen, in Noth, Gefahr, Schmerz, That und Austausch; das fehlt den höheren Ständen, sie entbehren um so mehr der Wahrheit, als sie die künstliche, äußere Staffel ihres Daseins erhöhen und mit äußerem Scheine schmücken, sie stehen um so einsamer, in einer Wolke von erborgtem Sonnenglanze, je höher sie vom Leben gestellt wurden; so glänzen sie, wie die vergoldete Spitze eines Thurmes gleich Feuer hernieder, und doch ist es oben kalt und ruhig. — Der Engel der Freundschaft wurde aus dem Herzen der Reichen und Gewaltigen so oft verdrängt, daß er seine Zuflucht in die Wohnungen des Mittelstandes nahm, um hier Leiden zu mildern, Segen zu verbreiten, mit dem Schicksal zu versöhnen. Menschen des Mittelstandes halten sich näher zusammen, fühlen ihre natürliche Gleichheit mehr, und durchkreuzen sich in ihren Ansichten und Unternehmungen weniger schroff; sie sind weniger zerstreut, verlieren sich einander nicht so oft unter der Menge fremder Eindrücke, aus dem Gesichte, und sind genügsamer, als jene höheren Klassen der weltlichen Stufenleiter, wo man einen weiten, verschwimmenden Gesichtskreis hat, wo das Daseinsgefühl vornehmlich Höhe und Tiefe abmißt, wo die Lustbegierde nach immer neuen Mitteln und zerstreuenden Zielen treibt, wo Ehrsucht und Geiz nach immer höherer Befriedigung jagen, das wahre Gefühl nur im Kleide der Etiquette eintrittsfähig ist, wo die Seele an immerwährender Ungenügsamkeit leidet. Wahre Freundschaft ist darum in diesen Kreisen selten, sie flüchtet

sich, wo sie dennoch zwei Herzen verknüpfte, gewöhnlich aus dem Salon des Formlebens in ein stilleres Eckchen zurück. —

Wie oft mag ein Regent die leere Stelle seines Reiches, wo ihm etwas fehlt, in seinem eigenen Herzen entdeckt haben, und würde, gleich dem Tyrannen Dionys in der Schiller'schen Ballade, nicht zögern, wenn ihm die wahre Freundschaft vorstellig geworden wäre, die Arme auszubreiten und zu rufen: „Nehmt mich zum Genossen an! Ich sei im Bunde der Dritte!" —

Sollen wir einen Mächtigen der Erde beschuldigen oder beklagen, wenn er für die wahre Freundschaft kein Herz zeigt? Gewiß nur bemitleiden, denn Gott gab Demjenigen, den er mit der Krone der weltlichen Macht bekleidete, auch einen Dornenstrauch mit, um ihn an seine Menschlichkeit zu erinnern, er entzog ihm das Glück gewöhnlicher Menschen, indem er ihn mit dem Mantel der Herrlichkeit schmückte. Blicken wir auf die Erziehung eines Fürstenkindes, das die Herrschaft als Erbtheil empfing; es ist unmöglich, daß es, wie bei uns, in Kreisen der Genossenschaft erzogen werden kann; und würden ihm auch die besten Lehren und Begriffe eingeprägt, so giebt es in jedem Staate ein Zahl Ehrsüchtiger, Geiziger, Wollüstiger, die einem heranwachsenden Thronerben auf dem Fuße nachschleichen, ihn wie ein Schatten verfolgen, alle möglichen Gestalten annehmen, auf kriechendste und niedrigste Art schmeicheln, sich dienstfertig und anhänglich machen, um für ihre Begierden etwas zu erhaschen; das Kind unterscheidet nicht Schmeichelei und Heuchelei von Wahrheit und Aufrichtigkeit, es fühlt Neigung, sogenannte Gnade, belohnt, gewährt, erkennt endlich einmal, bei wachsender Einsicht und fühlbarer Leere, daß nur Egoismus es umschmeichelt, sein Herz wird mißtrauisch, kälter, vorsichtig,

stolz. — Und wenn das Kind Mann geworden ist, wenn er selber herrscht? — Er befindet sich in einem ganz anderen Klima des Lebens, wie das Volk. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, die Unterthanen mögen ihn vielleicht seiner guten Eigenschaften wegen ehren, ein der Freundschaft ähnliches Gefühl für ihn gewinnen, es mag manches Herz aufrichtig für ihn klopfen, er wird es nicht gewahr; er lernt die Menschen von einer ganz andern Seite kennen, als sie wirklich sind, und beurtheilt sie auch falsch, woraus sich allein die oft unbegreiflichen Ansichten und Handlungen solcher Regenten erklären, die sich nicht incognito in das Volk mischen, wie der große Friedrich, der nicht weniger große Carl, Wilhelm Ferdinand von Braunschweig thaten. Alles lobt in Superlativen einem Fürsten in's Gesicht und muß es, Alles will von ihm die geringste Dienstfertigkeit belohnt haben, Alles heuchelt und drängt nach den Mitteln und Zielen des eigenen Egoismus. Wollte ein nicht gänzlich geblendeter Fürst nicht die Erfahrung machen und die Ueberzeugung fassen, daß ihn nur Selbstsucht, Intrigue und Schein umgiebt? Er glaubt sich mit der Elite seines Volkes umgeben und um wie viel mehr muß er das übrige Volk geringschätzen, wo er die Selbstsucht seiner Umgebung im höheren Grade voraussetzen lernte, um wie viel erhabener und darum einsamer muß er sich fühlen, wenn er als ein Gott titulirt und daran gewöhnt wird, der Allerhöchste zu heißen, während Gott nur der Höchste genannt wird. Wie kann ein Regent, der bei aller seiner Macht und Gnade sehr bald bemerkt, daß er jede Anhänglichkeit, jede Tugend in seinem Staate bezahlen muß, die rechte Menschenachtung gewinnen, welche Herzen mit Herzen verknüpft, wie kann es uns auffällig sein, daß so viele dieser Hohen in feindlicher

Gesinnung zum Volke stehen, daß sie die Freundschaft und Liebe nur dem Namen nach kennen, jenes Glück, das oft in der Hütte die Herzen froh, muthig und stolz macht, und den Glanz der kalten Höhe nicht achtet.

Die Freundschaft, im wahren Sinne des Wortes, erweckt alle anderen Tugenden und schließt die Laster aus; ihre erste Tugend ist Treue; wer aber treu ist, ist zu allem Guten und Schönen fähig; ein Ehrsüchtiger, Geiziger, Wollüstiger kann nie ein wahrer Freund werden. —

Wohl zu unterscheiden von der Freundschaft ist die Befreundung; man kann sich mit Allem befreunden, mit Gutem und Schlechten, mit Blumen, Thieren, Plätzen, dem Land- oder Stadtleben, der Natur, Kunst oder Wissenschaft, mit dem Laster; es ist ein Mißbrauch des Wortes, von einer Befreundung mit dem Bösen und Verächtlichen zu reden, es kann hier nur Neigung, Trieb, Begierde oder Gewohnheit sein. — Der gute Mensch kann sich oft mit Dingen befreunden, die Anderen höchst gering und unscheinbar vorkommen und deren Interesse nicht im Geringsten erregen können, aber es ist nicht immer erforderlich, daß der Gegenstand, mit dem wir uns befreunden, schön, groß, herrlich ist, sondern es genügt, daß er der Stimmung unseres Gemüthes am Meisten zusagt, unseren Gedanken, Gefühlen und Phantasieträumen die meiste Nahrung giebt und geeignet ist, mit unseren Leiden und Freuden vertrauet zu werden, wäre es auch nur ein todter Körper, ein stummer Zeuge, dem unsere Phantasie Leben und Bewußtsein einhaucht. Eine solche Befreundung ist die Hinneigung unserer Seele zu einem anderen Wesen, das uns mit angenehmen Gefühlen und Vorstellungen beschäftigt. Befreundung wirkt Verähnlichung; unmerklich nehmen wir von Dem in unser

eigenes Wesen auf, womit wir uns gern beschäftigen, was wir uns oft sinnlich vergegenwärtigen, mit dem wir uns häufig und lange durch Gedanken, Empfindungen und Neigungen in engere Verbindung gesetzt haben und was wir mit Befriedigung betrachten. Das geschieht nicht nur mit Menschen, sondern auch mit jedem anderen Gegenstande. So werden unsere Befreundungen zu Zeichen unserer Gemüthsart, werden für unsere Gemüthsbildung bedeutsam, und deßhalb sollen wir uns nicht mit Dingen beschäftigen, denen wir nicht wünschen ähnlich zu werden. Segensreich ist die Befreundung mit der Natur und Kunst, indem wir ihnen das Verständniß ihrer ewigen Gesetze abgewinnen und dadurch selbst natürlich und schön in unserem Herzen werden. —

Der Freundschaft gegenüber steht der Groll und die Feindschaft, wie der Liebe der Haß entgegengesetzt ist. Der Groll und der Zustand der unlustigen Seele, der aus ihm hervorgeht, die Feindschaft, ist ein Dämon im Herzen, der dasselbe nie recht froh werden läßt, am Leben nagt und der Erscheinung die physiognomischen Züge des Unheimlichen und des verbissenen Schmerzes eingräbt. Da die Feindschaft der Freundschaft gerade entgegengesetzt ist, so ist sie auch des Glückes derselben nicht fähig und theilhaftig; wo zwei Seelen in Abneigung zu einander leben, beschränken sie sich selbst. Feindschaft hebt alle wahre Freude auf, denn während die Freundschaft durch Lust an des Anderen Glücke sich selbst bereichert und alle edleren Triebe in Bewegung setzt, wirkt Feindschaft das Gegentheil und ihr Streben ist ein unedles; der Feind empfindet Unlust über des Feindes Lust und fühlt Lust an dessen Unlust; er strebt nach dem Schaden desselben, entweder in Gedanken oder Thaten.

So giebt es eine heimliche und eine offene Feindschaft. — So wie Freundschaft und Liebe stets strebend und wirksam sind, so auch Feindschaft und Haß; aber die Feindschaft, welche sich verbirgt und heimlich zu schaden sucht, der Groll, ist verächtlicher, als die offene, denn sie entspringt den unedelsten Beweggründen, ist mit Feigheit gepaart und gehört dem gemeinsten Charakter an; dem Groll sowol als der offenen Feindschaft liegt jedesmal, neben dem Haß, auch Rachgier zu Grunde, denn sie entstehen immer aus dem Gefühle der Kränkung wirklicher oder eingebildeter Rechte und Eigenschaften; der dadurch hervorgerufene Zustand der Unlust verbindet sich schnell mit einem ihm entsprechenden heftigen Streben der Vergeltung, durch gleiche Kränkung dem Andern gleichfalls Unlust zu erwecken. Der Groll verdeckt seine Rachgier so lange, bis er Gelegenheit hat, sie auszuüben. Das melancholische Temperament ist namentlich dazu geneigt, während der Sanguiniker und Choleriker ohne lange Zögerung aus seiner offenen Feindschaft kein Hehl zu machen pflegt. Weitere Erörterungen werde ich bei der Betrachtung des Hasses als Leidenschaft folgen lassen.

Das Wort Feindschaft ist aus dem alten Zeitworte Fian, hassen, entstanden; beim Ulfilas heißt es Fijand, im Angelsächsischen Feond, im Niedersächsischen Fynd; bei den alten schwäbischen Dichtern kommt das Wort vehen vor, das sowohl hassen wie fechten, bekriegen bedeutet; das alte Wort Wig oder Wigt, heißt Krieg, Gefecht, daher auch noch bis in unsere Zeit der Sprachausdruck: „ein böser Wicht" einen feindlichen Menschen bezeichnet. —

Mitgefühl. — Mitleid (Empfindelei).

Nehmen wir an den Gefühlen Anderer Theil, so sind diese Mitempfindungen entweder angenehmer oder unangenehmer Art; wir empfinden Mitfreude und Mitleid, die sich, wie alle Gefühle, zu Affecten steigern können. Das Mitgefühl ist ein, allen natürlichen und unverdorbenen Seelen inwohnendes Vermögen, das sich bisweilen noch in sonst als hartherzig bezeichneten Menschen, freiwillig oder von ungewöhnlichen Eindrücken hervorgerufen, regt. Es ist einem Jeden das Gefühl seiner eigenen Vollkommenheit angenehm, das Gegentheil unangenehm; nur die wirklichen Objecte, nicht das leere Nichts, vermögen uns Vergnügen zu gewähren, sobald sie anschaulich wahrgenommen werden; das Gute eines Andern, das uns ein angenehmes Gefühl erweckt, muß, als Gutes überhaupt, auch in uns dasselbe Gefühl hervorbringen, wenn es uns anschaulich gemacht wird und uns nicht etwa als ein Uebel für uns selbst erscheint; es entsteht Mitempfindung des Angenehmen, aber auch, unter gleichen Bedingungen, des Unangenehmen. Das ist um so mehr der Fall, wenn Gutes oder Uebles der anderen Person auch für uns dasselbe ist, also auch in uns dasselbe Gefühl erweckt. Trauert z. B. eine geliebte Gattin um Nahrungssorgen, so wird der Mann mit ihr traurig werden. Sehen wir einen Andern von irgend einem Gefühle ergriffen, so versetzen wir uns in Gedanken unfreiwillig an seine Stelle; diese Vorstellung erregt aber das ähnliche Gefühl in uns, welches jenen beherrscht, und zwar in einem geringeren oder höheren Grade, je nachdem wir uns mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit jene Vorstellung

hervorgerufen haben. Diese unsere Bereitwilligkeit, uns an die Stelle des Anderen zu denken, findet sowohl bei den körperlichen als seelischen, selbst den höchsten geistigen Empfindungen statt; sind wir durstig und sehen wir einen Anderen in eine saftige, erfrischende Frucht beißen, so theilen wir sein Gefühl, es „wässert uns der Mund"; sehen wir sich Jemanden verwunden, so gerathen wir unwillkürlich in die Geberde, als geschähe uns selbst der Schmerz; sehen wir einen Anderen in tiefer, heiliger Andacht, so fühlen wir uns ehrerbietig, feierlich gestimmt; wir lachen und jauchzen nicht, wo uns heiße Thränen des Seelenschmerzes entgegenglänzen, es fließt oft unvermerkt die eigene Thräne über. Der Grund, daß wir uns in die Situation des Anderen versetzen, stützt sich auf die innere Bedingung, wonach wir auf keine andere Vermittlungsweise im Stande sind, die fremde Empfindung in uns zu erregen; wenn wir von der Empfindung eines Anderen und der Art der Wirkung der sie erregenden Gegenstände gar nichts aus eigener Erfahrung kennen, so sind wir auch nicht im Stande, den Gefühlszustand des Anderen richtig zu beurtheilen, mitzuempfinden und dem entsprechend unser Handeln zu bestimmen. Je mehr wir einen Anderen achten und lieben, desto geneigter sind wir, uns in dessen Stelle hineinzudenken, wenn wir ihn von einer Empfindung erfüllt sehen; selbstverständlich fliehen wir jegliche Gemeinschaft mit Demjenigen, welchen wir verachten oder hassen, folglich auch die Theilnahme an seinen Empfindungen. Dies haben auch die tragischen Dichter zu berücksichtigen, wenn sie eine Tragödie wirksam machen, d. h. Mitleid erwecken wollen; sie werden dies um so sicherer und vollständiger erreichen, wenn sie die Personen, die uns durch ihre Leiden rühren sollen, mit achtungs-

und liebenswürdigen Eigenschaften ausstatten. — Die natürlichen Ausdrücke eines Gefühls, die wir an Anderen als Miene, Geberde, Ton ꝛc. wahrnehmen, sind es insbesondere, die unser Mitgefühl erregen, das aber immer in einem geringeren Grade der Stärke, als es ursprünglich in Anderen herrscht, gleichsam als Gefühlsecho in uns mitklingt; fehlt jener natürliche Ausdruck, würde uns der Andere sein Gefühl nur durch erzählende Worte mittheilen, ohne durch den Ton seiner Stimme, durch Miene und Geberde den natürlichen Ausdruck seines Gefühls zur sinnlichen Wahrnehmung zu bringen, dann würden wir eine nur sehr geringe oder gar keine anschauliche Vorstellung von seinem Gefühlszustande erhalten, und diese demnach auch wenig oder gar nicht auf unser Gefühl einwirken; gar Nichts würden wir mitfühlen, wenn der Andere die natürlichen äußeren Erscheinungen seines Gefühls vollständig unterdrückt. Ein Stoiker kann deßhalb niemals der Held einer Tragödie werden. — Auch bei den Thieren finden wir die Erregung des Mitgefühls durch natürliche Ausdrücke der Empfindungen; ein Hund, welcher einen anderen kläglich heulen hört, stimmt dieselben Klagetöne an. —

Das Mitgefühl, mag es nun ein freudiges oder schmerzliches sein, ist eine der wirksamsten Triebfedern zu äußeren Handlungen des Sittengesetzes, denn in gleichem Grade, wie wir uns mit Anderen freuen und dessen Leid mitfühlen, werden wir auch angetrieben, die Freude zu fördern und das Leid zu mildern. Das Mitleid ist insbesondere ein gemischtes Gefühl aus unangenehmen und angenehmen Factoren; da es ein Mitleiden ist, so muß es unangenehm sein, aber wenn wir das Leid eines Anderen theilen, so mischt sich auch das Gefühl des Abscheues gegen die Ur-

sachen jenes Leids und der Wunsch ihrer Nichtexistenz ein, damit zugleich das Begehren, des Anderen Wohl zu fördern, was wieder aus der Quelle der Liebe fließt; daher erklärt es sich auch, daß wir um so geringer Mitleid fühlen, je weniger wir den Anderen lieben; jedes Mitleid setzt Liebe voraus, diese gehört aber zu den angenehmen Gefühlen. Es könnte mir eingeworfen werden, daß man auch mit dem zum Richtplatze geführten Verbrecher Mitleid empfinde, den man doch unmöglich lieben könne; aber in dem Momente, wo ein menschliches Wesen vor unseren Augen seiner Vernichtung entgegengeführt wird, verschwindet das Verbrechen aus unserer Vorstellung, wir sehen nur den Menschen vor uns mit gleichem Lebensdrange wie wir, und es mischt sich die Menschenliebe in unser Gefühl des Mitleids. Wer keine Philanthropie hat, empfindet auch mit dem Bösewicht kein Mitleid, sondern nur den Abscheu vor dem Verbrechen. Die Liebe im Mitleid ist auch die Ursache, daß ein lebhaftes Mitleid oft in Liebe ganz übergeht; so sehen wir im Leben die bittersten Feinde sich versöhnen, wenn der eine durch Unglück das Mitleid des anderen erregt; wir sehen das Mitleid krankenpflegender Damen zu dem Kranken oder Verwundeten im Kriege in hinopfernde Liebe zu dem Genesenden sich steigern, die schon oft zur Vermählung führte. Da das Mitleid so oft die Quelle der Liebe wird, indem Derjenige, welchen wir lieben, zuerst unser Mitleid rege machte, so wurde es auch ein Kunstgriff schlauer Buhlerinnen, daß sie das Herz, welches sie zu gewinnen trachten, in Mitleid zu versetzen suchen. —

Man bezeichnet denjenigen Zustand unseres Gemüthes, in welchem dasselbe eine natürliche Empfänglichkeit für das Mitleid hat, als Mitleidigkeit oder Weichherzigkeit,

den Mangel jener Empfänglichkeit als Hartherzigkeit, die übermäßige Empfänglichkeit als Empfindelei.

Empfindelei oder Sentimentalität ist derjenige Hang und Zustand der Seele, worin sie durch sinnliche Eindrücke und Vorstellungen sich in die Unlust anderer Wesen, mag dieselbe in Furcht, Schreck, Trauer, Schmerz ꝛc. bestehen, hineinzusetzen, selbst die Lust Anderer mit einer Beimischung von Unlust (Rührung) mitzufühlen und jedem Objecte einen stärksten Rapport und Eindruck auf das Gefühl abzugewinnen geneigt ist, mag es durch Sehnsucht, Einbildung oder freiwillige Steigerung des gesammten Gefühlslebens geschehen. Es ist eine große, entweder natürliche oder anerzogene Empfänglichkeit des Gemüthes für sinnliche Eindrücke und Vorstellungen, worauf die Gegenstrebungen der Seele ebenfalls heftig sind, und das Maß der Bedeutung des Objectes überschätzen. Das, was auf einen richtig empfindenden Menschen keinen oder nur einen geringen Eindruck macht, bringt im Sentimentalen eine große Bewegung hervor; Düsteres und Freudiges, Leid und Lust, mögen sie wirklich oder nur vorgestellt sein, erregen einen Gemüthszustand, der das Angeschaute oder Gedachte in seiner Gefühlswirkung vergrößert, alle Empfindungen der Sympathie und Antipathie in Bewegung setzt, die Seele rührt — und Vorstellungen daran knüpft, welche im Stande sind, die Wirkung zu verstärken. Diese Wirkung wird um so ansprechender, je mehr sie die Seele in einen leidenden Zustand bringt, und deßhalb mischt der Sentimentale Alles, was ihn erregt, mit einem größeren oder geringeren Grade von Wehmuth und wird von trüben Eindrücken und Vorstellungen am Leichtesten und Tiefsten afficirt. Anstatt daß z. B. ein Sentimentaler, ein soge-

nannter Gefühlsmensch, in einem Maiwalde sich über Sonnenstrahl, Himmelsblau, Blättergrün, Vogelsang, liebliche Beleuchtung, Duft und Schattenruhe in eine freudige, freie, muthige Stimmung versetzen läßt, vereinigt seine Sinnlichkeit, Neigung und Vorstellung den Gesammteindruck mit Gefühlen der Feierlichkeit, der Wehmuth, der Sehnsucht; genügt die Wirklichkeit nicht, so erinnert er sich ähnlicher Scenen, in denen er ein Glück oder Unglück genoß, entweder borgt sie seine Phantasie aus Romanen oder aus dem Leben Anderer; er schwärmt mit Empfindungen. Es ist die Sentimentalität eine Art Wollust der Seele im besseren Sinne des Wortes, ein Wohlgefühl im Zerfließen mit den reellen oder eingebildeten Zuständen der Objecte; dem Baume, der Blume, dem Insekte, dem Sterne und Monde wird eine gleichempfindende Seele angedichtet, um sich mit ihnen in einen Rapport der Aehnlichkeit versetzen zu können; es ist ein Zustand lyrischer Poesie, die Alles beweint, weil nichts vollkommen genug erscheint, um ebenso stark, wie das sentimentale Herz zu empfinden. —

So schön, gut und vortrefflich die wahre Empfindsamkeit ist, so schädlich und für gesunde Naturen widerlich ist die, leider durch Familie und Gesellschaft schleichende, den Charakter verweichlichende, für das Leben untüchtig machende, Zutrauen und Achtung schwächende Empfindelei. Sie findet sich beim Weibe, wo das Gefühlsleben überhaupt vorherrscht, häufiger und ist hier entschuldbarer, als bei dem Manne, der, als sogenannter Süßling des Gefühls, von jedem echten Geschlechtsgenossen belächelt und verachtet wird, da man mit Recht ihm nicht die männlichen Tugenden zutrauet, die das Leben fordert, Muth, Entschlossenheit, Willenskraft, klares Urtheil und besonnene Fassung. In

der Jugend, wo das Herz über den Verstand herrscht, im sanguinischen Temperament, wo das Blut lebhaft und heiß die Gefühlswelt mit sich fortreißt, ist die Empfindelei noch etwas in der Natur Begründetes und fällt der Erziehung anheim; im vorgeschrittenen Alter aber, wo das Leben Pflichten auferlegt, die durch Mäßigung, Besonnenheit und Verstand erfüllt werden müssen, ist die Empfindelei eine Leidenschaft, ein persönliches und gesellschaftliches Uebel.

Es machen dazu Mangel an richtiger Geistesthätigkeit, reellen Objecten des Denkens und Handelns, körperliche Verweichlichung, Langeweile, müßige Träumerei, frühe und unerfüllte Herzenswünsche, sentimentale Lectüre, Beispiel, unterdrückte Wollust, unerfüllte Sehnsucht und viele andere Umstände, die im Menschen selbst und in seiner Umgebung liegen, disponirt; der Arzt hat oft Gelegenheit zu beobachten, daß die Sentimentalität älterer Jungfrauen und Männer nur ein verschämter und verschleierter Ausdruck ihrer ziellosen Wollust, ihres Geschlechtstriebes ist, die Sentimentalität geht oft in Nymphomanie und Satyriasis über und kommt damit zum wahren Ausdruck ihrer eigentlichen Ursache.

Die Empfindelei ist ein, die Vernunft verdunkelnder Wahnwitz, der, statt mit fixen Ideen, mit Gefühlen träumt; aber es sind keine Gefühle der Ehre, Tugend, Kraft und Wahrheit; der Sentimentale ist der Don Quixote seines Herzens. Unbedeutendes, Vergrößertes, Unwahres, Erkünsteltes ist es, was ihn zu Liebe, Begeisterung, Barmherzigkeit und mitleidigen oder mitfreudigen Thränen treibt. Freilich ist ein mitleidiges, wohlwollendes, zärtliches Gemüth, Theilnahme am Wohl und Wehe eines Nebenmenschen, das Edelste unserer Natur, das uns adelt und über die Thiere erhebt, und schon der heidnische Homer sagt, daß der Elende

den Göttern heilig sei; aber das Mitgefühl und seine Aeußerungen des Erbarmens, Mitleids und liebreichen Hingebens an seinen Gegenstand sollen von der Vernunft geleitet werden und nützlich sein. Empfindelei, die ihre edelsten Gefühle an Unbedeutendem verschwendet, macht den Mann zum Weibe, das Weib zum Kinde, den Menschen überhaupt zum Zwitter der Moral; der Sentimentale ist zu Handlungen des wahren Mitleids unfähig, bei ihm ist sein eigenes Gefühl Zweck und Befriedigung, er glaubt Alles gethan zu haben, wenn er seufzt, weint, winselt, dem eigenen Gefühle schöne Worte unterlegt; er versäumt eine Pflicht der Liebesthat, um mit dem Monde zu schwatzen und ihm seine Empfindungen auszugießen; die arme Seele ist immer in Bewegung, wie eine Wetterfahne im Winde, sie ist immer weich und zerfließend und zirpt wie die Grille, sie ist immer leidend, ohne der Frage der Vernunft, für wen sie leidet, eine genügende Antwort geben zu können; sie kann keine Fliege tödten, weil sie es grausam nennt, sie behandelt den Hund besser, als den entfernter stehenden Menschen, den sie sogar hassen kann, wenn er ihr herzlos, das heißt nicht sentimental erscheint, sie glaubt, wie Siegwart, einen Tag verloren zu haben, wo sie kein Vergißmeinnicht gepflückt, nicht dem Monde einen Gefühlsact gewidmet hat.

Die Empfindelei hat zu Zeiten ein ganzes Volk, ein ganzes Jahrhundert epidemisch ergriffen. Theils wirkten darauf überstandene Perioden der Gemüthskälte und furchtsamen Aufregung, wie lange Kriege, theils Restaurationszeiten nach abspannenden Kraftanstrengungen, theils geistige Langeweile, politischer Geistesdruck, Lebensarmuth, theils die herrschende poetische Literatur, die sogenannte Romantik. Ein sentimentaler Schriftsteller kann eine ganze Generation

anstecken, wenn er rechtzeitig das Bedürfniß niedergehaltener oder ermatteter Gemüther anzureizen versteht. Als die sentimentalen Romane: Siegwart, Karl von Burgheim, als Yoriks empfindsame Reisen durch Eberts Uebersetzungseifer in Deutschland erschienen waren, arteten die Nachkommen der kräftigen Cimbern, Teutonen und Gothen in die thränenreichste Empfindelei aus, redeten mit Mond, Marienblümchen und Insekt wie mit leidenden Menschen, weinten über den todten Esel und den zertretenen Schmetterling, man kam vor lauter Mitleid und Erbarmen, Seelenerguß und theilnehmender Gemeinschaft nicht aus der allgemeinen Rührung, aber die Hauptgegenstände des fühlenden Menschen waren nicht leidende Mitmenschen, sondern unbedeutende oder unerreichbare Dinge, wie Käfer, Blumen, Mond, denen man Seelen von gleicher Sentimentalität einhauchte und in denen man sich selbst spiegelte. Goethe's Werther rief die Empfindelei des Liebesschmerzes hervor, bis zum Wahnsinn nachgeahmt, weil er gerade in eine Zeit fiel, wo die Geister erschlafft, die Herzen unbefriedigt waren; selbst die Kraft des Götz von Berlichingen gab nur den Impuls zu jener Ritterromantik, wo sich rohe Kraft mit widerlichster Sentimentalität paarte; selbst Tieck, der die Natur mit Wundern belebte und das Todte mit unheimlichen Geistern beseelte, gab der Empfindelei ein reiches Feld, wo sie das an sich Bedeutungslose zum Gegenstande des Gefühlsaustausches und der Ueberschwänglichkeit erheben konnte. — Mit dem Ende der Romantik ist es gottlob besser geworden, das wirkliche Leben ist durch die Goethe- und Jungdeutschland-Literatur und durch die Naturwissenschaft dem Menschen näher gerückt, das Volk ist im Ganzen von der Empfindelei geheilt, sie ist nur noch eine sporadische Erscheinung in Individuen. —

Mancher Sentimentale, der höher hinaus will, und sich eine Berechtigung zu seiner Gefühlsstimmung sucht, affectirt den Weltschmerz, aber er hat diesen niemals kennen gelernt; nur große Charaktere, die Zeugniß ihrer Kraft und Lebenseinsicht geben können, sind des wahrhaften Weltschmerzes fähig, der sich niemals um Unbedeutendes kümmert, sondern aus dem Gefühle des Zwiespaltes geboren wird, in dem sich der vorzügliche Mensch in seinen höheren Kraftanstrengungen und vernünftigen Anforderungen zu seiner zurückgebliebenen Zeit fühlt.

Empfindelei ist ein Uebel der Erziehung. Muth und Stärke in Leib und Seele wollen durch Uebung erreicht und bewahrt werden; auch die Seelenkräfte müssen wie der Körper geübt, geschickt gemacht werden, so auch die Gefühle, die theils der Erweckung, theils der Abhärtung bedürfen; sie müssen einen Schmerz still ertragen, eine Lust mäßigen, Fleisch und Blut überwinden lernen, wenn der Mensch nützlich und glücklich werden soll. Empfindelei ist Weichlichkeit, niedrige Eigenliebe, Selbstsüchtelei. Die jungen Mariannen des Siegwart müssen aus dem Mondscheine ihrer Gefühle in den hellen Tag nützlicher Arbeit geführt, die angehenden Werther und Lotten in die Schule und Küche gezwungen werden. So ist es ein großer Fehler der Eltern, wenn sie, wie es jetzt überall geschieht, ihren Kinderchen zu Weihnachten Mährchenbücher, statt Reise- und Geschichtsschilderungen schenken und deren Gemüth mit Wundern, empfindsamen unwirklichen Bildern und Liebeserzählungen füllen; selbst die gepriesenen Grimm'schen Mährchen verwirren und verführen das kindliche Gemüth und erregen Vorstellungen, die schon zu Fragen der Kinder führten, über welche die Mutter in Verlegenheit und Scham gerieth.

— (Man sehe unsere Schrift: „Die Mutter als Erzieherin", pag. 362.)

Die Empfindelei übt auf Gesundheit und Wohlbefinden den nachtheiligsten Einfluß aus; sie denkt und hegt nur Gefühle, die Phantasie wird angeregt, noch mehr zu empfinden, als sinnlich wahrnehmbar ist, jeder Gedanke soll Affect, jeder Eindruck ein Leiden werden; damit es nicht an Stoff mangelt, erschafft sich das Herz idealische Trübsale; die geträumten Gefühle wollen allmählig wachende sein, sie erhalten Wirklichkeit und damit größere Stärke, die Nerven werden überreizt, geschwächt, die Vorstellungen verwirrt, Herzklopfen, Frösteln, Schauder, Beklemmung, Schreckhaftigkeit sind die Vorboten des erkrankenden Körpers, der Rückwirkung auf die Organe; das sentimentale Mädchen wird hysterisch, der Jüngling ein hypochondrischer Weichling — beide nützen dem Leben, der Welt und sich selbst nichts. —

Es giebt auch eine heuchlerische Empfindelei, wohl zu unterscheiden von der wirklichen, welche man auch die närrische nennen könnte. Die heuchlerische Empfindelei ist meist die Gehülfin der Koketterie und speculirt immer mit unedlen Absichten auf die empfindsame Schwäche des Anderen. Bisweilen ist sie auch Dummheit, aus der Meinung hervorgehend, daß Empfindelei das Zeichen einer cultivirten Seele sei und zum guten Tone der Gesellschaft gehöre. Der Heuchler spricht immer von einem gefühlvollen Herzen, um eine gute Meinung von sich, oder das Zutrauen der Unerfahrenen und Empfindsamen zu erwecken; er seufzt, bedauert, bejammert und weint um einen gestorbenen Kanarienvogel des thränenden Weibes, auf deren Gunst oder Ausbeutung er sinnt. Er gehört in die Kategorie der Heuchler und ich begnüge mich damit, ihn hier nur anzudeuten.

Wie anders erscheint, der Empfindelei gegenüber, das echte, wahre Mitleid. Es empfindet nicht allein das Leid, die Unlust eines anderen empfindenden Wesens mit, sondern hat auch das natürliche und drängende Bestreben, Lust und Muth des Leidenden wieder herzustellen; es steht unter der Leitung der Vernunft und ist Tugend. — Die helfende That des Mitleids ist Barmherzigkeit, eine sittliche Handlung. — Nur von diesem vernünftigen Mitleid rede ich hier, wenn ich es den inwohnenden Drang eines edlen, echt menschlichen Herzens nenne. Der Egoist ist niemals mitleidig, er kann es nur scheinen, als beabsichtigtes Mittel zu seinen Selbstzwecken; der Sentimentale ist zu weichlich und willensschwach, um dem Gefühle den Ausdruck der Barmherzigkeit zu geben. Ein Gemüth, das schwer für die Eindrücke fremder Unlust empfänglich ist und sich nicht in seinem eigenen Lustgefühle alteriren läßt, nennt man ein hartherziges, unbarmherziges; empfindet es sogar Lust an fremdem Schmerz, so ist es grausam, barbarisch.

Die Selbstliebe hat mit dem Verstande folgendermaßen reflectirt: „Es ist nicht klug, sich über das unlustige Gefühl eines Anderen, mag es Traurigkeit, Schmerz, körperliches Elend, Hunger, Durst, Entbehrung ꝛc. sein, sich selbst die Lust zu verbittern, da es genug ist, wenn Einer leidet, das freiwillige Mitleid aber Ueberfluß ist, denn es kann dem Anderen ja möglicherweise geholfen werden, auch ohne daß ich darum mit ihm leide, seine Unlust in mir selbst an die Stelle meiner Lust setze.“ — Freilich kann solcher Egoist wol einem Hungrigen ein Stück Brod oder Geld zuwerfen, dem Traurigen, mit Seelen- oder Körperschmerz Beladenen wol ein Trostwort des Verstandes sagen, aber er wird nicht

erquicken, er wird vielmehr den leidenden Seelenzustand des Andern vermehren durch seine kalte Theilnahme. Die gefühllose Wohlthat, die man fälschlich auch Barmherzigkeit nennt, bringt oft Den, der sie erfuhr, zur Thräne der Kränkung und macht die Dankbarkeit verstummen. Das wahre Mitleid, dem allein die Tugend der Barmherzigkeit entquillt, versetzt sich ohne Reflexion und ohne das eigene Lustgefühl ängstlich zu behüten, in denselben Zustand, worin der Leidende sich befindet, fühlt *mit* ihm, ohne sich anzustrengen, ihm *nachzufühlen*, wird unfreiwillig zur That getrieben. So will es die Natur, welche das menschliche Herz schuf, so will es die Moral, welche die Anlagen des Herzens harmonisch entwickeln, veredeln und zur Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechtes bethätigen soll. Das menschliche Herz ist auf das Mitleid hingewiesen; schon das zur sächlichen Hülfe unfähige, aber wahre Mitleid ist helfend, denn es erquickt durch Theilung des Leides in zwei Seelen, durch Erleichterung; hartherzige Menschen vermehren das Leid, indem sie es kränkend sich selbst überlassen.

Ueber das Mitleid herrschen in vielen Menschen gar confuse Begriffe. Unzählige glauben, nur ihres Gleichen, oder doch dem Menschen im weiteren Sinne, Mitleid schuldig zu sein, sind aber gegen Negersklaven und Thiere völlig hartherzig. Man kennt amerikanische Pflanzer, die gegen Weib, Kind, Freund und fremden Weißen mitleidig und barmherzig sind, aber in demselben Augenblicke gegen ihren Sklaven die gemeinste Grausamkeit üben; man sieht täglich unter uns Menschen, welche keinen Leidenden ohne tiefes Mitgefühl ansehen und ohne eine barmherzige That von sich entlassen können, und dabei Hunde und Pferde zu Tode peinigen; mitleidige Menschenfreunde sind oft die hart-

herzigsten Thierquäler, und behaupten auch wol zu ihrer Rechtfertigung, daß Mitleid ein sittliches Gefühl sei, welches seine Anwendung nur an Geschöpfen finde, die mit zur Sittenwelt gehörten, aber sie sind so kurzsichtig und so wenig in die Sittengesetze eingeweiht, daß sie nicht die Pflicht kennen, das sittliche Princip über die Menschheit hinaus in das Gesammtleben zu übertragen und auch gegen solche Wesen die Sitte zu bethätigen, welche dieselbe nicht erwidern können. So sah ich mitleidige Männer und Frauen, die in der Stadt den Ruf barmherziger Menschenfreunde hatten, in einem Affen- und Hundetheater Beifall klatschen, ohne Augen und Gefühl dafür zu haben, daß jener unglücklichen Thiere Willfährigkeit zu den drolligen Pantomimen nichts Anderes als die furchtbarste Seelenangst vor Wiederholung vorher erlittener Qualen und die Mahnung noch schmerzender Mißhandlungen war, denen sie ausgesetzt waren und die ihr herzzerreißendes Jammergeschrei und die schallenden Schläge Jedem verriethen, der zur Zeit der Proben hinter der Theaterbude vorüberging. —

Viele Menschen sind der Meinung, daß nur Diejenigen des Mitleids würdig seien, die ihr Elend nicht selbst verschuldet hätten. „Er hat es nicht besser haben wollen", sagt man zur Beschönigung seiner eigenen Herzenskälte und Unbarmherzigkeit. Auch diese Menschen haben ihre Natur und das Sittengesetz wenig begriffen. Das echte Mitleid besteht in der eigenen Betrübniß über die Noth und Unvollkommenheit anderer Mitgeschöpfe, namentlich der Menschen, und ihm liegt immer eine allgemeine Liebe zu Grunde. Wer diese Liebe hat, wünscht, daß allen Anderen gleiche Lust des Daseins, wie ihm selbst, zu Theil werde. Wer einen Andern liebt, will dessen Bestes und bestrebt sich, ihn

vollkommener zu machen, Mängel auszufüllen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen: er wird des Anderen Leid ebenso mitleiden, wie seine Lust mitempfinden. Ein wahrer Menschenfreund liebt alle Menschen; auch derjenige, welcher thöricht oder schlecht handelte, und durch eigene Schuld in Noth und Elend gerieth, hört nicht auf, Nebenmensch zu sein und des Mitleids werth zu bleiben. Nur Lieblosigkeit kann den selbstverschuldeten Elenden für des Mitleids unwürdig erklären. —

Das Mitleid kann aber auch eine Leidenschaft und dann ein unvernünftiges werden. Eine krankhafte Seelenneigung, überall mitzufühlen, Leiden zu suchen und Trost und Hülfe zu bringen, äußert sich in der sogenannten Humanitäts-Manie, der leicht ältere Jungfrauen verfallen. Hier erregt das Mitleid eine Art von Lust in der Seele, die Betrübniß, in die sie sich durch Mitleidenschaft versetzt, mischt sich mit einem Gefühle des Vergnügens, das sie immer neu durch Mitleid hervorzurufen strebt. Es herrscht dabei keine Klugheit, Beurtheilung und Wahl; die Barmherzigkeitssucht fördert oft blindlings die Ursachen, wodurch der Gegenstand des Mitleids in das Elend gerieth, unterstützt thöricht die Laster, die Eitelkeit, den Ehrgeiz und schadet. In anderer Weise offenbart sich diese Humanitäts-Manie durch einen gutmüthigen Leichtsinn, indem sie sich selbst in Unlust setzt, um einem Andern die Lust zu fördern, sich selbst das Vergnügen und den Besitz entzieht, um dem Anderen einen Wunsch, einerlei ob erlaubt oder unerlaubt, zu gewähren. Es ist dasjenige Mitleid, welches gewöhnlich mit Dummheit gepaart ist und keinen sittlichen Werth hat. — Jedes wahre Mitleid muß einen vernünftigen Grund haben und aus dem reinen Quell des liebreichen,

gesunden Herzens fließen. — Auch das heuchlerische Mitleid hat in unserer Zeit eine große Anwendung gefunden, indem sich die Selbstsucht, der Ehrgeiz in die Maske der Barmherzigkeit kleidet und hierin auf dem öffentlichen Markte des Lebens erscheint, um die egoistischen Zwecke zu verfolgen, welche als Credit, Ruhm, Protection, Orden, Titel, Beförderung, oft als gemeine Befriedigung habsüchtiger Speculation, dem Scheinbarmherzigen vorschweben. Ich meine den modernen Crispinismus. Zur Erklärung des Wortes erinnere ich an jenen Crispin, welcher das Leder stahl und die daraus verfertigten Schuhe den Armen schenkte; unter Crispinaden versteht man Geschenke auf Anderer Kosten. Unter dem modernen Crispinismus verstehe ich jene beliebt gewordene Barmherzigkeit mancher Leute, die bei jeder Gelegenheit sich an die Spitze oder in die Reihe eines Comité stellen, um „milde Beiträge" zu sammeln, heute für Arme, morgen für Ueberschwemmte oder vom Feuer Heimgesuchte, ein anderes Mal für Hinterbliebene, für Liebesgaben in die weiteste Ferne 2c., von Haus zu Haus gehen und sammeln, oft den moralischen Druck anwenden, Tausende von Thalern mit ihrer Unterschrift an die hohe Stelle abliefern, Dank, öffentliche Ehre und Auszeichnung dafür erhalten, aber selbst, wo sie mit einem Griffe in die eigene Tasche Goldstücke hervorholen könnten, nur kleine Münze oder gar Nichts außer ihrem Namen zu Tage fördern; aber sie gelten in der öffentlichen Meinung und bei Denen, die empfangen, für die barmherzigen Menschenfreunde; der eigentlichen, oft unbemittelten Geber wird gar nicht gedacht, sie finden Lohn und Anerkennung im eigenen, mitfühlenden, opferwilligen Herzen. Widerwärtig, höchst gemein ist dieser Egoismus in der

Larve der Barmherzigkeit, aber leider kennt jede Stadt, jede Ortschaft Exemplare solcher modernen Crispine mit Commerzrathtiteln, Orden und Staatsbegünstigungen.

Um in uns das wahre Mitgefühl zu erwecken und lebendig im rechten Maße zu erhalten, um uns vor Hartherzigkeit und Empfindelei zu bewahren, haben wir unsere Gefühl zu einer echten Mitleidigkeit im stillen Wohlthun zu erziehen. Der Moralphilosoph Adam Smith erhebt das Mitgefühl (Sympathie) zum obersten Principe der Sittlichkeit, aber wenn dem auch nicht ganz beizupflichten ist, indem das Mitgefühl nicht als Act der sittlichen Freiheit, in welcher doch jede sittliche Handlung ihren Werth hat, erkannt werden muß, so kann, wie ich bereits anführte, das Mitgefühl ein wirksamer Antrieb werden, dem Sittengesetze äußerlich gemäß zu handeln. Wir erziehen unser Mitgefühl durch Anschauung fremder Freude und fremden Leides, dann aber auch durch die Werke der tragischen Kunst, die, wie Aristoteles sagt, unser Mitleid zu „reinigen" vermag, daß es weder zu klein, noch zu groß, weder in Hartherzigkeit noch Empfindelei ausarte, sondern unser Gemüth die rechte Empfänglichkeit für das echte Mitgefühl erlange. —

Freude. — Zufriedenheit. — Fröhlichkeit. — Hoffnung. — Muth.

Die Freude ist Zustand der Lust in unserer Seele, aber mit der Vorstellung eines Gegenstandes verbunden, der auch unser Streben und Wollen in eine ihm angemessene Erregung zu versetzen verheißt. Durch diese Vorstellung unterscheidet sich die Freude von der bloßen Lust oder dem Vergnügen im Allgemeinen. Freue ich mich über Etwas, so ist mir der

Gegenstand lieb, werth, meine Bestrebungen, Wünsche, Leidenschaften, die seine Vorstellung in mir erwecken, sind froher Art. Darum erregt die Freude in mir angenehme sinnliche Gefühle, Aufgelegtsein, Heiterkeit, Leichtigkeit, Behaglichkeit und Kraftgefühl; das Gehirnleben wird regsamer, die Vorstellungen werden munterer und farbiger, die Laune und der Witz erwachen; das Bewußtsein, daß unser Streben nach Erweiterung des Daseinsgefühls keine Hemmungen erfährt und in dieser Richtung frei geworden ist, regt Triebe und Bewegungsdrang an, das Kraftgefühl strebt nach Aeußerung und spannt die Muskeln, treibt zur Gesprächigkeit, zum Singen, Hüpfen, Tanzen und stärkerer Geberde; das Athmen wird freier, der Blutumlauf kräftiger, Wärme, Verdauung und Hautfarbe werden erhöhet, das Auge wird feuchter und glänzender, der freudige Blick spiegelt die freudige Seele ab, Zuversicht, Gewißheit und Erweiterung. Freude ist der Affect, sagt ein psychologischer Schriftsteller, welcher den Geist zu höherer Vollkommenheit erhebt; Traurigkeit ist das Gefühl, welches ihn seiner Thatkraft beraubt; Liebe ist nichts anderes als Freude, von der Vorstellung einer äußeren Ursache begleitet. — Ist der freudige Gegenstand ein lächerlicher, das heißt, erregt er in mir die Vorstellung des Ungereimten, und schiebe ich der lächerlichen Handlung des Anderen meine Einsicht und Absicht unter, dann entsteht durch einen nervösen Kitzel derjenigen Nerven, die man anatomisch das Sonnengeflecht genannt hat, und durch Uebertragung des Reizes auf die Zwerchfellsnerven und wiederum auf die Nerven der Gesichtsmuskeln, ein angenehmer Krampf jener Theile, dessen sichtbare Aeußerung man Lachen nennt, den freiwilligen Begleiter der Freude.

Man weiß aber auch, daß Freude stumm macht, ja

daß eine plötzliche, heftige Freude momentan getödtet hat. Mag zur Erklärung dieser dunkeln Region unseres Seelen- und Körperlebens auch oft eine krankhafte Anlage dienen, ein Gehirn- oder Herzfehler, so viel aber ist annehmbar, daß eine plötzliche, heftige Freude eine so ungewohnte, durch den Affect hervorgerufene Umstimmung des ganzen Nervensystems hervorzurufen vermag, daß Gehirn und Rückenmark in einen Zustand gerathen, der dann momentane Aufhebung aller Nervenfunctionen bewirkt und damit Aufhören des Lebens. In geringerem Grade bleibt es nur ein Krampf der Kehlkopfmuskeln; die Freude bleibt so lange laut- und wortlos oder stottert. —

Ruhe und Freude sind unvereinbar; es ist ein Widerspruch, zu sagen, daß man seine Freude an der Ruhe habe; der Mensch ist während der Ruhe in einem Zustande der Lust, aber ohne Streben; das Gleichgefühl im Schwerpunkte aller sinnlichen, gemüthlichen und geistigen Reize kann ihm Lust, Vergnügen gewähren, nichts weiter. Man beobachte sein eigenes Herz im Zustande der angenehmen Ruhe und in dem der Freude und man wird finden, daß Gefühle, Vorstellungen und Begehren in beiden sehr verschieden sind. Wenn das Herz außer dem ungestörten Gute des Daseins noch ein anderes fühlt und sich dadurch in Bewegung setzt, so ist es mehr als ruhig, es fühlt sich freudig. Vorbehältlich einer weiteren Unterscheidung muß hier bemerkt werden, daß in die Freude auch die Gefühle der Zufriedenheit, der Fröhlichkeit und Hoffnung eingeschlossen sind; die Zufriedenheit ist die Freude über etwas Vergangenes, die Fröhlichkeit die Freude über etwas Gegenwärtiges, die Hoffnung die Freude über etwas Zukünftiges.

Die Freude ist das Schönste, was uns die Natur gewährt und das Leben bietet, sie ist aber auch als Freude an der Gegenwart, als Fröhlichkeitsgefühl, das sich in bemerkbaren Ausdrücken äußerlich offenbart, das Flüchtigste, was, von froher, stiller Harmonie bis zum Jubel, durch unsere Seele klingt oder rauscht; sie ist eine Ausdehnung des Herzens, die nicht lange dauern kann, da das Herz, das Daseinsgefühl, bei jeder heftigen Erweiterung sich auf seine mittlere Grenze zwischen Ebbe und Fluth wieder zusammenzuziehen strebt. Je stürmischer und heftiger diese Fluth der Freude eintritt, um so kürzer ist sie und das Gemüth sinkt in Zufriedenheit oder angenehme Ruhe zurück. Hüte man sich, es nicht tiefer sinken zu lassen, als es vor der Freude war, denn Erschlaffung und Ermattung sind Unlust und Unfreiheit. Die Pulse unseres Herzens, welche Freude und Ruhe bezeichnen, gehen am Gesundesten und Wohlthätigsten von statten, wenn die Uebergänge nicht zu schroff und ungemessen sind. Diejenige Freude ist am Dauerndsten, die sich stufenweise erhob, also auf vergangene Momente gründet, die uns als Zufriedenheit nachlächeln, denn öftere, heftige Freude greift Nerven- und Empfindungsvermögen an, stumpft ab für mäßigere Freuden oder macht reizbar und begehrlich für das Uebermaß. Von diesem aber ist der Rückweg zur Erschlaffung und zum Ekel nur ein sehr kurzer. Es liegt in unserem Herzen der Hang begründet, nicht zufrieden mit dem Guten zu sein, was es besitzt, sondern stets etwas Besseres zu haben, bis die Verwöhnung nichts mehr finden kann, was Freude erregt; daher der Ueberdruß, die üble Laune, das mürrische und wankelmüthige Gefühl so vieler Menschen, die für Freude geschaffen waren. Der Mensch vergisst sich im Glücke leichter,

als im Unglück, aber er kommt auch im Glücke und dessen flüchtigem Rausche leichter wieder zur Besinnung, und ein Uebermaß der Freude führt bald auf das Niveau der ruhigeren Reflexionen zurück.

Der Mensch kann wirkliche, heftige Freude empfinden, ohne daß der Gegenstand an sich des Maßes der Erregung werth wäre; er ist es nur im momentanen Verhältnisse, in welchem derselbe just zu ihm steht. Es geht hiermit, wie mit dem Triebe zum Vergnügen; was die Wirklichkeit am Gegenstande mangeln ließ, ersetzt oft die Phantasie, der Contrast, die Neuheit, die Verdunkelung der Vernunft und der Verstandeskräfte. Freudentaumel ist immer mehr oder weniger Verdunkelung der Vernunft. Oft fragt man sich: was ist es denn eigentlich, worüber ich mich freue? Wir finden uns wieder und die Reflexion kühlt uns plötzlich ab, namentlich wenn der Verstand sich seines Schlummers schämt. — Aus solchen Betrachtungen ergiebt sich aber die Einsicht, daß die Freude, obgleich der glücklichste Zustand unserer Seele, dennoch nicht immer der Vortrefflichkeit des Gegenstandes entspricht, aber ich weise auf die vorhin gegebene Definition der Freude zurück, wenn ich hier hinzufüge, daß die Vorstellung, welche mich mit der Zuversicht erfüllt, daß der Gegenstand, der mich freudig erregt, der Erregung meiner Bestrebungen entspreche, auch eine fehlerhafte sein kann.

Man kennt die Freudenthränen, die so oft einer freudig erregten Mutter, einer seligen Braut aus den glücklich blickenden Augen perlen; wie die Freude Lachen, so kann sie auch die Erscheinung des Weinens bewirken. Die Seele weint aber nicht in der Freude, sie ist nur bis zur Rührung bewegt und hat kein anderes Organ dafür, als

das, wodurch Wehmuth und Schmerz sich zu erleichtern suchen. Schon Esau und Jakob weinten, als sie sich wiedersahen. — Allerdings mischt sich oft in die Freudenerregung eine Vorstellung von Schmerz, wie z. B. in die Freude über die vollbrachte Rettung einer geliebten Person, die lebend und froh oder unvermuthet in die Arme der Liebenden stürzt; es ist ein schnelles Erinnern des Schmerzes, Schrecks oder Entsetzens, das längst vorüberging, aber der Freude eine schnelle Beimischung von Wehmuth giebt, es sind oft traurige Vorstellungen und Gefühle, die bislang noch in der Seele lagen und plötzlich durch die Freude losgerissen wurden; Alles, was wir plötzlich von uns gerissen fühlen, erregt Schmerz; — jede Leidenschaft, jeder Affect aber erschüttert, zieht das organische Nervenleben in Mitleidenschaft und die Thräne quillt auch da, wo eine reine, von Vorstellungen vergangenen oder noch dauernden Schmerzes unvermischte, heftige Freude das Gemüth in plötzliche Erregung versetzt. Wer kennt Correggio's berühmtes Bild: ein Mädchen, welches beim Lichte einen Brief liest und dabei heftig weint? Weint die Lesende vor Schmerz oder vor Freude, fordert sie unser Erbarmen oder unser freudiges Mitgefühl heraus? Jeder, der das Gesicht, die begierige Spannung, die horchende Geberde versteht, wird von diesem Gemälde nicht mitleidig gerührt, sondern trotz der Thränen und des schmerzlichen Anscheins, glückliche Theilnahme empfinden; das wußte der Künstler und Seelenkenner treffend auszudrücken; denn man fühlt sogleich, daß das Mädchen den Brief schon zum dritten oder vierten Male liest; es weint die Freude in ihrem Angesichte, es lebt die Begierde darin, diese Freude, diese fast zum Schmerze gesteigerte Freude, durch die Wiederholung des ersten, plötz-

lichen Eindrucks von Neuem hervorzurufen und zu verlängern. Der Brief muß eine überwältigende Freudenbotschaft enthalten, denn eine Schreckensnachricht liest man nicht in dieser Weise und in dieser Begierde mehre Male hinter einander, man sucht den ersten Eindruck zu mildern und Herr darüber zu werden. —

Lavater hat eine quantitative Stufenleiter der Freude aufgestellt, die er als Zufriedenheit, Lächeln, Fröhlichkeit, Ausdruck der Freude durch körperliche Bewegungen, Gelächter, Freudenschrei, Freudenthränen und Entzücken charakterisirt. Wir finden hierin eine Bestätigung unserer Ansicht, daß er die Erscheinung des Weinens zu den höchsten Stufen der Erregtheit zählt, in die das Gemüth durch die Freude versetzt wurde. Vielheit und Geschwindigkeit der Vorstellungen und die hellere Klarheit derselben, wirken, wie in allen Gemüthsbewegungen, auch in der Freude als Ursachen der Heftigkeit mit. Die Freude kann betäuben und in ihrer Wirkung dem Schmerze und Schreck ganz ähnlich sein; wir glauben, diese Erscheinung durch die Deutung der Sprachlosigkeit, der Thränen im Momente der ersten Freudenerregung, verständlich gemacht zu haben.

Freude ist der Engel, den die Natur dem Menschen beigesellt hat, um das Leben zu verschönern und das Herz in seinem Daseinsgefühle zu erweitern. Aber der Mensch erkennt ihn nicht immer und jener zieht sich zurück, wenn er unbeachtet bleibt, oder dem niederen Spürhunde des Vergnügens nicht folgen mag, oder wenn in des Menschen Herzen Haß und Gleichgültigkeit wuchern. Mancher Mensch ist durch Temperament, Erziehung, Verstandesrichtung und Welt unfähig geworden, eine reine Freude zu empfinden — herzlos, engherzig bezeichnet treffend die meist selbst-

verschuldete Schranke seines Daseins. Freude entspringt aus Liebe und Hoffnung und steigert sich mit ihnen zum Streben in dieser Richtung. Dieses führt uns auf die Qualität der Freude. Das Wesen der Freude ist immer eins und dasselbe, ein im Sinne des Guten, Schönen und Natürlichen sich durch Gefühl, Begehr und Willen äußernder und über die Grenzen der engen Gewohnheit hinausschwellender Zustand der Seelenlust; Freude im schlechten, unedlen Sinne giebt es nicht, denn das Böse erweitert das Daseinsgefühl nicht, es negirt nur die hindernden Schranken der Lust, ohne die Seele selbst zu erweitern. Wahre Freude ist immer ein reines, veredelndes Fluthen der Gefühle, und wenn wir uns beobachten, werden wir finden, daß wir in der wirklichen Freude uns zu allem Guten und Schönen geneigter fühlen, daß andere unedlere Gefühle in uns schweigen, schlummernde gute Neigungen und durch anderweitige Leidenschaften verdunkelte Vorstellungen des Guten plötzlich erwachen; wir verzeihen in der Freude unserem Feinde, sprechen die Wahrheit, sind offenherzig und vergessen die Verstellung; der Geizige giebt freiwillig, wenn er es auch nach dem Freudenrausche bereuet, der Hartherzige wird mitleidig, der Rohe menschenfreundlich. Was Vernunft und Zwang nicht im Menschen vermochten, das kann die Freude thun. Es ist deßhalb ein Mißbrauch des Wortes und Begriffes, von Schadenfreude und ähnlichen unedlen Freuden zu sprechen; man verwechselt diese herrliche, sonnige Mittagshöhe des Seelenlebens mit der gemeinen Lust, die auch Thiere empfinden. In der wahren Freude tritt der Mensch aus seinen Fesseln der anerzogenen und erkünstelten Begierden heraus, die Vorstellungen erhellen sich, die Gefühle werden zeitweise geläutert. Wie viel schöne und gute Hand-

lungen würden unterblieben sein, wären sie nicht in der Freude geboren. Auch der Ehrgeizige kann diese reine Freude genießen, wenn er das Ziel seines Strebens erreicht; auch gemeine Triebe, wenn sie zur Freude führen, erhalten momentan eine verklärende Umwandlung, oder treten zurück, wie die Lampenflamme vor dem Sonnenstrahl.

Und wie mannichfaltig sind die Ursachen der Freude und ihr jedesmaliger Ausdruck, den die Gegenstände der Liebe, Hoffnung und Sehnsucht und die Mischungen des Temperamentes und der Verstandeskräfte hervorbringen! — Hier ist es die schöne Natur, dort die Kunst, hier der Mensch selbst, dort der glückliche Fund einer mühsam gesuchten wissenschaftlichen Wahrheit; dieses Mal freut man sich an der Wirklichkeit, ein anderes Mal an der Erinnerung, im seligen Nachsinnen. Schon die Vergegenwärtigung einer längst vergangenen, aber heftig empfundenen Freude erweckt den Zustand von Neuem; irgend ein Nebengegenstand, eine Landschaft, der Gesang eines Vogels, ein Wald, eine Blume, eine Musik, ein Gemälde zaubert die volle Empfindung der Freude zurück und ruft deren Handlungen abermals wach. Wohl dem Menschen, der sich freuen kann, er hat seine Seele für die schönste Fluth seines Daseinsgefühls rein und fähig erhalten! treten wir getrost zu dem Menschen hinan, der, ohne eine sichtbare, äußere Veranlassung, sein frohes Lied bei der Arbeit oder auf einsamem Wege singt und denken wir an Goethe's Wort: „Böse Menschen haben keine Lieder!"

Die Freude hat Schönheit und Werth in sich selbst; ein Dasein voll Schmerz, ohne alle Beimischung von Freude, würde sich selbst zerstören; um sich mit dem Schmerze versöhnen zu können, muß sich ihm die Freude zugesellen; jedes

lebendige Wesen, welches Empfänglichkeit für Freude besitzt, dürstet nach ihr, als nach dem Gefühle des erweiterten vollkommenen Daseins und der Erhöhung seiner Kräfte. — Das bloße Vergnügen kann von dem Angenehmen, dem Schönen und dem Guten herrühren; so lange aber jedes einzeln auf uns wirkt, bleibt diese Wirkung nur Vergnügen und wird nicht zum Wesen der Freude; diese wird inniger empfunden, breitet sich gleichförmiger über alle Kräfte des Gemüthes aus, erweckt ein Gefühl höheren Wohlbefindens und der Erweiterung des Herzens; das Angenehme, allein auf uns wirkend, erregt nur Lust, das Schöne allein nur Wohlgefallen, das Gute nur Achtung; treten diese Wirkungen aber, durch mehr als eine Ursache hervorgerufen und durch verwandte Empfindungen motivirt und verstärkt in uns auf, so verschmelzen sie zu dem Gefühle der Freude. — Die wahre Freude hat als charakteristische Eigenschaft die geistige Natur ihres Wesens; keine Lust sinnlicher Art wird sich zur Freude verklären, wenn nicht ein Gedanke, die Phantasie, der Verstand mitwirkt; die Empfindung des Vergnügens wird erst durch die Betrachtung zur Freude; jemehr geistige Bestandtheile in dieselbe einfließen, um so reiner prägt sich ihr Charakter als Freude aus; in dieser Freude giebt sich das Menschliche zu erkennen und der Grad der Empfänglichkeit für das Geistige in der Freude ist der sicherste Maßstab der echt menschlichen Entwicklung.

Wir unterscheiden im Leben Freuden der Sinne, des Geistes und des Herzens; während das Wohlgefallen am Schönen und Guten durch sich selbst zur Freude sich steigern kann, wenn verwandte Gefühle mit erweckt werden und jenes Wohlgefallen erhöhen und erweitern, bedarf die sinn-

liche Lust, die ganz im Eindrucke lebt und in diesem festgehalten wird, erst der Vermittlung der Betrachtung, um Freude zu werden. Man freut sich des Angenehmen in der Gegenwart nur, indem man gewahr wird, daß unser eigener Zustand ein vollkommener wird, also immer in Bezug auf Vorstellungen, welche der Verstand hervorruft; der körperliche Genuß ist nie Freude, sondern muß sich erst durch Vorstellung und Reflexion unter Mitbelebung des Gemüthes zu dieser erheben; es tritt also auch hier die geistige Natur der Freude hervor, nur bleibt der Charakter des Sinnlichen in ihr vorwaltend; das Sinnliche hat das Gewand des Geistigen angezogen, sich dadurch vermenschlicht. Phantasie und Verstand läutern die sinnliche Freude, deßhalb vermag die sinnliche Lust in der Erinnerung und Erwartung ohne fremde Beimischung zur Freude werden, da sie bereits diese Läuterung erfahren hat. Keine Erwartung, keine Hoffnung ist ohne Freude, keine Freude ohne Hoffnung oder ohne ein zum Hoffen erweitertes Herz. Da aber Alles, was aus der sinnlichen Lust stammt, sich auf unser Selbstinteresse bezieht, so ist auch die sinnliche Freude eigennützig und, sich selbst überlassen, nicht selten mit dem Sittengesetze streitend; das Edle empfängt sie erst aus der Läuterung durch Vorstellung, Phantasie und die Mitwirkung edler Gefühle. — Die Freuden des Geistes entspringen aus der lebendigen und harmonischen Thätigkeit unserer geistigen Kräfte, des Verstandes und der Phantasie, unter der Bedingung, daß diese Thätigkeit von keinem anderen Interesse gebunden, sondern eine freie sei, und keinen anderen Zweck habe, als sich selbst und die Befriedigung ihres Strebens. — Hierher gehören die Freuden des Nachdenkens, des Forschens, der Erweiterung unserer

Einsicht und Uebersicht, der Entdeckung von Wahrheiten, die Freude über eine bestätigte Ueberzeugung ꝛc. Für solche seligen, hohe menschlichen Freuden ist nur der Denker empfänglich, tausende von Menschen kennen sie leider nicht! — Solche geistige Freude empfindet auch der Künstler durch die Wirkung der Schönheit allein, indem er die volle Empfängniß für ihren sich ihm enthüllenden Zauber besitzt und sein Gemüth davon durchdringen läßt. — Die sogenannten Freuden des Herzens entspringen aus der geselligen und moralischen Natur des Menschen, aus den Befriedigungen, welche unseren edleren Neigungen und Bestrebungen zu Theil werden, aus den Bereicherungen unserer eigenen Gemüthswelt; hierher gehören die Freude am Guten, die Liebe, Freundschaft, das freudige Mitgefühl, das Gefühl der sittlichen Würde, der glücklichen Häuslichkeit, der Geselligkeit, jegliche Erwärmung unseres Herzens. —

Es bedarf sehr geringer Mittel, um in unserer Brust die einfache, wahre, natürliche Freude zu erwecken und zu unterhalten; es bedarf keiner mühsamen Aufsuchung und Vereinigung von Hülfsmitteln; eine empfängliche Gemüthsstimmung, ein offener, reiner Sinn für das Leben, Disposition zu Heiterkeit und Geselligkeit, ein reger Verstand, eine glückliche Phantasie und ein warmes Herz, das genügt, um der höchsten Freuden theilhaftig zu werden; dagegen erfordert die künstliche Freude sehr viele, oft mühsame Vorkehrungen, glänzender Veranstaltungen und kostspieliger Einrichtungen und dennoch bleibt deren Zweck gewöhnlich unerfüllt, es vermag diese künstlich veranstaltete sogenannte Freude kaum zum Bewußtsein ihrer selbst zu kommen und erlahmt und erstirbt bald an ihrer eigenen Ueberlastung mit künstlichen Hebeln, oder kehrt sich in Langeweile, Un-

befriedigung, Ueberdruß und forcirten Sinnenrausch. — Es gehört zum Wesen jeder wahren Freude eine gewisse Einfachheit, wenn sie Freude bleiben soll; auch die künstliche Freude erreicht ihren Zweck noch am Ehesten, wenn sie der Natur am Nächsten bleibt. Die einfachste, wahre Freude ist die stille Freude, das vertrauliche Beisammensein mit sich selbst und mit einverstandenen Menschen; wer sie kennt und ganz zu empfinden vermag, tauscht ein Stündchen derselben nicht für ein Jahr der lauten Weltfreude aus, die leider die Mehrzahl der Menschen sucht und Freude nennt, aber nur ein gewöhnlicher Rausch der sinnlichen Lust ist. Die innige Freude ist immer sanfter, stiller Art, je lebhafter sie wird, je mehr sie zur Fröhlichkeit wird, desto mehr verliert sie ihr günstiges Element und sinkt ins Sinnliche und Körperliche hinab und kann selbst gemein werden. —

Alles, was uns wahre, reine Freude gewähren soll, muß tadellos sein und der Natur entsprechen; es darf kein edles Gefühl verletzen, nicht die Gefühlsharmonie stören; es ist unmöglich, daß Etwas reine Freude gewähren könnte, was den sittlichen Sinn beleidigt, die Menschenwürde erniedrigt, den selbstsüchtigen Trieben schmeichelt; immer ist die wahre Freude eine unsträfliche, mit unserem ganzen Wesen in edlem Denken, Wollen und Empfinden einverstandene, denn es bleibt bei ihr Nichts in uns, was von ihr nicht mit ergriffen und beseelt würde. — Es giebt einen zarten Sinn für die Freude, der das Resultat eines reinen Herzens und des verfeinerten Gefühls für das Wahre, Gute und Schöne ist; glücklich, wer sich noch an anspruchlosen Dingen, an solchen aufrichtig freuen kann, welche Andere „Kleinigkeiten" nennen! — Es ist ein trauriger Wahn der Einbildung so vieler Menschen, daß sich etwas

Besonderes, Ungewöhnliches ereignen müsse, um sich freuen zu können; so verräth sich Derjenige, welcher für wahre Freude unempfänglich ist; er führt ein sehr armes, freudenloses Gemüthsleben.

Ich habe bereits die Freude an der Vergangenheit als das Gefühl der Zufriedenheit, die an der Gegenwart als Fröhlichkeit, die an der Zukunft als Hoffnung unterschieden. Unter allen Modificationen der Freude ist die Zufriedenheit diejenige, welche am Ruhigsten sich kund giebt und am Wenigsten zu Affecten geeignet ist; schon ihre Namensbezeichnung deutet auf Frieden, Seelenruhe hin. Da alle Gefühle durch die sie erregenden Objecte modificirt werden, das Vergangene aber, worauf die Zufriedenheit sich bezieht, in unveränderlicher Ruhe hinter uns liegt, so muß auch der Reflex dieser Ruhe in unsere Freude über das Vergangene einfallen. Dieser Charakter der Ruhe zeigt sich denn auch in dem natürlichen Ausdrucke des Zufriedenen; nichts Ungestümes liegt in Miene und Stimme, das Auge blitzt nicht, die Bewegung hüpft nicht, in Allem ist der Schwerpunkt des ruhigen Freudegefühls. Befanden wir uns im Zustande der Unzufriedenheit, des Mißvergnügens, hört aber die Ursache und Wirkung desselben auf, so empfinden wir, hierdurch zufrieden gemacht, den Contrast lebhafter, wir werden wieder froh, und diese Art der Zufriedenheit hat noch die wenigste Ruhe, sondern kann sich lebhaft ausdrücken, weil sie noch in die Gegenwart hineinragt. Die Fröhlichkeit, die Freude über etwas Gegenwärtiges, ist des stärksten und lebhaftesten Ausdrucks fähig, weil die Gegenwart überhaupt am Stärksten auf das Gemüth wirkt; aus diesem Grunde ist aber auch die Fröhlichkeit im Stande, alle guten und schlechten Wirkungen hervor-

zubringen, welche aus Affecten entstehen; der Fröhliche ist geneigt zu Wohlwollen, Versöhnlichkeit, Dienstfertigkeit, zur Ausübung aller geselligen Tugenden. Es ist aber auch die Lebhaftigkeit der Fröhlichkeit unter allen anderen Modificationen der Freude am leichtesten fähig, andere Affecte und selbst Leidenschaften verstummen zu machen; die Kraft der Fröhlichkeit macht während ihrer Dauer das stolze Selbstgefühl, den Dünkel auf Stand, Geburt oder Reichthum vergessen und zieht den sonst geringschätzend behandelten, den unterwürfigen oder ärmlicheren Menschen zum Mitgenossen heran; „Bettler werden Fürstenbrüder!“ —

Die Hoffnung ist ein freudiges Erwarten, eine erwartete Freude, das freudige Gefühl, welches ein vorhergesehenes oder gedachtes Gutes in uns wach ruft; je gewisser diese Erwartung durch äußere Umstände oder unsere Vorstellungen in uns erscheint, desto stärker ist auch die Freude der Hoffnung; je ungewisser, desto mehr wird sie durch Einmischung des Unangenehmen abgeschwächt; im höchsten Grade der Gewißheit steigert sich die Hoffnung zur freudigen Zuversicht, im entgegengesetzten Falle sinkt sie zur bangen, ängstlichen Hoffnung herab. Das Gefühl der Hoffnung kann seine Quelle mehr im Verstande, oder mehr in der Phantasie oder Sinnlichkeit liegen haben und hieraus schöpfen, hierdurch aber ein mehr oder weniger vernünftiges, klares oder undeutliches, sinnliches Hoffen sein; die dunkelste Hoffnung, ohne Bewußtsein eines verständigen Grundes, nennen wir Vorgefühl oder Ahnung, und Menschen mit lebhaftem Gefühls- und schwachem Verstandesvermögen geben sich gern diesen Ahnungen als einer inneren weissagenden Stimme hin. Der natürliche Ausdruck der Hoffnung ist freundlich; Miene und Auge ver-

rathen die Freude, der offene Blick sucht unbewußt die Ferne oder den Himmel, als räumliche Symbole der Zukunft; je ungewisser die Hoffnung, desto unstäter und suchender wird der Blick.

Die Hoffnung ist eine der wohlthätigsten Gaben, welche die Natur in unsere Seele legte, um uns fähig zu machen, unter den mancherlei Leiden und Schicksalen der Gegenwart das Gemüth aufrecht zu erhalten oder wieder aufzurichten; sie ist eine freundliche Begleiterin des Menschen durch das Leben und zeigt selbst über das Grab hinaus auf Frieden hin; sie führt uns, um mit Schiller'schen Worten zu reden, „ins Leben ein, umflattert den fröhlichen Knaben, begeistert den Jüngling und stirbt im Greise nicht ab." Nur diejenigen Leiden sind unerträglich, welche hoffnungslos sind, wie z. B. die quälende Reue bei Gewissensnoth über begangene Handlungen, die nicht wieder ungeschehen gemacht werden können.

Eine gänzliche Hoffnungslosigkeit in leidendem Zustande wird *Verzweiflung* genannt, die in ihren höheren Graden der schrecklichste Gemüthszustand ist. Die Verzweiflung erfaßt besonders solche Seelen, die sonst zu Zorn und Haß geneigt waren und nun Reue über fluchwürdige Handlungen fühlen; hier wird der Seelenschmerz zur Leidenschaft, verdunkelt Vernunft und alle anderen Gefühle im Bewußtsein der Schuld, der Selbstanklage und Selbstverachtung, und treibt zur Selbstvernichtung, zum Selbstmorde. — Es giebt eine sogenannte *stille* Verzweiflung, wo alle Seelenkräfte im höchsten Grade niedergeschlagen und gelähmt sind und der Mensch stumm, bewegungslos und ohne Thräne, dem Zeichen eines Strahls von Hoffnung, sich seinem Schicksal überläßt; und eine *laute, tobende* Verzweiflung, wo

alle Seelenkräfte sich in wildem Aufruhr befinden, der Mensch gegen sich selbst wüthet, sich das Haar ausrauft, Brust und Stirn zerschlägt und dem Tode entgegenstürzt. Das ist jene Verzweiflung, welche Schiller, in edler Form der Ursache und des Ausdrucks, den Max Piccolomini im „Wallenstein" austoben läßt, indem er ruft: „O! ginge es von hier gerade in das Feld des Todes, und alle Schwerter durchdrängen meinen Busen! Es ist nicht wohlgethan, zum Führer den Verzweifelnden zu wählen! Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan, der Rachegöttin weih' ich Eure Seelen!" Dagegen malt Shakespeare die stille Verzweiflung in Othello, der nach begangenem Morde von der Unschuld der Gattin überzeugt, anhebt: „Fürchte Nichts, wenn Du mich gleich bewaffnet siehst; hier ist das Ende meiner Fahrt, mein Ziel! Du trittst erschrocken zurück? Deine Furcht ist umsonst; Du darfst nur ein Schilfrohr auf Othello's Brust zücken und er weicht zurück!" Diese stille, alle Kräfte lähmende Verzweiflung tritt ein, wenn die Vorstellung der Rettungslosigkeit des Seelenzustandes vorherrschend ist, denn es vermag die Seele nur dann eine Kraft anzustrengen, sobald noch die Vorstellung des möglichen Gelingens, wenn auch nur dunkel und schwach, in der Seele schimmert; wo diese aber noch obwaltet, da gewinnt die Kraft noch den Grad der Reaction, wäre es auch nur, um durch den Entschluß zur Selbstvernichtung sich seinem Schicksale zu entziehen. Die tobende Verzweiflung tritt gewöhnlich dann auf, wenn das Gefühl der Unschuld zu Grunde liegt, während das Gefühl der Schuld meistens zur stillen Verzweiflung führt. —

Zu allen Handlungen, welche wir zur Erreichung irgend

eines Zweckes ausüben, wirkt die Hoffnung mit, denn ohne sie gäbe es kein bestimmtes Begehren, höchstens einen Wunsch, und noch weniger ein wirkliches Handeln; sie macht uns thätig, aber sie treibt uns auch an, das Gute zu thun und das Böse zu unterlassen, denn die erwarteten guten Folgen unseres Thuns sind gerade der treibende Reiz, der uns in Bewegung setzt und die Opfer nicht scheuen läßt; bei gewöhnlichen Menschen, die sich nicht so weit erheben können, das Gute seiner selbst willen zu thun, ist die Hoffnung auf den Lohn die einzige Triebfeder, welche sie überhaupt zu einem guten Verhalten bestimmt. Die Hoffnung und ihr höherer Grad, die Zuversicht, erzeugt auch den Muth zu unseren Unternehmungen und Handlungen (vergl. Furcht); dieser Muth ist die Zuversicht unter schwierigen Verhältnissen und Bedingungen, welche überwunden oder erfüllt werden müssen; wer muthig in eine Gefahr geht, tritt voll Zuversicht hinein, daß sein Streben gelingen werde. Den Muth in Gefahren nennt man Herzhaftigkeit, und bei hoher Anstrengung seiner Kraft: Tapferkeit*), Muth in Ausdauer bei Schwierigkeiten oder in Leiden heißt Standhaftigkeit. Der höhere Grad des Muthes ist Kühnheit und falls sie etwas Vernunftwidriges, Unmögliches erreichen will, oder sich um unbedeutende oder unerlaubte Zwecke in große Gefahr stürzt, Tollkühnheit. Aller Muth hat als Voraussetzung das Kraftgefühl; dies allein erweckt das feste, freudige Erwarten des Gelingens, die Zuversicht unter schwierigen Bedingungen; nur wer seine Kraft fühlt, kann

*) Diesem Sprachsinne nach sagt man auch: tapfer arbeiten, tapfer laufen, aushalten, und im Lateinischen bedeutet Fortitudo: Tapferkeit, Kraftanstrengung, Stärke.

freudig hoffen, seine Kraft erfolgreich anstrengen und ausdauern; schon das Angenehme dieses Gefühls belebt die verwandten Kräfte, erweckt Entschlossenheit und Geistesgegenwart und fördert das Gelingen. Das deutet der Volksmund durch das Sprichwort an: „Muth hat Glück", obgleich es richtiger heißen sollte: Muth schafft Glück. — Es erhellt aus diesen Betrachtungen, wie wichtig es für das Glück des Menschen, dessen Streben und Realitätsbewußtsein ist, sich den auf Kraftgefühl gründenden Muth zu erwerben, namentlich für den Mann, dessen schönste Eigenschaft der Muth seines Kraftgefühls ist, für dessen Reiz das weibliche Geschlecht ganz besonders empfänglich sich zeigt. Muth hat auch auf die Sittlichkeit einen wohlthätigen Einfluß, denn nicht allein erfordert die Ausübung der Tugend Muth, sondern dieser belebt auch das Gefühl des eigenen Werthes und der Selbstachtung. — Das gilt vom einzelnen Menschen und von ganzen Völkern.

Traurigkeit. — Gram. — Seelenschmerz. — Furcht.

Lust und Unlust sind die beiden Grundstimmungen, in welchen die Seele wie im Sonnenschein und Wolkenschatten sich bewegt; wie es aber in der äußeren Natur dauernde Wolkentage giebt, so auch in der Seele dauernde Unlust; wie der Sonnenschein das Leben weckt und erhebt, der Wolkenschatten aber die Blüthen schließt und das Leben mäßigt, so auch Lust und Unlust der Seele, die das Gemüth erwecken oder deprimiren. Der Mensch sagt von sich: „ich bin betrübt, traurig" und es ist Alles damit gesagt, was die Seele fühlt und nicht fühlt, begehrt und nicht begehrt; alle Regungen und Strebungen der Lust schlummern in ihr, die

Vorstellungen sind finster, ohne sonnige Beleuchtung, das Gemüth ist gedrückt, belastet; die Seele fühlt eine sinnliche Unlust, Unbehaglichkeit, Unaufgelegtheit, Angst in Folge des Schwächegefühls; das Leben des Rückenmarkes ist herabgestimmt, daher der schwächere, trägere Herzschlag, das schwerere Athmen, die Stockung des Blutlaufes, die Erschlaffung der Muskeln; daher das Gefühl der Last auf der Brust, die Einsylbigkeit, der matte Sprachton, das Seufzen, das Weinen, der gesenkte Kopf, der schleppende Gang, das Längerwerden des Gesichtes, die Trübheit der Augen, die Bläße, das Ergrauen der Haare, das Aufsuchen der Einsamkeit, die mancherlei Störungen körperlicher Functionen in Ernährung und Absonderung, die Folgen der Blutanhäufung im Unterleibe, die schwerathmenden Lungen. —

Die Sprache hat für die deprimirenden Gemüthsbewegungen dieser Art verschiedene Ausdrücke; Betrübniß, Traurigkeit, Kummer, Schwermuth, Gram und Harm; es sind Steigerungen der dauernden Unlust, immer aber ist der Zustand das Gegentheil der Freude und es fehlt ihm Alles, was ich bei Betrachtung derselben gesagt habe. Die Traurigkeit oder Betrübniß ist insbesondere das Gefühl der Unlust in Beziehung auf ein Vergangenes, das entweder in uns nachwirkt oder uns fehlt, oder welches das Streben des Ungeschehenmachens oder Wiederersatzes an der Vorstellung der Unmöglichkeit scheitern und erschlaffen läßt. Dadurch entstehen die Varietäten der Betrübniß, als Wehmuth, Schwermuth, Heimweh, Reue ꝛc. — Eben durch diesen Bezug des Gemüthes auf ein Vergangenes unterscheidet sich die Betrübniß von der Besorgniß, und ihrem höheren Grade, der Furcht, die sich auf ein Zukünftiges bezieht, während Gram oder Harm, die aus der Gegenwart

hervorgehende Traurigkeit ist. Diejenige Traurigkeit der Seele, welche wir über entschwundenes, mit der Vorstellung der Unwiederbringlichkeit verknüpftes Angenehmes empfinden, wird insbesondere Wehmuth genannt, der reine Gegensatz von Frohsinn, und so wie dieses die lebendigste Gefühlsweise der Zufriedenheit, so ist die Wehmuth die niederschlagendste und schmelzendste Art der Traurigkeit. —

Bei keiner Gemüthsbewegung wirken die Körperzustände leichter und häufiger mit, als bei der Betrübniß und deren Arten; es ist nicht immer sofort zu unterscheiden, ob die Seele ihre Ursachen der Trauer in sich selbst und von äußeren Ereignissen, oder durch eine Verstimmung des Körpers und besonderer Organe empfing; Temperament, Charakter, Neigungen, sittliche Vorstellungen und Schicksale vermögen dann auch der körperlichen Ursache einen specifischen Seelenausdruck zu geben. Hob die Ursache der Betrübniß in der Seele zuerst an, so zieht sie auch bald den Körper in Mitleidenschaft; unglückliche Liebe, Schmerz über Verluste an Personen und Gütern, Heimweh nach der Stätte, an die wir die Vorstellung des alleinigen Glückes fesseln, Gram über Kränkungen und unverschuldetes Leiden, Kummer über die Hemmung unseres Willens, unserer Wünsche und Neigungen, Reue über eine begangene That, Schwermuth in Sehnsucht nach Verlorenem und Unersetzlichem, eine schwarze Vorstellung von der Welt und den darin erworbenen Erfahrungen, machen, wenn sie länger dauern, den Körper erkranken, und dieser nährt alsdann rückwirkend den Gemüthszustand durch dunkle Zuleitungen der organischen Verstimmung in das Gehirn und Bewußtsein, erweckt entsprechende Vorstellungen und macht das Temperament geneigt, das Gefühlsleben in gleichem Sinne gestimmt zu erhalten. —

Jedermann weiß, wie Heimweh krank macht, Traurigkeit und Gram, mögen sie aus reellen oder eingebildeten Ursachen entstehen, den Körper abmagern, abhärmen, Verdauung und Absonderungen stören, Nervenzufälle, selbst Wassersucht erregen können. — Und umgekehrt ruft Wassersucht oft Schwermuth hervor. — Eine rasch vorübergehende Unlust der Seele kann sich allerdings als Betrübniß kund geben, hat aber keine Bedeutung als Traurigkeit, Gram 2c.; diese begreifen immer eine Dauer in sich, sie sind begleitet von Schmerz, Düsterkeit, Unbehaglichkeit, Schwächegefühl, Angst oder Abstumpfung. Wie der Schmerz im Physischen, hat auch die Seele ihren Schmerz, der, wenn er zum höchsten Grade gesteigert ist, das ganze Dasein so vernichtend ergreift, daß es nicht mehr existiren zu können sich fühlt, und dieses ist der furchtbare Seelenschmerz, den man auch ein gebrochenes Herz zu nennen pflegt, der, wenn er noch so viel Kraft sammelt, um in letzter Leidenschaft oder Verwirrung gegen seinen Untergang zu reagiren, in die schreckliche Aufregung und Erscheinung der Verzweiflung geräth, die so oft zum Selbstmorde führt. — Die schuldlose, von anderen Leidenschaften nicht durchkreuzte Traurigkeit kann in Gram und Seelenschmerz sich steigern, sie kann durch körperliche Einflüsse zur höchsten Schwermuth gelangen, aber sie kommt nicht zur Verzweiflung; hiergegen schützen sie Selbstachtung, Sitte und Glauben.

Derjenige Zustand der Traurigkeit, welcher mit schüchterner Unentschlossenheit und Charakterschwäche verbunden ist, quält die Seele am Meisten. Sobald der Mensch einen Entschluß gefaßt hat, fühlt er festeren Grund unter sich und die Seele beginnt sich zu heben. Wir können dem Schmerze nicht wehren, daß er uns angreift, aber wir können uns

gegen ihn vertheidigen, hindern, daß er nicht zu tief eindringt, uns nicht beherrscht, nicht dauernd und in uns heimisch wird; ein sittlicher Mensch besitzt genug starke Mittel, die jedem Schmerze gewachsen sind, und der Seele den rechten mittleren Ton zurückgeben. Wir müssen zwar weinen, aber nur zur Erleichterung der belasteten Brust, nicht zum Auflösen und Zerfließen der Seele. — Das Temperament erweckt oft Traurigkeit, ohne die Ursache davon zu wissen; es giebt Seelen, die in der Traurigkeit eine Lust empfinden; wir treffen dies aber nur bei solchen Menschen, die keiner besseren Gemüthserhebung fähig sind, bei schlaffen Seelen, ohne Streben und Begeisterung, die schon eine Lust daran empfinden, wenn sie nur einmal bewegt werden, geschähe es auch nur durch die geringwogende Bewegung der Traurigkeit. Eine wirkliche, tiefsitzende Trauer aber führt zu Erschlaffung und, wenn der Körper in Mitleidenschaft geräth, in die qualvolle Stimmung der Schwermuth; diese ist ein Klima, worin alle Freudenkeime ersticken, wo das, was früher Vergnügen gewährte, keinen Reiz mehr bietet; was Anderen Lust erregt, stimmt den Traurigen zu größerer Unlust, wird ihm unerträglich und macht ihn verdrießlich; er flieht den Umgang und Alles, was der Freude ähnlich sieht; der Traurige vernachlässigt Pflichten, Geschäfte und Freundschaft, sein Wille wird wankelmüthig, seine Seele empfindlich, das trübe Bild der Vergangenheit trübt nach und nach auch den Blick in die Zukunft, es mischt sich mit der Trauer auch die Besorgniß. Dadurch wird der Mensch für Trost immer schwerer empfänglich; einsame Wälder und Thäler, düstere, wilde Naturumgebungen, die ein Spiegelbild seiner vereinsamten und finsteren Seele sind, locken ihn an; die tiefste Traurigkeit flieht Farbe und Licht. Da die Welt nichts darbietet,

was Trost und Anziehung gewähren könnte, so ist die Traurigkeit sehr geneigt, im Uebersinnlichen zu suchen, was sie in dem realen Leben nicht findet, und geräth leicht in religiöse Schwärmerei, Andächtelei und fromme Verzückung. Die Traurigkeit ist die sanfteste und am Meisten passive Art des Seelenschmerzes, der Harm hingegen die heftigste und activeste; er hat die größte Gewalt über den Körper und der Mensch kann sich „abhärmen".

Traurigkeit, Seelenschmerz, können der Erscheinung des Menschen einen verklärten Ausdruck geben und sogar schön sein, Verzweiflung aber ist immer eine unedle, unschöne Erscheinung und erregt Abscheu und Grausen, denn sie zeigt das Bild eines innerlich zerrütteten Menschen, und nichts widersteht uns mehr, als wenn wir unseresgleichen in dem Zustande sehen, der uns an die Möglichkeit der Zerrüttung unserer selbst erinnert. Es ist dieses Abscheugefühl aus demselben Instinkte erwachsen, den ein Mensch beim Anblicke einer Leiche, eines Wahnsinnigen empfindet.

Das künstlich eingerichtete Leben der Gesellschaft bietet so viele Gelegenheiten und Veranlassungen zur Traurigkeit, und die Entsittlichung und Frivolität der Gesinnung so viele Steigerungen der Traurigkeit zur Verzweiflung dar, daß die Zahl der Selbstmorde, die letzte und höchste That der Selbstverachtung, in bedenklicher Weise wächst. Wenn sich Tausende, die Hand auf das Herz legend, ohne Selbstbeschönigung fragen könnten und wollten, ob sie sich wirklich selbst achten müßten, so würden Tausende verstummen oder überrascht in sich suchen, was sie, außer ihrem Egoismus, eigentlich lieben und achten dürften; die wenigsten Menschen haben sich einmal selbst geprüft, ihr Inneres gleicht einem unordentlichen Haushalte, in welchem keine Controle stattfindet,

und man nicht weiß, was man hat und nicht mehr hat. Kommt ein solcher Haushalt einmal in die Noth einer Revision, dann fällt sein künstliches Gebäude plötzlich in Zerrüttung zusammen; so fällt auch der Seelenhaushalt vieler in den Tag hineinlebender Menschen zusammen, wenn die Traurigkeit sie auf ihr Inneres zurückweiset, und es bricht die innere Zerrüttung in Verzweiflung aus. Mancher Mensch ist ein äußerlich stattliches, innerlich baufälliges Haus, man wagt nichts daran zu ändern, nichts anzurühren, damit es nicht ganz aus den Fugen geräth und zusammenbricht; man scheuet die Einsicht, um sich nicht zu beängstigen. Kömmt aber einmal der Sturm in dies Haus, so hat es keinen Anhalt, keine innere Stütze und der Eigenthümer läuft verzweiflungsvoll hinaus. — Jeder Verzweifelnde hat seine Anhaltslosigkeit selbst verschuldet; in unser sittliches Gefühl des Mitleids mit einem Selbstmörder mischt sich stets die Verachtung; die frivole Welt nennt ihn oft einen Narren. —

Hinsichtlich der Stärke des Gefühls im Allgemeinen liegt die *Furcht* in der Mitte zwischen der sanfteren Traurigkeit und dem heftigeren Harm, obgleich sie auch unter Umständen schwächer als erstere und stärker als letzterer im Gefühle auftreten kann. Ich habe bereits die Furcht als diejenige unangenehme und schmerzliche Seelenempfindung definirt, welche aus der Vorstellung des Zukünftigen hervorgeht; dieses Zukünftige muß uns als ein *Uebel* vorstellig und als *möglich* in der Verwirklichung gedacht werden; es ist daher das Wesen der Furcht ein „schmerzliches Erwarten." — Je gewisser das Zukünftige erwartet wird, desto lebhafter versetzen wir uns in unseren Gedanken in die Lage, als wenn es schon wirklich wäre, und es muß deßhalb

unser Furchtgefühl dadurch gesteigert werden. — Dasselbe gilt von der Vorstellung über die Größe und Bedeutung des erwarteten Uebels, und es wird, falls dasselbe ungewöhnlich groß gedacht wird, die Furcht auf ihren höchsten Grad, des Grausen gesteigert. Je nachdem die Furcht allmählig oder plötzlich geweckt wird, ist auch der Grad ihrer Heftigkeit und ihres Ausdrucks verschieden; eine plötzlich entstehende Furcht ist Schreck, ein plötzlich entstehendes Grausen ist Entsetzen. Hinsichtlich der Aeußerungen der Furcht gehört sie zu derjenigen Art von Affecten, welche die mannichfaltigsten Wirkungen hervorzubringen vermag, aber ihr charakteristischer Zug ist allemal Abspannung und Niederdrückung der Kräfte, also das directe Gegentheil von Hoffnung. —

Die Furcht regt zwar scheinbar auf, ist aber doch ihrem Wesen nach eine deprimirende Gemüthsbewegung. Alles Erwarten, auch das freudige, ist mit den Zeichen der Aufregung verbunden, wie Anhalten des Athmens, wodurch immer ein Angstgefühl bewirkt wird, das nun wieder von Schwächung der Muskeln, der Stoßkraft des Herzens, und, in Folge davon, von Ansammlung des Blutes in Herz, Lungen und Venen begleitet ist. Die Beängstigung ruft die Reaction des Herzens auf, die Blutmasse fortzuschaffen, da ihm aber die Kraft mangelt, so entsteht Herzklopfen und schneller, kleiner Puls. Das Ansammeln des Blutes im Herzen und den großen, tieferen Pulsadern hat Blutleere in den Hautgefäßen zur Folge, es entsteht Bläße, namentlich im Gesichte bemerkbar, Kälte, Frostgefühl, Gänsehaut; — die Nerven der Muskeln sind in ihrem erregenden Einflusse auf dieselben geschwächt, aus dem Kampfe des Willens und der Muskelversagung entsteht Gliederzittern, Zähneklappern.

Nur fester Wille und Entschluß können die Muskeln oft in eine erzwungene und dann ungemessene Thätigkeit versetzen, die dann als Kraftäußerung, Ausdauer im Laufen und Widerstande auftritt und die Fälle betrifft, wo man sagt, daß die Furcht einem Menschen ungewöhnliche Kräfte verliehen habe. Kreiset bei gewissen Personen mit kräftigem Herzen und starker Circulation das Blut durch die erschlafften, feinsten Gefäße der Haut, so entsteht der sogenannte Angstschweiß; wo er in solchen Fällen nicht eintritt, da entsteht aus ganz gleichen Ursachen in den Schleimhautgefäßen des Darmkanals der Angstdurchfall. Engbrüstige, muskelschwache, kränkliche Personen sind zur Furcht geneigter, als solche, die das Gegentheil in ihrer Constitution zeigen. —

Hier haben wir ein organisches Bild der Furcht. Die Seelendisposition dazu pflegt man Zaghaftigkeit zu nennen, das Gegentheil Muth, dessen bei der Hoffnung schon gedacht worden ist. — Es giebt eine Seelenstimmung, die durch Vorstellungen, sinnliche Gegenstände, Phantasie sehr leicht in einen furchtsamen Zustand geräth, den man Grauen nennt; die Seele ist für Alles, was sie zum Grauen bringt, höchst empfänglich; schon die subjective Vorstellung, die Erinnerung an das Grauen und seinen Gegenstand bringt es hervor. Es bedarf nicht immer eines bestimmten Gegenstandes, es wandelt die Seele ein Gefühl der Unheimlichkeit an, schon die Dunkelheit erregt Grauen, das Gefühl furchtsamer Unsicherheit und dunkel vorschwebender Gefahr. Hierher gehört auch die Gespensterfurcht, welche Menschen, namentlich Kinder befällt, wenn sie, ohne jemals ein Gespenst anders als im Bilde gesehen zu haben, ihre Phantasie durch Lectüre von Mährchenbüchern und Erzählung aufregten. Wo dieses Grauen nicht in einem besonderen

organischen Zustande des Nervensystems, Herzens und der Blutbewegung begründet liegt, ist es stets Folge einer mangelhaften Erziehung, welche der Phantasie zu viel Spielraum ließ, ohne die Verstandeskräfte gehörig im Gleichgewichte auszubilden. Eltern und Erzieher, deren gesunde Kinder und Anbefohlenen sich vor Dunkelheit, Mitternachtstunde und Gespenstern fürchten, nicht allein in finsterer Kammer einschlafen mögen, oder davon laufen, wo muthige Kinder stehen bleiben, haben sich nicht zu beklagen, sondern zu schämen. — Es würde aber auch ebenso unvernünftig, wie erfolglos sein, einem furchtsamen Menschen, mag er Kind oder Erwachsener (großes und altes Kind in diesem Falle) sein, gewaltsam das Grauen und die Furcht zu entwöhnen, ihn dem Gegenstande oder Klima seines Grauens zwangsweise allein zu überlassen, in finstere Räume zu sperren, durch künstliche Erweckung der Furcht und Enttäuschung dieselbe lächerlich und dem Verstande thöricht erscheinen zu lassen — solche Experimente sind höchst gefährlich und können selbst tödtlich wirken; der Furchtsame wird niemals zwangsweise von seiner Furchtsamkeit befreiet, im Gegentheile haben alle derartigen Versuche eine Zunahme derselben erwiesen, abgesehen davon, daß die Nerven durch dergleichen Aufregungen überreizt werden und Krankheiten, namentlich Fieber, Krampf und Epilepsie, entstehen können. Allein eine methodische Entwicklung der Verstandeskräfte, eine vernünftige Vorstellung der Ungereimtheit und Grundlosigkeit der Furcht, die Aufrufung der eigenen Urtheilskraft vermögen den Furchtsamen und Grauenden zu heilen. Aus dieser klareren Ausbildung der Verstandeskräfte erklärt sich auch die Beobachtung, daß furchtsame Kinder ihr Grauen verlieren, wenn sie älter und verständiger werden. Zag-

haftigkeit und im höheren Grade Feigheit, sind angeborene Stimmungen der Seele, gegenüber dem Muthe, Grauen aber ist immer die Wirkung von Vorstellungen, die das Kind erhält. Hierin verfehlt die erste Erziehung noch allgemein ihre Pflichten, denn es ist eine ausgebreitete Gewohnheit, Kinder mit Mährchen zu unterhalten, welche die Phantasie erregen und von der Wirklichkeit und zugleich von der Mitwirkung des Verstandes entfernen, Kinder, anstatt durch vernünftige Einrede und Strafe zum Gehorsam zu bringen, durch „Bangemachen" mit dem schwarzen Mann, dem „Butzemann" und ähnlichen, der Phantasie allein angehörigen und dieselbe beängstigenden Schreckbildern einzuschüchtern und später, wenn die zwölfjährigen Kinder Abends nicht allein in ein dunkles Gemach, in Keller und auf Böden, nicht an einem Kirchhofe vorbeigehen mögen, die ersten Wärterinnen anzuklagen, während doch die unverständigen Eltern selbst ihren Kindern zu Weihnachten Mährchenbücher mit Bildern zu schenken pflegen, die der jungen, vom Verstande noch nicht geleiteten Phantasie ein unheimliches Gespensterreich erschließen, das der kindliche Sinn, der noch nichts Uebersinnliches fassen kann, nun in die Wirklichkeit versetzt, und das Begegniß fürchtet.

Die Abspannung und Niedergeschlagenheit, welche die Furcht hervorbringt, trifft besonders die geistigen Kräfte, unter ihnen vorzugsweise das Denkvermögen und den Verstand; bei furchtsamem Herzen ist der Mensch wohl zum Denken geschickt, zumal auch die Furcht, wie jedes lebhafte Gefühl, die Aufmerksamkeit auf sich und seinen Gegenstand fesselt und den Geist für andere Vorstellungen zerstreut macht; der Mensch verliert in der Furcht den Kopf, wie das Volk sagt, d. h. sie lähmt seine Denk- und Urtheilskraft;

aber auch das Gedächtniß wird von Furcht geschwächt, was wir so oft an öffentlichen Rednern sehen, welche Furcht empfinden und, trotz des guten Auswendiglernens der Rede, sich nicht besinnen können, ins Stocken gerathen und stecken bleiben. Aus der Abspannung und Depression der geistigen und körperlichen Kräfte entsteht das Gefühl von Schwäche und Ohnmacht, welches die Furcht immer begleitet und dadurch wieder dieselbe verstärkt. Die körperliche Abspannung giebt sich z. B. recht deutlich zu erkennen, wenn der von Furcht und Angst Erfüllte davon laufen will, aber nicht kann; er fühlt, wie der Volksmund es ausdrückt: „Blei an den Füßen", oder es scheinen ihm die „Hacken lang geworden" zu sein. —

Dennoch, bei dieser lähmenden, auflösenden Wirkung der Furcht, regen sich zugleich zweierlei Seelenthätigkeiten, die Vorstellungen der Einbildungskraft und das Streben, der Furcht entgegen zu wirken. Es regen sich in der Phantasie sehr lebhafte Vorstellungen, welche mit der Furcht zusammenstimmen, es erheben und verketten sich unheimliche, drohende, „fürchterliche" Bilder, und es wird deren Einwirkung auf das Gemüth um so heftiger, als dieses sich in einem passiven, zur Beherrschung der Phantasieschöpfungen nicht fähigen Zustande befindet. So wirkt die Furcht auf die Phantasie ein, diese steigert wieder die Furcht und dadurch erhalten die Phantasiebilder wiederum eine lebhaftere Färbung, oft so stark, daß sie, namentlich bei Verdunklung des prüfenden und unterscheidenden Verstandes, für wirkliche Gefühle gehalten werden. (Vergl. die Wechselwirkung der Gefühle und Einbildungen, I. Abtheilung, a. b.) Die Furcht erregt aber auch, so weit es die niedergedrückten Kräfte zulassen, das Streben der Gegenwirkung, was der

Furchtsame besonders durch körperliche Aeußerungen zu erkennen giebt; so beginnt er in der Herzensangst zu singen oder zu pfeifen, oder drückt den Körper nieder, zieht sich zusammen, streckt die Hände aus, sucht sich vor dem Objecte seiner Furcht zu verbergen, indem er die Augen schließt oder die Hand davor legt; es kriecht der von Gespensterfurcht Ergriffene unter die Bettdecke ꝛc.; es finden bei diesen Abwehrungen oft viele zweckwidrige Geberden und Handlungen statt, weil der Verstand in der Furcht kein schnelles und richtiges Urtheil hat. Hieraus erklären sich die natürlichen Ausdrücke eines Furchtsamen und Erschrockenen. Ich habe schon angegeben, daß der Schreck eine plötzlich eintretende Furcht ist, also muß die körperliche Erscheinung des Erschrockenen dieselben Ausdrücke, wie die Furcht zeigen, nur durch die Plötzlichkeit modificirt; während der Furchtsame in sich zusammen kriecht, fährt der Erschrockene heftig zusammen; alle Wirkungen der Furcht sind im Schreck zur größten, gewaltsamen Heftigkeit gesteigert, darum aber auch oft lebensgefährlich und die Lebenskraft tödtend; es bleibt ein sehr riskantes Experiment, Nerven- und Geisteskranke durch die gewaltsame Erschütterung des Schrecks zu heilen, wie es z. B. bei Wahnsinnigen glücklich abgelaufen ist, die unvermuthet in's Wasser gestürzt wurden, und es ist durchaus verwerflich, wenn man, wie so oft geschieht, Menschen, die von krampfhaftem Aufschluchzen befallen sind, durch ein jähes Erschrecken von ihrem Krampfe befreien will. — Wie man sich gegen die Furcht allmählig abstumpfen kann, so vermag die Seele sich auch allmählig gegen den Schreck abzuhärten, wenn sie überhaupt nicht durch Constitution und Erziehung die habituelle Grundstimmung der Furchtsamkeit und Feigheit erhalten hat. Da aber der

Schreck mehr durch die organischen Gruppen, namentlich die Nerven, auf die Seele wirkt, so kann auch ein Furchtloser durch das Ungewöhnliche, Heftige und Plötzliche eines Einflusses in Schreck gerathen, aber er wird dieses momentane Furchtgefühl schnell überwinden. Der Schreck hat, außer den Erscheinungen der Furcht im Allgemeinen, noch eine lähmende Wirkung auf die Muskelfasern; die Ringmuskeln, wie Augenlider, Lippen ꝛc. öffnen sich, das Herz erweitert sich, im schlimmsten Falle bis zur Zerreißung, alle Muskeln hängen schlaff, sogar vorhandene Darmbrüche treten im Schreck zurück. Das momentane Zucken der Muskeln welches man Zusammenfahren nennt, ist nebst dem Herzklopfen nur eine Reactionserscheinung auf den heftigen, plötzlichen Reiz des oberen Rückenmarkes. So wie ein höchster Grad von Schreck dauernde Lähmungen oder Krampfzustände, Epilepsie und Blutungen bewirken kann, vermag er auch solche, schon früher vorhandene Zustände durch die heftige Erregung der Nerven zu heilen, was aber, wie bereits bemerkt wurde, der Unsicherheit schlimmerer Folgen wegen, ein gefährliches Experiment ist, wenn man es absichtlich als Heilmittel anwenden wollte. Es ist dem Volke längst bekannt und soeben erwähnt worden, daß der Krampf, den man Aufschluchzen (Schluckauf) nennt, durch Erschrecken beseitigt werden kann, daß gewisse normale Blutungen plötzlich durch Schreck aufhören. Die Thatsache, daß durch starken Schreck plötzlich das Haar oder ein Theil desselben sich grau oder weiß färbt, ist bislang noch nicht gehörig wissenschaftlich aufgeklärt, obgleich viele Beweise vorliegen, daß Gemüthsbewegungen auf das Bildungsleben, die Saftmischung, die Absonderungen und deren Zusammensetzung einen directen und schnellen Einfluß haben; es mag mit der Entfärbung

der Haare eine gleiche Bewandtniß haben, wie mit der plötzlichen Veränderung des Speichels im Zorn, der schon in der Farbe nachweisbaren Mischungsveränderung anderer Absonderungen.

Wie der höchste Grad des Schreckens das Entsetzen ist, so giebt es auch eine Disposition der Seele und zugleich des reizbaren Nervensystems, leicht vom Schreck afficirt zu werden, die Schreckhaftigkeit. Der Furchtsame ist immer schreckhaft, der Muthige weniger. Der gewöhnliche Schreck äußert sich mehr in dem organischen Affecte, das Entsetzen mehr in dem Gemüthe. Der Mensch erschrickt über Alles, was ihm unvermuthet und plötzlich die Vorstellung der Gefahr, des Unglücks, des Abscheues erregt; je mehr er der Gefahr ausgesetzt oder dem Gegenstande des Abscheues begegnet war, um so mehr stumpft er sich gegen die Wiederkehr des Schrecks unter gleichen Umständen ab. Zur Schreckhaftigkeit disponirt ein reizbares Nervenleben, Verweichlichung, Feigheit, Empfindelei, namentlich wo Abscheu die Ursache des Schreckes war; hier hat aber auch, wo nicht krankhafte Reizbarkeit obwaltet, die Erziehung gewöhnlich ein gutes Theil verschuldet, wenn der Mensch beim Anblicke einer Spinne, Kröte, Schlange oder bei Berührung einer Stechfliege erschrickt und zusammenfährt.

Der Mensch erschrickt um so leichter, je unvermutheter die Vorstellung der Gefahr oder des Abscheues kommt. Ein sonst nicht furchtsamer Mensch erschrickt, wenn er, in Gedanken versunken, plötzlich in ein Erdloch tritt, oder einen Schlag auf die Schulter erhält, wo er allein zu sein glaubte. Von der Art der Vorstellung hängt es indessen auch ab, ob Schreck eintritt oder nicht. Ein Mensch kann in dem Glauben, daß er von einer kalten Freundeshand neckisch berührt werde, lächeln, plötzlich aber in Entsetzen gerathen, sobald er

sieht, daß die Hand einer Leiche ihn berührt, die einen Anderen, der mit Leichen verkehrt, ganz ruhig lassen würde. Nur das Ungewohnte erregt die Vorstellung der Gefahr und des Abscheues und es ist deßwegen für die Gemüthsruhe wichtig, seine Vorstellungen an viele Dinge im Leben zu gewöhnen. Empfindelei, falsche Gefallsucht, weibischer Sinn, die fehlerhafte Vorstellung, daß Furcht und Schreckhaftigkeit ein besonders fein organisirtes Wesen bezeugen affectiren den Schreck häufig und der Verständige muß ebensowohl über die affectirten Ohnmachten erschrockener Modedamen lächeln, wie er den Furchtsamen und Schreckhaften niemals ein besonderes Vertrauen, und, wo es nicht Krankheit ist, auch keine freiwillige Achtung schenken wird. —

Man spricht zuweilen von einem angenehmen Schreck, wenn die Ursache sich sofort als eine freundliche kund giebt und die Vorstellung der Gefahr schnell durch eine angenehme verdrängt wird. Man erschrickt durch einen Angriff rücklings und erkennt die schelmische Geliebte, den aus der Ferne heimgekehrten Freund. — Der Ausdruck: angenehmer Schreck ist nur eine Begriffsverwechselung; der Moment des Schrecks ist immer unangenehm, denn ihm entspricht die unangenehme Vorstellung und die vorhin bezeichnete Wirkung auf den Körper; aber da Vorstellung und Affect sofort durch das Gegentheil verdrängt werden, die Seele sich mit Lustgefühl füllt, so geht die Schreckwirkung so schnell vorüber, daß sie mit der folgenden, längerdauernden, stärkeren Lust zu verschmelzen scheint, die Erinnerung daran verdunkelt wird und die aus zwei entgegengesetzten Momenten hervorgegangene Gefühlsstimmung angenehm ist. Nicht der Schreck ist angenehm, nur die Ursache, sobald die falsche Vorstellung davon berichtigt ist, kann angenehm sein.

Der Furcht entgegengesetzt ist der Muth (vergl. Hoffnung); wenn er mangelt, nennt man die Seele muthlos oder kleinmüthig; doch unterscheidet der Sprachgebrauch hier Kleinmüthigkeit als Mangel an Herzhaftigkeit, Feigheit als Mangel an Tapferkeit, und Verzagtheit als Mangel an Standhaftigkeit; ich verweise hier auf die Angaben, welche bei dem aus der Hoffnung erwachsenden Muthe gemacht worden sind.

Muth und Feigheit, die sich mehr auf das Verhalten der Seele zur Wirklichkeit beziehen, sind angeborene Stimmungen, können aber auch anerzogen werden. Der angeborene Muth im Kinde schlummert ein und erlischt, wenn er nicht Gelegenheit zur Uebung findet; das ist ein wichtiger Punkt der Erziehung; sie muß besonders Knaben in still überwachte Situationen bringen, wo dieselben Muth zeigen sollen, sie muß diesen durch Lob und Lohn ermuntern, die Feigheit beschämen. — Aus muthigen Kindern werden oft Feiglinge, wenn sie die Anlage des Muthes, das ist die Furchtlosigkeit in Gefahr und Angriff und das Streben, dagegen überwindend zu reagiren, nicht üben, wenn sie verweichlicht werden. Nirgends zeigt sich der Rapport zwischen Körper und Seele augenfälliger, als in Feigheit und Muth. Die kräftige Entwicklung der Muskeln, mit der zugleich Athmen und Pulsschlag correspondiren, giebt der Seele ein muthiges Gefühl; schlaffe Unthätigkeit der Muskeln macht furchtsam und feig. Die Seele fühlt sich in ihrem kräftigen Werkzeuge des Willens, den Muskeln, sicherer, wirksamer, strebensfähiger; dieses dunkle Gefühl der Kraft giebt ihr den Muth. Darum ist es so wichtig, namentlich Knaben gymnastisch zu erziehen; das Turnen macht sie muthig, ebenso wie mancher feige Rekrut durch das Exercitium seine Feigheit

verliert. Knaben, welche nie turnten, nicht mit Waffen spielten, die schlaffe Muskeln haben oder kränklich und darum weichlich gehalten sind, oder von sentimentalen Müttern und Gouvernantinnen erzogen wurden, zeigen immer eine furchtsame, feige Seele. Feigheit und Muth werden auch durch das Ehrgefühl bestimmt, sie heben und mindern sich gegenseitig; ein Feigling hat wenig wahre Ehrliebe und ist deßhalb auch schon instinktmäßig verachtet. Solche Betrachtungen erregen den Wunsch, daß ein guter Theil der spartanischen Jugenderziehung neben dem Schulturnen in unsere heutige Pädagogik zurückgeführt werden möge. —

So ehrenvoll der Muth, so schimpflich ist Kleinmüthigkeit, Muthlosigkeit und Feigheit; das fühlt auch der Feige selbst, er schämt sich seiner Muthlosigkeit und nimmt die Miene an, als besäße er Muth, er renommirt, er ist ein sogenannter Poltron, ein Wort, was nicht von Poltern, sondern von Pollex truncatus abgeleitet ist, womit man ursprünglich einen Raubvogel bezeichnete, dem die Krallen abgehauen sind, was dann auch auf den Feigling übertragen wurde, der sich, um sich für den Kriegsdienst untauglich zu machen, den Daumen der rechten Hand verstümmelte. Das charakteristische Musterbild eines Poltron zeichnete Shakespeare in seinem Falstaff. Kleinmüthigkeit bringt leicht in Gefahr, moralisch schlecht zu werden; wo das innere Kraftgefühl fehlt, diese Quelle des Muthes, da findet auch das Sittliche keine Kraft gegen das Böse, es mangelt dem Feiglinge das Gefühl der Würde und Ehre und der Zuversicht in seinem Wollen und Vollbringen. (S. Hoffnung).

Aerger und Zorn.

Schon bei Betrachtung des Gefühls der Abneigung und des zum Hasse gesteigerten Affectes derselben gab ich eine Definition des Verdrusses, jenes unangenehmen, mit der Empfindung der Kränkung verbundenen Gefühls; dauert dieses Gefühl in gemäßigtem, nicht zum Affecte aufwallenden, entweder durch moralischen Willen oder durch Schwäche, Schlaffheit oder Furchtsamkeit des Gefühlsvermögens gedämpften Grade in der Seele fort, so wird es Aerger genannt; wallt und brauset der Verdruß aber über, steigert er sich zum Affecte, so erscheint er als Zorn. Es ist auch dem Volke bekannt geworden, daß der Aerger weit mehr der Gesundheit schadet, als der Zorn, durch den sich die Seele gleichsam ausschüttet, den Unwillen auf äußere Objecte leitet und der Kraft des Affectes freien Lauf läßt. Ich habe bereits auf den sprichwörtlichen Sprachgebrauch hingewiesen, daß man von „Todtärgern", nicht aber von „Todtzürnen" redet. Beobachtet man die Wirkungen, welche Aerger und Zorn auf den körperlichen Organismus hervorbringen, so findet man, daß beide darin übereinkommen, die Absonderung und Ergießung der Galle zu modificiren; man suchte sich dies in der Weise zu erklären, daß jene Affecte den Blutzufluß in die Leberarterien verstärken, das Athmen beschleunigen und energischer in den Respirationsmuskeln machen, namentlich das Zwerchfell bethätigen sollten, welches nun durch sein tieferes Herabsteigen und den auf die Leber ausgeübten Druck die Gallenabsonderung und Ergießung unterstütze; diese ältere physiologische und physikalische Erklärungsweise ist aber nicht be-

friedigend, denn jene activen Congestionen und jene Athembeschleunigung finden auch bei vielen anderen Seelenzuständen und verschiedenen, oft heftigen Affecten statt, ohne daß die Galle stärker abgesondert und ergossen wird. Man suchte deßhalb eine Erklärung auf dem Wege des Nervenlebens, in der Communication und dem Leitungsverhältnisse der Nerven der Leber mit dem Gehirn, aber ein gleiches Verhältniß findet auch mit anderen wichtigen Organen, z. B. den Nieren statt, und so genügt auch diese Deutung nicht. Uebrigens sind die Unterschiede der Wirkungen des Aergers und Zorns auf die Leber unverkennbar; es muß vorausgesetzt werden, daß die geistigen und körperlichen Zustände hinsichtlich des Grades und der erhöhenden oder deprimirenden Wirkung ihrer Thätigkeit übereinstimmen; bei dem Aerger wird die Thätigkeit der Leber gehemmt, vielleicht durch eine krampfhafte Zusammenziehung der abführenden Gänge angestaut, beim Zorn aber wird, bei der erhöhten Thätigkeit des Organismus, die vermehrte Galle frei in den Darm ergossen; die angestaute Galle kann deßhalb beim Aerger Fieber, Gallenkolik, Gelbsucht, Blutalteration ꝛc. veranlassen, während im Zorn oft vorhandene Stockungen flüssig gemacht, gelähmte Muskeln wieder belebt, rheumatische Anschoppungen zertheilt werden, aber auch eine so heftige Ueberanspannung im Nerven- und Blutleben entstehen kann, daß sie zum Schlagflusse führt. — Der Aerger hat jedenfalls eine herabstimmende Wirkung auf den Körper, denn wir beobachten in seiner Begleitung oft Lähmung, Kreislaufstockungen, unterdrückte Hautausdünstung, Erblassen und Ohnmacht; träte der Aerger nicht nur in einzelnen wechselnden Remissionen und Intermissionen auf, und machte er sich nicht zu Zeiten in heftigeren Ausbrüchen Luft, so würde

seine Wirkung auf den Körper noch viel nachtheiliger sein. Der Zorn beschleunigt den Kreislauf und treibt, entsprechend seinem seelischen Streben, *nach Außen hin* zu wirken, das Blut in die Peripherie des Körpers; der Mensch kann „glühen" vor Zorn, nicht aber glühen vor Aerger; schon das Volkswort sagt: „*schwarz werden* vor Aerger", wahrscheinlich von der stockenden Galle, der sogenannten Schwarzblütigkeit, entnommen; oder „ersticken vor Aerger", weil er das Athmen beschwerlich und beklommen macht. — Im Zorn hat der Mensch eine emporstrebende, gespanntere, frischere Haltung, weil der ganze Körper in höhere Thätigkeit versetzt ist; es erwachen lebhaftere und mannichfachere Vorstellungen und drängen zum Ergusse in Worte; nur in dem höchsten Grade des Zorns wird er stumm, weil hier das Uebermaß lähmt. Der Aerger macht, wenn er heftig ist, die Gedanken und die Rede stocken; nur in abgerissenen Sätzen drängt sich die Sprache hervor; geht der Aerger aber in Zorn über, so werden seine Aeußerungen heftiger, freier, das den Aerger charakterisirende „Zittern der Unterlippe" verschwindet, das Wort fließt entlastend vom Munde.

Der Zorn entsteht aus der Vorstellung einer geschehenen Beleidigung, sie mag uns selbst oder einen Andern betreffen, für den wir Zuneigung oder das Streben fühlen, ihn im gleichen Zustande der Lust mit uns zu erhalten. Mit dem Zorne mischt sich immer ein gewisser Schmerz, das unbequeme oder traurige Gefühl der Störung unseres Daseins und unserer Lust. Seinem psychologischen Wesen nach ist der Zorn diejenige Gemüthsaufwallung der Unlust, die sich durch den *heftigen* Willen charakterisirt, die Ursache der Unlust zu entfernen. — Dieser heftige Willenstrieb pflanzt sich sofort in den Bewegungsdrang und somit in die

Organe der Bewegung, die Muskeln, fort, daher das Runzeln der Stirn, das Rollen der Augen, das Zucken der Brauen, das laute, durch tumultuarische Aufregung der Artikulationsmuskeln oft stammelnd werdende Sprechen, das Ballen der Hände, das Stampfen der Füße, das Zusammenbeißen der Zähne, das stürmische Athmen, der vermehrte und verstärkte Herzschlag und die daraus folgende heftige Blutwallung, die Gesichtsröthe, das Anschwellen der Adern, oft Blutung und Schlagfluß, oder, bei Krampf der Pulsadern, die Bläße. — Es ist schon bei der Physiognomie der Affecte und Leidenschaften bemerkt worden, wie die Galle sich in den Magen ergießt, Uebelkeit, selbst Erbrechen bewirkt, ja, wie alle Absonderungen, namentlich Speichel und Milch, sich plötzlich verändern. Es sind der Fälle viele beobachtet, daß der Biß eines Zornigen Wunden erzeugt, die alle Erscheinungen einer Vergiftung an sich trugen, selbst die Wasserscheu, wie nach dem Bisse eines tollen Hundes, zur Folge hatten, daß Säuglinge, nach heftigen Zornausbrüchen der Mutter an die Brust gelegt, von der mit Zorngift gefüllten Milch Convulsionen bekamen, oft plötzlich starben. —

Menschen von großer Reizbarkeit des kleinen Gehirns und Rückenmarkes haben eine Disposition zum Zorn, deßgleichen ist das cholerisch-melancholische Temperament sehr geneigt dazu. Erziehung, üble Erfahrungen, dauernde Traurigkeit, unverschuldetes Schicksal, sitzende Lebensweise und dadurch hervorgerufene Leberstockung und Ueberfüllung mit kohlenreichem Blute, ein menschenfeindlicher Sinn, hervorgerufen durch viele Enttäuschungen und unverschuldete Kränkungen, können in der Seele eine gewisse ärgerliche Stimmung, einen allgemeinen Groll ohne bestimmtes

Object, das sogenannte Vergrolltsein, dauernd machen, und es wartet diese gewitterhafte Stimmung nur auf eine Gelegenheit, um dem Groll sofort einen bestimmten Gegenstand zu geben und gegen diesen nun in Zorn auszubrechen. Die Ursache kann oft nur gering, der Gegenstand unbedeutend sein, in gar keinem Maßverhältnisse zu der Heftigkeit der Gemüthswallung stehen, um jäh, das heißt plötzlich und unvermuthet, den höchsten Zornausbruch hervorzurufen. Es ist der Jähzorn, worin sich die ärgerliche Stimmung, das Vergrolltsein, wie ein Gewitter, zur eigenen Erleichterung und Ausgleichung entladet. Solche zornmüthigen Menschen werden nach dem Gewitterausbruche gewöhnlich sanfter, freundlicher, willfähriger, fühlen sich entlasteter und wohler, bis das Gewölk der ärgerlichen Stimmung sich wieder bis zur Gewitterschwüle zusammengezogen hat. — Ein durch die Erziehung ungezügelt gebliebener, ungemessener, eigensinniger, stürmischer Wille, bei obwaltender großer Reizbarkeit der Seele, wie bei Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Dünkel ꝛc. kann die Disposition zum Zorne, die Zornmüthigkeit, darbieten, und dieser Zornausbruch ist dann um so weniger entschuldbar, als er nicht in körperlichen, sondern moralischen Abnormitäten wurzelt.

So wie der Zorn, das heftige Wollen, den Gegenstand der Unlust zu entfernen, den Bewegungsdrang aufruft, um sich gleichsam damit zu verstärken, so kann der gehemmte Bewegungsdrang auch die zornige Wallung des Gemüthes schwächen. Beschränken wir einen Zornigen in seiner freien Bewegung, so wird sein Zorn schwächer, das mit der Gemüthsbewegung aufgerufene höhere Kraftgefühl erlahmt an seiner ihm aufgezwungenen Schranke, der Bewegungsdrang wird gebrochen, das Gemüth ruhiger. Setzt sich der Zornige,

oder legt er sich gar, so ist sein Zorn auch schon im schnellen Abkühlen begriffen; bringen wir ihn gewaltsam zum Sitzen oder Liegen, dann wird sein Gemüthsgewitter bald nachlassen. Gegentheils aber wird er heftiger und länger zürnen, wenn er sich so zu sagen gehörig ausarbeiten kann, und sein Bewegungsdrang kein Hinderniß findet. Daraus erklärt sich auch, warum reizbare Menschen z. B. Weiber, am Leichtesten in die ärgerliche Stimmung und darin zum Zorn gelangen, wenn sie sich in großer Bewegung und Arbeit befinden; sie erscheinen dann oft „unwirsch", daß heißt, in der ärgerlichen Gereiztheit, die nur eines kleinen Anlasses bedarf, um in Zornwallung auszubrechen, was Dienstboten recht gut wissen, wenn die Dame vom Hause einmal rührig im Haushalte aus Zwang der Umstände oder Laune zugreift und nie mehr schilt, keift und erregt ist, als jetzt. Werden Männer in eiliger, geistiger oder körperlicher Arbeit gestört, oder gelingt es nicht so schnell, als der Bewegungsdrang will, so gerathen sie leicht in zornige Aufwallung; der Eine jagt seine sonst geliebte Frau oder sein Kind heftig aus dem Zimmer, der Andere schleudert Feder, Buch und Werkzeug oder Arbeitsgegenstand in die Ecke und schreitet gespreizt, mit funkelnden Augen, lebhafter Miene, heftiger Bewegung des Gesichtes und der Arme, laut und ärgerlich redend durch den Raum, zerbricht auch wohl Etwas, das ihm in den Weg kommt, um seinem gestörten Bewegungsdrange einen anderen Ausweg zu geben und sein Zorngefühl dadurch zu verstärken und auswettern zu lassen. — Nachher ist er der sanfteste und wohlwollendste Mensch wieder und entschuldigt seine zornige Aufwallung mit Eile und Störung in der Arbeit.

Der Zorn ist die höchste Stufe des mit einer starken

Willensstrebung verbundenen Unwillens. Jähzorn ist er, insofern das Streben, den Gegenstand des Unwillens zu entfernen, in seiner Heftigkeit weit über das Maß der Ursache hinausgeht, und das Geringfügige sofort eine jähe, dem ruhigeren Beobachter ohne Zusammenhang der Ursache und Wirkung erscheinende Gemüthswallung hervorruft. Der höchste Grad des Zorns ist Zornwuth. Sie ist auf Zerstörung des Gegenstandes gerichtet, der Unlust erregt; wo sie ihn nicht treffen kann, vergreift sie sich an anderen Gegenständen, die näher und erreichbar sind, an leblosen Dingen, die dem Anderen Lust machen, aber auch an solchen, die gleichgültig, oder dem Wüthenden selbst sonst werth und angenehm sind. Kann er dem Feinde nicht schaden, so schadet er sich selbst, denn der Bewegungsdrang ist zum Höchsten gesteigert, die Vernunft völlig dabei verdunkelt, der Affect unterscheidet sich und das Object nicht mehr, die kochende Seele fordert Abkühlung durch die wilde, höchste Bethätigung des Kraftgefühls, das an Zerstörung sich befriedigt. Der Wüthende zerschlägt, wenn das Object seines heftigsten Zornes ihm entschlüpfte, Tische und Stühle, zerschmettert Uhren und Spiegel, zerrauft sich selbst Haar und Kleidung, ja er bringt sich Wunden bei, er mordet sich selbst, um dem Feinde Schreck, Qual, Noth, Verzweiflung zu veranlassen.

In diesem Affecte steht der Mensch noch unter dem Thiere; es ist mir nicht bekannt, daß ein wüthendes Thier so weit sein feindliches Object verwechselte, wie der Mensch in diesem Zustande; es verwundet sich wohl selbst, aber wohl mehr zufällig, oder nur dem Instinkte zu folgen, der es antreibt, Blut zu sehen, wo es auf Vernichtung ausgeht.

Allemal aber ist der Zornige in einem Zustande, wo

die Vernunft durch die Gemüthsbewegung mehr oder weniger verdunkelt ist; — wo der Zorn nicht Krankheit ist, da hat ihn die Erziehung der Jugend und des Lebens als eine Schuld auf sich geladen, denn der Zorn macht die Seele für edlere Gefühle unfähig, er wurzelt im Haß, mag derselbe auch nur einen unausgesprochenen, allgemeinen Ausdruck der Unlust zum Bewußtsein bringen, oder in bestimmteren, wenn auch verborgeneren Objecten sein Gegenbild erhalten haben; ein Gemüth, das die edleren Gefühle der Freundschaft und Liebe in sich trägt, eine Seele, die das höchste Glück des Daseins, wahre Ruhe und Geduld errungen hat, kann nicht dem gemeinen Zorn verfallen. Ganz etwas anderes ist *sittliche* Entrüstung, Abscheu vor dem Schlechten und Unschönen; diese veredeln, indem sie der Liebe zum Guten und Schönen entspringen; sie zerstören nicht, sondern ihr Bewegungsdrang ist auf Besserung, Hülfe, Aufbau gerichtet, auch wenn die entrüstete Seele den Schein der Zornaufwallung annimmt.

Um dem Affecte des Zornes nicht zu verfallen, um Herr über den Verdruß oder Aerger zu bleiben, bedürfen wir der Selbsterziehung; wir sollen ein zu stolzes Selbstgefühl mäßigen, unsere körperlichen Bewegungen im Zaume halten, wenn uns der Verdruß in den Affect des Zorns fortzureißen droht; wir sollen überhaupt uns *wach* erhalten über unsere Gefühle, das heißt, sie nicht zur Verdunkelung unserer Vernunft aufwallen lassen; am Himmel unserer Seele soll die Sonne des Lebens niemals hinter das Gewölk eines stürmischen Gewitters treten! —

Herrschgefühl.

Das Bewußtsein, die Herrschaft über Andere zu haben, erweckt in uns das Gefühl Herr zu sein; es ist dies eine angenehme Empfindung, so lange sie unvermischt bleibt, denn wenn wir bewußt sind, andere Menschen nach unserem Willen und zu unseren Zwecken bestimmen zu können, so empfinden wir damit das angenehme Bewußtsein unserer eigenen, äußeren Vollkommenheit und unseres Freiheitsgefühls. Unabhängigkeits- und Herrschgefühl sind eng mit einander verbunden, aber dennoch specifisch verschieden, ebenso wie die aus ihnen hervorgehenden Leidenschaften: Herrschsucht und Freiheitssucht; das Freiheitsgefühl führt nicht nothwendig das Herrschgefühl mit sich, denn es kann ein Mensch völlig unabhängig und keines Anderen Willen unterworfen, aber auch kein Anderer von seinem Willen abhängig sein. Eben das Angenehme des Herrschgefühls ist die Quelle der Begierde, zu herrschen, und der leidenschaftlichen Steigerung derselben, der Herrschsucht; es erweckt die Phantasie zu entsprechenden Vorstellungen der Unabhängigkeit und des Vergnügens derselben, macht überhaupt alle diejenigen Dinge angenehm, durch welche das Herrschgefühl selbst unterhalten, belebt und verstärkt wird. Es freut sich schon der Knabe, gleich dem jungen Cyrus, wenn er beim Soldatenspiele der commandirende Officier sein kann; der Mann erfreut sich an äußeren, an sich ganz leeren Zeichen und Symbolen, wenn sie nur dazu dienen, das Bewußtsein seiner Herrschaft und die Abhängigkeit und Unterwürfigkeit Anderer zu vergegenwärtigen. Kein Symbol schätzt ein Regent höher, als Scepter und Krone, weßhalb

er sie auch überall zu vergegenwärtigen sucht. Je stärker das Herrschgefühl wird, je mehr es die Person *selbst beherrscht*, desto gleichgültiger wird dieselbe gegen Andere, desto mehr macht das Herrschgefühl das Gemüth hart und rauh und unempfindlich für fremdes Wohl oder Leid; das Herrschgefühl schmeichelt der Vorstellung: unsere Nebenmenschen als bloße *Sachen*, als der *Willkür* unterstellte *Mittel zum Zwecke* zu betrachten; der von seinem Herrschgefühle erfüllte tyrannische Regent liebt sein Volk nicht, ist unempfänglich für dessen Wohl und Wehe und kann Tausende ruhigen Blutes zertreten und opfern, wenn dadurch sein Herrschgefühl nur unterhalten und gehoben wird. Die gesammte Regentengeschichte aller Jahrhunderte ist eine Illustration des Herrschgefühls und der aus demselben erwachenden Leidenschaft. Aber je mehr das Herrschgefühl sich geltend macht, desto empörter werden die erbitterten Gemüther und werden gereizt, sich der Herrschaft über sich zu entziehen; es liegt ohnehin schon in der Natur eines jeden Menschen, sich gegen die Unterwerfung unter fremden Willen zu sträuben, weil jeder Mensch ebenfalls natürliches Unabhängigkeitsgefühl besitzt, somit also das Herrschgefühl gegen sich selbst agirt, je mehr es zur That wird. Der Mensch, welcher sich von diesem Gefühle bestimmen läßt, ist, wie schon angedeutet wurde, unfähig für alle sanfteren und zarteren Empfindungen; diejenige Liebe und Zärtlichkeit, welche der kleine Tyrann für das andere Geschlecht zeigt, oder das Gefühl der Theilnahme, welches der große Tyrann für seine Beherrschten kund giebt, entspringt immer aus anderen, unedleren Trieben und Absichten.

Die Annehmlichkeit des Herrschgefühls findet seine Quellen in der Mitbethätigung der anderen Seelenvermögen;

der Verstand erkennt die Herrschaft über Andere für ein Gut, die Einbildungskraft macht jene Vorstellung anschaulich, schmückt sie mit neuen Reizen aus und malt das Ideal der unumschränkten Herrschaft mit lockenden Farben; Selbst- und Ehrgefühl helfen das Herrschgefühl begünstigen und erhöhen, und sobald erst die Herrschbegierde erwacht, tritt das Begehrungsvermögen hinzu, um die Begierde zu befriedigen und das angenehme Bewußtsein des Herrschens zu erreichen; dies ist um so angenehmer, je mehr dies Bewußtsein durch Ueberwindung von Schwierigkeiten und Hindernissen erkämpft werden mußte. Auch der Körper ist nicht ohne Einfluß auf das Herrschgefühl; empfinden wir unsere eigene physische Ohnmacht, so wird das Herrschgefühl niedergedrückt, während körperliches Kraftgefühl dasselbe erhöht; schwächliche, siechende, seelisch oder körperlich leidende Menschen sind selten von Herrschbegierde erfüllt, wenn sie dieselbe nicht aus früheren kräftigeren Zeiten gewohnheitsgemäß in sich erhalten haben.

Der Seelendiätetiker sowohl, wie der Moralist, kann nur warnen, das Herrschgefühl nicht unbewacht im Gemüthe zu stark anwachsen zu lassen, zumal die Natur des Menschen so sehr geneigt ist, diesem Gefühle sich hinzugeben; es wird sehr leicht zur Begierde und dann Herrschsucht und stürzt den Menschen in alle Ungerechtigkeiten und Uebelstände, welche jene Leidenschaft, die ich noch besonders betrachten werde, mit sich führen. Um das Herrschgefühl nicht über seine natürlichen und sittlichen Grenzen hinauswachsen zu lassen, erhalte man sich die Achtung vor der Menschheit lebendig und warm, dann wird man seine Nebenmenschen nicht als Sachen und Werkzeuge der eigenen Willkür ansehen und sich nicht eine Herrschaft über sie anmaßen, welche

der Natur und Sitte widerspricht; man soll ferner sich befleißigen, den Sinn für sanftere Gefühle zu wecken und regsam zu erhalten, besonders das Mitgefühl bethätigen und pflegen und sich fähig machen, eine wahre, innige, der Gegenliebe würdige Liebe zu empfinden; wer in Liebe glücklich und befriedigt ist, wird niemals herrschen wollen. — Unsere Kindererziehung hat in der richtigen Leitung des Herrschgefühls noch Vieles zu bessern; es ist traurig, heutiges Tages die Kinder mit herrschendem Tone unter den Augen der Eltern das Gesinde befehlen zu hören, anstatt, wie es Kindern ziemt, um Dienstleistungen zu bitten; es werden unzählige, lieblose Tyrannen für das Leben erzogen! —

Besitzgefühl.

Dasjenige Gefühl, welches aus dem Bewußtsein des Eigenthums- oder Besitzrechtes einer Sache hervorgeht, ist das Besitz- oder Eigenthumsgefühl; nur insoweit man sich dieses Rechtes bewußt ist, kann man fühlen, daß es Einem frei stehe, ganz nach eigenem Belieben die Sache zu gebrauchen und Andere vom Mitbesitze oder Mitgebrauche auszuschließen. Es ist das ein rein menschliches Gefühl, welches den Thieren fehlt, weil ihnen der Begriff und das Bewußtsein des Rechtes abgeht; es setzt deßhalb Vernunft und Verstand voraus, ist aber dabei ein Gefühl, welches schon am frühesten in der Kindesseele erwacht, denn sobald das Kind beginnt, selbstthätig zu handeln, so faßt der Verstand aus den vorkommenden Verhältnissen schnell den Unterschied zwischen Mein und Dein auf und fordert das Seinige, mit oder ohne Berechtigung, dem angenehmen Gefühlstriebe des Besitzes folgend, das, wo es nicht richtig

geleitet wird, leicht zum Eigennutze und zur Habsucht wird. — Das Besitz- oder Eigenthumsgefühl reizt durch seine Annehmlichkeit, denn alle äußeren Dinge, welche der Mensch sein nennen darf, sind ihm Mittel, welche er willkürlich zu seinen Lebenszwecken anwenden kann; die äußeren Güter sind ein wichtiges Mittel unseres Glücks und ein Bestandtheil unserer äußeren Vollkommenheit, und so lange wir über das Eigenthum willkürlich schalten können, fühlen wir uns frei, und auch dieses Freiheitsgefühl erhöht die Annehmlichkeit des Besitzgefühls. Erwerben wir uns Eigenthum, so werden wir uns unserer Fähigkeiten, unserer Geschicklichkeit und unseres Fleißes bewußt, wodurch wir uns äußere Güter als Besitz erwarben; dies Bewußtsein ist ein angenehmes und mischt sich mit dem Besitzgefühle, was durch den Reiz des Selbsterworbenen, welches an sich schon Vergnügen macht, noch verstärkt wird. Dies Vergnügen am Erwerben treibt noch Diejenigen an, nach immer neuen Erwerbungen zu streben, die des Besitzes nicht weiter bedürfen oder kein weiteres Interesse am Mehrbesitz haben. Hat der Mensch erst einmal das Vergnügen des Besitzgefühls kennen gelernt, dann erwacht die Begierde nach Besitz und es verstärkt dann die Befriedigung jener Begierde das angenehme Gefühl.

Das Vergnügen im Besitzgefühle, insbesondere am selbsterworbenen Eigenthume, ruft den Verstand auf, auf Mittel zu neuen Erwerbungen zu sinnen, macht ihn thätig und erfinderisch und erweckt überhaupt die etwa noch schlummernden Geisteskräfte; das Vergnügen am Eigenthume treibt mithin zur Thätigkeit und Betriebsamkeit an, aber auch zur Sparsamkeit, um die Freude am Besitz nicht nutzlos durch Verschwendung des Eigenthums zu kürzen. —

Diese Triebe und Erweckungen des Besitzgefühls sind für die Thätigkeit des Menschen überhaupt von segensreicher Bedeutung; wir sehen es z. B. beim Ackerbauer, dem freien Arbeiter seines eigenen Landes, wie weit blühender und fruchtbringender hier das Gefühl des Eigenthums auf die Thätigkeit und den Ertrag einwirkt, als dort, wo Sklaven die Arbeit ohne eigenen Besitz verrichten; es ist deßhalb ein, auf das Eigenthumsgefühl natürlich gegründetes und darum richtiges Princip, wenn Armenanstalten die Einrichtung haben, daß die Bewohner derselben ihren Unterhalt selbst erwerben müssen, statt in träger Ruhe nur Almosen zu empfangen und durch Wegfall des Vergnügens am selbsterworbenen Besitze faul oder verschwenderisch zu werden. Dasselbe gilt von der Erziehung der Kinder. Es giebt ein Sprichwort: „Gut macht Muth" — welches, wie alle Volkssprüche, auf richtig erkannter Wahrheit beruht; — können wir die Güter, deren Eigenthümer wir sind, als Mittel zu beliebigen Zwecken gebrauchen, so fühlen wir, daß wir dadurch Etwas erreichen und wirken können, Etwas *vermögen*; deßhalb nennt auch der Sprachgebrauch das Eigenthum „Vermögen". — Es schließt das Gefühl des Besitzes ein gewisses Gefühl von Kraft und Macht in sich, woraus sich der Muth erhebt; wir sehen, daß der Reiche, der Vermögende, Alles, und wären es selbst geistige Producte, weit muthiger und selbstvertrauender vor die Welt bringt, als der Dürftige, den der Mangel des Besitzgefühls schüchtern macht. Das gilt auch von den Völkern; es giebt kein gewisseres Mittel, um ein muthiges Volk muthlos und furchtsam zu machen, als wenn man es aussaugt, allmählig an den Bettelstab bringt; das wissen die Volksunterdrücker auch recht gut anzuwenden, wo sie den Muth eines eroberten

Volkes abschwächen wollen, und es ist ein thörichter Wahn, wenn ein vom Schlachtglücke begünstigter Kriegsherr über eine muthige Nation den Sieg gründlich zu erzielen glaubt, ohne das Vermögen, den Besitz des Feindes anzutasten; er wird vielleicht großmüthig heißen wollen, aber so lange den Feind immer neu gegen sich muthig aufstehen sehen, als jener sein Besitzgefühl behält. —

Wie das Gefühl des Besitzes den Verstand zu wecken und erfinderisch zu machen im Stande ist, so kann es aber auch denselben verdunkeln und blenden; er kann in die Lage gerathen, daß er nicht mehr unterscheidet, ob der Erwerb und Besitz rechtlich ist oder nicht; es geht dabei das Sittlichkeitsgefühl verloren. Erfüllt das Vergnügen über den Besitz ganz eines Menschen Herz, so läßt es keine anderen Empfindungen neben oder über sich aufkommen, nicht das Gefühl der Liebe und Freundschaft, des Schönen, der Theilnahme; es wird das Gemüth für zartere Empfindungen abgestumpft, gleichgültig und hartherzig, es entsteht die demoralisirende Leidenschaft des Geizes, der Habsucht. Darum sollen wir das zu regsame Gefühl des Besitzes in seine Grenzen und in Harmonie mit unserem gesammten Geistes- und Gefühlsvermögen zurückbringen, indem wir uns den Gedanken an die Unsicherheit und Zeitlichkeit des Besitzes vergegenwärtigen und uns den geringeren Werth der *äußeren* Güter im Vergleich zu den *inneren*, beständigen Gütern lebhaft vorstellig machen; und wenn unser Eigenthumsgefühl zu stark zu werden droht, dann sollen wir uns mit sittlicher Kraft selbst überwinden, unsere äußeren Güter zu vernünftigen, liebreichen, nützlichen Zwecken *wirklich zu verwenden* und uns *nicht am Besitze* allein, sondern *am guten Verbrauche* derselben erfreuen. —

Verlangen und Sehnsucht. — Seelenruhe und Geduld.

Ebenso wie im Körper ein eingeborenes Bewegungsprincip liegt, welches ihn nicht ruhen läßt, sondern ohne besonderes Zuthun unseres Wissens und Willens alle Atome und Elemente ununterbrochen treibt und bewegt, die Werkstatt der Blutbildung und Ernährung in Thätigkeit setzt und unsere Erscheinung der scheinbar ruhigen und beharrenden Lichtflamme ähnlich macht, die in jedem Momente eine andere ist und in der doch Kohle, Sauer- und Wasserstoff sich glühend hindurchjagen, so liegt auch in der Seele ein eingeborenes Bewegungsprincip, das in ihr unbewußt treibt und strebt, keine Ruhe duldet und, zum Gefühl kommend und zur Vorstellung gelangend, nunmehr auch die bewußten Kreise unseres Seelenlebens in willenlose Bewegung setzt. Der Mensch nehme sich einmal vor, Nichts zu fühlen, zu wollen und zu denken, er wird sich, wenn er sich nicht selbst täuscht, nicht in diesen Zustand versetzen können, ebenso wenig, wie er dem eingeborenen Bewegungstriebe des Körpers zeitweise Stillstand zu heißen und dem Ernährungsprocesse oder Blutlaufe momentane Ruhe zu gebieten vermag. Ununterbrochen tauchen Gefühle unseres Bewegungsdranges, die Triebe auf, es heben sich Vorstellungen über das Niveau unseres scheinbar ruhenden Seelenlebens empor, rufen, wie eine Kettengliederung, sofort entsprechende Associationen von Vorstellungen und Empfindungen wach und es gruppiren sich wirkliche und Phantasiebilder schnell zum Zuge in gewisse Richtungen. Man kann das oft recht deutlich merken, wenn man im dunklen Ge-

mache im Bette liegt, den Eintritt des Schlafes erwartet, aber vor unfreiwilligen Gedanken trotzdem, daß wir sie unterdrücken möchten und Gedankenlosigkeit durch Zählen ꝛc. erzwingen wollen, nicht einschlafen können. Auch die Seele hat ihren Kreislauf, wie der Körper; sie vermag den lebhafteren oder langsameren Puls desselben nicht zu bestimmen, und ebenso wenig die kreisende Welle des Gedanken- und Empfindungsstromes stille stehen zu heißen.

So kreisen auch Vorstellungen und Empfindungen am Tage durch unsere Seele, nur weniger von uns bemerkt, weil wir uns mit absichtlichen helleren Vorstellungen vorherrschend beschäftigen, die jenes unfreiwillige Kreisen mehr oder weniger verdunkeln; wir kommen aber doch oft auf Vorstellungen, die mit den absichtlich erregten Beschäftigungen des Geistes und der vorherrschenden Stimmung der Seele nicht in logischer Verbindung stehen, werden dadurch zerstreut, überrascht, begreifen nicht, wie uns dieses oder jenes gerade jetzt *einfallen* und unsere Gefühle bestimmen konnte, während es doch nichts Anderes ist, als der momentan heftiger und heller auftauchende und sich in unser bewußtes Denken hineindrängende Kreislauf der Vorstellungen und Strebungen der, in ununterbrochener Bewegung forttreibenden Seele. —

Dieses Bewegungsprincip unseres Selbst erregt eine summarische Stimmung unseres Gemeingefühls, das eine gewisse *Unruhe* in sich hat, das unsere Triebe bethätigt, dem Wollen und Nichtwollen einen instinktmäßigen Ausdruck giebt und zugleich das deutlichere oder dunklere *Bedürfniß nach Ruhe* in uns fühlbar macht, nach dem Schwerpunkte unserer aus tausend Vorstellungen und Wünschen hervorgehenden Stimmung. Aber die Ruhe genügt uns

bald wieder nicht; sie wird von Verlangen und Hoffen durchkreuzt, der eingeborene Bewegungstrieb, der den Körper nicht lange in einer und derselben Lage duldet, läßt auch die Seele nicht lange in einem und demselben Zustande, er macht sie verlangend, hoffend, sehnend, nach einem anderen, erweiterten, angenehmeren Zustande, nach Dem, was ihr fehlt, oder was sie sich als Glück einbildet. Das Kind verlangt nach Dem, was Jüngling und Jungfrau erreicht haben, diese verlangen nach den Zuständen des Mannes und der Frau, der lebensmüde Greis verlangt nach einer sanften Auflösung und einem besseren, zukünftigen Leben. — So schreiten Verlangen, Wünsche und Hoffnungen, selbst bei scheinbarer, stiller Zufriedenheit, immer weiter, es gesellt sich zu einem Wunsche ein anderer und das äußere Leben nährt sie durch Erziehung, Situation und Schicksal, das innere Leben treibt sie durch Temperament, Charakter, Begierde und Leidenschaft. —

Das Verlangen, dieser eingeborene Bewegungstrieb, ist unerschöpflich und unersättlich, wie Hunger und Durst; eine einmalige Stillung beschwichtigt ihn nur zeitweise, denn auch die Seele fordert durch Wunsch und Sehnen ihre Nahrung. Die innere Unruhe dieses Bewegungsdranges giebt sich recht deutlich dadurch kund, daß der Mensch immer über die Schranken seines gegenwärtigen Zustandes hinaus will und ein Beharren darin ihm lästig wird. Ein Kind, das noch nicht gehen kann, will davon laufen und läßt sich durch das Versagen seiner Beine nicht vom abermaligen Versuche abhalten; es will mit seiner kleinen Hand umfassen, wozu eine größere erforderlich ist; die Jungfrau träumt vom Brautstande, ganz übersehend, wie glücklich und frei sie ist im Verhältnisse der schweren

Pflichten als Gattin und Mutter, nicht zu gedenken der Gefahren und Leiden, die tausendfache Beispiele einer unglücklichen Ehe in ihr Leben hineindrohen. Selbst der Glücklichste, und wären für das Auge des Anderen alle Bedürfnisse und Wünsche desselben erfüllt, und hätte er selbst keine fühlbaren Mängel mehr, er sucht sich oft künstlich neue Bedürfnisse, neue Gegenstände seines Verlangens, denn der Mensch, der nichts mehr verlangt, wünscht und hofft, ist mitten im Glücke, nach dessen Erreichung ihn sonst Verlangen und Hoffen trieben, unglücklich. Darum soll die Erziehung und der lebensweise Mensch immer einen großen Theil der Wünsche *offen* lassen, nur mäßig gewähren und versagen, denn diese Mäßigkeit ist der Seele ebenso wohlthätig, wie strenge Diät und Abstinenz dem Körper. — Verlangen und Sehnsucht haben mit einander gemein, daß sie auf die *Ferne* gerichtet sind; ersteres hat aber ein weit größeres Gebiet als letzteres; ich verlange nach Dem, was ich *begehre*, ich sehne mich nach Dem, was ich *liebe*; das Verlangen umfaßt Körperliches und Geistiges, die Sehnsucht nur Das, was mich irgendwie geistig gerührt hat; das Verlangen wird durch sinnliches Bedürfniß und sinnliche Lust geweckt, die Sehnsucht durch ein reines Wohlgefallen oder ein sanftes Interesse des Herzens; was den Schmerz stillen, angenehme Eindrücke hervorrufen, Vortheile gewähren kann, das zieht mein Verlangen, was mich dagegen aufheitern, erfreuen, beseligen, mir zärtliche oder erhabene Empfindungen einflößen, mich durch den Zauber der Schönheit fesseln, sich in stiller Sympathie an mein Herz legen, disharmonische Bewegungen sanft auflösen, was rühren kann, wenn es gegenwärtig wäre, das zieht meine Sehnsucht auf sich. Das Verlangen hat immer einen bestimmten Gegen-

stand, den es zu bezeichnen weiß; die Sehnsucht verliert sich oft ins Unbestimmte und hat immer ihr Object mehr im Gefühle, als in der deutlichen Vorstellung; das Verlangen kann völlig befriedigt werden, die Sehnsucht nicht; sie greift in das Ideale hinein; das Verlangen will, wie die Begierde, den Gegenstand in sich aufnehmen, die Sehnsucht will, wie die Liebe, in wonnevoller Betrachtung bei ihrem Gegenstande verweilen und ihn in den fortdauernden Eindrücken genießen; das Verlangen will den Gegenstand zu sich herziehen, die Sehnsucht möchte zu ihm hinüber, sie will bei ihm sein, in seiner Stelle und Umgebung. —

Ein heftig gesteigertes, dauerndes Verlangen nach einem bestimmten Gegenstande, das nicht sofort erfüllt wird, oder nach einem unbestimmten anderen Zustande, ohne eigentlich angeben zu können, was man entbehrt und wünscht, zieht das ganze Seelenleben in diese Richtung hinein, lenkt Triebe und Vorstellungen dahin und macht dieselben fehlerhaft, krank, süchtig. Die Sprache, welche immer aus dem tiefen Born der instinktmäßigen Anschauung schöpft, wenn sie Wörter schafft, hat für diesen Zustand der Seele die Bezeichnung Sehnsucht eingeführt. Sehnen kommt höchst wahrscheinlich von sehen, einem uns lieb gewordenen Gegenstande, nach dem wir uns zurückwünschen, dem wir unsere Gefühle und Vorstellungen nachsenden, nachsehen. Das in die Fremde gesandte Kind sehnt sich nach der Heimath und sein Sehnen steigert sich zum Heimweh; der Liebende sehnt sich nach der Geliebten und lebt ganz und gar in dem verlangenden Gedanken an sie; der Gefangene nach Freiheit, der kranke Greis nach dem Tode. Immer ist der Gegenstand der Sehnsucht ein solcher, von dem man sich, wenn man ihn hätte, Glück, einen besseren Zustand einbildet, oder,

in Erinnerung eines solchen, die Wiederherstellung desselben verspricht. In der Sehnsucht fühlt sich der Mensch *nicht vollständig*, es fehlt ihm etwas, das seine Haupttriebe, seine Vorstellungen, seine Bedürfnisse nicht zum angenehmen Gemeingefühle des Daseins kommen läßt; je heftiger dieser Mangel, diese Entbehrung empfunden wird, desto entschiedener schlagen alle anderen Triebe und Vorstellungen ihre Richtung dahin ein; was nicht der Sehnsucht entspricht, tritt verdunkelt in den Hintergrund, die Seele kann *leidend* werden und der Körper deßgleichen; wir erfahren dies an dem *Heimweh*, der Sehnsucht nach der Heimath, dem lebhaftesten Gefühle der *Entbehrung* der, von der Phantasie verschönerten Gegenstände und Eindrücke unserer Kindheit, unseres Elternhauses ꝛc.; es giebt *tödtliche* Sehnsuchten, die zum *Seelenschmerz*, dem Gefühle der psychischen Vernichtung, führen, der dann nur zu leicht die physische Selbstvernichtung folgt. Die *Unerreichbarkeit* des Gegenstandes steigert die Sehnsucht, das *wirkliche Bedürfniß* deßgleichen; je heftiger die Sehnsucht, desto lebhafter malt die Vorstellung das Glück der Befriedigung aus und der sonst glückliche und zufriedene Zustand, in dem sich der Mensch befindet, verdunkelt sich immer mehr, es werden *eingebildete* Mängel und Bedürfnisse gefühlt, der Verstand wird aufgefordert, sie durch *Trugschlüsse* zu *beweisen*; das Gute, was der Mensch besitzt und ihn bisher erfreuete, verliert seinen Werth und Reiz. — So opfert ein Jüngling die glückliche Heimath, Eltern, Geschwister, Vermögen, Ehre, Liebe zur Arbeit und Freundschaft, um einer armen entfernten Geliebten, einer Sehnsucht nach eingebildetem Glücke, zu folgen und um, für die Befriedigung seiner Sehnsucht, das wirklich besessene Glück gleichgültig

hinzugeben. Es giebt Seelen, die den niederen Begierden abhold und für Leidenschaften nicht entzündbar sind, in denen der verlangende Bewegungsdrang, wenn er alle Wünsche erfüllt findet, Unerreichbares, Absonderliches, Phantastisches sucht, um dafür in Sehnsucht zu gerathen, die sie nun beschäftigt und wenigstens in der Phantasie über die Schranke des Daseins hinaustreibt; sonst scheinbar sanfte, ruhige Seelen folgen ihrem verlangenden Bewegungsdrange in der Richtung einer oft schwärmerischen Sehnsucht und diese wird dann eine wirkliche Sucht d. h. eine Krankheit.

Während das Verlangen oft unruhig und ängstlich wird, bleibt die Sehnsucht gewöhnlich still, sanft und weich; selbst wo sie als heiße Sehnsucht auftritt, bewegt sie zwar heftig das Gemüth, aber sie rührt nicht verletzend auf; meistens wohnt sie still in der Brust, still hinüberdenkend, hinüberfühlend nach dem geliebten Gegenstande, wo aber der Schmerz tiefer in das Gemüth eindringt und sich hier verbreitet, da ist sie heiß, aber glühend wird sie nicht, so lange sie ihren wahren Charakter bewahrt, den sie verliert, wenn sich die sinnliche Begierde mit ihr mischt. Die schwärmerische Sehnsucht hängt sich an Phantasiebilder und Träumereien, geleitet von der Verweichlichung des Gefühlslebens oder von überspannten Gefühlen, oder sie löst das Herz in ein mäßiges Empfinden überirdischer Zustände auf, nach deren Wirklichkeit sie strebt und über deren Unerreichbarkeit sie Schmerz fühlt.

Je nach den Temperamenten ist der Mensch für die Sehnsucht mehr oder weniger disponirt; gewöhnlich sind es sanguinische oder cholerische Menschen, die der Sehnsucht sich hingeben; namentlich kann sie bei dem Choleriker dauernd werden. Der Melancholiker, leicht zu Gefühlen erregt, aber

schwer zum Streben geneigt, fällt, wenn einmal durch die Heftigkeit des Gegenstandes, der ihn reizt, das Verlangen erwacht ist, oft in eine trübe Schwärmerei der Sehnsucht, die um so anhaltender wird, als zugleich das Temperament die Kraft versagt, durch entschiedene Willensthätigkeit das Ziel zu erreichen und ihn in Unentschlossenheit läßt; bei ihm führt die Sehnsucht deßhalb häufig zur Muthlosigkeit, Wehmuth, Trostlosigkeit, zum Seelenschmerze. Am Wenigsten zur Sehnsucht disponirt ist der Phlegmatiker, und er lebt deßhalb scheinbar in dem glücklichen Schwerpunkte der Seele, den man Seelenruhe nennt, er ist der anscheinend Glückliche und Weise, der die köstliche Gabe, das Himmelsöl, welches das stürmische Meer der Leidenschaften zu beruhigen vermag, die Geduld besitzt. Er hat sie, aber es ist die Ruhe und Geduld eines Steines, eine Passivität, die ihm gewiß wohlthut, denn er gedeiht dabei, seine Miene bleibt glatt und ungefurcht von den Zügen der Leidenschaft und Sehnsucht, aber dennoch entbehrt er die höhere, wahre Seelenruhe des Glücklichen und Weisen, die auch der Sanguiniker, Choleriker, als ein selbsterrungenes Gut empfinden kann. Ohne Mithülfe des phlegmatischen Temperamentes kann sie allein nur durch Vernunft, freie, sittliche Willenskraft, durch äußere und Selbsterziehung errungen werden.

In dem mittleren Zustande zwischen Ruhe und Bewegung, in dem Gefühle des Ebenmaßes und Gleichgewichts ist das Herz in seinem natürlichen und glücklichsten Zustande. Es empfindet, wird von Vorstellungen erregt, es treibt den Kreislauf des eingeborenen Bewegungsdranges durch seine Gefühlsadern, es ist in dem Zustande, wo es seine Pulse weder beschleunigt, noch verlangsamt, wo das Gesammtleben

still und geregelt alle Reize und Reactionen ausgleicht, in dem Zustande der Fieberlosigkeit. Heftige Begier, stürmisches Verlangen, treibende, hetzende Vorstellungen und Leidenschaft, die das Blut zum Kochen, den Pulsschlag zum Jagen bringen, setzen den Menschen seelisch und leiblich in Fieber und die Intermission desselben ist nicht Ruhe und Kraftsammlung, sondern Ermattung, Schwäche, Unlust. — Und leider leben Tausende von Menschen in solchem Fieber und kennen keine andere Ruhe, als diese der Erschöpfung. Anders verhält es sich mit der wahren Seelenruhe, die das Gefühl der Kraft in sich trägt, das Gefühl des Gleichgewichtes der nicht erschöpften Kräfte. — Sie ist schwer zu erwerben, sie ist das Resultat sittlicher Selbsterziehung und glücklicher Leitung, oft aber auch die schwer errungene Frucht unzähliger Enttäuschungen, schlimmer Erfahrungen und das gerettete Lebensgut aus den Kämpfen der Leidenschaften mit den Mächten der Welt. — Hat der Mensch es dahin gebracht, seine Begierden zu zügeln, seine Leidenschaften und sein Wollen unter das abmessende Urtheil der Vernunft zu stellen, lernte er den Gleichklang aller seiner Stimmungen kennen und jede disharmonirend oder rauschend in Schwingung gerathene Saite durch Anspannen oder Nachlassen wieder in den Akkord des Gemeingefühls und sittlichen Bewußtseins zu bringen, so wird sein Herz den eigentlichen Schwerpunkt gefunden haben, er wird die Seelenruhe genießen, die ihn nicht außer Fassung kommen läßt, allen Erregungen das richtige Maß der Gegenstrebung entgegensetzt, und alle Verstandeskräfte, Temperamentneigungen, Begierden und Verlangen dem vernünftigen Lebenszwecke: eigenes Wohl und Mitarbeit am Wohle der Welt — ein- und unterordnet. Es herrscht Friede in der Seele

und damit auch Friede um uns her, in unseren Verhältnissen. Von keinen unruhigen Wünschen, keiner ängstlich gespannten Erwartung, keiner Sorge gequält, im Gleichgewichte gemäßigter Begierden, tragen wir den heiteren Himmel des Friedens in unserer Brust auch hinaus in das Leben, in den Umgang mit Menschen und Natur, in die Zustände unseres äußeren Schicksals, und verbreiten den Odem des Sittlichen um uns, denn Seelenfriede setzt Sittte voraus; in diesem Frieden wohnt das Gottesgefühl, der göttliche Frieden, welcher den ganzen Menschen weiht und erhebt. —

Man verwechsele diese echte Seelenruhe, die Gemüthsstille, nicht mit der Seelenkälte des Phlegmatikers oder herzlosen Verstandesmenschen. Diese echte Seelenruhe ist fähig zu Stürmen der Gefühle, zu Leidenschaften; denn die Kräfte sind ja nicht erschöpft, sie erscheinen nur gemäßigt, weil sie im Einklange, im Gleichgewichte stehen, wie in einer Beethoven'schen Symphonie, wo das grelle Horn schmetternd in die sanftere Leidenschaft der Geigen und Flöten eingreift, aber im Ganzen harmonisch aufgeht, und ebenso wie hier die Leidenschaft der vorherrschende, oft schärfere Ton, sich in die wohlthuendere Harmonie und den gemessenen Takt der Melodie auflöst, so auch die Leidenschaften desjenigen Menschen, der es, als Resultat der höchsten Lebenskunst, zur Seelenruhe brachte. Auch er kann in die Leidenschaft der Liebe, der zornigen Entrüstung, des Abscheues gerathen, aber sie entspringen dem innersten Wesen und Born seiner Seelenruhe, der Vernunft und Sitte, und lösen sich immer in die Harmonie der Seele wieder auf. Auch die momentane Disharmonie hat der größte musikalische Seelenmaler Beethoven in seine Tongemälde der Gefühle und Begehren,

der Stimmungen und Leidenschaften des Gemüthslebens eingeführt, aber die Uebergänge zur Harmonie drängen sich sogleich hinein und bald ist das stürmische Meer der Gefühle wieder in das Gleichgewicht der Seelenruhe zurückgekehrt, und um so wohlthuender, je heftiger die Töne des Aufruhrs und je versöhnender, natürlicher die Uebergänge und Auflösungen waren.

Die wahre Seelenruhe genießt sich selbst, ohne sich, wie der Egoist, am eigenen Daseinsgefühle zu sättigen, sie hat aber das volle Gefühl der Seelengesundheit, der Kraft und Sicherheit; sie bewahrt sich vor allen schroffen Gegensätzen und Uebergängen, sie ist der wahren Freude, des aufrichtigen Schmerzes fähig, ohne sich in das Eine oder Andere einseitig zu verlieren, sie ist regsam und feurig in Gefühl und Wunsch, Hoffen und Wollen, aber der Erregung und Anfeuerung folgen sofort die mitklingenden Töne, die das gesammte Seelenleben wieder in harmonische Stimmung versetzen. Und dieser Stimmung wohnt der Engel des Lebens, der Freund, Tröster und Versöhner inne, die beglückende, köstliche, durch nichts künstlich zu ersetzende Geduld. Sie bringt Verlangen, Gefühl und Wollen in ein Gleichgewicht mit der äußeren Welt, sie setzt unser Wollen, unseren eingeborenen Trieb nach Lust in eine ruhigere Uebereinstimmung mit der Nichterfüllung und mildert dadurch das Gefühl der Unlust, sie giebt unserem Verlangen einen ausharrenden, unserer Unlust einen ertragenden Charakter, sie hat Nachsicht mit den Kränkungen und Beschränkungen, welche die Außenwelt auf uns übt, sie sucht durch Ausdauer und Unermüdlichkeit das Ziel zu erreichen, das sie für gut und schön, also mit der Seelenruhe für übereinstimmend hält, sie weckt die sittliche und physische Kraft in uns, das

Leiden zu ertragen, sie mäßigt die Hoffnung, stärkt den Muth, gleicht Freiheit und Schranke mit einander aus, bewahrt die Ruhe vor Entkräftung und veredelt durch die liebreiche Milde in der Ausgleichung der Gegensätze. Diese Seelenruhe, mit ihrem stillen Gestirn der Geduld, ist es, von welcher der Philosoph Pascal nur sagen konnte, daß sie ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen sei. Sie ist es, die große Männer aus dem Weltgetümmel als ihren eigenen Gewinn mit in die Ruhe, in das Ausruhen von ihren Anstrengungen, heimnahmen, welche Pyrrhus, Cicero, Horaz, die Zenobia, Friedrich den Großen auch in der Einsamkeit beschäftigte und mit dem Leben versöhnte.

Man hat die Seelenruhe und Geduld künstlich erzwingen wollen, man suchte die Begierden, das natürliche Verlangen der Seele, zu unterdrücken, unter einen kalten, eisernen Willen zu fesseln, Gefühl und Herz abzustumpfen. Man denke an die Schule der Stoiker, die Ordensbrüder der Trappisten, die sogar gegen Grausamkeit, Kränkung und Verleumdung nur ein duldsames Schweigen hatten. Die Stoiker sowohl wie die Trappisten haben die menschliche Natur gänzlich verkannt, sie wollten dem Kreislaufe und damit dem Drange des Lebens Stillstand gebieten, und ihre erzwungene Seelenruhe war deßhalb nicht Lust und Gleichgewicht der Seele, sondern Unlust, Verkümmerung; ihre Freude war Einbildung, ihr Dasein ein verödetes, vom Sturme der Welt oder von den Hufschlägen eines inneren Despoten niedergeschlagenes Saatfeld. Die stoische Geduld und die trappistische kaltblütige Erholung sind Unnatur, Abtödtung und darum keine Seelenruhe, sie unterscheiden sich durch Nichts von der reiz- und willenlosen und darum freudlosen Ruhe des extremen

Phlegmatikers, der philosophirend etwa folgendermaßen denkt: „Mein Zustand ist unbequem und trostlos, meine Aussicht finster; die Bemühungen, meine Lage zu verbessern, sind erfolglos geblieben und die Zukunft verheißt, der Wahrscheinlichkeit nach, weniger, als die Vergangenheit. Soll ich darüber unruhig, ängstlich werden, oder gar verzweifeln? Hieße das nicht, wie ein Gefangener sich mit den Ketten schlagen und den Kopf gegen die Mauer stoßen? Was soll ich mit der Vorsehung zanken, da ich kein Recht dazu habe, und bei meinem Menschenwerthe nichts fordern kann! Gewiß habe ich so viel vom Schicksale erhalten, als ich verdiene; was Andere mehr und Besseres besitzen, geht mich nichts an, die Regierung der Welt ist nicht meine Sache und nach meinem Kopfe richtet sich nichts. Der Mensch wird geschleudert vom großen Schwungrade und Kreislaufe des Ganzen; immer gewiß gut, wenn ich es auch nicht einsehe. Leide ich darum weniger, wenn Andere ebenso viel oder noch mehr leiden? Und wie bald ist diese kleine Reise, dieser kurze Traum, den wir Leben nennen, zu Ende? Soll ich mir nicht unterwegs alle Unbequemlichkeiten gefallen lassen, wie der Wanderer, welcher ein entschädigendes Ziel vor sich weiß? Der Tod macht gleich, was jetzt noch die Menschen unterscheidet. Wenn ich abgerufen werde, gehe ich aus einer unbequemen Herberge ohne weniger Widerstreben, als aus einer angenehmen weg; die Erde ist ja nur eine Herberge des Lebenspilgers. So lange es in meiner Gewalt bleibt, recht und gut zu handeln, habe ich mich nicht als elend anzusehen; das giebt mir Ruhe, Aufrichtigkeit und Geduld." —

Hier haben wir den Phlegmatiker in seiner Reflexion über das Leben ausreden hören. Sollten wir ihm wirklich

die Freudigkeit und Geduld einer wahren Seelenruhe beimessen dürfen, klingt seine Lebensphilosophie nicht wie Selbstbeschönigung seiner Gefühls- und Willenslosigkeit, würden wir diesen Menschen für Liebe, Ehre, Großes, für die uneigennützige, handelnde, aufopfernde That fähig halten? Er hat eine stoische Ruhe und Geduld, aber sie ist eine naturwidrige, und trotz dieser Philosophie und der Gelübde der Stoiker und Ordensbrüder können diese Menschen, wenn die Natur sie nicht durch eine phlegmatische Anlage passiv, kalt, schwerfällig und interessenlos machte, den Strebungen und Anforderungen ihrer Seele ebenso wenig wie dem Hunger und Durste, Befriedigung versagen; es ist das Gefühl der Unlust, das ihre Gemüthswelt durchdringt und ihren Willen beherrscht, das sie gewaltsam erkünstelten, oder, wie bei den Trappisten, oft genug die Verödung und Verzweiflung eines im Leben gescheiterten und tief verwundeten Herzens verräth. (Die allgemeinen gesellig-sittlichen Mittel zur Seelenruhe habe ich bereits am Schlusse der I. Abtheilung dieses Buches angegeben.)

Leerheitsgefühl. (Langeweile.)

Die Seele des Menschen beschäftigt sich auf zweierlei Art: sie überläßt sich den Eindrücken der äußeren Gegenstände, sie empfindet, oder sie unterhält sich mit Betrachtungen, Vorstellungen, Erinnerungen intelligenter, nützlicher oder überhaupt zugänglicher körperlicher und unkörperlicher Gegenstände, sie denkt.

Empfinden und Denken wird ihr oft lästig und erregt Unlust, Abspannung, besonders wenn die Gegenstände nicht wirkliche oder neue sind; dann muß sie sich anstrengen, die

Aufmerksamkeit darauf fest zu halten; das Empfinden geräth oft in Regionen, die, bei ermüdeter Phantasie, das Gefühl der Verödung erregen; das Denken bleibt oft unfruchtbar und resultatlos, es tritt allmählig ein Seelenzustand ein, in dem Empfindung und Gedanken tumultuarisch sich jagen und der inneren Verbindung und Bezüglichkeit ermangeln, oder wo Gefühl und Denken in eine träumerische Dämmerung, in ein dumpfes Gemeingefühl und in Gedankenlosigkeit versinken. Er ist der Zustand des Leerheitsgefühls, der Langenweile.

Alle Menschen werden diese Langeweile, wo man nicht Lust hat, lebhafter zu empfinden, und nicht Kraft hat, etwas zu denken, kennen gelernt haben; deßgleichen den Zustand, wo man wider seinen Willen an Vieles denkt, durch unfreiwillige Vorstellungen in Empfindungen fortgerissen wird, ohne ihnen Einhalt thun zu können. Dieser Doppelzustand der Langenweile ist ein qualvoller, verdrießlicher, und nur wenige Menschen sind so glücklich, sich immer selbst eine gute Gesellschaft zu sein, von sich sagen zu können, daß ihre Gefühls- und Gedankenwelt sie niemals zur Langenweile kommen lasse, die Kunst zu verstehen, die Horaz: „sich selbst ein guter Freund sein" nennt. Um hierzu fähig zu sein, muß man eine gemäßigte Uebereinstimmung seiner Begierden, Vorstellungen und Gedanken haben und keiner Leidenschaft Sklave sein. Die Kunst, mit sich umzugehen, sich selbst genug zu sein, ohne ein vollständiger Phlegmatiker zu heißen, schützt Jeden, der sie versteht, und im Stande ist, die Freuden einer stillen, innerlichen Welt zu genießen, vor der traurigen Unlust und Erschlaffung, welche, besonders in großen Städten, so unzählig viele Menschen martert, sie zu Leidenschaften treibt, die betäuben oder zerstreuen sollen, und

sie in Ueppigkeit, Jagen nach Unterhaltung, gehetzt von dem Plagegeiste der Langenweile, in's Verderben stürzt. —

Nicht allein der Geist, auch das Temperament verlangt Befriedigung und Unterhaltung; hier hat die Erziehung den größten Einfluß, um Geist und Temperament auf den Weg der richtigen Beschäftigung zu führen und Jeder, der die Menschen zu beobachten Gelegenheit oder Beruf hat, kann die Erfahrung machen, daß solche Personen, die der Langenweile nicht entfliehen können, vom Fluche einer schlechten Erziehung getrieben werden. Solche Menschen haben oft nicht einmal Sinn genug, sich die Möglichkeit zu denken, wie man im Umgange mit sich selbst beschäftigt, heiter und zufrieden sein kann, sie beurtheilen nach Dem, was sie selbst in der Einsamkeit und Langenweile ausstehen, auch andere Menschen, und da ihr Trieb zum Vergnügen nur von Außen her befriedigt zu werden vermag, weil sie in sich Nichts finden, was ihnen Lust erregt, so stürzen sie sich in den Verkehr, in den Wechsel der Unterhaltung und leben dem gemeinen oder eleganten Müßiggange, der in unserer Zeit immer zahlreichere Repräsentanten findet, da die Erziehung im Allgemeinen erbärmlich ist und viele Menschen gar nicht unterscheiden können, daß Arbeit und Beschäftigungstrieb zwei ganz verschiedene Bedeutungen haben. Die Genußsucht unserer Zeit treibt die Menschen, so schnell als thunlich die Mittel dazu aufzufinden; Arbeit führt nur langsam dahin und kostet viel Zeit, die dem Genusse verloren geht; man will schnell und viel gewinnen und speculirt, um, ohne die gemeine, das halbe Leben consumirende Arbeit, auf erlaubte und unerlaubte Weise sich in den Besitz der Mittel zur Befriedigung des Genußtriebes zu setzen. Dieses Streben nennt man fälschlich Thätigkeit, Arbeit. Ist der

Gewinn gemacht, hat man sein Schäfchen in's Trockene gebracht, so ergiebt man sich dem Müßiggange, der eigentlich im Hintergrunde lauerte, unverholen, denn den Wohlhabenden schändet ja die Arbeit, wie man sagt; man will nur genießen, das nennt die Welt: „anständig leben" — man fühlt Langeweile, sucht immer neue Zerstreuung und die Langeweile kehrt immer häufiger und qualvoller wieder.

Dächten diese Menschen nur einmal über die Ursachen ihrer Quälerin nach, so würden sie erkennen, daß in ihrer Seele ein Trieb liegt, den sie zwar betäubten, der aber wie ein still wuchernder Wurm ihr inneres Leben aushöhlt, das Gefühl der Lust heimlich annagt und dessen Blüthen fruchtlos macht. Es ist der Thätigkeits- oder Beschäftigungstrieb, der jeder Seele eigen ist, und seine Befriedigung fordert, der den Gelangweilten in seiner Selbsttäuschung auf die Irrwege der äußerlichen Zerstreuung treibt, weil er die rechte Mahnung nicht versteht, und Nichts in sich hat, was ihm Unterhaltung gewähren könnte, der den Menschen in Gesellschaft, Schaubude, auf Reisen, an Romane und gewaltsam auferlegte Liebhabereien, überall dahin treibt, wo er neue Eindrücke erwartet, die ihn beschäftigen können, aber doch nur halbe Befriedigung gewähren und ihre Zauberkraft verlieren, weil der wahre, innerliche Thätigkeitstrieb der Seele nicht seine rechte Vermittlung und sein wahres Ziel gefunden hat, das allein Vernunft und Gewissen kennen.

Müßiggang giebt Langeweile und diese verleitet zu Dingen, wozu das Temperament geneigt macht. Ein Mensch, der die horazische Kunst versteht, sich selbst ein guter Freund und Gesellschafter zu sein, wird in der Einsamkeit nie Langeweile haben, er wird beschäftigt und vergnügt sein, aber er

kann im Kreise anderer Menschen sich gelangweilt finden, wenn er Oberflächlichkeit, Geistes- und Gemüthsarmuth trifft; er kann in seiner Geistesbeschäftigung gestört und dann gelangweilt werden. Ein Mann, der blos mit dem Verstande arbeitet, erholt sich fast nur zum Schein, wenn er sein Denken unterbricht und eine andere Beschäftigung sucht, wobei der Körper mehr Antheil hat; er thut es gewöhnlich mit einer gewissen Herablassung, oft Unlust. Der Gelehrte, der den Verstand bis zur Ermüdung anstrengt, erholt sich, daß er zur Abwechselung die Phantasie beschäftigt, die bei dem gelehrten Studium in Banden der Ruhe geschlagen war, und jetzt zu ihrem Rechte treibt. Das erklärt, warum Gelehrte sich oft, wenn sie einmal Phantasie haben, auch als Dichter kund geben. Das Weib hat ein reicheres Feld von Bedürfnissen und Beschäftigungen, die leichter zu erreichen und auszuüben sind; es hat nicht, wie der denkende Mann, die ermüdende Anstrengung zur Erzielung der Mittel nöthig, wodurch der Werth des Zwecks allerdings erhöhet wird. Häusliche Geschäfte, Handarbeit, Putz ermüden weder Verstandeskräfte noch Körper so sehr, daß die Beschäftigungen nicht mit Munterkeit geschehen könnten; die Ruhe ist schneller erholend, wie bei dem in Wissenschaft, Amt und Geschäft ermüdeten Manne; eben deßhalb ist aber auch das Weib, weil es Beschäftigung und Ruhe weniger schroff fühlt, um so leichter dem Müßiggange, dem Gefühle der Leerheit und Langenweile ausgesetzt, wenn es versäumt, auch die innere Welt mit Vorstellungen und Empfindungen zu bereichern, die auch bei scheinbar äußerer Ruhe Kopf und Herz mit sich selbst beschäftigen können, oder für ein lebhafteres Pflichtgefühl, einen höheren Berufsgedanken bethätigen. Darum werden kinderlose Frauen oft von Müßiggang und Langeweile

heimgesucht, das Hauptziel des weiblichen Thätigkeitstriebes, die Mutterliebe, wird verrückt und der Mops und Papagei muß den edleren Gegenstand des liebesuchenden Beschäftigungsdranges ersetzen, und mancher sonst denkende Mann verschuldet seine unglückliche Ehe dadurch, daß er versäumte, die innere Welt seiner Gattin mit Ideen und idealen Empfindungen zu bereichern, welche das Frauenleben vor dem Materialismus bewahren, der so leicht, wenn die Sinne nichts mehr zur Unterhaltung finden, zur Langenweile führt. —

So lange der Verstand nützlich beschäftigt wird, bleibt auch das Herz unverdorben. Der Geist hat gleich der Seele seine Bedürfnisse, wie der Körper, und eins der größten ist das Beschäftigungsbedürfniß, das, wo es nicht auf dem natürlichen Wege der Anlagen befriedigt wird, auf Abwege geräth oder sich ohne Ziel in die Oede des Müßiggangs und der Langenweile verliert. Der Beschäftigungstrieb ist eigentlich der Lebenstrieb des Geistes und der Seele, in denen Stillstand und Ruhe Tod bedeuten, und nicht ohne tieferen Sinn spricht man von einer tödtlichen Langenweile. Der Geist fordert zu seiner Nahrung stets neue Vorstellungen, die Seele zu ihrem Wachen, ihrem Lustgefühle und eingeborenen Streben stets neue Eindrücke, neue Reize; sucht der Mensch nur sinnliche Vorstellungen, sinnliche Empfindungen, ohne den Anforderungen der Vernunft zu genügen, die nur das Gute, Wahre und Nützliche will, so stellen sich die Verstandeskräfte den sinnlichen Bedürfnissen zur Verfügung, der Mensch wird ein Müßiggänger, d. h. müßig im Guten und Nützlichen, und daraus entsteht die Leidenschaft und Langeweile. Die Langeweile, die mit Unthätigkeit der Seele verknüpft ist, ist ein so peinigender Zustand, daß er den

Menschen, welcher ihm nicht entgehen kann, in hohem Grade unglücklich macht, eben weil es ein unnatürlicher Zustand ist, der durch keine künstlichen Mittel ersetzt werden kann. Solche Menschen greifen oft in ihrer Qual zu den ermüdendsten körperlichen Arbeiten, da auch diese in etwas die Seele zu beschäftigen vermögen, wenn auch weder Empfindungen noch Nachdenken dabei sind. Wer Geist und Körper gesund erhalten will, muß frühzeitig an den allgemeinen Angelegenheiten der Menschen Theil nehmen, er muß immer aufmerken, denken und lernen; — darauf beruht der Antheil, den wir am Leben nehmen; wer nicht mehr strebt, der verfällt der Fäulniß des inneren Grabes. Das Grundübel des Menschen ist Trägheit; im Gebildeten steckt sie die Larve des Hamlet vor, jene trübe, skeptische, philosophisch sein sollende Weltansicht, die doch nichts Anderes ist, als ein von Trägheit herrührendes, freiwilliges Erkranken und Absterben der Seele; ein tüchtiger Mensch muß immer auch ein tüchtiges Werk vor sich haben, eine Lebensaufgabe, die ein Zusammenstreben aller seiner Kräfte verlangt. Der Mensch soll die Arbeit in Thätigkeitsfreude verwandeln, auch wo die Arbeit schwierig ist oder seiner Neigung nicht entspricht; er vermag es, wenn er mit Heiterkeit die Arbeit beginnt, bemüht ist, sich mit ihr zu befreunden, mit klarem Blicke und frischem Muthe der Kraft sich ihrer zu bemächtigen und darin auszuharren. —

So wie übermäßige Eindrücke äußerlicher Gegenstände die Seele in ihrem Beschäftigungstriebe ermatten, so auch erschlafft das angestrengte Nachdenken den Thätigkeitstrieb des Geistes; es ist bald die Uebersättigung des Hungers nach Beschäftigung, bald die Ermüdung, analog den körperlichen

Zuständen. Der Mensch ist oft nicht aufgelegt zum Denken, oft gegen seine Absicht zerstreut; im ersteren Falle ist das Gehirn durch irgend einen organischen oder seelischen Einfluß in seiner Function geschwächt, im letzteren Falle gereizt und es erwachen Vorstellungen in ihm ohne engere Verkettung und logische Richtung. Plötzliche, schroffe Veränderung unserer Lage und Gewohnheit vermag einen gleichen Zustand hervorzurufen, wo die Thätigkeit gewissermaßen ziellos und betäubt wird. Wird ein Mensch zum Beispiel plötzlich aus großem Verkehre in die Einsamkeit versetzt, geräth ein Mädchen aus der Liebesfreude schnell in die Klosterzelle, so tritt so lange Betäubung des Beschäftigungstriebes ein, bis die Langeweile gefühlt wird und der sich sammelnde Trieb ein neues Ziel gefunden hat. Die Seele kann nicht lange müßig sein und sucht sich Beschäftigung, sie giebt sich äußeren, nächsten Eindrücken hin oder sie sinkt in Nachdenken, in Erinnerungen, in Bilder der Phantasie. Ist doch die Seele im Schlafe nicht unthätig, sondern beschäftigt sich im Traume.

Wie der einzelne Mensch, so auch das Volk. Ein ganzes Volk kann in Langeweile und dadurch in Stumpfheit oder, dem vernünftigen Rechts- und Staatsleben sich entfremdende Ausschweifungen des Dranges nach Befreiung aus dem quälenden Einerlei gerathen. Das haben auch Herrscher begriffen, sowohl die alten römischen Kaiser, wie moderne, indem sie für ihre Macht die Gefährlichkeit der Langenweile erkannten, und, wo sie das Volk nicht durch Krieg, Ruhmbegierde oder allgemeine Interessen zu bethätigen Gelegenheit hatten, ihm schöne Spielwerke und Phantome der sinnlichen Ergötzlichkeit darboten.

In jedem Menschen liegt das Gefühl der Scheu vor

der inneren Leerheit und der daraus hervorgehenden Empfindung der Langenweile, dem Zustande, in welchem keine unserer Kräfte uns das wahrnehmbare Gefühl ihrer Thätigkeit gewährt; da dies Gefühl der Leerheit unseres ganzen Wesens ein unangenehmes, und das directe Gegentheil des Lebensgefühls ist, indem es den Mangel unseres Realitätsgefühls bewußt macht, so ist die Scheu vor demselben eine allgemeine und nur nach der Individualität verschieden, je nachdem die Kräfte sich mehr oder weniger entwickelt oder an Thätigkeit gewöhnt haben und das Temperament einwirkt. Die phlegmatische Liebe zur Ruhe erträgt das Leerheitsgefühl weit eher, als die cholerische Regsamkeit es vermag; selbst der in stumpfer Gedankenlosigkeit hinvegetirende, nicht cultivirte Mensch nimmt sein Musikinstrument zur Hand, und brächte es auch nur zwei oder drei Töne hervor, so soll es ihm doch die Langeweile verscheuchen. Die Leerheitsscheu vermag einen solchen Grad der Stärke anzunehmen, daß sie sich zur Leidenschaft steigert und es deutet das frühere, an eine damalige Begebenheit geknüpfte Pariser Witzwort darauf hin: „die Engländer erhängen sich, um sich die Langeweile zu vertreiben." — Das Leerheitsgefühl eines Menschen, welcher Alles in der Welt bis zur Erschöpfung genossen hat, „blasirt" ist, wird so peinigend, daß es zum Lebensüberdrusse führt; der Mensch will lieber traurige, als gar keine Empfindungen haben, was schon Lukrez (de natura rerum) andeutet und Tiedge in den Worten ausdrückt: „O, der öden Qual! Traurig schleicht die leere Lebenseinigkeit; wie romantisch wäre nicht ein Streit ꝛc."

Das Leerheitsgefühl treibt an, die Langeweile zu vermindern oder aufzuheben, und zwar in der unedelsten

Richtung des Dranges nach Zeitvertreib, der nun gewöhnlich in Spieltrieb oder Neugierde einschlägt und hier zur Leidenschaft, zur Sucht wird. Unter Spiel begreife ich hier in der weiteren Wortbedeutung jede leichte, mit keiner merkbaren Anstrengung verbundene Thätigkeit, bei welcher kein anderer Zweck vorhanden ist, als sich zu unterhalten. Dieser Spieltrieb zeigt sich schon im frühesten Kindesalter und der Zerstörungstrieb der Kinder ist, wie ich dies in meiner Schrift: „Die Mutter als Erzieherin" (pag. 369) nachgewiesen habe, nichts als natürlicher Thätigkeitstrieb. Auch im Erwachsenen regt sich der Spieltrieb, selbst bei Menschen im rohesten Naturzustande, und wird hier dann, ohne Leitung der Vernunft oder edlerer Gefühle, zur Leidenschaft, zur Spielsucht; setzten doch unsere altgermanischen Vorfahren ihre Weiber und Kinder, endlich ihre eigene Person auf's Spiel, und gingen, wenn sie verloren, mit derselben Gleichgültigkeit in die Knechtschaft, wie sie Weib und Kind dem Gewinner überließen. — Die Civilisation cultivirte auch den Spieltrieb zur Leidenschaft; Schachbrett, Würfel, Karten, Roulette ꝛc. fesseln die Mehrzahl der Menschen durch die wechselnde Erregung der Gefühle von Anspannung, Erwartung, Freude, Hoffnung, Furcht und Verdruß. Ich werde später, wo ich die Leidenschaften insbesondere betrachte, auch specieller auf diejenigen Suchten aufmerksam machen, welche aus der Scheu vor dem Leerheitsgefühle und der Qual der Langenweile hervorgehen. —

Die Leerheitsscheu ist an sich eine ganz unschuldige Empfindung, die von der Vernunft nicht gemißbilligt werden kann; sie gänzlich auszurotten wäre daher ebenso unnatürlich, als unmöglich, da sie auf dem Thätigkeitstriebe beruht. Es soll sich aber der Mensch befleißigen, das Leerheitsgefühl

so selten als möglich auftreten und es nicht über die Grenze fühlbar werden zu lassen. Wer häufig davon heimgesucht wird, lebt in der Gefahr, in Sucht nach irgend einem Zeitvertreibe zu gerathen. — Zur Vermeidung dieser Gefahr suche man seinen Geist so viel als möglich mit mannichfaltigen Kenntnissen zu bereichern, die immer Stoff zur Unterhaltung darbieten werden; man genieße jede Lust mit verständiger Sparsamkeit, damit sie ihren Reiz behalte und nicht durch Uebersättigung das Gemüth überdrüssig mache; man gewöhne sich an regelmäßige, anhaltende und nützliche Arbeitsamkeit, welche unsere Kräfte angemessen und hinreichend beschäftigt; dann wird die Zeit der Ruhe zum Genusse und nicht zur Langenweile werden! —

Einsamkeit.

Den Hang der Einsamkeit begleitet die Traurigkeit und Melancholie; doch ist er auch ein selbstständiger Trieb in solchen Seelen, welche ihn besonders in sich haben aufkommen lassen, namentlich aber solchen *starken* Seelen, die jene innere Ruhe und Kraft besitzen, um *mit sich selbst* leben zu wollen und zu können. Der Mensch kann auch außerhalb der Klostermauern und einer stillen ländlichen Gegend einsam sein; mitten in der Welt und Gesellschaft verkehrt manche einsame Seele nur mit sich selbst. — Montagne fand sich in den größten Gesellschaften immer am Einsamsten und es ist der Fall bei Allen, die *sich in sich selbst reicher fühlen, als ihre wirkliche ärmere Umgebung*. Diejenigen, welche die Kunst, mit sich allein zu leben, nicht verstehen, glauben, daß außer der Gesellschaft kein vernünftiger Umgang stattfinden könne; gemeine Köpfe halten den Ein-

samen für einen Thoren. — Als Demokritos die Einsamkeit suchte, riefen die Abderiten den Hippokrates zur Hülfe, den vermeintlichen Wahnsinnigen zu heilen, der eben beschäftigt war, in einer Erdhöhle über den Wahnwitz seiner Mitbürger nachzudenken. — Jeder Geistes- und Gemüthsarme flieht die Einsamkeit, weil er in ihr am Beschämendsten fühlt, wie schlecht seine eigene Gesellschaft ist.

Wie die Menschen sich so oft in Thorheit selbst betrügen, so ist es auch nicht immer der Weise, welcher die Einsamkeit sucht. — Der Mönch begräbt sich in seine Zelle, um, wie er wähnt, Gott dadurch zu gefallen, der Mystiker sucht die Einsamkeit zur gedankenlosen Verzückung, zum Zerfließen in die eingebildete Nähe Gottes; der Narr, der in Hindostan auf dem Aschenhaufen im glühenden Sonnenstrahl der Einöde kauert, wartet auf die innere Erleuchtung.

Der Trieb zur Einsamkeit ist bei oberflächlicher Betrachtung seltsam, da der Mensch doch für den Menschen geschaffen ist und im Austausche und in der Mittheilung von Freude und Leid sich erst recht wohl und lebensfähig fühlt; auch der Einsame muß diesen Mittheilungsdrang haben und mit in seine Einsamkeit nehmen. Nur schwärmerische Menschen klagen dem Felsen ihr Leid, dem Zephyr ihre Freude; jedes Herz sehnt sich instinktmäßig nach einem anderen, jede Seele nach einer Geschwisterseele, im Finden derselben weichen alle anderen Gegenstände zurück. Nicht minder ist der Mensch nur allein im Verkehr mit Seinesgleichen fähig, Kenntnisse zu erlangen, seine Gefühle zu veredeln, seine Vorzüge und Mängel kennen zu lernen um sich nützlich zu machen. Der Geselligkeitstrieb, den sogar Pflanzen und Thiere verrathen, hält die Menschheit zusammen, und fördert ihr Gedeihen. Mit der Gesellschaft kann aber auch der Trieb dafür

ausarten; er ist bei vielen Menschen so stark, daß sie von sich selbst abgetrieben werden und den Umgang mit sich selbst verlernen; Vergnügungs- und Gefallsucht verstärken den Geselligkeitstrieb; Furcht vor der Langenweile scheucht sie aus der einsamen Hinweisung auf sich selbst in den Kreis der Menschen zurück, wo der zerstreuende Müßiggang sie empfängt und sie die innere Leere vergessen macht. Manche Menschen taugen auch nicht einmal für den Müßiggang; sie genießen die Zeitverschwendung nicht, obgleich der armmüthige Geist nur wenig fordert und leicht zu stillen wäre; überall haben sie Langeweile und verursachen Langeweile, sie sind beschäftigt und thuen doch nichts, sie erschrecken jeden Morgen vor dem langen Tage und der Magen allein muß aushelfen; ihr ganzes Leben ist eine lange Unverdaulichkeit. — So wird der Trieb nach Geselligkeit in der mannichfachsten Weise im Menschen durch den Ekel vor sich selbst verstärkt. —

Und doch finden wir den Trieb der Einsamkeit bei vielen Menschen so stark! Oft weit stärker und ausdauernder, als den Trieb der Geselligkeit!

Der Einsamkeitstrieb schließt scheinbar den Trieb nach Ruhe in sich, nach Entfernung von Allem, was die Zufriedenheit stören, von angenehmen Vorstellungen und dem Hange der Gedanken ablenken kann. Schon jedem Geschäftsmenschen ist es ein Bedürfniß, nach Beendigung seiner oft langweiligen, trockenen Arbeiten in die Einsamkeit seines Zimmers zurückzukehren, um hier denken und empfinden zu können, was ihm angenehm und lieb ist. Der Mensch kann niemals aufhören zu denken, aber er wechselt gern seine Gedanken, namentlich ist der Wechsel dessen, was Lust macht, ein Bedürfniß der Seele. Das Angenehme hört durch

längeren Genuß auf, angenehm zu sein; ein Gefühl von Dauer, ein Gedanke, der uns lange fesselt, stumpft Herz und Kopf ab. Waren wir einsam, so erwacht der Drang nach Weltzerstreuung, nach einer neuen Reihe von Gefühlen und Vorstellungen, die unserer Seele den einseitig aufgehobenen Schwerpunkt, die Empfindung der Ruhe wiedergiebt; bewegten wir uns in der Welt, so wünschen wir die Einsamkeit zum ausgleichenden Gegensatze. Mitten im größten Weltgewirr, auch bei dem stärksten Beschäftigungstriebe des Geistes und Gefühls, erwacht das Bedürfniß nach der Einsamkeitsruhe am Lebhaftesten; Feldherrn und Könige suchen sie; sie werden des Lorbeers, des Thrones müde, der Mann der Oeffentlichkeit entzieht sich allmählig dem Lärm und eitlen Spiele der Weltbühne und sucht die Erholung der Einsamkeit. Dem ehrgeizigen Cicero konnte Roms Beifall und der tägliche Genuß seines mühsam errungenen Ruhmes endlich nicht den Reiz gewähren, den ihm sein schattiges, einsames Tusculum darbot; Horaz vertauschte den Glanz und die Vergnügen des mächtigsten und üppigsten Hofes mit der ländlichen Stille in Blandusium und dem quellenreichen Tibur; im einsamen Kloster des heiligen Justus in Spanien vergaß Karl der Fünfte seine Größe, seinen Ehrgeiz, seine maßlosen Pläne, die ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung setzten; Zenobia tröstete sich in der Einsamkeit über den Verlust ihres Thrones, Pyrrhus und Friedrich der Große flüchteten sich nach großen Thaten in die einsame, ländliche Stille.

Der Einsamkeitstrieb entspringt aus den verschiedensten Quellen. Die Traurigkeit fühlt ihn als ihr nächstes Bedürfniß; Unglückliche, Bedrängte, Enttäuschte, Gekränkte, Menschen, deren Willen am Willen der Welt, deren Hoffnung

am Widerstande der Gesellschaft scheiterte, flüchten in die Einsamkeit, wo sie unbeschränkt ihrem Schmerze, ihren Ideen leben können. Die Welt gefällt uns nur so lange und reizt uns nur, so lange wir darin unseren Willen geltend machen können, oder so lange die Dinge ohne unser besonderes Zuthun nach unserem Willen sich gestalten. Aber auch der Philosoph, der Schwärmer, der Menschenfeind, der Ehrsüchtige, der Heuchler, ja der Sclav der Mode suchen die Einsamkeit auf und ihre Zwecke sind sehr von einander verschieden; oft ist es nur der hypochondrische Unterleib, welcher den Menschen in die einsame, äußerliche Ruhe treibt.

Ein Mensch, der nur seiner Vernunft und Ueberzeugung folgt, seine eigenen Meinungen, seine feste Denkungsart hat, keinen herrschenden Vorurtheilen heuchlerisch fröhnt, der gedankenlosen Menge nicht seine Ansichten und Grundsätze opfert, erscheint der Welt immer als ein Mensch, der gegen den großen Strom schwimmt; er wird überall anstoßen; der Dummkopf haßt den Verstand desselben, der Vorurtheilsvolle nennt ihn eigensinnig, die große Masse einen Sonderling, der Egoist nennt ihn unfügsam. Wird ein solcher Mensch nicht bald einsam stehen und in der Einsamkeit suchen, was ihn erfreuet? — Nichts erweckt im Menschen eine stärkere Abneigung gegen den Verkehr mit anderen Menschen, als eine gänzliche Unähnlichkeit der Begriffe und Gesinnungen; Neid, Haß, Verleumdung werden ihn für seine Selbstständigkeit verfolgen und isoliren. Dion wurde von den Hofschranzen des Dionysius gehaßt und beneidet, weil er keinen Geschmack an ihren Lastern fand, wie Plutarch erzählt, und sie verschwärzten seine Tugenden beim Könige als Laster. — Das Schicksal des Dion theilen alle ähnlichen Menschen bis auf den heutigen Tag. Selbstständiges Denken

ist, nach Aristippus, nichts Anderes, als den unversöhnlichsten Haß unwissender, abergläubischer, blödsinniger und verdorbener Menschen auf sich laden, und schon die alten Epheser sagten: „Wenn Einer unter uns geschickt ist, der ziehe aus und sei anderswo." — Schlimm ist's, ein Prophet in seinem eigenen Lande zu sein. Solon verschloß sich in sein Haus, da er der Tyrannei des Pisistratus nicht länger widerstehen konnte, er warf seine Waffen auf die Straße und schrieb Verse gegen die Athenienser. Perikles, der mit dem Volke unmittelbar zu thun hatte, näherte sich demselben nur selten. —

Die Einsamkeit zieht den Freund der Wahrheit und Tugend um deßwillen an, daß er ungestört seinen Geist mit Großem und Schönem beschäftigen kann. Die Begierde nach Vervollkommnung treibt ihn aus der Welt der Vorurtheile und Leidenschaften auf den einsamen Weg der Selbstbefriedigung und äußeren Ruhe. Die Einsamkeit erweitert die Seelenkräfte, concentrirt und schärft den Geist; darum ist die Einsamkeit die Schule der Philosophen, Redner, Dichter und Helden, wo sie ihre Anlagen ungestört entwickelten, wo Homer, Demosthenes, Virgil, Horaz, Scipio Aemilianus unsterblich wurden.

Aber auch die Schwärmerei und der Unverstand treiben nicht selten in die Einsamkeit. Der Frömmler meidet die Gesellschaft der Menschen, um mit dem Geiste Gottes und den himmlischen Phantasiegestalten zu buhlen; der Argwöhnische oder Besorgte sucht in der Einsamkeit Gefahrlosigkeit; einsamer Müßiggang scheint den Thoren Philosophie zu sein; Welt- und Standespersonen suchen die ländliche Sommereinsamkeit der Mode wegen, und ertragen die Langeweile, um dem guten Tone nichts nachzugeben; die wenigsten dieser

vornehmen Zugvögel in Wald- und Bergeinsamkeit werden vom Gefühle der Ermüdung nach angestrengter Arbeit getrieben, sie wollen nur eine überdrüssig gewordene Scene des Müßiggangs mit einer anderen vertauschen. — Man zieht sich auch aus der Gesellschaft nicht selten aus Ehrsucht zurück; wer seinen Eifer, hochgeschätzt und geehrt zu sein, in der Welt nicht zum Ziele bringt, sucht durch freiwillige sogenannte Erniedrigung in einsamer Zurückgezogenheit zu imponiren, oft im Gefühle gekränkten Ehrgeizes. Viele dieser Eremiten sind nichts Anderes, als Ehrsüchtige; sie gleichen dem Millionär, der sich Ansehen dadurch verschaffen will, daß er im Armuthskleide umhergeht. — So finden wir auch in der Einsamkeit viele Heuchler, die ihrer gemeinen Seele den Mantel der Erhabenheit und Heiligkeit umwerfen, welche die Einsamkeit vor den Augen der Welt immer in sich hat. Man ist gewöhnt, dem Einsamen etwas Besonderes beizumessen. — Mancher verläßt das bunte Leben der Welt, um alte Sünden durch Buße abzukaufen, und hält die Mönchs- und Einsiedler-Entsagung für Reinigung; Mancher aber sucht auch die Einsamkeit, um neue Sünden ungestraft zu begehen. Die Beispiele der Geschichte sind mannichfaltig, die enthüllten Geheimnisse der Klöster lehrreich. —

Der Einsamkeitstrieb ist bei vielen Menschen Temperaments- und Körperstimmung, die ja selbst Tugenden, Laster und Religionsrichtungen zu verursachen vermag. Der Barometer vieler Denkungsarten und Gesinnungen ist der Unterleib; Blutstockung der Leber, schlechte Athmung, nervöse Empfindlichkeit der Organe und der Seele disponiren zu Unmuth, Betrübniß, hypochondrischem Einsamkeitshange. Fehlerhafte Vorstellungen, Klima und Lebensweise können selbst ganze Völker, wie es von den Morgenländern bekannt ist, zum

Triebe in die Einsamkeit führen. Man denke an die jüdischen Sekten der Essener, der Therapeuten, die in einsamer Betrachtung und Stille ihren höchsten Genuß fanden, den sie Gottesdienst nannten; an die christlichen Asceten in Aegypten, die, im Mißverständnisse der durch Marcus empfangenen Jesuslehre und in Verschmelzung derselben mit ägyptischer Mystik, sich in ihre Häuser verschlossen, aller Natur und Lebensfreude entsagten und in Wüsten flohen; man denke an den durch pythagoräischen Cenobitismus vorbereiteten Einsiedlerhang der Anhänger des heiligen Antonius, der Anachoreten, die ihre Leidenschaften in der Einsamkeit tödten wollten; an die indischen Gymnosophisten, die härtesten Selbstquäler der Einsamkeit; an die Gioghis, die Heuchler und Wollüstlinge der Einsamkeit in Indien, über deren Treiben man in der Schrift von Grose: „Voyage aux Indes Orientales" sittenerröthende Schilderungen findet; an die Santons in Peru, die in hohlen Bäumen wohnen; überhaupt ist die Geschichte des Mysticismus bis auf die Gegenwart reich an dergleichen Beispielen. Das heiße Klima Asiens macht träge und steigert Empfindlichkeit und Einbildung; die geistige Trägheit ist es auch, welche in kälteren Zonen ähnliche Erscheinungen des Gemüthslebens hervorbringt. —

Für den gebildeten und sittlichen Menschen ist die Einsamkeit, das *Leben mit sich selbst*, eine der größten Wohlthaten; ein moderner Seelenlehrer ruft in seliger Ueberzeugung aus: „Mein wahres Glück finde ich in der Einsamkeit! Wohl mir, daß ich gelernt habe, mir selbst zu leben!" — Diese Lehre giebt das Leben aber vor Allem demjenigen Menschen, welchen es früh auf sich selbst *hinweiset*. Zum Leben mit sich selbst gehört *Kraft*, nicht nur, daß man sich selbst *befreundet* bleibe, sondern mit

sich in Einverständniß und Treue verharre. Wie vermöchten Menschen mit leerem Herzen und leerem Kopfe mit sich selbst zu leben, mit der kahlen Oberfläche und Hohlheit ihres dürftigen Wesens zu verkehren, wenn sie auch noch so leicht zu befriedigen wären, ihr eigenes Selbst pflegten, ausschmückten und sich selbst anpriesen! Um sich selbst ein Freund in der Einsamkeit werden zu können, muß man viel erlebt, beobachtet, gedacht, gefühlt, gelesen, gelernt, gestrebt und in sich verarbeitet haben; wir müssen einen Schatz von Kenntnissen, Erinnerungen, Antrieben und Seelenkräften in die Einsamkeit mitbringen; wir dürfen nicht in der Zerstreuung des äußeren Lebens uns an die Welt verloren haben, wo wir nur so lange Etwas sind, als diese uns festhält, aber sobald wir uns von ihr lossagen, nur ein hohles Schattenbild unseres Selbst bleiben. Es giebt Zeiten, in welchen wir auf uns selbst hingewiesen werden, sei es durch körperliche Zustände, durch heftige Gemüthserschütterungen, sei es in der Abspannung unserer nach Erholung lechzenden Kräfte, oder weil wir uns vergebens nach Menschen umsehen, die uns genügen, uns geistig und gemüthlich die Befriedigung in der Ruhe oder in unserem geselligen Bedürfnisse gewähren können; wer dann nicht gelernt hat, sich selbst zu leben, der wird von Langeweile gemartert, fällt in Thorheit und böse Gedanken, leidet an Verödung des Herzens und findet in Kummer und Sorge keinen Trost und inneren Beistand. —

Wie anders der Mensch, welcher gelernt hat, sich selbst zu leben; die einsame Stunde, die Beschäftigung mit sich selbst, wird ihm angenehm, kurz und nützlich, er ist frei von der Geistlosigkeit, Zudringlichkeit und Abgeschmacktheit des Umganges, worauf er durch Verhältnisse angewiesen wurde,

er wird gewahr, daß auch die geistreichste Gesellschaft das Verlangen nicht zu stillen vermag, auf einige Zeit zu sich selbst, in die Einsamkeit zurückzukehren. Nur Unwissende nennen dies Egoismus; dasjenige Ich, welches der Kern des Selbstsüchtigen ist, ist nicht der Mittelpunkt des Menschen, der mit sich selbst zu leben versteht; nicht was Jenem schmeichelt, worin er sich selbst gefällt, ist des Einsamen Beschäftigung, sondern das Gute und Schöne, welches er empfangen oder in sich ausgebildet hat, ist sein Gegenstand des Selbstlebens. Wer mit sich selbst gelebt hat, ist auch alsdann für die Gesellschaft aufgelegt geworden, um so angenehmer, weiser, liebenswerther wird er mit Anderen leben. — Im Selbstleben der Einsamkeit gelangt der Mensch zu Vorstellungen und Empfindungen, zu denen er unter Menschen nicht gelangen würde, weil ihm hierzu die Zeit fehlt, oder er den Dingen nicht nahe genug kommt, oder die Zerstreuung des geselligen Lebens von vielen wichtigen Gegenständen ablenkt und der Weltgeist die Aufmerksamkeit an unwichtige Dinge fesselt; die innere Entwicklung des Geistes und Gemüthes gelingt nur in der äußeren Welt, sie erfordert die läuternde Verarbeitung in unserer inneren Welt, in der Stille des einsamen Selbstlebens. Das Bedürfniß der Einsamkeit, zum Leben mit sich selbst, ist unzertrennlich von der menschlichen Bestimmung und deßhalb in jedem geistigen und fühlenden Menschen nicht zu unterdrücken. Die Einsamkeit beschäftigt Geist und Phantasie, erquickt die Abspannung, fordert Kopf und Herz zur Selbstprüfung auf, zeigt die Wege zur Wahrheit, tröstet und erbaut das trauernde Gemüth und erhebt zur Andacht. Nicht Einförmigkeit, sondern ein reiches inneres Leben, das sei die Einsamkeit für den Weisen. —

IV.

Die Leidenschaften und Gefühlsanomalien ins Besondere.

Unser Begehrungsvermögen äußert sich in Bezug auf ein Object in zweifacher Art; wir begehren entweder das Sein desselben und alsdann haben wir *Begierde*, oder wir begehren das Nichtsein desselben und fühlen *Verabscheuung*; die Vorstellungen, aus welchen beide Arten unseres Begehrens hervorgehen, sind die Antriebe (Triebfedern) derselben. Von unserer Willkür, dem freien Willen, hängt es ab, ob wir das Begehren ausführen, verwirklichen oder unterlassen wollen, wir fassen einen Entschluß. Nun haben wir aber ein doppeltes Begehrungsvermögen, ein *sinnliches*, insofern es durch die Sinnlichkeit bestimmt, und ein *vernünftiges*, insofern es durch die Vernunft bestimmt wird, und dies letztere ist unser *freier Wille*. Befindet sich die Seele in einem Zustande, in welchem gewisse active und passive Veränderungen leichter entstehen, als in anderen Zuständen, so ist die Seele hierzu *gestimmt* und ist diese Seelenstimmung andauernd oder habituell, so sagt man: sie ist dazu *geneigt*, sei es im Begehrungs-, Gefühls- oder Erkenntnißvermögen. — Jeder höhere Grad von Neigung wird *Hang* genannt; das in der Kraft selbst wohnende Streben ist der *Trieb*, welcher die Neigung in Bewegung setzt. — Das Vermögen, Alles, was in der Seele ist, oder geschieht, zu empfinden, wurde früher bereits als *innerer Sinn* bezeichnet; derjenige Zustand, wo eine starke innere Empfindung vorhanden, also der innere Sinn afficirt ist, heißt der *Affect*, sei derselbe durch bloße

Vorstellungen oder das Begehrungsvermögen angeregt. Ist ein sinnliches Begehren so stark, daß es die Vernunft beherrscht, uns zu Handlungen unwillkürlich fortreißt, auch wenn sie der Vernunft zuwider wären, so befindet sich die Seele in Leidenschaft. Schon die alten Stoiker erklärten dieselbe als eine vernunftwidrige (sinnliche) widernatürliche Gemüthsbewegung, was Cicero, indem er den Zeno bespricht, dahin erläutert: daß unter Leidenschaft ein heftiges, übermäßiges Begehren zu verstehen sei.

Eine Leidenschaft darf nicht, wie es so häufig geschieht, mit dem Affecte verwechselt werden; der Affect ist nicht eine Thätigkeit des Begehrungsvermögens, sondern ein Zustand des Gemüthes, in welchem der innere Sinn durch die gesteigerte Empfindung afficirt ist, wenngleich jede Leidenschaft auch einen ihr zugehörigen Affect erregt und ein Affect wieder eine ihm zugehörige Leidenschaft aufzurufen vermag. Jede leidenschaftliche Gemüthserregung muß auch die innere Empfindung, welche ihr entspricht, afficiren, aber es ist nicht nothwendig, daß ein Gegenstand, der uns in Affect setzt, auch Leidenschaft errege. Der Affect ist keine, auf irgend einen Zweck gerichtete Thätigkeit, sondern nur eine unwillkürliche Aufwallung unserer inneren Empfindung, die mit Nachlassen der Gefühlswärme verfliegt, während die Leidenschaft allemal auf einen bestimmten Zweck gerichtet ist und dahin strebt, das Sein oder Nichtsein des Objectes zu bewirken. Der Affect ist gleichnißweise ein Wasser, welches den Damm durchbricht, die Leidenschaft ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt; der Affect gleicht einem Fieberparoxismus, der bald vorübergeht, die Leidenschaft einer hartnäckigen Krankheit, die lange dauert und sich durch die Dauer verstärkt. — Zum Charakter der

Leidenschaft gehören folgende Eigenschaften: Sie erregt den ihr zugehörigen Affect, ferner die Phantasie zu Vorstellungen, die mit ihr zusammenstimmen; sie theilt sich denjenigen Gefühlen mit, die das Gemüth in eine ihrer brausenden oder milderen Natur entsprechende Stimmung versetzen; so erregt z. B. die zornige Rachsucht ein heftiges Gemüth, die mit Furcht gepaarte Leidenschaft der Liebe ein sanftes Klima der Seele; die der Leidenschaft zugehörigen Gemüthsveränderungen folgen ihr oft schnell, oft langsam, je nach dem Heftigkeitsgrade der Leidenschaft; in der Seele des zornig Rachsüchtigen ist die Seele in schneller Bewegung, es strömen gleichsam die einzelnen Gefühle und Phantasiebilder über, die Vorstellungen springen von einer zur anderen und es wird eine jede hastig erfaßt, die am Schnellsten zum Ziele zu kommen verheißt; in der mit Furcht gemischten Liebesleidenschaft findet ein langsamerer Rhythmus statt, Gefühle und Phantasiebilder verweilen länger, werden weniger schnell von anderen verdrängt, die Seele springt nicht von einer Vorstellung zur andern, sondern hängt jeder bedächtig nach, die ihr einen Pfad zum Ziele zu zeigen scheint. —

Gleichwie die Gefühle in Wechselwirkung mit den Geisteskräften, der Phantasie, den Sinnen und dem Begehrungsvermögen stehen, so beeinflussen sich auch die Leidenschaften und verschiedenen Seelenvermögen gegenseitig, nur in einem stärkeren Grade; ich darf mich hier nur andeutend verhalten, da ich die gegenseitigen Einwirkungen der verschiedenen Seelenthätigkeiten aufeinander bereits ausführlicher bei den Gefühlen erörtert habe. Die Leidenschaft verdunkelt und unterdrückt Vernunft und Verstand, und das um so mehr, je heftiger sie auftritt; die Leidenschaft *macht blind*, sagt schon der Volksmund; sie bemerkt nicht die

Fehler und Mängel an sich selbst und am Objecte, aber sie kann den Verstand zur Mitwirkung heranziehen, um die speciellen Zwecke ihres Strebens erfüllen zu helfen; der Leidenschaftliche ist oft scharfsichtig, klug und erfinderisch für seinen Zweck, und, hat er obenein Talente, so weiß er auch diese zur Geltung zu bringen, um sich zu befriedigen. — Die Leidenschaft leitet den Verstand oft irre und zwingt ihn zu falschen, parteiischen Urtheilen; sie überredet ihn zu Allem, was sie heftig wünscht, sie verführt ihn, das Subjective auf das Objective zu übertragen und, wie das Sprichwort sagt, die Gegenstände durch ein gefärbtes Glas zu sehen. Da das Erinnerungsvermögen in der Urtheilskraft wurzelt, so wird auch dieses durch die Leidenschaft gestört und der Mensch kann sich in derselben oft nicht auf das Gewöhnlichste besinnen. Im Gefühle des blutigen Hasses ist beispielsweise bei der Maria Stuart Alles ausgelöscht, was ihr in's Gedächtniß eingeschrieben war. (S. Schiller, 3. Akt, 3. Scene.) Andererseits vermögen aber auch Vernunft und Verstand die Entstehung der Leidenschaft zu verhindern, eine entstandene zu unterdrücken oder zu verstärken; hält der Geist die Aufmerksamkeit des Verstandes an eine Vorstellung gefesselt, welche ihn vom Objecte seines sinnlichen Begehrens abzieht, so läßt er die Leidenschaft desselben nicht aufkommen; oder wird er sich klar vorstellig, daß der Gegenstand einer sinnlichen Begierde schädlich oder unsittlich sei, so kann er die Begierde schwächen und sie nicht leidenschaftlich werden lassen; oft geschieht dies schon dadurch, daß er die Vorstellung vom Objecte der sinnlichen Begierde sich klar und deutlich macht und die Täuschungen der Sinne und der Phantasie enthüllt. Auf gleiche Weise vermag das Erkenntnißvermögen eine aufgetretene Leidenschaft zu unterdrücken, die

Vernunft wird zum Sieger, indem sie die Begriffe läutert und das Sittlichkeitsgefühl aufruft. Gegentheils ist der Geist in seinen Vernunft- und Verstandeskräften auch fähig, Leidenschaften zu wecken und zu verstärken; obgleich diese immer sinnliche Begierden und Verabscheuungen sind und nicht unmittelbar aus den Vorstellungen des Geistes entspringen, so vermag doch das Erkenntnißvermögen mittelbar eine Leidenschaft zu verursachen; die geistigen Thätigkeiten afficiren den innern Sinn und werden von ihm mit Wohlgefallen oder Mißfallen empfunden; sind nun obwaltende Verstandesbeschäftigungen von der Art, daß sie dem inneren Empfindungsvermögen einen hohen Grad von Vergnügen gewähren, so können sie auch mit solcher Lebhaftigkeit und Stärke sinnlich begehrt werden, daß eine leidenschaftliche Begierde daraus erwächst. In dieser Weise entsteht der warme leidenschaftliche Eifer manches denkenden Kopfes, womit er sich dem Studium einer Wissenschaft, ihrer selbst willen, des Vergnügens wegen, das er dabei empfindet, ganz und gar hingiebt. Stellt sich ferner der Geist irgend einen Zweck als gut vor, so können die Mittel zur Erreichung desselben angenehme sein und eine sinnliche Begierde darnach erwecken, welche bis zur Leidenschaftlichkeit anwächst, je mehr das Vergnügen an den Mitteln stark und lebhaft wird. Es kann ferner der Verstand an einem, für die Sinnlichkeit seither gleichgültigen Objecte vorzügliche Vollkommenheiten entdecken, welche sinnliches Vergnügen erregen, und hierfür die Begierde erwecken, die sich zur Leidenschaft steigert, zumal wenn die Vorstellung von den Eigenschaften, welche die Sinnlichkeit vergnügen, sich damit verbindet. Ich führe ein alltägliches Beispiel hierfür an. Wir sehen manche zärtliche, leidenschaftliche Liebe, die ursprünglich ihre Veran-

lassung im Verstande gehabt hat; Ueberlegung und Vorstellung guter oder nützlicher Zwecke hat zwei Personen vereinigt, ohne daß sinnliche Reize, Schönheit 2c. mitgewirkt haben; der Verstand fand nur moralische oder physische Vollkommenheiten, durch die er aufmerksam und gefesselt wurde; diese Aufmerksamkeit entdeckte aber ferner auch Eigenschaften, welche der Sinnlichkeit Vergnügen machten, das Wohlgefallen am Andern und die Begierde erhöhten und nun die Liebe weckten und zur zärtlichen Leidenschaft steigerten. Mit den Leidenschaften, die auf Verabscheuung beruhen, verhält es sich ebenso, nur in umgekehrten Verhältnissen. Herrscht aber bereits in der Seele eine Leidenschaft, dann vermag der Verstand sie zu verstärken, wenn dieselbe den Verstand anstrengt, Mittel zu ihrer Befriedigung zu finden, oder die Befriedigung zu rechtfertigen; gelingt dies, so wird die Leidenschaft noch heftiger oder ergiebt sich rückhaltsloser der Befriedigung, da alle Einreden des Verstandes beseitigt wurden.

Es bedarf kaum der Hinweisung, daß Leidenschaften die Phantasie lebhaft anregen, denn die Stärke des sinnlichen Begehrens hängt von der Stärke der sinnlichen Vorstellung ab, worauf die Begierde sich gründet, und jede Leidenschaft setzt unmittelbar die Einbildungskraft in Thätigkeit und erweckt besonders diejenigen Bilder, welche mit ihr vergesellschaftet sind; da aber die belebte Phantasie auch die Sprache erregt, so macht die Leidenschaft gesprächig und manche sogar geschwätzig. Je lebhafter und wärmer die Bilder der Phantasie, desto blühender, bilderreicher die Sprache der Leidenschaft, bis zur Begeisterung, oder zum Selbstgespräche. Alle Phantasievorstellungen, die von der Leidenschaft geweckt werden, stimmen mit ihr zusammen; sowohl von den Merk-

malen der Objecte, wie von den vergesellschafteten Nebenvorstellungen, treten hauptsächlich nur diejenigen in's hellere Licht, die mit der Leidenschaft zusammenstimmen, deßhalb nehmen die Objecte selbst die Beleuchtung und Farbe der Leidenschaft an; der Mensch sieht also durch ein gefärbtes Glas und überträgt das Subjective so leicht auf das Objective. (Ein ergötzliches Beispiel liefert Goethe in den „Mitschuldigen", wo der Gastwirth, auf politische Neuigkeiten leidenschaftlich begierig ist, aber in dem Briefe, in welchem er solche erwartet, eine Einladung zur Gevatterschaft findet; in Aerger gerathend, verwünscht er das unschuldige Kind und dessen Geburt und ruft aus: „der Balg der; o ersäuft, erdrosselt ihn!") — Demjenigen, dem eine fröhliche Leidenschaft das Herz belebt, schafft auch die Phantasie fröhliche Bilder, und wer mit Argwohn und Haß einen Andern verfolgt, dem tauchen nur gehässige Bilder auf. Indem die Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen der Phantasie fixirt wird, erhalten diese noch einen höheren Grad von Lebhaftigkeit und Ausmalerei in's Kleinste, wie es oft in Selbstgesprächen der Fall ist. Das Sprichwort sagt: „Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über", und es deutet dies den Zustand an, daß die Leidenschaft stets Veranlassung sucht und nimmt, um seine eigene und die fremde Aufmerksamkeit auf ihren Gegenstand zu leiten und darin sich zu bewegen.

So groß aber auch der Einfluß der Leidenschaft auf die Phantasie und diese wieder auf die Erzeugung und Verstärkung der Leidenschaft ist, so giebt es doch Fälle, in denen die Phantasie das Entstehen der Leidenschaft hindern und eine herrschende unterdrücken kann. Personen mit matter und schläfriger Einbildungskraft oder in einem Zustande

der Erschlaffung und Unempfänglichkeit für lebhafte Bilder, werden kaum zur Leidenschaft fähig, und wenn viele Menschen leidenschaftslos durch's Leben gehen, so ist dies nicht ihr Verdienst, sondern nur die Folge der geringen Energie ihrer Einbildungskraft. Wo es aber derselben nicht an Kraft und Leben fehlt, ist es oft der Mangel an Kenntniß des Gegenstandes, der das Gemüth vor leidenschaftlicher Bewegung bewahrt; es sind deßhalb die Leidenschaften am Meisten auf solche Objecte gerichtet, die in der Sphäre des Menschen liegen, d. h. in seinem Stande, seiner Lage, seinem Bildungsgrade ꝛc.; nur davon erhält er die anschaulichen Vorstellungen, welche die sinnliche Begierde erhitzen können. Das Volk sagt: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" — Beschäftigt sich die Einbildungskraft mit einem Gegenstande besonders aufmerksam und von ihm angezogen, dann treten andere Objecte zurück und werden weniger, als sonst geschehen würde, beachtet; indem sie die sinnliche Einwirkung auf die Phantasie verlieren, bewahren sie auch vor Leidenschaften ihrer Art; wir beobachten dies häufig bei Personen, in deren Phantasie sich eine religiöse Vorstellung festgesetzt hat. Entspringt ferner eine Leidenschaft aus lebhaften Phantasiebildern, so muß sie nachlassen und erkalten, sobald jene lebhaften Bilder erlöschen oder die Aufmerksamkeit auf andere Objecte stärker hingezogen wird. — Es giebt eine Stimmung der Phantasie zur Erzeugung von Leidenschaften; herrscht in ihr der Ton und Rhythmus, welcher einer gewissen Leidenschaft entspricht, so ist diese leicht erweckt; Lectüre, eine geeignete Umgebung, persönlicher Einfluß vermögen jene Phantasiestimmung vorübergehend und auch dauernd zu veranlassen; besonders ist es die phantastische Stimmung, welche zu Leidenschaften inclinirt.

Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf die Sinne und das Begehrungsvermögen brauche ich wohl nicht weiter zu reden, denn es liegt diese Wechselwirkung Jedem, der einigermaßen sich und Andere beobachtet hat, schon zu Tage. Die Leidenschaft erregt und unterdrückt die Sinne, die Sinne wiederum erwecken und unterdrücken die Leidenschaft und so ist es auch mit dem Begehren, dem Willen, der Fall. —

Man hat von heißen und kalten Leidenschaften gesprochen, indem man unter ersteren solche verstand, welche mit Affect verbunden seien, der bei den kalten Leidenschaften fehle. Diese Unterscheidung hat übrigens keine Wichtigkeit, denn es hat jede Leidenschaft ihren zugehörigen Affect und eine kalte giebt es in Wirklichkeit nicht, denn z. B. die Habsucht, die man doch eine kalte Leidenschaft nennen könnte, weil sie scheinbar ohne Affect auftritt, ruft diesen immer hervor, wo die leidenschaftliche Begierde nach Gewinn einen zeitweise gesteigerten Grad erhält. Eine begründetere Unterscheidung ist der Leidenschaften die in objective und subjective, indem man unter ersteren diejenigen Leidenschaften begreift, welche sich auf ein bestimmtes Object beziehen, welches Vergnügen oder Mißvergnügen erweckt und deßhalb begehrt oder verabscheut wird, während man unter subjectiven Leidenschaften diejenigen begreift, welche auf kein bestimmtes Object gerichtet sind, sondern unmittelbar Vergnügen oder Mißvergnügen, Begehren oder Verabscheuen erregen. Hiernach hat jede objective Leidenschaft ein Interesse für oder wider einen bestimmten Gegenstand, nach dessen Erreichung oder Vermeidung sie strebt, wie z. B. die echte Liebe, welche nur auf einen einzigen Gegenstand, nicht aber auf bloßen Genuß gerichtet ist, von dem es ihr gleichgültig wäre, von woher

er komme; die subjectiven Leidenschaften hingegen nehmen keine Rücksicht auf das Object, wenn nur Vergnügen erreicht und Mißvergnügen verhütet wird; so sind z. B. die Begierden des Wollüstlings nur auf Befriedigung, einerlei durch welchen Gegenstand, gerichtet, auf unmittelbaren Sinnesgenuß, selbst wenn der Gegenstand ein verhaßter wäre. Wie häufig sind Eheleute von heftigem Groll gegen einander erfüllt und fröhnen dennoch der Sinnlichkeit; sie zeugen sogar Kinder. — Da nun das Vergnügen entweder ein Wohlgefallen oder eine Lust ist, je nach dem es als objectiv, ein Vergnügen über ein Object, aber als subjectiv gedacht wird, und derselbe Unterschied zwischen Mißfallen und Unlust besteht, so sind die objectiven Leidenschaften allemal ein Wohlgefallen oder Mißfallen, die subjectiven dagegen Lust oder Unlust, die nun entweder vom äußeren oder vom inneren Sinne empfunden wird, wie z. B. Trunksucht und Lesesucht. Richtet sich die objective Leidenschaft auf eine Person, so wird dieselbe entweder als Zweck oder als Mittel zu einem anderen betrachtet; ist sie Zweck, so kann diese Person unsere eigene sein, wie es in der Selbstsucht und im Stolze der Fall ist, oder es ist eine andere Person, wie in der Leidenschaft der Liebe und des Hasses, der Ehrsucht, Herrschsucht ꝛc.; — ist das Object eine Sache, als Zweck oder Mittel, so drückt sich dies z. B. in der Habsucht aus. Zu den subjectiven Leidenschaften gehört die leidenschaftliche Begierde nach Lust (Lustsucht), die leidenschaftliche Scheu vor Unlust und Leerheit. Was in Beziehung auf mich selbst Selbstsucht, das ist in Beziehung auf Andere die Liebe; in Beziehung auf Sachen die Genußsucht; was in Beziehung auf mich selbst Stolz, das ist in Bezug auf Andere Ehrsucht; was in Be-

ziehung auf mich selbst Freiheitssucht, das ist in Bezug auf Andere Herrschsucht, und auf Sachen — Habsucht.

Selbstsucht.

Das leidenschaftliche Begehren nach Allem, was die Realität unserer eigenen Person unterhält, erhöht und erweitert, ist Selbstsucht; unter Realität ist hier der Inbegriff unserer geistigen und körperlichen Kräfte und Fähigkeiten, der inneren und äußeren Zustände unseres Daseins verstanden. Die Natur legte in jeden Menschen den Selbsterhaltungstrieb, aus dem der Erweiterungstrieb entspringt, die beide auch zur Unterstützung moralischer Zwecke dienen sollen, indem sie nicht nur dem sinnlichen, sondern auch vernünftigen Begehrungsvermögen inne wohnen. Steigt aber die sinnliche Begierde des Selbsterhaltungs- und Erweiterungstriebes hinsichtlich seiner Realitäten auf einen so hohen Grad, daß sie nicht mehr von der Vernunft beherrscht, und diese verdunkelt und unterdrückt wird, so ist sie Leidenschaft der Eigenliebe und Selbstsucht. Der Selbstsüchtige betrachtet die eigene Person als den höchsten Zweck, dem er alle anderen Personen als Mittel unterordnet, und handelt danach; er ist fähig, das Wohl Anderer aufzuopfern, wenn er dadurch die Erhaltung und Vermehrung der Realität seines geliebten Ich's zu bewirken vermeint; er mißbraucht (wie z. B. Octavio Piccolomini im Wallenstein) die vertrauensvolle Freundschaft zum tückischen Verderben des Freundes, wenn dieser der Selbstsucht im Wege steht, und beschönigt seine That mit den Worten: „Es ist nicht immer möglich im Leben sich so rein zu halten, wie's uns die Stimme lehrt im Innersten." (Schiller's Wallenstein, 5. Akt, 1. Scene.)

Die Selbstsucht handelt nach Principien, welche dem Sittengesetze widersprechen. Selbstliebe ist nicht Selbstsucht; die erstere strebt nur mit vernünftigem Begehren nach wahren Realitäten und Vollkommenheiten, die Selbstsucht berücksichtigt in ihrem sinnlichen Begehren nicht Vernunftgesetz und Pflicht. —

Die Selbstsucht ist die verbreitetste Leidenschaft der Menschen, die am tiefsten wurzelt und die meisten Zweige treibt; sie macht sich den Verstand unterwürfig und ihr Grundsatz ist: „Ich bin mir selbst der Nächste." — Sie verwendet das Höchste, um für sich ein Geringes zu erzielen, wie die alte Dichtung versinnlicht, die ein hochbejahrtes lebensmüdes Weib den Tod anrufen und, als er erscheint, ihn bitten läßt, ihr ein Bündel Reiser von der Erde aufzuheben. — Glücklicher Weise hat die Natur dafür gesorgt, daß die Selbstsucht in ihrem eigenen Grundsatze sich negirt, denn mehre Selbstsüchtige können nicht nebeneinander bestehen, sie gerathen in beständigen Widerstreit und jeder lebt, wie Schiller sagt, „in steter Nothwehr gegen arge List." — Der Selbstsüchtige ist genöthigt, entweder isolirt zu leben oder sich den gesellschaftlichen Verhältnissen unterzuordnen; das erstere will und kann die Selbstsucht nicht, weil sie nur in der Gesellschaft anderer Menschen ihre Befriedigung findet, hier aber wird sie gezwungen, sich selbst peinigende Grenzen zu setzen, um der gesellschaftlichen Cultur und Annehmlichkeit theilhaftig zu werden und hier, neben den schlechten Mitteln zum Zweck, aber auch Achtungswerthes zu leisten. Manches Gute entsprang unter günstigen Anlagen und Umständen dem Triebe der Selbstsucht. Ein reiner und edler Egoismus ist erforderlich, um gesund zu bleiben; auch sich selbst zu Liebe soll der Mensch arbeiten und leben. — Die Selbst-

sucht übt aber auch auf die Phantasie einen trügerischen Einfluß aus, erregt die Sinne und giebt sich in der äußeren Erscheinung des Menschen kund, die der Offenheit, des Wohlwollens und der herzgewinnenden Freundlichkeit entbehrt, welche den Nichtegoisten auszeichnet. Nährt die Selbstsucht die Selbstliebe, so verhindert sie aber auch die geselligen Tugenden, namentlich die Opferwilligkeit für das Beste Anderer; sie macht engherzig, sie ist unfähig zu patriotischen Tugenden und Thaten, sie giebt dem Charakter den Zug gemeiner Feigheit und Eigennützigkeit, sie begünstigt überhaupt alle Leidenschaften, da jede selbstsüchtig ist. —

In der Quelle der Selbstsucht, dem sinnlichen Begehrungsvermögen, liegt der innere Trieb, sich selbst als Object des Wohlgefallens zu begehren und deßhalb ist die Selbstsucht kein Product geselliger und bürgerlicher Verhältnisse, sondern wächst als Unkraut aus dem Menschen selbst heraus; denn schon der rohe Naturmensch ist selbstsüchtig, er fühlt sein Ich als Mittelpunkt der Welt; erst die gesellschaftlichen Einflüsse der Cultur vermögen der Selbstsucht den Zügel anzulegen, sie nicht aber auszutilgen, denn mit der Cultur erwachsen immer neue Triebfedern der Selbstsucht, die in der Erweiterung der Bedürfnisse und Annehmlichkeiten nach Befriedigung streben.

Obgleich diese Leidenschaft nie aus der Vernunft entspringen kann, so vermag das geistige Vermögen die bereits vorhandene Selbstsucht zu unterstützen, zu verfeinern, scharfsinniger zu machen und zu beschönigen, während andererseits eine bestehende Roheit des Verstandes wiederum die Selbstsucht zu begünstigen im Stande ist, da das unentwickelte Erkenntnißvermögen sich nicht zur Einwirkung auf die sinnliche Begierde zu erheben vermag. So ist es auch mit der

Phantasie; sie kann durch eine falsche übertriebene Einbildung den Scheinwerth der Person erhöhen und zur selbstgefälligen Anschauung des eigenen Ich's ermuntern. Hinsichtlich des Einflusses der Sinne und der davon abhängigen Zustände ist es bemerkenswerth, daß die verschiedenen Temperamente, trotz ihres Gegensatzes, den gleichen Einfluß auf die Entstehung und das Wachsthum der Selbstsucht zu erkennen geben; der ausgeprägte Phlegmatiker ist ebenso zu dieser Leidenschaft geneigt, wie der entschiedene Choleriker; der Phlegmatiker concentrirt seine Wünsche und Bestrebungen auf die gemächliche Ruhe seines Ich's, er erwärmt sein kühles Herz nie für ein anderes Wesen in dem Grade, daß er dadurch angeregt würde, ein Interesse zu fassen, was seine Ruhe stören könnte; der Choleriker hingegen ist geneigt, eine sehr hohe Meinung von sich selbst zu haben, die seine Selbstsucht leitet; aber da er durch die Wärme seiner Gefühle im Wohlgefallen an sich selbst, leicht in Affect geräth, so wird dieser zu leidenschaftlichem Begehren eben so leicht gestimmt. Hat aber überhaupt der freie Wille des Menschen einen Grundsatz adoptirt, der vom Vernunft- und Sittengesetz abweicht, so muß um so eher die Selbstsucht sein Gemüth beherrschen.

Seelendiätetik und Moral machen es uns zur Pflicht, die Selbstsucht nicht aufkommen zu lassen, oder, wo es geschah, sie wieder zu schwächen. Zu diesem Selbsterziehungszwecke soll man sich bemühen, seinem Erkenntnißvermögen diejenige Ausbildung zu geben, daß man sich des Sittengesetzes klar und bestimmt vorstellig wird und, durch Vergegenwärtigung desselben, die Vernunft zur Leiterin des Willens zu machen lernt; daß man ferner die Phantasie vor zu großer Einbildung von sich selbst bewahre, was leider

in der modernen Kindererziehung insbesondere des weiblichen Geschlechtes unverantwortlich verfehlt wird, die methodisch den Egoismus anerzieht durch Schmeichelei, Verzärtelung, ausschweifendes Loben, Belohnen und Bewundern, Ueberhebung des kindlichen Werthes und Könnens, durch die häusliche Thorheit, das Kind als Mittelpunkt zu betrachten, um den sich Alles drehen und einrichten muß. (Siehe meine Schrift: „Die Mutter als Erzieherin.") Man bemühe sich ferner, diejenigen Temperamentsfehler, welche die Selbstsucht begünstigen, zu corrigiren, seine Bedürfnisse zu mäßigen und zu beschränken und sich oft in der Abschwächung und Unterdrückung selbstsüchtiger Regungen zu bekämpfen, indem man sich selbst leichtere und allmählig schwerere Handlungen abnöthigt, die einzig zum Besten Anderer gereichen, und wobei wir unser eigenes Interesse freiwillig opfern. —

Stolz. (Hochmuth. — Hoffahrt.)

Hat ein Mensch eine höhere Meinung von sich, ein höheres Gefühl seiner Vollkommenheit und seines eigenen Werthes, als er berechtigt ist, so nennt man ihn eingebildet; hat er die Begierde, sich über andere Menschen zu erheben, und mehr zu gelten, als er in der That werth ist, so heißt man ihn hochmüthig; bringt er diese Begierde zur That und achtet er alle anderen Menschen geringer, als sich, so ist er stolz; will sich der Hochmuth durch äußerliche Pracht über seinen wahren Stand erheben und dadurch Ansehen erwecken, so ist er hoffährtig. Der höchste Grad des Hochmuthes ist Uebermuth, die höchste Stufe der Mischung von Einbildung, Hochmuth, Stolz und Hoffahrt ist Aufgeblasenheit.

Ein eingebildeter, von sich eingenommener Mensch eignet sich Eigenschaften und Vorzüge zu, welche er in der That nicht besitzt; ein Hochmüthiger kann wirklich Vorzüge und gute Eigenschaften haben, aber will eben deßwegen mehr sein, und sich über Andere erheben; der Stolze erhebt sich, auch ohne die Vorzüge zu besitzen, und blickt verächtlich auf Alle, die seine eingebildeten Vorzüge und Eigenschaften nicht besitzen, oder er übersieht sie, wenn sie vorhanden sind, indem er Das, was er voraus hat oder voraus zu haben glaubt, vergrößert; darum ist der Stolz immer mit Dummheit verbunden; der Hoffährtige spiegelt sich in seinem Aeußeren durch Pracht, seine Ehre ist zu glänzen, der Schein ist ihm Alles, der seine innere Hohlheit verdecken muß; er ist der Esel in der Pantherhaut. Im Aufgeblasenen vereinigen sich alle diese Vorstellungen, Begierden und Bestrebungen zum Uebermaße, seine Einbildung ist groß, er will überall der Angesehenste sein, blickt Jeden verächtlich an, redet mit Niemandem freundlich oder herzlich, liebt äußere Pracht und ist einfältig genug, die Welt dadurch zur Achtung und Anerkennung zwingen zu wollen. — Ein eingebildeter Mensch ehrt sich selbst, ein hochmüthiger will von Anderen geehrt sein, ein Stolzer trotzt auf seine Vorzüge und verachtet Diejenigen, die ihn nicht darum ehren, der Hoffährtige will die Ehre durch blendende Außenseite erzwingen. — Der Hochmüthige zieht sich überall Haß und Verfolgung zu, weil die Menschen durch Nichts mehr, als durch geringschätzende Behandlung aufgebracht werden, und das Sprichwort sagt daher: „Hochmuth kommt vor dem Falle"; von der Hoffahrt aber sagt es: „sie will Pein oder Zwang leiden", weil der Hoffährtige lieber die größten Beschwerden erduldet, die ihm die Hoffahrt auferlegt, anstatt dem Prunken vor der Welt

zu entsagen. — Hoffahrt wird mehr unter den geringeren, Hochmuth mehr in den höheren Ständen angetroffen, denn in den ersteren kann man sich leichter, als in den letzteren durch äußeren Prunk auszeichnen und sich dadurch in Gedanken über Andere erheben, während die höheren Stände mehr Veranlassung finden, durch wahre und eingebildete Vorzüge verleitet, geringschätzend von ihrer Höhe hinabzusehen. Einbildung und Hochmuth lassen sich zuweilen verbergen und maskiren, selbst in das Kostüm der Demuth, die Andere ehrt, um in stärkerem Grade wieder geehrt zu werden; Stolz, Hoffahrt und Aufgeblasenheit aber können sich niemals verbergen, sie blicken aus jeder Miene, Geberde und Handlung auch wider Willen, heraus. — Dünkel und Eigendünkel sind eine Mischung von Einbildung und Stolz. — Mancher Junker, der auf seinen Adel stolz ist, dünkt sich darum besser, weil er sich einbildet, aus besserem Stoffe gemacht zu sein, und weil er eine Reihe von Ahnen zählen kann, die sich in das früheste Raubrittertum verlieren; obgleich er oft nicht die mindesten Verdienste aufzuweisen hat, und sich oft auf die Verdienste seiner Ahnen etwas zu Gute thut, schätzt er doch alle Diejenigen gering, die nicht von seinem Herkommen sind, er leidet am Dünkel, am Ausdrucke der Einbildung mit Stolz. Der Eingebildete kann klug sein, der Stolz aber giebt ihm in seiner stärkeren oder geringeren Beimischung einen entsprechenden Grad der Dummheit. Der wahrhaft Kluge ist immer bescheiden, ohne jemals ein Goethe'scher „Lump" zu sein. — Ein Mensch, welcher seiner Vorzüge und Fähigkeiten wegen eine sehr hohe Einbildung von sich hat, dabei aber mit stolzer Verachtung aller fremden Ansichten und Erfahrungen nur nach seinem eigenen Gutdünken handeln will, sich für klüger und

was er thut, für besser hält, als was andere vernünftige Leute gethan haben oder im betreffenden Fall thun würden, der sich nebenbei einbildet, Alles allein ausrichten zu können, leidet am Eigendünkel.

Der Sprachgebrauch unterscheidet verschiedene Arten des Stolzes: den Nationalstolz, Adelstolz, Priesterstolz, Gelehrten- und Künstlerstolz, Kaufmannsstolz, Soldatenstolz, sogar einen Bettelstolz, der durch äußeres Großthun Etwas vorstellen und gelten will, aber die Mittel nicht hat, und die heimliche Armseligkeit seiner wirklichen Verhältnisse durch sein stolzes Auftreten und äußeres Gepränge verbergen will; so kennt man das sprichwörtlich gewordene „glänzende Elend" manches Lieutenants, und es erzählt der spanische Volksmund von dem armen Landjunker, welcher ungesehen seinen Acker selbst pflügt, aber Degen und Sporen neben sich liegen hat, um sie, sobald er Jemanden gewahr wird, alsbald anzulegen, und sich das Ansehen zu geben, als ginge er spazieren, um seine Felder zu besehen. — Jede Art des Stolzes hat ihre Eigenthümlichkeit; der Adelstolz neigt sich mehr zum Hochmuth, der Kaufmannsstolz oder Geldstolz mehr zur Hoffahrt. Die dem Stolze entgegengesetzte Gemüthsart ist Demuth, übermäßige Demuth aber Kriecherei, während die sittlich begründete Demuth zu den Tugenden gehört. Der Stolz auf wirkliche echte Vorzüge ist ein reeller oder edler Stolz, wenn er vernünftig und pflichtmäßig darauf abzielt, sich das Bewußtsein seines Werthes zu erhalten und durch keine Erniedrigungen unterdrücken zu lassen; dieser Stolz wird durch das Sittengesetz geadelt und ist nicht Leidenschaft.

Der Stolz hat die aus seiner Natur hervorgehende Eigenschaft, Allem mit heißer Begierde und allen Kräften

nachzutrachten, was dem Selbstgefühle schmeichelt oder es erhöht, sollte er darüber auch wichtigere Güter einbüßen oder der Vernunft zuwider handeln; ebenso heftig ist auch sein Abscheu gegen Alles, was sein Selbstgefühl und das Bewußtsein des eigenen Werthes herabstimmt; es setzt ihn alsbald in Affect, er erträgt und verzeiht jede andere Kränkung leichter, als eine Demüthigung. Der Stolz beeinflußt die Vernunft, indem er den Menschen blind gegen seine eigenen Fehler und Mängel macht, den Verstand zur Anerkennung des eingebildeten Werthes überredet, dessen Aufmerksamkeit auf die eigene vermeintliche Vollkommenheit fixirt und dadurch denselben für andere corrigirende Wahrnehmungen beschränkt; wenn der Stolz *dumm macht*, so heißt dies, daß er wenig Verstand und Einsicht von seinen eigenen Mängeln habe. Auch die Phantasie wird vom Stolze beherrscht, indem er sie zu Einbildungen treibt, die mit dem stolzen Begehren zusammenstimmen und den Verstand überwiegen; da der Stolz, wie jede Leidenschaft, nicht nach klarer Erkenntniß der Vernunft, sondern nach sinnlichem Scheine verfährt, so ist das Streben nicht auf Realitäten, sondern auf solche Dinge gerichtet, welche als Vorzug und Auszeichnung erscheinen, indem die sinnliche Urtheilskraft unseren Werth nur nach Dem abschätzt, wodurch wir von Anderen vortheilhaft abstechen, selbst wenn sein innerer Werth ein sehr geringfügiger wäre. Niemand ist stolz darauf, Vernunft zu besitzen, denn diese hat er mit Tausenden gemein, dagegen kann es beispielsweise eines Musicus Stolz schmeicheln, einen besten Triller zu schlagen, der doch an sich von wenig künstlerischem Werthe ist; es kann sogar dem Stolze schmeicheln, im Schlechten sich hervorzuthun, wie wir es von manchem stolzen Banditenhäuptlinge wissen. Charakte-

ristisch im Stolze dieser Art ist ein Brief, welchen ein priesterstolzer Bischof am Rande des Grabes an einen Edelmann schrieb: „Wäre ich ein mittelmäßiger Mensch, so bäte ich Euch um Vergebung, denn bekennen müßt Ihr doch, daß ich Euch viel Verdruß machte und Euch oft in den Weg trat; aber ich gehöre nicht unter die Klasse schlechter Menschen, die nach einem übel verwendeten Leben mit reuigen Geberden ihr Unrecht bekennen und, in der Ohnmacht ferner zu sündigen, auf ihre letzten Tage Heuchler werden. Ich bitte Euch also Nichts ab, auch kümmere ich mich nicht um die Meinung, die Ihr bei meinem Leben oder nach meinem Tode von mir hegt." — —

Die Richtung des stolzen Begehrens auf Alles, was den Menschen von Anderen auszeichnet, erfaßt auch Alles, was groß und erhaben scheint; der Stolz (sprachlich verwandt mit dem Worte „Stelze") will *emporstreben* und hat darin mit der Ehrsucht Gemeinschaft; dennoch ist der *Unterschied zwischen beiden* ein wesentlicher; der Stolze liebt das Hohe und Große *seiner selbst willen*, der Ehrsüchtige aber trachtet demselben nach, weil es vor Anderer Augen *Aufsehen erregt*, glänzenden Schein verbreitet; das leidenschaftliche Ziel des Stolzen ist das Bewußtsein seines Werthes in seiner *eigenen Brust*, das des Ehrsüchtigen ist die hohe Schätzung des *Urtheils Anderer*, er will Achtung und Bewunderung erringen; bei dem Stolzen bleibt die emporstrebende Begierde nach Großem und Hohem auch dann lebhaft und wirksam, wenn er von Niemandem bemerkt wird, der nur Ehrsüchtige aber zeigt im Verborgenen oft das Gegentheil, denn vor sich selbst fürchtet er die Erniedrigung nicht, sondern nur vor den Augen der Welt. Dieser Unterschied zeigt sich recht deutlich, wenn beide, der Stolze

und Ehrsüchtige in Gefahr kommen, wo sie Muth äußern sollen; beide Leidenschaften erheben und stärken den Muth, der dem Selbstgefühle und der Ehre schmeichelt, wie Feigheit beide erniedrigt; die bloße Ehrsucht entzündet den Muth nur dann, wenn sie damit glänzen kann, heimlich und ungesehen findet sie sich auch mit der Feigheit ab; der wirkliche Stolz kann dies nicht, er schämt sich seiner Feigheit vor sich selbst. —

Sowie der Stolz andere Neigungen und Leidenschaften zu unterdrücken vermag, sobald sie ihm widerstreiten, (wie z. B. die stolze Königin Elisabeth ihre Liebe zu Essex unterdrückte und diesen nicht begnadigte, weil er ihren Stolz kränkte, indem er nicht demüthig um Gnade bitten wollte), so vermag er auch den vernünftigen und moralischen Willen mächtig zu unterstützen, obgleich er selbst keine moralische Güte zu bewirken im Stande ist. Wird der freie Wille durch den Stolz bestimmt, sich das Sittengesetz zum Grundsatze zu machen, so geschieht dies nur, weil damit das Bewußtsein des Werthes, damit auch das Vergnügen daran erhöht wird, wonach der Stolz eigentlich strebt. Das Bewußtsein einer sittlichen Gesetzmäßigkeit, namentlich wenn dieselbe Opfer und Kampf kostet, erhöht das Gefühl des eigenen Werthes und wird ein Object des stolzen Bestrebens; man kann sich deßhalb bei einem Stolzen weit mehr, als bei einem Anderen darauf verlassen, daß derselbe auch unbewacht gesetzmäßig handeln werde, namentlich wo das Gegentheil etwas Kleinliches oder Niedriges in sich schlösse. — Jeder Stolz neigt zur Pracht, da es ihm angenehm ist, wenn das Aeußere mit dem inneren Hoheitsbewußtsein übereinstimmt; daher macht der Stolz leicht hoffährtig, und um so mehr, je eitler derselbe ist und nicht auf Realitäten

beruht; denn je geringer der innere Werth ist, auf welchen sich der eitle Stolz gründet, desto mehr sucht er durch das Blendwerk des Prunkes zu täuschen, um sich selbst zu befriedigen, selbst zu schmeicheln. Wer auf Reichthum stolz ist, wird mehr zur Hoffahrt gestimmt sein, als wer auf Gelehrsamkeit, geistige Vorzüge seinen Stolz gründet, und dieser gefällt sich oft in Vernachlässigung und Cynismus der äußeren Erscheinung. Je eitler der Stolz, desto leichter wird er hochmüthig; je weniger echter reeller Vorzüge der Stolze sich bewußt ist, desto mehr strebt er durch Herabsetzung und Geringschätzung Anderer sich selbst zu erheben; der reelle Stolz ist immer geneigt, auch Anderen gerecht zu werden, er bedarf der Verkleinerung Anderer nicht. —

Diejenige Leidenschaft, welche man Ränke- oder Intriguensucht nennt, und welche sowohl durch Liebe, Ehrsucht, Habsucht, als auch durch Leerheitsgefühl ꝛc. angeregt und in Thätigkeit erhalten werden kann, vermag aber auch für sich selbst zu bestehen, indem sie keinen anderen Zweck hat, als die Intrigue selbst; dann ist sie gewöhnlich eine Tochter des Stolzes, indem Erfindung, geschickte Ausführung und künstliche Verwebung der Intrigue das Selbstgefühl durch das Bewußtsein der Ueberlegenheit des Verstandes schmeicheln. Hierher ist auch die Lügensucht zu zählen, insofern das Lügen nicht als Mittel anderer Zwecke dient, sondern nur durch Unwahrheit und das Bemühen, derselben den Schein der Wahrheit zu geben, sich im Selbstgefühle vergnügen will.

Der Stolz erhöht die Empfänglichkeit des inneren Sinnes für Alles, was den eigenen Werth wirklich oder scheinbar steigert oder erniedrigt, und was er leidenschaftlich begehrt oder verabscheut; er empfindet dies mit möglichster

Lebhaftigkeit und ist deßhalb für Alles weit empfindlicher, was schmeichelt oder kränkt; auf Seite des Guten vermag der reelle Stolz aber auch für die Eindrücke des sittlich Erhabenen und Großen empfänglicher zu machen, und die Abneigung gegen das sittlich Niedere und Gemeine bis zum Ekel zu steigern.

Es ist bekannt, daß der Stolz sich in der äußeren Erscheinung, in den Geberden und Bewegungen des ganzen Körpers und auch in einzelnen Theilen desselben ausspricht; der Stolze hat das Bestreben, sich gerade aufrecht zu halten, sich zu erheben und möglichst auszudehnen, sich „aufzublasen." — Der Volksmund sagt: „Er trägt die Nase hoch, er hat einen Nagel im Kopfe!" — Der Stolz trägt den Kopf auf steifem Nacken aufrecht, seine Stimme ist voll Pathos, seine Geberde gravitätisch; beide sind von langsamem Tempo. Ein anderer Einfluß des Stolzes auf den Körper ist die Unterdrückung natürlicher Ausdrücke der Empfindungen, sowohl innerlicher als körperlicher, sobald sie etwas Kleinliches oder Gemeines an sich tragen und nicht der Größe und Hoheit des Selbstgefühls entsprechen; so unterdrückt er Seelen- und Körperschmerz, wie wir es beim Soldatenstolze sehen, der den Abschied von Weib und Kind und den Wundschmerz nicht zum natürlichen Ausdruck kommen läßt. —

Die diätetische und sittliche Pflege unseres Seelenlebens fordert, daß wir das Selbstgefühl nicht zur Leidenschaft des Stolzes, namentlich nicht des eitlen, wachsen lassen; wir sollen uns bemühen, deutliche Begriffe von denjenigen Vollkommenheiten zu gewinnen, welche wir wirklich besitzen, oder uns einbilden, oder die wir besitzen könnten und sollten; es ist Nichts wirksamer zur Verhinderung jeder Aufwucherung der Einbildung und des Dünkels, als die klare, ehrliche

Vergleichung dessen, was wir sind, mit dem, was wir sein könnten und sollten; dabei müssen wir es uns zur Pflicht machen, uns unsere einzelnen Mängel und Fehler nicht zu verhehlen, vielmehr eine klare Erkenntniß davon zu erhalten und zu vergegenwärtigen, sowie unser Temperament, falls es dem Stolze die Hand böte, zu bezähmen und in's Gleichgewicht zu bringen. Schon die Vermeidung des körperlichen Ausdrucks des Stolzes in Haltung, Geberde und Stimme vermag die Kraft des Stolzes zu schwächen. Wer hochmüthig ist, wird sich nicht eher von dieser Form des Stolzes freimachen, bis er der unsittlichen, lieblosen Gesinnung Meister wird, welche dem Hochmuthe zu Grunde liegt. Oft wirkt die Außenwelt mit, dem Hochmüthigen eine derbe Lehre der Erziehung zu geben, indem sie ihn kräftig zurechtweisend begegnet, oder durch lachende Satyre lächerlich macht und verspottet. —

Ehrsucht und Gefallsucht.

Der Stolz steht mit seinen Nebenzuständen trotz seiner wesentlichen Verschiedenheit, worüber ich vorhin Erläuterungen gegeben habe, in einer nahen Verwandtschaft zu Ehrliebe, Ehrbegierde, Ehrgeiz, Ehrsucht und Ruhmbegierde, wie zu dem Verlangen und Bemühen, Ehre und Vorzüge zu erhalten; sie steigern sich, von der Liebe zur Begierde, zum Geize, zur Sucht. — Ehre ist überhaupt das günstigste Urtheil Anderer über unseren Werth, namentlich den moralischen, Schande das ungünstigste Urtheil; weit ausgebreitete Ehre ist Ruhm. Alles Begehren der Ehre ist überhaupt Ehrbegierde, vernünftiges Begehren Ehrliebe insbesondere; wird die Ehrbegierde zur Leidenschaft, so ist sie Ehrsucht. Auf dieselbe Weise unterscheiden

sich die Begriffe von Ruhmbegierde, Ruhmliebe und Ruhmsucht. Ist die Ehrsucht besonders auf äußere Zeichen der Ehre gerichtet, Orden, Titel, Rang ꝛc., so heißt sie Ehrgeiz und insofern ihr Streben eitel, d. h. insofern es kein wahrer, uns wirklich angehöriger Werth ist, dessen Anerkennung sie bei Andern erstrebt, heißt sie Eitelkeit. — Wie die Liebe überhaupt ein Vergnügen ist, welches man aus den Vollkommenheiten eines Gegenstandes schöpft, und ein Verlangen, denselben zu besitzen, so ist auch Ehrliebe die Lust, welche man am Besitze solcher Dinge fühlt, die Ehre einbringen; die Begierde geht weiter, sie verlangt heftig danach, was Vorzüge vor Anderen und Ehre geben kann: der Geiz, eine Stufe höher, ist, wie der gemeine Geiz, die heftige Begierde, allein zu besitzen und immer mehr zu erlangen, gleichviel, ob man der Vorzüge und Ehre werth ist oder nicht. — Sucht, Siechen, ist schon eine abnorme, leidenschaftliche Begierde nach Ehre, die unersättlich ist, keine Ruhe läßt, immer antreibt, noch größere Ehre zu erlangen und dazu alle erdenklichen Mittel zu gebrauchen. — Ehrliebe und Ehrbegierde sind löblich, wenn sie einem guten Verstande zur Begleitung dienen, wenn sie Ehre durch wirkliche Vorzüge und Fähigkeiten erstreben; sie sind der fördernde Hebel in vielen, ohne ihn in Erschlaffung gerathenden Mühen, in Wissenschaft, Kunst und Leben; der Ehrliebende liebt die Ehre und sucht sie in rechtmäßigen und guten Dingen, der Ehrbegierige wird mit größerem Eifer zu Handlungen getrieben, die ihm Vorzüge verschaffen können. Der Ehrgeizige schätzt die Ehre über Alles, er sucht sie, nicht der Vortrefflichkeit der Gegenstände wegen, sondern nur, um sich durch deren Erlangung selbst zu heben, und gleichgültig dagegen, ob er sie verdient oder nicht. Das Haben allein befriedigt

ihn, all sein Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, Anderen die höchste Meinung von sich beizubringen, er ist empfindlich gegen Alles, was dieser Meinung nicht entspricht, und vermeidet daher Alles, was dieselbe gefährden könnte. — Der Ehrsüchtige ist auch damit nicht zufrieden; die Ehre ist sein Götze, dem er alle anderen Gefühle und Neigungen aufopfert, die höchste Ehre ist ihm nicht genug, er quält sich im steten Ringen nach neueren und größeren Vorzügen und seine Vorstellungen sind ebenso fehlerhaft, wie seine Neigungen siech. — Aristoteles war ehrliebend, denn er fand Lust in allen solchen guten und rechtmäßigen Handlungen, welche ihm im Vaterlande Ehre verschaffen konnten; er trat dem Miltiades den Tag seiner Gewalt der zehn Griechenfeldherrn ab, weil er diesen für geschickter als sich selbst hielt, die Truppen anzuführen. Cimon war ehrbegierig, da er ein heftiges Verlangen hatte, vom ganzen Vaterlande geehrt zu werden, wozu er seine Freigebigkeit zu Hülfe rief; Perikles war ehrgeizig, da er sich selber allein zu heben trachtete, um die höchste Gewalt in Athen zu erlangen; Alexander war ehrsüchtig, seine Begierde ließ ihm keine Ruhe, trieb ihn an, immer größere Ehre zu fordern und durch Beherrschung der Welt ein Gott zu werden; er opferte dieser Ehrsucht Alles, selbst den guten Namen seiner Mutter, als er Jupiters Sohn heißen wollte, er opferte den Freund Clitus, der nur in der Trunkenheit Alexanders Thaten verkleinert und die des Philippus erhoben hatte.

Ruhmbegierde und Ehrbegierde sind Geschwister, denn Alles, was Ehre bringt, führt auch Ruhm herbei. Ehrbegierde sieht mehr auf die wirkliche Ehre selbst, Ruhmbegierde mehr auf das Lob, das dem Ehrbegierigen gezollt wird. Die Ruhmbegierde kann aber auch Sucht

werden und die Vernunft verdunkeln; der Herostratus, der seinen Namen einst durch Einäscherung des Dianatempels verewigen wollte, hat viele Nachahmer gefunden. —

Wahre Ehre wird von der Vernunft anerkannt, da jene nicht nur zu unserer Glückseligkeit beiträgt, sondern auch den ehrenhaften Willen zur That leitet. Wie die Ehrliebe unsere Phantasie, die Sinne und das Begehrungsvermögen belebt und bethätigt, so können diese aber auch durch ihre zu große Lebendigkeit zur Ehrsucht führen. Das Ehrgefühl darf in keinem Menschen abstumpfen, aber es darf der Ehrtrieb nicht zur leidenschaftlichen Begierde werden; es gehört deßhalb zur Seelendiätetik, daß wir uns die wahre Ehre recht klar und vorstellig machen und daran unser Ehrgefühl nähren; daß wir die eitlen Vorspiegelungen der Phantasie und Sinne auf ihren richtigen Werth abschätzen und im Vergnügen des Ehrgefühls nicht schwelgen. — Aus dem Bestreben der Ehrsucht, Alles zu thun und zu verlangen, was ihr zur Vermehrung der Ehre beizutragen scheint, entsprang die uralte, weitverbreitete Gewohnheit, wirkliche oder vermeintliche Beleidigungen der Ehre durch Zweikampf zu ahnden, um anzudeuten, daß man die Ehre höher schätze, als das Leben und den Muth habe, dieselbe bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, denn auch der Muth ist ehrenvoll. — Die Ehrsucht des Herausforderns zum Duell ist so mächtig, daß sie in ihrer Leidenschaft weder Vernunft- und Sitten- noch staatliches Strafgesetz achtet und nur der einen Stimme, der empfindlichen Ehre, blindlings folgt. —

Verwandt ist die Begierde zu gefallen, in leidenschaftlicher Steigerung die Gefallsucht, die Koketterie. Was gefallen will, wünscht auch zu glänzen, in die Augen zu fallen und Ansehen zu gewinnen.

Der Trieb zu gefallen ist allen Menschen eingeboren; er macht gesellig, artig, verbindlich, er ist das Band des Verkehrs, die Würze der gesitteten, die Form der feinen und großen Welt. Die Begierde zu gefallen, ein regerer Trieb, dem die Absicht untergelegt ist, Wohlgefallen zu erregen, ist der vorzüglichste Wegweiser zum äußeren Glücke in der Gesellschaft, er überholt Begabung und Verdienst, und die günstigen Erfahrungen, welche man von dem Erfolge machte, haben ihn sehr allgemein gemacht, aber auch theils zu heftig, zur Sucht gesteigert, theils verfälscht. Es giebt viel Gefallsucht und affectirte Gefallluft in der menschlichen Gesellschaft. So angenehm die natürliche und gemäßigte Begierde zu gefallen ist, so widerwärtig ist ihre Sucht und die Nachahmung.

Man gefällt nur durch Angenehmes, mag es Schönheit, Benehmen, Geberde, Naivetät, Wissen, Witz oder äußere Ausstattung der Erscheinung sein. Wo es an innerlichen Mitteln zu gefallen mangelt, da nimmt man die äußerlichen zu Hülfe; je unschöner der Mensch an Seele und Leib, desto sorgfältiger ist seine Toilette; je dunkler der Kopf, desto glänzender der Kopfputz, je ärmer an Gaben geistiger und gemüthlicher Vorzüge, desto dienstwilliger und empfangender ist die Gefallbegierde; wo sie nicht beherrschen kann, da schmeichelt sie dem Ehrgeize, der Ruhmbegierde, der Eitelkeit, den Sinnen, überhaupt der Lust Anderer; was Lust gewährt, das gefällt; das neckische schöne Mädchen will durch Schelmerei und Einfachheit, die Kokette durch einstudirten Blick, Glanz der Juwelen und Seidenstoffe gefallen; der Schriftsteller, Schauspieler, Maler durch Darstellungen, die rühren, spannen, fesseln, überhaupt die Seelen in angenehme Bewegung, in Wärme versetzen. Die Gefallluft ist immer

eine Tochter der Selbstliebe, die Gefallsucht eine solche des Egoismus. Niemals verräth der Mensch seine Neigungen, seinen Charakter, seine Licht- und Schattenseiten mehr als in der Bemühung zu gefallen. Der Stolze wird glänzen, der Großprahler seine Verdienste preisen, der Eitle sich putzen, der Sentimentale durch Klage locken, wie die Nachtigall, die reine Naturseele wird nur bittend oder erwartend lächeln.

Diejenige Gefallsucht, welche durch Glanz blenden will, ist aller geselligen und freundschaftlichen Anziehung unfähig; sie steht bald allein, da sie Jeden verscheucht, der nicht gezwungen ist, zu bleiben. Jeder Vorzug wird geschwächt, der sich zu sehr durch Glanz und Folie geltend machen will; je näher er gerückt wird, um so mehr trübt er sich, wenn er aus der Ferne auch blendend strahlte. Es ist wahr, daß die Gefallbegierde ebenso viel Tugenden wie Laster in der Welt gezeugt hat, wo sie edleren Empfindungen und Grundsätzen entspringt. Es giebt wenig Leidenschaften, die selbst in einer und derselben Person so viel Segen und Fluch vermittelten, wie die Gefallsucht und die Begierde zu glänzen. Sie ist Tausenden von Handlungen derselbe Impuls, wie der Uhr das Gewicht geworden, und wäre sie nicht in der Ordnung der Welt, in der Natur des Menschen angelegt, so würden Unzählige, die von sich reden machten, schlummern geblieben und es würde mancher zum Strome angeschwollene Bach im Sande verronnen sein. — Die Begierde zu glänzen hat übrigens die Gefallust vor mancherlei Abwegen behütet, denn das Schlechte und Unwahre kann nicht lange glänzen und gefallen, und wer glänzen will, um dauernder zu gefallen, muß immer etwas Dauerndes, irgend einen wahren Foliengrund, eine Lichtseite haben, die ihm

bleibt und anerkennungswerth ist. Die bloße Gefallsucht erzieht nur Schmeichler, Unbeständige, Betrüger, Modeaffen, Gecken, die als Nullen der Gesellschaft überall hinpassen und nach Gefallen zu gebrauchen sind, aber jedesmal werthlos werden, sobald sie sich an die Spitze stellen und nicht hinten anreihen wollen; ein bloßer Gefallsüchtiger, ohne das Streben, irgend einen Edelstein seiner Seele oder seines Geistes in das rechte Licht des Glanzes zu stellen, ist immer ein schlechter Charakter, mindestens ein Narr, meistens aber ein Schleicher und Heuchler. Die bloße, süchtige Begierde zu gefallen kann sich, ihrer einwohnenden Schwäche und Biegsamkeit wegen, nicht gerade oder aufrecht erhalten; es mangelt ihr an der soliden Consistenz und Spannkraft, um für sich bestehen zu können; sie sucht sich wie ein Schlinggewächs an etwas Festeres anzulehnen, zu stützen; ihre natürlichste und nächste Stütze ist die consistentere Begierde zu glänzen; beide mit einander verbunden ersetzen sich gegenseitig durch Elasticität und Gegengewicht, und wachsen sie gleichmäßig in das Leben, so können sie die Richtung des Guten und Nützlichen finden. Die Eitelkeit ist der Boden, von dem sie aufsprießen und der sie treibt. Diejenigen Beschöniger des menschlichen Herzens, welche die Gefallbegierde als legitime Tochter der Menschenliebe erklären, sehen ein Adoptivkind derselben dafür an, das die Eitelkeit in den Schoß der Menschenliebe legte. — Der Mensch gefällt wenig, wenn er nicht Glanz hat, er wird schwerlich glänzen, wenn er mißfällt; ohne jeglichen Glanzpunkt kann er nur auf den ersten Blick gefallen, aber nicht für längere Zeit, er genießt nur das Wohlwollen, das man einem Schoßhündchen erzeigt, dem anfänglich geschmeichelt, später übel begegnet wird. Kein Beifall ist dauernd, den man von der Welt als ein Almosen

erwarb; die Welt hat ihre eigensinnigen Launen, die sich nach dem Maße der Schwächen steigern, welche sie an uns wahrnimmt, sie wird uns leicht überdrüssig, wenn wir nicht allen ihren Launen gefallen, sobald wir den Beifall nur als Gnade genießen. — Anders verhält es sich, wenn wir dem Beifall ein Verdienst zu Grunde legen können; man wird uns, wenn wir in Ungnade fallen, unser Eigenthum, durch das wir gefielen, lassen müssen, wenn es auch durch manches Wenn und Aber geschmälert werden sollte. Achtung kann man auch von seinem Feinde erzwingen, Beifall aber aus bloßer Gunst ist ein Anlehen, welches ein Jeder nach Gefallen zurücknimmt. Deßhalb soll jeglicher Beifall, den wir suchen, auf Achtung beruhen, auf einem selbstständigen festen Kerne unserer Natur und dieser ist es allein, welcher glänzt und dauernd gefällt, auch durch das Mißfallen der Weltlaune nicht verdunkelt wird. Unser blanker Kern, unser Vorzug, Verdienst, darf aber nicht mit Absicht und künstlichen Mitteln zu blank und glänzend geputzt sein, er darf nicht blenden sollen. Zum Beifall ist ein wenig Verdienst günstiger, als zu viel; je mehr unser Glänzen den Glanz Anderer verdunkelt, desto leichter kehrt sich der Beifall in Neid, Haß, Tadel. Man kann seinem Feinde keinen verderblicheren Rath geben, als den, auf einmal, wie die Sonne, sich in seinem ganzen Lichte zu zeigen. Die Welt ist eigennützig und käuflich, sie tauschhandelt Beifall gegen Beifall, Achtung gegen Achtung aus. Ein Mensch, der keinen andern Werth als unseren willkürlichen Beifall hat, besitzt für uns ebenso wenig Selbstständigkeit wie das Lächeln einer Bildsäule, das uns vorübergehend gefällt.

Die Grenzen, in denen die Beifallbegierde sich mit dem Geltendmachen ihrer Glanzpunkte halten muß, sind leicht zu

bestimmen. Gesuchter, erborgter, unechter Glanz blendet zwar, aber macht bald lächerlich und verächtlich; Flittergold und Vergoldung reizt nur Kinder und Pöbel; die Welt ist zwar leicht zu betrügen, aber nicht mehr durch abgenutzte Kunstgriffe, und neue zu erfinden, ist nicht Jedermanns Sache. Die Moral der Gefallbegierde läßt sich in den kurzen Satz bringen: „Glänze nicht auf fremde Kosten und durch Verdunkelung Anderer." — Die Klugheitsregel der Gefallbegierde aber heißt: „Glänzen und glänzen lassen." — Der natürliche Stolz hält sich durch Alles beleidigt, was über ihm ist, der unnatürliche durch Alles, was ihm gleich ist. Besonders soll man sich hüten, seinen Schatten auf den Andern fallen zu lassen, der selber Licht sein will; der Kluge weicht aus, damit sein Schatten jenen nicht treffe; Gefälligkeiten dieser Art bleiben selten unvergolten, gelten für Verdienst und wecken Zuneigung. Die Welt ist groß genug, um für unsere und Anderer Vorzüge und Schwächen, wenn sie nicht unnöthig ausgesperrt werden, Raum zu gewähren und es kann so ein Jeder nach seiner Art sich angemessen geltend machen.

Im besonderen Sinne versteht man unter Gefallsucht oder Koketterie die Sucht, durch körperliche Reize dem anderen Geschlechte zu gefallen; sie kann sowohl aus Liebe, wie aus Wollüstigkeit gefallen wollen, beruht aber meistens auf bloßer Ehrsucht, die als Eitelkeit im Menschen wohnt; sie will dann über viele besiegte Herzen prangen und führt zur Putzsucht, um durch Ausschmückung der äußeren Erscheinung die Reize derselben zu erhöhen. Diese Putzsucht trifft man selbst bei wilden Völkern an, welche durch Tättowiren, Farben-, Metall- und Federschmuck sich ein gefälliges Ansehen nach ihrem Geschmacke geben wollen. Aus derselben

Quelle entspringt die Modesucht, die aus Gefallsucht und Nachahmungssucht hervorgeht; doch ist es bemerkenswerth, daß die eitle Ehrsucht bisweilen die thörichte Sucht, außer der Mode zu sein, den Sonderling zu spielen, zur Folge hat, was sich durch das Bestreben erklärt, Andere gering zu schätzen, indem man ihnen nicht gleich sein will. Aus der Ehrsucht erwächst auch die Prahlsucht, die Renommisterei, welche mit wahren und scheinbaren Vorzügen zu prahlen bestrebt ist, sowohl in Worten als in äußeren Dingen und Werken; so sucht Mancher jede Gelegenheit herbei, um mit seinen Reichthümern, silbernen und goldenen Geräthen oder mit seinen Leistungen zu renommiren, und wo der Prahler mit scheinbaren Vorzügen groß thut, also von Eitelkeit erfüllt ist, da geräth er leicht in die Lügensucht, wie es z. B. geschieht, wenn er sich rühmt, mit vornehmen oder distinguirten Personen vertraulich zu verkehren, die er kaum kennt, oder wenn er Scenen und Gefahren, in denen er Muth, Großherzigkeit, besondere Klugheit und Geistesgegenwart bewiesen haben will, erfindet, oder von seiner Geschicklichkeit Wunderdinge erzählt, oder seine Weine und Speisen durch Connexionen aus weiter Ferne erhalten zu haben oder ein schneller Sieger über die Herzen der Weiber zu sein vorgiebt. Die Prahlsucht ist, wie die wenigen Beispiele hinreichend bestätigen, diejenige Aeußerung der Eitelkeit, welche am Leichtesten verhaßt, verächtlich oder lächerlich macht; sie kann zu den größten Abgeschmacktheiten verleiten, wie es die Geschichte des Caligula lehrt, der über den Rhein ging, einige Bäume umhauen und dann einen Triumphzug über das besiegte Germanien veranstalten ließ. —

Die falsche Demuth ist ebenfalls die Folge der Ehrsucht, besonders des Ehrgeizes. Wie oft begegnet man

einem Ehrgeizigen, der gegen Andere ein übertrieben demüthiges Betragen annimmt, ihnen die höflichsten, selbst kriechendsten Complimente macht, aber es nur im ehrgeizigen Zwecke thut, damit die Anderen sich nur noch tiefer vor ihm neigen und ihm noch verbindlichere Ehrenbezeugungen erweisen; hierin ist das sogenannte „leutselige Benehmen" mancher Oberbeamten begründet, welche die Personen, denen sie ihre Leutseligkeit und Herablassung kund geben, in tiefster Seele geringschätzen. Wir kannten einen auf seinen Ruhm stolzen, weltberühmten Gelehrten, der, wenn ein literarischer Lump an ihn geschrieben hatte, schnell brieflich antwortete und mit den fingirt demüthigen Phrasen: „Herr College, verehrter Freund, Ihr ganz gehorsamster Diener ꝛc. verschwenderisch war. Eine andere Consequenz der Ehrsucht ist die Rechthaberei, die Streitsucht, die keinen Widerspruch ihrer Behauptungen erduldet und immer das letzte Wort haben will. Sowie es dem Stolze vorzüglich wohl thut, sich ausgezeichneter, besonderer Geistesgaben bewußt zu sein, so schmeichelt es auch dem Ehrgeize, wenn Andere die Ueberlegenheit seines Geistes anerkennen müssen; daher die Sucht, überall, wenn auch nur dem Scheine nach, Recht haben zu wollen, die schnelle Erhitzung, wo Jemand seine Meinung gegen den Rechthaber vertheidigt. Wir beobachten diese Art des Ehrgeizes oft bei Schach- und Kartenspielern, die immer in Streit gerathen, wenn es nicht nach ihrer Ansicht geht und Nichts vom Glück des Zufalls wissen, sondern jeglichen Sieg von ihrer Ueberlegenheit abhängig machen wollen, weßhalb jeder Verlust sie in ärgerliche, streitsüchtige Leidenschaft versetzt. — Auch der gelehrte Pedantismus ist eine Ausdrucksweise der Ehrsucht; es ist dem gesteigerten Ehrgefühle des Gelehrten wohlthuend, daß er diejenigen

Kenntnisse, welche er gerade besitzt, für die vorzüglichsten gelten läßt; die Ehrsucht überredet ihn zu dieser Ueberzeugung, die er nun bei jeder Gelegenheit durch Herabsetzung anderer Kenntnisse zu verbreiten und zu unterstützen bestrebt ist; sind nun die Kenntnisse des Pedanten von der Art, daß sie eine öftere Beschäftigung mit Kleinigkeiten erfordern, so gewöhnt er sich, dergleichen als sehr wichtig zu betrachten und als solche zu behandeln, überhaupt Alles, was zu seinem Fache gehört, für höchst wichtig zu halten, woraus dann die Kleinigkeitskrämerei und Kleinigkeitssucht entsteht, die sich nun auch auf alle anderen Dinge verbreitet.

Freiheitssucht.

Ist der Mensch physisch oder moralisch gezwungen, Etwas zu thun oder zu leiden, was ein Anderer will, so ist er von diesem abhängig; gegentheils ist er äußerlich frei; das leidenschaftliche Streben aber nach dieser äußeren Unabhängigkeit ist Freiheitssucht. Dieselbe ist nicht mit dem Freiheitstriebe zu verwechseln, der ein angeborener ist und sich schon im zarten Kindesalter offenbart, wo Leidenschaften noch nicht wurzeln können; das Kind strebt schon in den Armen der Mutter, sich frei zu bewegen und äußert die Beschränkung dieser äußeren Freiheit durch Unlust. Den Trieb nach Freiheit hat der Mensch mit allen Thieren gemein, selbst das unterste animalische Geschöpf strebt nach einer Lage, in welcher es sich am Unbeschränktesten bewegen kann. — Schiller sagt: „Der große Schöpfer wirft in einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt auch in den todten Räumen der Verwesung die Willkür sich

ergehen —." Auch die *vernünftige* Begierde nach Freiheit ist nicht Freiheitssucht; denn es strebt auch der vernünftige Wille nach Freiheit, sowohl als einem Gute der Glückseligkeit, als einer Bedingung zur Kraftentwicklung und Pflichterfüllung, aber er strebt danach nur auf solchen Wegen, welche das Wohl Anderer nicht beeinträchtigen und ohne Widerspruch von Allen betreten und verfolgt werden können. Die Freiheits*sucht* hingegen kümmert sich, wie überhaupt jede Leidenschaft, weder um Vernunftmäßigkeit noch Sittlichkeit; sie ergreift jedes Mittel zu ihrem Zwecke, ohne auf Glück und Ruhe, Recht und Billigkeit Anderer Rücksicht zu nehmen; es reizt sie der Widerstand bis zur Empörung und Wuth, die in höchster Steigerung alle Dämme der Vernunft durchbricht; es, „walten alle Laster frei", wie Schiller im Liede von der Glocke sagt. Aber auch in gemäßigten Graden verleugnet sie nicht ihre Ausschweifung über die vernünftigen Grenzen des Erlaubten, auch wenn sie noch vom fröhlichen Leichtsinn der Jugend begleitet wäre, wo sie als *Muthwille* auftritt.

Das Object des Freiheitsdranges giebt demselben verschiedene *Modificationen*, welche, z. B. als Trieb nach bürgerlicher oder religiöser Freiheit, auch in der Steigerung als Sucht sich geltend machen. Das Gegentheil der Freiheitssucht ist der *Knechtssinn*, *Servilismus*, in welchem es dem Gemüthe an jedem vernünftigen Begehren nach Freiheit und der Empfänglichkeit für das Wohlgefallen an ihr mangelt; indessen ist in keiner knechtischen Seele der Freiheitstrieb gänzlich unterdrückt, wenn es auch so scheint, wo z. B. freigelassene Leibeigene freiwillig in die Knechtschaft zurückkehren, was aber durch Lebensnoth veranlaßt zu werden pflegt, indem oft der Mensch sich in der Knechtschaft

freier davon fühlt, als in der Selbstständigkeit, aber Hülflosigkeit seiner Lage.

Wie alle Leidenschaften, ist die Freiheitssucht von Einfluß auf Vernunft, Phantasie, Sinnlichkeit und Begehrungsvermögen. Theils verdunkelt sie die Vernunft und verleitet sie zu falschen Beurtheilungen, theils macht sie den Verstand erfinderisch und sinnreich, wo es darauf ankommt, Mittel zur Befriedigung zu erlangen. Wie blind die Freiheitssucht oft gegen vernünftige Gründe ist, beweiset das Volksleben überall und jederzeit, indem das Volk oft dem Scheine der Freiheit nachstrebt, welchen schlaue und egoistische Despoten oder Demagogen ihm vorschmeicheln; es erkennt die handgreifliche Lüge des Anführers, die Unsittlichkeit der Wege und Handlungen nicht und verwechselt die Ungebundenheit von staatlichen Gesetzen, selbst von den Geboten der Vernunft und Sitte, mit Freiheit. — Die Freiheitssucht beherrscht die Phantasie und bethätigt dieselbe zu lockenden, blendenden Bildern des Glücks im Genusse der Freiheit, der ungehinderten Befriedigung der Neigungen, die gerade der Vorstellung der Freiheit entsprechen. Die Phantasie hat ohnehin in jedem Menschen eine gewisse Inclination zur Ungebundenheit und Ausschweifung in ihren Spielen mit Bildern und kommt hierin der Freiheitssucht entgegen. — Letztere führt in Bezug auf die Sinne ein geheimes Gift in sich, welches unmerklich die Gesundheit des moralischen Sinnes untergräbt, denn da ihr ohne Unterschied jede Ungebundenheit, selbst bis zur unerlaubten Zügellosigkeit, Vergnügen und Befriedigung gewährt, so wird dasjenige Mißvergnügen, welches der innere normale Sinn über die Verletzung des Sittengesetzes empfindet, verdunkelt, abgestumpft und gleichgültig; dagegen ist nicht zu verkennen, daß die Freiheitssucht,

neben ihrer Opposition gegen das Aufkommen des Knechtssinns, den Muth, die Dreistigkeit und Kühnheit erweckt und erhöht und Gefahr und Widerstand zu überwinden antreibt. Wenn uns irgend eine Handlung untersagt wird, dann fühlen wir dadurch unsere Freiheit beschränkt, und dies ist ein Gefühl des Mißvergnügens; der Freiheitstrieb erwacht, um diese Schranke zu durchbrechen und die verbotene Handlung zu begehen; daher kommt es, daß der Mensch so gern nach *verbotenen* Dingen trachtet, wie ich bereits schon bei einer früheren Gelegenheit erklärt habe. Je mehr die Schranke unseren Freiheitstrieb einengt, desto lebhafter wird er und steigert sich zur Begierde und Sucht, selbst Dasjenige zu thun, was zwar verboten, aber dessen Uebertretung nicht mit Strafe bedroht, oder überhaupt nicht von übler Folge ist, auch nicht das mindeste Vergnügen, oft sogar Mißvergnügen erregt; die Freiheitssucht will, unbekümmert um alles dieses, nur das lästige Joch brechen, das ist allein die Freude, welche sie sucht und begehrt, selbst wenn die verbotene That unangenehm wäre. Der Reiz der Freiheitssucht wird um so heftiger, wenn das Verbot und die Schranke, welche uns auferlegt sind, wirklich oder scheinbar auf Willkür beruhen, denn *willkürliche* Beschränkung unserer Freiheit ist Dasjenige, was die Freiheitssucht am Meisten verabscheut, und wäre es auch das Verbot eines Gegenstandes, dessen Besitz oder Genuß uns belästigte, er würde dennoch jetzt durch das Willkürverbot einen verstärkten Reiz erhalten. Es ist deßhalb unklug, wenn eine Regierung ohne Noth, wenn auch oft berechtigt, die Unterthanen durch viele willkürliche Gesetze oder Eingriffe beschränkt, oder den wirklich nothwendigen Geboten den Charakter oder Anschein willkürlicher Einschränkungen giebt; es wird dadurch nur

die Freiheitssucht gereizt, die Vorschriften zu übertreten, und dieser Reiz ist ansteckend und gefährdet auch die Autorität anderer Rechtsgesetze, denn er vermindert die Scheu und Achtung vor dem Gesetze und verstärkt die Lust zur Ueberschreitung auch nicht willkürlicher, positiver Vernunftgesetze, somit auch der sittlichen. So wird z. B. ein Gatte, dessen moralischer Charakter zweifelhaft ist, um so eher zur Untreue gegen seine Gattin gereizt werden, je enger sie ihn in die äußeren Schranken ihrer Liebe oder Eifersucht einschließt. Im menschlichen Begehrungsvermögen liegt zugleich der Veränderungstrieb; dieser stimmt mit der Freiheitssucht vorzüglich zusammen, denn Veränderung und Wechsel in Demjenigen, was in und außer uns vorgeht, giebt uns das Gefühl der Freiheit; die Freiheitssucht steigert deßhalb den Veränderungstrieb und jedes freiheitssüchtige Volk liebt den Wechsel in seinen öffentlichen Einrichtungen, immer geneigt, wie in sogenannten freien Republiken, die alten Formen zu zerbrechen und neue einzuführen.

Aber noch von einer besseren Seite ist die Freiheitssucht zu würdigen; sie kann auch *gute* Wirkungen haben, wenn sie den Abscheu gegen das Schlechte und Niedrige und den Muth des Widerstandes erweckt, wodurch sie eine wesentliche Stütze des vernünftigen Willens durch Antrieb zu Kraft, Opfer und Heroismus zu werden vermag. Die Geschichte liefert unzählige Beispiele hierfür.

Herrschsucht.

Jemand, welcher physisch oder moralisch gezwungen ist, Etwas darum zu thun oder zu leiden, weil ein Anderer es *will*, ist diesem *unterwürfig*, wie ich im Beginn der

Betrachtung über die Freiheitssucht definirt habe; der Andere aber, dessen Wille maßgebend ist, hat die Herrschaft über ihn und er kann nach seiner Willkür über ihn bestimmen; die leidenschaftliche Begierde, über Andere zu herrschen, ist die Herrschsucht. Diese Leidenschaft wird überall angetroffen, wo Menschen mit einander in Verbindung stehen, sowohl bei den rohesten, uncultivirtesten, als bei den civilisirten Völkern; das Sclavenverhältniß des Weibes zum Manne in den rohen und halbcivilisirten Völkern (S. unser Buch: „Das Weib als Gattin") ist ein culturhistorisches Beispiel dieser Herrschsucht. Uebrigens ist der Trieb und die Begierde zu herrschen ein natürliches Element unserer Seele und äußert sich schon im Kinde, das die Herrschaft über seine Gespielen und das Hausgesinde an sich zu reißen strebt; das weibliche Geschlecht will herrschen und bedient sich hierzu sanfterer, weniger gewaltsamer Mittel als das männliche; „durch Bitten herrscht die Frau, und durch Befehl der Mann." —

Unter Umständen ist der Besitz einer rechtmäßigen Herrschaft über Andere ein angenehmes Gut und muß als solches auch von der Vernunft anerkannt werden; Ueberlegenheit des Geistes, der äußeren Macht in Ansehen und Besitz, die Größe der Pflichten und Verantwortlichkeiten, die ein Mensch vor Anderen voraus hat, giebt eine gewisse Berechtigung der Gewalt über jene. Diese Berechtigung vermag aber leicht die Begierde nach Herrschaft anzuregen oder zu steigern und der Verstand kann sie durch Erfindung solcher Mittel begünstigen, welche zu ihrer Befriedigung führen. Uebrigens muß der Bildungsgrad des Verstandes immer auf die jedesmalige Art der Herrschaft und der zu ihr führenden Mittel Einfluß haben, denn je höher derselbe ist, je größer mithin sein

praktischer Einfluß auf den Menschen wird, desto mehr wird er auch in Ansehung der Herrschsucht Alles vermeiden oder beseitigen, was ihm in sittlicher und menschlicher Beziehung widerstrebt. So milderte oder unterdrückte die Civilisation und Aufklärung die barbarische Herrschsucht, welche Weiber und Leibeigene in Sclaverei zwang; der heller gewordenen Vernunft und ihren Sittlichkeitsgesetzen widersprach dies Verhältniß, denn sie will nicht über willenlose, sondern selbstständige Wesen herrschen. Das begriff der herrschsüchtige Philipp II., als er in Schiller's Tragödie auf die Worte Posa's: „Da Sie den Menschen zu Ihrem Saitenspiel herabwürdigten, wer theilt mit Ihnen Harmonie?" — in den Seufzer ausbrach: „Bei Gott! Er greift in meine Seele!" — Durch die Einwirkung der Herrschsucht auf die Phantasie wird diese veranlaßt, Vorstellungen zu erzeugen, die mit der Herrschsucht zusammenstimmen, namentlich die Vorstellung von einer ganz unumschränkten Herrschaft und deren unaussprechlichem Vergnügen; hierdurch wird die Herrschsucht unersättlich in ihrem Verlangen, weil jene ideale Vorstellung und das von ihr verheißene Vergnügen nie erreicht wird und immer mehr verstärkte Begierde erweckt, um dahin zu gelangen, und es kann ein unmäßiger Stolz zu dem Wahne führen, daß jenes Ideal erreichbar sei. Bis zum Wahnsinn steigerte Caligula, der wie ein Gott die Erde zu beherrschen glaubte, diese Phantasie, als er sich göttliche Ehren erweisen und seinem Leibpferde einen menschlichen Hofstaat einrichten ließ. Der letzte Grund der Herrschsucht liegt in dem angenehmen Gefühle, welches wir empfinden, indem wir herrschen; wir fühlen darin unsere Macht und physische Vollkommenheit, wie in der Ehrsucht, welche hierin mit der Herrschsucht übereinstimmt. Das Gefühl des Angenehmen ist um so

höher, als früher das Gefühl von Abhängigkeit und Unterwerfung voraufgegangen war; hier wirkt der Contrast mächtig auf die Empfindung des Angenehmen ein, und es ist deßhalb Thatsache, daß untergeordnete Personen, wenn sie irgendwo einmal etwas zu befehlen haben, so wie Emporkömmlinge immer herrschsüchtig auftreten; es ist deßhalb eine Staatsverfassung riskant, in welcher der zeitweise Regent jedesmal aus den Reihen der Unterthanen gewählt wird, wie die Geschichte der geistlichen und sogenannten freien Staaten bis auf den heutigen Tag nachweist. —

Herrschtrieb und Freiheitstrieb sind zwei Ranken eines gemeinsamen Stammes; beide streben nach Uebereinstimmung der Außenwelt mit den inneren Stimmungen der Willkür; aber indem der Freiheitstrieb die Einschränkungen unserer Willkür in ihrem Wirkungskreise aufzuheben und unsere eigene Willkür dem Einflusse der fremden zu entziehen trachtet, will die Herrschsucht ihren Wirkungskreis selbst erweitern, indem sie fremde Willkür ihrer eigenen unterwirft. Die Leidenschaften der Selbstsucht, des Stolzes und der Ehrsucht sind die günstigsten Grundlagen, auf welchen die Herrschsucht sich entwickelt; der Selbstsüchtige hat nur sein eigenes Wohl vor Augen und erfreut sich, wenn er Andere als Mittel dazu willkürlich gebrauchen kann; dies vermag er aber durch Herrschsucht noch besser; der Stolze fühlt sich in seinem Selbstgefühle gehoben und über Andere erhaben, wenn er herrschen kann; dem Ehrsüchtigen erscheint die Herrschaft über Andere besonders ehrenvoll und er wird danach trachten. —

Die Herrschsucht wird verstärkt, wenn sie häufig Befriedigung findet, namentlich wenn sie erst durch Besiegung von

Hindernissen errungen werden mußte; je stärker das sinnliche Begehrungsvermögen ist, desto größer ist der Trieb zu herrschen; selbst der Körper kann ihn verstärken und zwar durch das Gefühl gesunder physischer Kraft, denn Herrschsucht muß immer bereit sein, Stärke und Gewalt zu zeigen. — Es ist eine besondere, die Verdunklung der Vernunft bezeugende Wahrnehmung, daß der Herrschsüchtige Diejenigen, welche er unterwürfig gemacht hat, mit Uebermuth und Hohn zu behandeln geneigt ist, um ihnen die Gewalt über sie recht fühlbar zu machen; dadurch aber wird der Unterdrückte zur Empörung und gewaltsamen Aufraffung aller seiner Kräfte gegen den Unterdrücker getrieben. — Alle, welche der Herrschsüchtige sich unterwürfig zu machen trachtet, wenn er offen zu Werke geht und seine Absichten nicht verlarvt, widerstreben ihm aus allen Kräften; dies nöthigt ihn, immer auf Gewalt und Unterdrückung auszugehen, es gewöhnt sich dadurch sein Gefühl an Härte und Rauheit, und sein Sinn wird barsch und unfreundlich, verliert an Empfänglichkeit für sanftere und zartere Gefühle und wird *inhuman*. Je herrschsüchtiger ein Tyrann der Geschichte war, um so inhumaner gegen Menschen, aber auch um so unempfänglicher zeigte er sich für die Werke der schönen Künste; wo er als ein Freund derselben erschien, war es nur Affectation seiner eitlen Ehrsucht, kein warmes Interesse. Die Herrschsucht führt zur *Grausamkeit* und *Schonungslosigkeit*, weil sie nur Befriedigung ihrer selbst kennt; Macbeth ermordet seinen Freund, Wohlthäter und Hausgast Duncan, nach dessen Herrschaftsbesitze er strebt. Nur zum äußeren Scheine, nicht der Gesinnung nach, verleugnet sich die Herrschsucht Desjenigen, der sich, dem zu Unterwerfenden gegenüber, zu schwach fühlt; hier wird sie listig, ränkevoll,

intriguant, wie sie in der Regel bei Weibern auftritt, denen ohnehin noch die Gewalt ihrer Reize, die Gefallsucht und Koketterie zur Hülfe kommt. Es ist eine thatsächliche Wahrnehmung, daß in allen herrschsüchtigen Gemüthern ein gewisser Grad von Unempfänglichkeit für wahre, echte Liebe, oft eine offenbare Abneigung dagegen vorhanden ist; es erklärt sich daraus, daß echte Liebe eine Gesinnung fordert, welche der herrschsüchtigen direct entgegengesetzt ist, denn echte Liebe setzt voraus, daß wir ein anderes Wesen nicht nur als uns gleich, sondern als über uns erhaben anerkennen, wodurch wir auch wohlwollend gegen Andere überhaupt werden, während Herrschsucht Alles unter sich erblicken will und sich selbst hartherzig macht. Die Geschlechtsneigung eines Herrschsüchtigen ist deßhalb nichts als Wollüstigkeit. Auch in der äußeren Erscheinung drückt sich die Herrschsucht aus; instinctmäßig sucht sie den Körper abzuhärten und weniger empfindlich zu machen; sie spricht sich in Haltung und Geberde aus, sie will imponiren, sich überall geltend machen.

Kant sagt in seiner Anthropologie: „Die Herrschsucht ist an sich ungerecht, und ihre Aeußerung bringt Alles gegen sich auf." — In der That entspringt sie einer bösartigen Selbstsucht, indem sie Personen zu bloßen, willenlosen Werkzeugen ihrer willkürlichen Zwecke herabwürdigt und, während die Ehrsucht freiwilligen Beifall anstrebt, will die Herrschsucht Anerkennung und Unterwerfung erzwingen. Es können deßhalb nur bösartige Gemüther zur Herrschsucht fortgerissen werden und das Sittengesetz muß sie entschieden verdammen. — Um so mehr soll der Mensch beflissen sein, dieser Leidenschaft, wozu der Trieb in ihm angeboren liegt, nicht zu verfallen, indem er Vernunft und Verstand auf das

Klarste von der Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit derselben zu überzeugen sucht, und sich diese Anschauung lebendig gegenwärtig erhält; daß er den inneren Sinn in der Aeußerung milder, wohlwollender Gefühle übt, und das Gefühl der Achtung für die Menschheit belebt und lebendig bleiben läßt; namentlich aber hat die Erziehung darauf zu halten, das herrische Wesen der Jugend nicht aufkommen zu lassen oder sorgfältig in die gehörigen Schranken zurückzuführen, denn Kinder dürfen nur bitten, nicht aber befehlen. —

Liebesleidenschaft und Haß.

(Rachsucht. — Neid. — Zanksucht. — Schmähsucht. — Spottsucht. — Parteisucht.)

Die Gefühle der Liebe und Abneigung in ihrer höchsten begehrenden Steigerung werden zur leidenschaftlichen Liebe und zum Haß mit dessen Folgen. Liebesleidenschaft ist die leidenschaftliche, gewöhnlich geschlechtliche oder doch sinnliche Begierde nach einer Person, Haß die leidenschaftliche Verabscheuung einer Person ohne Unterschied des Geschlechts.

In der leidenschaftlichen Begierde nach einer Person liegt das gleichstarke Streben nach Gemeinschaft mit ihr, und nach einer immer innigeren Vereinigung, sowie das Begehren, das Sein derselben zu erhalten und zu erweitern; dies Streben nach Gemeinschaft steigert sich zur Liebessehnsucht, die zugleich das Vergnügen einschließt, welches durch Alles hervorgebracht wird, was eine Annäherung an den geliebten Gegenstand andeutet, verheißt oder gewährt; denn Liebe ist die Freude an der Vollkommenheit einer

Person. Die leidenschaftliche Verabscheuung einer Person hat dagegen das Streben in sich, dahin zu wirken, daß dieselbe nicht sei, deren Realitäten zu negiren, keine Gemeinschaft mit ihr zu haben, sich im Gegentheile immer weiter von ihr zu entfernen, das Sein derselben zu beschränken oder gar zu vernichten.

Jede Liebe verlangt Gegenliebe, denn ohne sie ist die begehrte Gemeinschaft nicht möglich; wo sie aber nicht erreicht wird, wo die geliebte Person entweder einen Andern liebt, oder unerreichbar ist, da entsteht die unglückliche Liebe, welche nun in der Regel zur Leidenschaft wird, indem sie die Vernunft verdunkelt oder irre führt, den Verstand anstrengt, die oft widersinnigsten Wege und Mittel zu erfinden und einzuschlagen, die Phantasie zur Hülfe zieht, um Bilder des Gelingens oder der Möglichkeit vorzuspiegeln, und, wo sie im Gefühle der Zielloſigkeit ihres heftigen Strebens verzweifelt, unter Erweckung anderer Leidenschaften sogar auf Selbstvernichtung, Selbstmord aus unglücklicher Liebe, sinnt. — Zu diesen vernunftlosen Ausschweifungen der leidenschaftlichen Liebe gehört auch der Unsinn, wenn zwei sich heftig Liebende gemeinschaftlich in den Tod gehen, weil sie zu ihrer dauernden, realen Vereinigung unübersteigliche Hindernisse finden, oder solchen zu widerstehen nicht den sittlichen Muth haben. Selbstmord zweier Liebenden aus Liebe ist ein dem wahren Liebesgefühle und dessen Streben, das höchste Lebensgefühl und vollkommenste Dasein zu verwirklichen, so Widersprechendes, daß hier schon bedeutende Verdunklungen der Vernunft eingetreten sein und andere Leidenschaften verwirrend mit eingegriffen haben müssen, um zu solcher That zu gelangen. Zu der Liebesleidenschaft, die ihrer vernünftigen Leitung verlustig

ging und andere Gefühle, wie Ehrliebe, Mitgefühl, Sittlichkeitsgefühl 2c. völlig in den Hintergrund drängt, ist auch der Fall zu rechnen, wo ein Weib sich entführen läßt oder mit einem Manne entflieht, der nicht die geringste Garantie der Treue, des Schutzes vor Nahrungssorgen und Lebensnoth, der äußeren Ehre 2c. darbietet, oder der in Bildung, Sitte und Stand tief unter ihm steht; so ist es insbesondere die rein sinnliche Liebe, welche, nur von der ästhetisch überspannten Phantasie geleitet, als romantische Liebe in Leidenschaft übergeht; die vernünftige Liebe wird es niemals, denn sie ist ein Begehren des vernünftigen Willens, die sinnliche Liebe aber ein Begehren des sinnlichen Begehrungsvermögens; die erstere begehrt die Person, oder fühlt sich ihr zugeneigt, weil die Vernunft an ihr Vollkommenheiten findet, die sinnliche Liebe hat nur sinnliche Vorstellungen von Vollkommenheiten einer Person, deren Besitz sie begehrt, und wird dadurch so leicht zur Leidenschaft. Manche sogenannte leidenschaftliche Liebe ist aber nichts anderes, als fieberhafter Geschlechtstrieb. Auch die vernünftige Liebe ist eine sinnliche, denn ohne diese natürliche Beimischung wäre es nur eine Zuneigung ohne diejenige innere Gemüthswärme, welche dem Gemüthe die beglückende Freude giebt, in welcher das Lebensgefühl sich steigert. Die Liebe ist in ihren Graden als Gefühl, Affect und Leidenschaft von der Stärke des sinnlichen Begehrungsvermögens abhängig, denn je größer und lebhafter dies ist, desto leichter wird die Liebe zur Leidenschaft. Ein starker sittlicher Wille hält jenes sinnliche Begehren stets in den Schranken des Affects.

Das Gegentheil der Liebesleidenschaft ist der Haß. —

Ein gehässiger Mensch ist allen besseren Herzen ein Abscheu und selbst hassenswürdig; der Haß ist ein Zustand der

Unlust in der Seele, verbunden mit einem aufgeregten Streben, also das Gegentheil der Freude und Liebe, wo das heftige Streben dem Seelenzustande der Lust entquillt. Jeder Mensch hat Gegenstände des Hasses, wie der Liebe, aber ein guter Mensch haßt nur das Schlechte, Unschöne, Unedle, nicht aber Dasjenige, was ein Recht hat, unsere Sympathieen zu fordern. So können wir in edler Entrüstung die Gesinnung und That eines Nebenmenschen hassen, würden aber der unedlen Eigenschaft des Gehässigen verfallen, wollten wir den Menschen selbst, als ein Geschöpf Gottes, das auf Menschenliebe und Gemeinschaft hingewiesen ist, mit unserem Haß verfolgen. Der Menschenhaß, die Misanthropie, ist eine unedle, abnorme Richtung der dauernd unlustig gewordenen Seele, ein Gemüthsleiden. —

Die Unlust kann sich in ihrem aufgeregten Streben durch eine Stufenleiter von Graden ausdrücken, als Eifern, Erhitzung, Unwille, Verdruß, Aerger, Groll, Abscheu, Grimm, Zorn, Haß, Rache; — es sind diese Aeußerungen theils vorübergehende, theils dauernde Seelenzustände, letztere, wie Groll und Gehässigkeit, sind Leidenschaften und eigentlicher Gegenstand meiner Betrachtung.

Das Wort Haß stammt wahrscheinlich von heiß, im Niedersächsischen Heet, im Angelsächsischen Hat; der Haß ist eine Gemüthsbewegung, welche das Streben erweckt, dem Gegenstande, der uns feindlich, schädlich oder widerwärtig erscheint, auszuweichen, von uns zu entfernen, ihm entgegen zu wirken, sein Dasein zu negiren. Der Haß ist deßwegen stets mit anderen Leidenschaften oder Stimmungen der Unlust verbunden, mit Neid, Widerwillen, gekränktem Geize, Ehrgeize, Furcht, überhaupt mit den Gefühlen geschehener oder voraussichtlicher Hemmung des eigenen Strebens der

Seele. Ob der Widerwille und dessen höherer Grad, der Haß, berechtigt oder unberechtigt sind, hängt, wie gesagt, allein vom Gegenstande ab, ob derselbe Abscheu und Haß verdient; der dauernde Zustand dieser Stimmung ist ebenfalls dadurch motivirt, ob der Gegenstand absolut durch seinen wesentlichen Zustand in Widerspruch mit unserer Natur und Anschauung steht, oder ob er nur zeitweise darin beharrt. An sich gute Gegenstände können uns durch ihren angenommenen Widerspruch, indem sie unser Streben beschränken, zum Widerwillen und Hasse treiben, sie können durch Beharrlichkeit darin auch uns dauernd im Hasse erhalten, und allein Vernunft und sittlicher Wille vermögen diese Gemüthsrichtung nur dann zu ändern, wenn sie im Gegenstande das Gute und Verwandte aufsuchen und finden, oder zum Erwachen im Gegenstande bringen. Darin liegt die Umkehr der Unlust in Lust, die Versöhnung.

Bleibt die Seele sich selbst überlassen und greift die Vernunft nicht leitend in ihre schwankenden Bewegungen ein, so folgt sie allein den veränderlichen Zuständen der Lust und Unlust, des Beifalls und Abscheues, der Liebe und des Hasses, je nach den jedesmaligen vorherrschenden Vorstellungen. Die Unlust strebt stets dahin, sich in Lust zu kehren; die Seele empfindet Lust, wenn der Gegenstand der Unlust, des Hasses, zerstört wird, sie haßt Alles, was ihre Lust bedroht, und um so stärker, als die Lust ist, die sie gefährdet glaubt; nie haßt sie mehr, als in Dem, was ihrer echten Liebe feindlich ist; sie ist sofort zum Haß bereit, wo sie ihrer Bejahung eine Verneinung entgegengesetzt findet; sie haßt instinktmäßig, was Andere hassen, die mit ihr gemeinschaftlich etwas lieben; sie ist geneigt, Gleiches mit Gleichem, Liebe mit Liebe, Haß mit Haß zu vergelten und

geräth dadurch in den Trieb der Belohnung und der Rache. Empfängt sie Liebe, wo sie haßt, so fühlt sie Liebe und Haß zugleich und sie sucht aus diesem verworrenen Zustande, der sie lähmt, so schnell als möglich herauszukommen, entweder ganz in Lust oder ganz in Unlust, denn letztere ist ihr erträglicher, als Indifferentismus, die Qual der Gleichgültigkeit, die ihrem eingeborenen Streben Schranken setzt. Wird der Haß durch Liebe gänzlich besiegt, so wird die Liebe stärker, als ob der Haß nicht vorher stattgefunden hätte, denn die Kraft, die den Haß besiegt, ist stärker und erhöhet die Lust der Seele. Dagegen wird aber auch der Haß stärker, wenn er sich auf einen Gegenstand richtet, der früher geliebt wurde, und es sind der Beispiele viele, daß Einer, welcher liebte, den ungetreuen Theil bis zum Tode verfolgte und selbst tödtete. Erregt ein nothwendiger willenloser Gegenstand Haß, so erreicht dieser nie die Höhe, als wenn jener ein freiwollender ist, da dieser unseren Haß nur durch eine Verkettung von Ursachen und Ereignissen und durch sein eigenes Streben hervorrufen kann. — Wie die Liebe blind gegen die Fehler der geliebten Person, so macht der Haß blind gegen das Gute des Gehaßten. — Derjenige Haß, den man gegen Jemanden empfindet, weil er ein gewisses Gut besitzt, welches uns fehlt, ist der Neid; im gewöhnlichen Leben nennt man Etwas „beneidenswerth", was so viel heißen soll, als wünschenswerth. Es entspringt der Neid aber meistens aus Mißgunst, die dem Andern das Gute nicht gönnt, was man selbst begehrt. Ich werde noch auf die verschiedenen Modificationen des Hasses zurückkommen. —

Aus dem Hasse entspringt die Neigung der Rache. Steigert sie sich zur Leidenschaft, so ist der Mensch blind

gegen alle Einrede der Vernunft und die Einmischung milderer Gefühle; als Leidenschaft und als dauernd gewordene Begier, den gehaßten Gegenstand in die gleich große Unlust zu versetzen, möglichst ihm noch mehr zuzufügen, ihn zu zerstören, wird sie zu der gemeinsten und gefährlichsten Leidenschaft des Menschen, zur Rachgier oder Rachsucht, Rachlust, denn die Seele findet nur Lust darin, dem Gehaßten zu schaden. Die Rachsucht erstickt in dem Menschen das Gefühl der Menschheit; sie macht sich zum Richter in eigener Sache und wägt die Strafe nicht nach der That, sondern nach dem Grade der Empfindung der eigenen Unlust ab. Die Genugthuung der Rachgier ist aber keine völlig befriedigende, sie erfüllt das Gemüth mit Unruhe und quält vor, während und nach der Rachethat, indem sie dem Uebel, anstatt es zu heilen, ein neues hinzufügt; sie entehrt den Menschen, statt ihn frei zu machen, sie giebt der Seele den Ausdruck des Thierischen, denn sie hat nichts vor dem Hunde voraus, welcher wieder beißt, wenn er gebissen ist, sie entfernt die besseren Menschen von sich, entzieht sich ihren Beistand, ihre Achtung und ihr Mitleid, und ruft Verfolgung und Rache gegen sich auf. Und doch hat der Rachsüchtige meistens die Fehler mit Jenem gemein, um deßwillen er in Rachgier verfällt. Jeder Mensch hat seine Feinde und Neider und handelt mehr oder weniger gehässig gegen sie; will er für erlittene Kränkung das Recht haben, Rache zu üben, so muß er dieses Recht auch den Anderen einräumen, die er beleidigte. Was sollte aber dann aus der menschlichen Gesellschaft werden? — Wenn ich zweifelhaft bin, ob mein Wollen und Handeln erlaubt, das heißt der allgemeinen Wohlfahrt nicht störend ist, so brauche ich nur, wenn mir die Vernunft in ihren Gesetzen des Rechtes nicht klar genug

aufgegangen ist, den Verstand zu fragen: was aus meinem Wollen und Thun entstehen würde, wenn alle Menschen, mit denen ich lebe und verkehre, dasselbe wollten und thäten? Müßte man sich sagen, daß eine allgemeine Verwirrung daraus entstehen würde, so ist mein Wollen und Thun sicherlich ein unerlaubtes und unstatthaftes. Wollte ein Jeder sich rächen, so würde das Leben ein großes Schlachtfeld sein, bedeckt mit Verwundeten und Erschlagenen. — Die von Haß geblendete Vernunft wirkt durch einseitige und schiefe Urtheile mit, die Rache so aufzufassen, als geschähe dem Andern ein Recht; die befriedigte Rachsucht sagt: „Da hast du deinen verdienten Lohn!" — Vermischt sich die Rachsucht mit Zorn, so erreicht sie einen sehr heftigen und zerstörenden Grad der Wildheit und Wuth. —

Der Rachsüchtige schützt oft seine eingebildete Ehre vor; die Rache hat sogar die Maske des Anstandes und der Scheinehre in der lächerlichen Begriffsverwirrung des schon bei der Ehrsucht erwähnten Duells vorgelegt und es giebt eine Klasse von Menschen, die ihre ganze Ehre darin suchen, dem Beleidiger eine Kugel anzubieten. Ich kann mich hier nicht weiter darüber auslassen, bitte aber den Leser, in dem in früherer Zeit von mir verfaßten Romane: „Das Geschlecht der Zukunft" den 3. Band, S. 130 nachzulesen, wo er Alles finden wird, was ich hier noch zu sagen hätte. — Närrischer Begriff, den sich ein Rachsüchtiger von seiner Ehre macht! Weg mit solcher Ehre, die ein jeder Nichtswürdige an einem Ehrenmanne erproben möchte, weg mit der Ehre, die mir ein unbedeutender Mensch zu kränken glaubt, und ich von ihm durch Raufen und Schlagen zurückfordern könnte! Wie ist es möglich, daß meine Ehre von der Gemeinheit, Bosheit oder dem Eigensinn eines Anderen

abhängen und ich sie nicht länger behalten könnte, als es jenem gefällig wäre, sie mir zu lassen? — Es giebt nur einen Prüfstein der eigenen Ehre, nämlich die Selbstachtung. So lange ich mich selber achten darf, habe ich Ehre, wenn die Welt sie mir auch nicht zollen will, weil ich ihrer eingebildeten Ehre nicht Vorschub leiste. Wie ist es möglich, daß ich die Ehre durch die strafbare Handlung eines Andern, durch Beleidigung, verlieren und durch eine neue strafbare Handlung, die Selbstrache, das Selbstrichteramt, das die Mitmenschen mir nicht eingeräumt haben, wieder erlangen könnte? Die wahre Ehre besteht in dem guten Zeugnisse, das unser Herz und die vernünftige Welt, die uns kennt, über die Ausübung unserer Pflichten ausstellt; diese Ehre kann weder Beleidigung, noch Gefängniß und Verbannung, noch Marter und Tod nehmen; einmal verloren, kann sie mir Niemand, kein Titel, Orden und Rang wiedergeben.

Haß und Rachsucht sind unzertrennlich; der Gehässige ist sein eigener Märtyrer, sein Haß ist ein Feuer, das sein Herz verzehrt, eine Wunde, die immer tiefer und schmerzhafter in sein eigenes Fleisch einschneidet. Es giebt tausend Umstände, welche ihn verhindern, seine Rache sogleich auszulassen; oft nöthigen ihn gesellige Verbindungen, Abhängigkeit von dem Gehaßten, gar der Zwang des Gehorsams unter dessen Willen. Welche Qual für den Hassenden! In seinem Herzen wohnt ein Dämon, der ihn nie froh werden läßt, der an seinem Leben nagt, in seine Erscheinung die physiognomischen Züge des Unheimlichen und verbissenen Schmerzes eingräbt; dieser Dämon ist der Groll, der Grimm, der Zustand seiner unlustigen Seele ist die Feindschaft. Ueber dieselbe habe ich schon bei Erörterung der Gefühle geredet. —

Die Leidenschaft des Hasses hat ihre verschiedenen Grade und Modificationen des Ausdrucks, die ich noch in's Besondere einer näheren Betrachtung zu unterziehen habe. —

Diejenige Gemüthsart, in welcher man Unlust empfindet bei der Lust Anderer, wo man also das Wohl und Glück der Nebenmenschen mit unfreundlichen Blicken, sogenannten „scheelen Augen" betrachtet, entweder weil man ihnen das, was man selbst hat, nicht gönnt, oder eine feindliche Stimmung darüber empfindet, daß man selbst nicht hat, was Andern Lust macht, nennt man Mißgunst, in einem höheren, mit verstärktem Streben und Begehren verbundenen Grade Neid. Ein sehr hoher Grad des Neides ist die Scheelsucht, von welcher schon Horaz (Carm. I. 13) eine Schilderung giebt.

Die Seele mißgünstiger, neidischer Menschen kommt aus dem Gefühle des Mißvergnügens gar nicht heraus und giebt ihnen einen Ausdruck von unschöner Traurigkeit, die sich besonders durch einen suchenden, heimlich verlangenden Blick und einen gereizten Zug des Mundes ausspricht. Mißgunst und Neid kann an Anderen nichts Gutes, auch keine Tugenden leiden, daher ergreift der Mensch, welcher dieser Leidenschaft verfallen ist, jede Gelegenheit, um das Gute und die Vorzüge Anderer zu verkleinern, im höheren Grade und mit unsittlicheren Elementen gemischt, den Beneideten zu verleumden.

Man hat Mißgunst und Abgunst sprachlich zu unterscheiden gesucht und unter ersterer das unlustige Gefühl verstanden, das gern haben möchte, was es nicht hat und dem Andern nicht gönnt, unter letzterem aber das Mißvergnügen, welches man empfindet, daß ein Anderer etwas

besitzt, was man selbst nicht begehrt, oder nie erreichen kann, aber dem Besitzer Lust erregt. Hiernach wäre Abgunst ein weit gemeinerer und unsittlicherer Seelenzustand als Mißgunst. —

Mißgunst, Abgunst und Neid sind in der Thier- und Menschenwelt allgemein verbreitet; das eine Thier beneidet das andere um die Beute, die Liebkosung, den wärmeren Platz im Zimmer; das Kind gönnt dem andern den Leckerbissen, das Spielzeug, den Schoß der Mutter nicht; ein Kind nimmt dem anderen die Blume weg, die jenem Freude macht, es zerreißt sie, es verlangt also die Blume nicht selbst, aber gönnt auch dem anderen das Vergnügen nicht, sie zu haben. — Jede öffentliche Person, die sich auszeichnet, ein Gelehrter, Künstler, Staatsmann, ein vom Glücke Begünstigter, erweckt die Mißgunst, den Neid, die Verkleinerungssucht; — tausend Recensionen über ein Buch, ein Kunstwerk, hat der Neid dictirt, tausend Anfeindungen und üble Nachreden, Kränkungen, Lügen und Handlungen der Intrigue sind dem Mistbeete der Mißgunst entwachsen. Ein Hofmann gönnt dem andern die fürstliche Gnade, ein Schauspieler dem andern den Applaus nicht, und Hof- und Theaterintrigue, der leidigen Mißgunst wegen, sind sprichwörtlich geworden. — Eine reiche Wittwe, die ohne Kinder geblieben ist, muß den Gesetzen nach ihr Landgut an solche Erben hinterlassen, die sie nicht gern hat, weil sie es ihren Lieblingen oder Schmeichlern zuwenden möchte; sie gönnt es den gesetzlichen Erben nicht, namentlich nicht die Freude über die schönen Bäume, die ein Park enthält und aller Leute Lust sind; sie läßt sie, obgleich sie selbst Freude daran hat, noch bei Lebzeiten umhauen, sie will nicht, trotzdem es ihr doch im Tode gleich sein sollte, daß die Erben dasselbe

Vergnügen genießen. Ist in diesem letzten Beispiele die Mißgunst nicht zum Ausdrucke ihrer widerlichsten Gemeinheit gekommen? —

Mißgunst, Abgunst und Neid sind so allgemein in der Welt, daß man schon seit Tausenden von Jahren bis auf den heutigen Tag den Werth und die Verdienste eines Menschen nach der Zahl und dem Eifer seiner Neider abzumessen gewohnt geworden ist. Als Plato den Ipallus fragte: „Was hast Du geleistet?" — antwortete jener: „Noch nichts, Plato, denn ich habe mir noch keine Neider erworben." — Dasselbe gilt auch heute; die Geschichte der griechischen und römischen Republiken, die Mißgunst, welche die größten Männer stürzte, verbannte und mordete, wiederholt sich täglich vor unseren Augen.

Da Mißgunst und Neid so allgemein in der Welt sind, so muß diese Leidenschaft auf einer eingeborenen Begierde der Seele beruhen; das ist auch der Fall, denn in einem jeglichen Daseinsgefühle liegt der Trieb nach der Erhaltung, Erweiterung der Lust. Eine Beschränkung desselben erregt Unlust, um so mehr, wenn Andere diese Beschränkung nicht erleiden. Die civilisirte Einrichtung der Gesellschaft hat aber eine vernünftige Beschränkung der Begierden nothwendig gemacht, um Ordnung und Sicherheit in das Staats- und Familienleben zu bringen; nur durch besonderes Glück oder Kraftanstrengung, äußere Verhältnisse oder geistige und leibliche Vorzüge können immer nur Einzelne zu dem unbeschränkteren Genusse des Daseins oder einer freieren Höhe des Lebens gelangen; Intelligenz und künstlerische Begabung wetteifern mit den Günstlingen des Reichthums und der Geburtsrechte; das Geistige, Schöne, Gute treibt immer nach Oben und der Zurückgebliebene, der sich nie eingesteht,

daß er minder begabt und berechtigt ist, der noch obenein von Ehrgeiz und Dünkel geblendet, sich für werthvoller und berechtigter hält, als er ist, fühlt Mißvergnügen, das nach und nach in Unlust bei jedem Vorzuge des Andern sich steigert und die Lust demselben mißgönnt. So wird die ursprüngliche Anlage der Seele nach Erweiterung und Lust zur Mißgunst und zum Neide *erzogen*. Die Jugenderziehung hat es in ihrer Hand, die kindliche Seele von dieser unfreiwillig sich einstellenden Richtung des Begehrens in die vernünftige, sittliche Bahn der Selbstbeschränkung einzuführen, indem sie die der Mißgunst entgegengesetzten Gefühle und Triebe frühzeitig erweckt und nährt: das Gefühl der Freundschaft, der Menschenliebe, der Bescheidenheit, der gutmüthigen Opferwilligkeit, des Mitleids, der Achtung des Guten und Schönen, durch die Einsicht der Weltordnung, der eigenen Kräfte und Pflichten. Daß dieses *nicht* geschieht, daß die Seelen wild aufwachsen und, bei aller Verstandesbildung, der pädagogische Gärtner des Gemüthes fehlt, der das junge Seelenpflänzchen des Egoismus vor dem Auswuchern schützen muß, daß das spätere Leben des Selbstständigen durch die frivole Entsittlichung aller öffentlichen und privaten Verhältnisse, in denen die Lüge Gesetze giebt und das Laster Tugend predigt, unfähig blieb, die Erziehung des Herzens nachzuholen, das beweiset uns die Zahl der Millionen von Mißgünstigen und Neidischen, deren Egoismus sich darin am Allgemeinsten ausspricht, und deren vorzüglichster Trieb zum Handeln, neben der Ehrsucht, der Neid ist. —

Die Zeitumstände haben in die Gemüther der Menschen, durch mancherlei politische und sociale Bedrückung und Sorge um das Wohl des Daseins, ein *allgemeines Mißvergnügen* gebracht, das nun, wie immer der Zustand der

helleren oder dunkleren Unlust der Seele, reizbarer und empfindlicher für die Lust macht, die wir außer uns gewahren. Die Mißgunst ist eine allgemeine Stimmung geworden, zumal die Sitte mit der echten Religion unter den Kehricht der Erwerbs- und Genußthätigkeit gerathen ist, und das Jagen nach dem Lustgefühle, nicht die Absicht des Nützlichen, als treibender Sporn fast aller Beschäftigungen und Handlungen erkennbar ist.

Der Neidische verbittert sich sein Leben dadurch, daß er nie zum wahren Gefühle der Seelenlust gelangt, denn, anstatt die Lust Anderer zu theilen, erregt sie ihm Unlust; er ist unfähig, Freundschaft, Freude und Liebe zu empfinden, und muß deren beglückende Gaben entbehren; überhaupt geht er leer aus und fühlt die quälende Unruhe der mißgünstigen Leidenschaft, wo das reinste und höchste Glück dadurch erreicht wird, daß sich eine Seele harmonisch in eine andere hineinlebt, mit ihr austauscht und so sich wahrhaft erweitert.

Mit dem Neide verwandt ist die Zanksucht. Das Wort zanken soll von zannen, beißen abstammen, doch behauptet der bekannte Etymolog Adelung, daß, so alt jenes Wort auch sei, es doch, seines Wissens, niemals in alten, oberdeutschen Schriften vorkomme. Im Niedersächsischen findet man dafür das Wort „Krakeel". Da die meisten Wörter dieser Art ursprünglich Nachahmungen von Lauten sind, so mag das Wort zannen, das im Oberdeutschen soviel wie heulen oder weinen heißt, die Wurzel des Wortes Zank sein, also zu der Gattung der Töne gehören, zumal auch im Hebräischen das Wort Ton auch Zank bedeutet. Mit dem Worte Krakeel ist Kräkeln und Krajölen nahe verwandt, was soviel wie häßlich singen, aus Angst und

Ungeduld rufen und schreien bedeutet und wieder mit der Meinung anderer Sprachforscher übereinstimmt, daß Zank von Sang abgeleitet sei.

Jedenfalls haben wir es hier mit einer Action des Mundes zu thun, einem Wortstreite bei Verschiedenheit der Meinungen, Ansichten, Gefühle und Bestrebungen. Man spricht von einem Zanke in gutem und schlechtem Sinne; das Sprichwort sagt: „Die Liebe zankt sich gern". — Doch ist in solchem guten Sinne des Wortes nur die Lust gemeint, welche die Seele darin findet, einem Anderen, mit dem sie sonst und auch in dem Falle, wo sie widerspricht, völlig harmonirt, eine entgegengesetzte Behauptung, die sie selbst nur vorgiebt, ohne sie wirklich zu haben, aufzudrängen, um den Anderen dadurch zu einem Kampfspiele der Gefühle und Ansichten herauszufordern; es ist eine Neckerei, die in der Liebe und Freude um so eher und natürlicher wird, als sie aus dem Gefühle der Kraftfülle und Daseinserweiterung hervorgeht, das der Seele gewissermaßen den Uebermuth giebt, ihre Kraft zu proben und sich mit der verwandten Seele zu messen, sich, wie in der Musik, aus der Eintönigkeit der Harmonie, durch künstliche Disharmonie herauszureißen und sich in eine um so schönere Harmonie wieder aufzulösen. Ein steter Gleichklang und ebenmäßiger Takt ermüdet; nie wird die Harmonie und der melodische Gang der Gefühle schöner und wohlthuender empfunden, als nach der freiwillig gesuchten Trennung und Wiedervereinigung der Accorde. Die Gesetze der Musik gelten auch für die Seelenstimmungen, denn die Musik ist die Kunst, Töne unseren Empfindungen so nahe zu bringen, daß sie damit zusammenklingen und den Gesetzen der Schönheit, die in unserer Gefühlswelt liegen, entsprechen. —

Von diesem Zanke der Liebe, dieser Neckerei der Seelen diesem Kampfspiele, das die Seele in ihrem Kraftgefühle ebenso liebt, wie der seiner Kraftfülle bewußte Körper, der seine Lust darin findet, dem Freunde einen Kampf im Ringen oder in gymnastischer Fertigkeit anzubieten, von diesem gutmüthigen Zanke rede ich hier nicht. —

Ich kenne ein altes Gemälde, welches von der Hand eines berühmten Meisters herstammt und die Zanksucht darstellen soll; es ist ein häßliches Weib, mit vorwärtsgebogenem Leibe, bissig geöffnetem Munde, eine Hand in die Seite gestemmt, mit der anderen ein Bündel Papiere zerreißend, die ihr ein ruhiger Mensch vorzeigt. Ein Kunstkenner deutete dieses Bild dahin, daß dieses Weib nicht den gehörigen Gang ruhiger, actenmäßiger Rede und Gegenrede einschlagen wolle, sondern sein Recht und seine Meinung durch den Maulproceß auszufechten gewillt sei. Die Zanksucht ist denn auch diejenige Leidenschaft des Menschen, die aus dem, mit heftiger negirender Gegenäußerung verbundenen Gefühle der Unlust über Alles entspringt, was dem eigenen Vorstellen und Wollen nicht entspricht, mag es nun eine Meinung, eine Handlung, oft nur eine, die bloße Unlust erweckende Erscheinung des Andern sein. Die Zanksucht sucht sich ihre Gegenstände, um nur Gelegenheit zu finden, das starke, in der Seele liegende Bestreben der Verneinung durch irgend ein Gefühl der Unlust in Bewegung zu setzen, mag die Verneinung des aufgefundenen Gegenstandes nun mit Worten, mit der Feder oder Handlungen anderer Art geschehen. Von dem Urbilde des zanksüchtigen Weibes, der Xantippe des Sokrates, bis auf unsere keifenden Eheweiber und die Wortkämpfe der Nachbarinnen; von dem Gezänke der Scholastiker des Mittelalters bis auf unsere modernen theologischen, an

Grobheit, Verketzerung und Schimpfworten reichen Federkriege ewig in Bewegung befindlicher Kampfhähne; von den Rechthabereien der alten Katheberhelden und Disputaxe bis zu unseren heutigen proceßsüchtigen Bauern und Bürgern, immer ist der Zank etwas Niedriges, Unedles und Pöbelhaftes, denn er entspringt aus einer gemeinen, egoistischen, lieblosen, unschönen und der Vernunft und dem Verstande sich entziehenden, auf Unfrieden sinnenden Stimmung der im Grunde immer unbefriedigten und darum unlustigen Seele, in welcher gemeine Accorde den Grundton angeben und der Haß, der Neid, die Selbstsucht und andere niedere Triebe wuchern. — Der Begriff „zanken" unterscheidet sich von „streiten" eben durch die gemeinen Antriebe und Aeußerungen, womit der Mensch seinen Streit beginnt und ausführt; der edelfühlende Mensch streitet nur, wo es ihm unerläßlich erscheint, Das, was er für wahr, recht, schön, oder für seine Ehre, Intelligenz und Existenz als unveräußerlich erkennt, zu vertheidigen und geltend zu machen, er thut das aber immer ohne Verletzung des Andern und ohne sich zu erniedrigen, da er das Recht des Andern, ebenfalls eine Meinung zu haben, anerkennt und dieselbe durch Gründe der Vernunft zu schlagen oder zu vermitteln strebt. Der Zankende zankt um Alles, was ihm gerade in seiner zeitweiligen Stimmung nicht gefällt, er sucht danach, ohne vernünftige Veranlassung, er erkennt des Anderen Recht zu entgegengesetzten Ansichten und Handlungen nicht an, er will nicht überzeugen, nicht vermitteln, sondern nur verneinen; wo ihm der Verstand dazu nicht ausreicht, gebraucht er die Sprache der Leidenschaft, des Hasses, Neides, der Liebloſigkeit; er ist blind gegen Sitte und Vernunft, er will nur verneinen, um sich in seinem eigenen Dasein bejahen

zu können. Darin liegt gerade das Gemeine, Pöbelhafte und Widerwärtige eines Zanksüchtigen, mag er in der intelligenten Welt ein „Animal disputax" heißen, oder im bürgerlichen Leben ein sogenannter „Krakeeler" sein, mag er, als Mensch des Salons, überall in feinerer Form seine Gemeinheit auftreten lassen, oder als Straßenfegerin und Fischweib ein Pöbellexicon von Schimpfwörtern austauschen.

Dieses Streben der verneinenden Leidenschaft, die unlustig und gehässig wird, sobald ihr nicht überall eine Bejahung antwortet, die sogar Unlust und Aerger empfindet, wenn sie Nichts zu verneinen findet und deßhalb oft Das, was sie innerlich bejaht, verleugnet, um nur in Gegensatz zum Andern zu gerathen, äußert sich in Rechthaberei; sie will immer Recht haben, wo sie auch Unrecht hat, und verdunkelt die Vernunft absichtlich, um das Unrecht für Recht auszugeben. Rechthaberei und deren Zanksucht treffen wir deßwegen nur bei ungebildeten, rohen, ordinären Menschen an, mögen sie im Seidenkleide oder Arbeiterkittel auftreten, in Büchern oder mit dem Munde streiten; sie sind immer Menschen, von denen wir uns abgestoßen fühlen, denen wir keine Freundschaft, kein Vertrauen widmen können, in denen wir stets den Egoismus mit Gemeinheit oder Dummheit vereinigt finden. (Es ist ein Volkswort: „Schlechtigkeit macht dumm!" — Dies drückt auch der große Kenner der menschlichen Natur Shakespeare in den Worten des Falstaff aus: „Es machte mein böses Gewissen, daß ich diesen groben Betrug für baar Geld nahm.") — Wirklich gebildete, edelfühlende und gesittete Menschen streiten wohl, aber sie zanken sich nicht; darum treffen wir die Zänker in großer Anzahl in den Herbergen, Bierhäusern, im Bauern-, Kleinbürger- und Arbeiterstande an, darum hören wir sie

auf den Gassen schimpfen, in den Häusern keifen und sich schlagen, und sehen, wenn ein solcher Zänker durch Geburt und Reichthum oder irgend eine Gunst des Glückes in den Kreisen gebildeter Menschen auftritt, ihn bald ausgestoßen, denn Derjenige, welcher außer sich immer verneint, ist von mephistopheliſcher Art, ist für die Gesellschaft unmöglich und erregt Abscheu. — Das bekannte Sprichwort: „Der Klügste giebt nach" deutet schon darauf hin, daß der Zänker immer der Dümmste, damit aber auch der Gemeinste ist. —

Der Bauer, sagt man, ist *proceßsüchtig*; er will sein eingebildetes Recht haben, auch wenn ihm jeder Einsichtsvolle sein Unrecht beweiset; er opfert seine Arbeitszeit, sein Vermögen, um alle Instanzen des gesetzlichen Rechtes zu durchlaufen, er ist blind gegen den eigenen Ruin, er will *sein* Recht, und hat er es nicht erlangen können, weil es ein eingebildetes seiner Rechthaberei war, so sucht er es sich durch Rache am Anderen zu verschaffen. Es ist die Leidenschaft der gemeinen Zanksucht, die ihn treibt und deren gehetzter Sclav er ist. —

Der Trieb der Verneinung liegt tief in jedes Menschen Seele, wie in jedem Thiere begründet. Es ist die unterste Aeußerung des Daseins- und Selbsterhaltungstriebes, der das eigene Sein dadurch zu sichern und zu erweitern strebt, daß er Alles, was ihn hemmt oder ihm gleich kommt, negirt und im Gefühle der Unlust zu beseitigen trachtet. Das Thier verheert, wo es verneint; was sollte aber daraus werden, wenn der Mensch dasselbe thäte? Eben weil dieser Trieb in jeder noch rohen Seele lebt, ist er in roh gebliebenen Menschen so allgemein, paart er sich so leicht mit allen anderen Trieben der Selbstsucht, ist es die dringendste Aufgabe der Erziehung, diesen Verneinungstrieb frühzeitig

unter die Herrschaft der Vernunft zu stellen und das Gemüth zu Lust an der Lust Anderer, zu Freude, Mitleid, Freundschaft und Liebe zu erwecken. Besteht doch schon die Dressur wilder Thiere darin, daß sie Dasjenige als unantastbar erkennen, was sie sonst negirten, vernichteten; es lernt der Löwe mit dem Lamme in einem und demselben Käfig wohnen, ohne das Lamm zu zerreißen. So auch erscheint uns der Zanksüchtige als ein undressirtes Thier, ein unerzogener Mensch, und blicken wir in Seelen der rechthaberischen und zänkischen Menschen tiefer hinein, mögen sie auch eine Zeit lang oben auf der Gesellschaft schwimmen und mit Verstandeskräften ausgestattet sein, wir werden immer und jedesmal auf die innere Gemeinheit stoßen. —

Der Zänker empfindet, selbst wenn er scheinbar in Aerger und Zorn geräth, eine Lust im Zanke; bei vielen Zänkern zeigt sich diese deutlicher in dem Spott, den sie in Wort und Miene tragen. Dieses Lustgefühl hat manchen Zänker, der Witz, Kenntnisse, Scharfsinn oder andere intelligente Begabung besitzt, dem aber ohne Zweifel die Vernunft und Sittlichkeit nicht hinreichend aufgegangen sind, zu der selbstbeschönigenden Behauptung geführt, daß der Zank eine angenehme geistige Bewegung sei, die den Verstand zugleich mit dem Gefühle bethätige; man schämte sich seiner „Zanklust" nicht und forderte zum Zanke heraus. — Man darf diese Zanklust nicht mit der bereits erwähnten neckischen Zänkerei der Liebe, der gutartigen Gymnastik des Kraftgefühls der Seele verwechseln, denn die Zanklust, welche ich hier meine, ist immer gemeiner Natur und artet, trotz Witz und Intelligenz, immer versteckter oder offener in das Pöbelhafte aus. — So beginnt oft unter Studenten, streitlustigen Advokaten, ein anfangs launiger, gutartiger, recht-

haberischer Meinungsstreit, aber nur zu bald wird er gemeiner Zank und greift zu injuriösen und realen Beweismitteln. Mancher Opponent, der sich auf die Bezeichnung eines Animal disputax etwas einbildet, ist doch im Grunde nichts, als ein gewöhnlicher Raufbold in Worten, mancher proceßsüchtige Rechtsanwalt, der seinen Clienten zum Hader anspornt, verräth in seinen Acten und Plaidoyers nur den gemeinen Zänker.

Die Zanklust findet niemals eine Entschuldigung, sie mag sich einkleiden, worin sie will und kann, sie ist stets mit unedlen Grundstimmungen und Begierdengruppen der Seele verbündet und im Temperamente und dessen roherem Ausdrucke der Lust und Unlust begründet; sie ist eine Lust, die der Vernunft Unlust machen würde, wenn diese allein zu bestimmen hätte, und die gemeine Seele kommt irgendwo einmal zum Ausbruche.

Schon der Instinkt, der so oft unserer Phantasie nachhilft, wo uns die klareren Vorstellungen mangeln, erregt in uns das Bild aller widerwärtigen Eigenschaften, wenn wir hören: dies ist ein zanksüchtiges Weib, jener ein zanklustiger Mann! — Wir fühlen sofort nicht die mindeste Zuneigung und auch nicht die Ermunterung, die etwa guten, intelligenten oder gemüthlichen Eigenschaften jener Person aufzusuchen; ein zanksüchtiges Weib ist immer unschön, ein zanksüchtiger Mann immer gefürchtet; beide sind für uns interesselos, der Instinkt des Gefühls sagt uns, daß uns ihr Gemüth nicht erfreuen, ihre Intelligenz nicht fesseln könne.

Die Sucht, Anderen aus Schadenfreude Uebles zuzufügen, ist Boshaftigkeit. Sie schildert der Dichter Haug trefflich in seinem Epigramme: „A. Ich thät' ihm gern ein Uebel an, um seines Aergers dann zu lachen.

B. Er hat Dir aber Nichts gethan." — „A. Nun, Einer muß den Anfang machen!" — Es ist von Psychologen die Möglichkeit einer reinen ungemischten Schadenfreude in der menschlichen Seele bezweifelt worden, indem dieser Grad der Boshaftigkeit nur einem teuflischen Wesen zukomme, von dem Klopstock (Messiade, II. Gesang) aussagt: „daß es demselben, um nur nicht müßig zu sein, ein liebliches Opfer sei, Säuglinge zu würgen, das rinnende Blut, das Winseln der Sterbenden, die Verzweiflung der Mütter, den Dampf der Leichen wahrzunehmen". — Dieser höchste Grad der Bosheit, der den Begriff des Teufels erzeugte, kann in dem Herzen eines auch verworfensten Menschen nicht aufkommen denn es hat derselbe nicht Freude am Bösen, eben des Bösen wegen, sondern immer nur in so fern, als es ihm gut erscheint, und seine Schadenfreude am Uebel Anderer ist immer nur ein Ausfluß des Hasses.

Eine besondere Art des Hasses, mit Boshaftigkeit gemischt, ist die Schmäh- oder Verleumdungs- oder Lästersucht (Medisance). Sie hat Freude an der Schande des Andern, also an einem der größten und schmerzlichsten Uebel, und ist deßhalb begierig, dasselbe zu verbreiten. Der Kitzel des hochmüthigen Stolzes wirkt hier immer mit, sich durch lästerhafte Herabsetzung anderer Menschen über diese zu erheben; deßhalb sucht auch der Schmähsüchtige, wenn er es auch nicht offen sagt, allen seinen verleumderischen Schandreden irgend eine Wendung zu geben, die herausfühlen läßt, daß er denkt und ausdrücken möchte: „Gott sei Dank, daß ich nicht bin, wie dieser!" Als zufällige Gründe der Schmähsucht kann auch die Langeweile, wie bei Kaffeeschwestern, oder die Begierde, etwas Neues zu sagen oder zu hören, mitwirken. Die Schmähsucht oder Läster-

sucht ist die Tochter der Selbstsucht und des Neides; sie nimmt sich selbst zum Maßstabe des Urtheils über Andere und hält sich immer für besser; sie duldet nichts Vorzüglicheres bei Anderen, verkleinert Tugend und Schönheit, fälscht die Wahrheit und belügt sich selbst, wo sie Anderer Schwächen und Fehler vergrößert, die sie selbst hat oder beging. So verkleinert und vergrößert der Schmähsüchtige stets an anderen Menschen, was dazu dienen kann, sich selbst für vorzüglicher zu halten; die lasterhaftesten Menschen werden, wenn sie schmähen und lästern, die eifrigsten Tugendrichter, haben sie aber einmal etwas Gutes selbst gethan, besitzen sie einen Vorzug, wie Schönheit, Reichthum, Geist, einen wissenschaftlichen Ruhm, eine Kunstfertigkeit, so suchen sie sich selbst dadurch über den Anderen, der dieselben Vorzüge hat, zu erheben, daß sie jene verkleinern. Steigert sich im Schmähsüchtigen der Neid zur Rache, so wird die Lästerung zur Verleumdung; sie erfindet Lügen, trägt absichtlich die bewußte Unwahrheit weiter, um das Gute zu verkleinern und das Schlechte zu vergrößern.

Der Schmähsüchtige ist die Natter der menschlichen Gesellschaft, die widerwärtigste, giftigste und gefährlichste Person. Wird schon der gutmüthige Schwätzer gemieden, findet er keine Sympathie, Freundschaft und Vertrauenswürdigkeit, sinkt er allmählig aus den Kreisen der anständigen und ehrenhaften Menschen in die der gemeinen, dummen und bedeutungslosen Zuhörer hinab, so ist dieses noch mehr der Fall beim Schmähsüchtigen, beim Lästerer und Verleumder, er findet Verachtung, Niemand widmet ihm Vertrauen und Freundschaft, er sieht sich bald unter dem Auswurfe der menschlichen Gesellschaft, die seines gleichen ist an Gesinnungslosigkeit, Neid und Gemeinheit und in ihm nur das Werkzeug

und Echo ihrer eigenen Niederträchtigkeit sieht. Leider ist die Entsittlichung allgemeiner Zustände, hervorgegangen aus Egoismus und Neid im fieberhaften Jagen nach Genuß und Besitz, die Ursache geworden, daß die Neigung zur Schmähsucht ein ziemlich verbreiteter Zug der menschlichen Gesellschaft wurde, den Klugheit, Formkunst und Maskenspiel des Lebens in mancherlei sublime und anständige Kleider zu stecken lernten, und die Niederträchtigkeit wird von der großen Masse um so weniger empfunden und erkannt, je gemeiner der allgemeine Zustand der Sittlichkeit ist.

Eine besondere, oft glänzende und mit der Empfehlung des Witzes ausgeputzte Richtung der Schwatzhaftigkeit und Schmähsucht ist die Spottlust. Der Spötter, dem der Spott zur zweiten Natur geworden ist, kehrt ehrbare Menschen von sich ab, erregt Mißtrauen gegen sein Herz, trotz seiner oft tüchtigen Verstandeskräfte, und eignet sich nie für wahre Freundschaft. Der Spott an sich ist nichts, was gegen die Natur der Seele und des Geistes streitet, er hat sogar seine sittliche Berechtigung, wo er sich gegen das Schlechte kehrt; er kann aber Leidenschaft und dann Laster werden. —

Spott ist diejenige Art des Tadels, die irgend eine Ungereimtheit, Thorheit, Gewohnheit, Erscheinung, Ansicht oder Handlung so beurtheilt und darstellt, daß sie lächerlich wird. Man kann zwar spotten, ohne boshaft zu sein, z. B. in der guten Absicht, den Verspotteten zu bessern, aber wo man spottet, weil man seine Freude daran hat, Andere durch Spott lächerlich oder verächtlich zu machen, und wo dieses zur Sucht wird, da ist immer Boshaftigkeit vorhanden und der Charakter schlecht. — Hat der Spötter genug Witz, kann er zwischen unähnlichen Dingen einen lächerlichen

Vergleich finden, so wird der Spott geistreich und, trotz der Verletzung, die den Gegenstand trifft, von einer vorübergehenden angenehmen Wirkung. Der Spott verletzt immer sein Object, denn lächerlich werden ist ein Verlust und Schaden am wirklichen oder eingebildeten Rechte; der Verspottete verliert, so lange über ihn gelacht wird, an Würde, Autorität, Vertrauen, Achtung und Sympathie. Ist der Spott begründet, das heißt, trifft er wirklich etwas Ungereimtes, Eingebildetes, so ist er berechtigt und der Verspottete ist dauernd geschlagen; vergeht sich der Spott aber an seinem Objecte, macht er etwas Wahres, Gutes und Anerkennungswerthes lächerlich, so kann für den ersten Augenblick wohl gelacht werden, aber die Verständigen werden alsbald ihren Unwillen gegen den Spötter kehren und dem Verspotteten eine verstärkte Sympathie zuwenden, sobald sie die Nichtberechtigung des Spottes erkannt haben. — Nur Spottlustige und Gesinnungslose werden auch dann noch im Lächeln beharren.

Aus dieser Lebensbeobachtung ergiebt sich schon, daß ein *Spottsüchtiger*, dem es ganz einerlei ist, ob er Thorheit oder Berechtigtes verspottet, ein *gesinnungsloser* Mensch sein muß, der das Wahre, Gute und Schöne nicht achtet und aus Vergnügen den spitzen Pfeil seiner Sucht auch auf den Altar des Erhabenen abschießt. Die Spottlust ist dasjenige abnorme Vergnügen, welches der Mensch über den Schaden und die wirklichen oder vermeintlichen Unvollkommenheiten an Anderen empfindet, indem er sie durch Worte, Geberden oder Handlungen lächerlich macht. — Menschen, welche den Spott *auf sich selbst* richten, mit Ironie selbstgefällig und gern über sich selbst sprechen, sind schon einen Schritt weiter in der Gesinnungslosigkeit gegangen, denn wer das Gute,

was er wirklich besitzt, an sich selbst ironisch behandelt und verspottet, oder seine eigenen Unvollkommenheiten lächerlich macht, versteckt darunter nur seinen Ehrgeiz, der auf künstlicher, schwarzer Folie noch heller glänzen will, oder er beschönigt seine Fehler, und kein ehrbarer, anständiger Mensch wird eines Selbstironikers und Selbstspötters Freund und Vertrauter werden können, denn wer sich selbst spottet, achtet sich nicht, hat keine rechte Gesinnung für seine guten und schlechten Eigenschaften, achtet auch das Gute an Andern nicht und hat keine helfende Liebe für die Mängel, die er an Andern wahrnimmt. Ein solcher Mensch verdient keine Freundschaft und kein Belächeln seines Spottes, er sieht sich auch bald nur in den Kreisen seines Gleichen willkommen geheißen. —

Je nach Erziehung, Temperament, Geisteskräften und den mitwirkenden Leidenschaften der Seele hat auch der Spott seinen Charakter; es giebt einen gutmüthigen Spott, einen beißenden Spott, einen witzigen und seichten. Menschen von gutartigem Gemüthe meinen es nicht böse, wenn sie ihrer, meist aus Schwatzhaftigkeit oder dem Prickeln ihres Witzes angeregten Spottlust Folge leisten, selbst wenn sie einen unerlaubten Zweck dabei hätten; es können, wie ich bereits andeutete, Fälle obwalten, daß der Spott selbst Gutes wirkt, indem er einen Irrthum, eine Eitelkeit, eine eingebildete Größe oder Schönheit, eine Unsittlichkeit, wenn sie nicht auf anderem Wege gestraft werden kann, zum Gegenstande des Gelächters macht, denn die gründlichste Demonstration bleibt oft da wirkungslos, wo der Spott sicher sein Ziel trifft, da die Menschen am Empfindlichsten gegen das Lächerlichwerden sind. Der aus gegründeten Ursachen lächerlich Gewordene hat alle Gründe für sich verloren. — Dieser nützliche Spott findet seine moralische

Entschuldigung darin, daß die Liebe zur Wahrheit die Liebe zu einer einzelnen Person überwiegen soll.

Anders verhält sich dagegen die Spottsucht, die frivole oder böswillige Lust am Lächerlichmachen Anderer; sie verdrießt den sittlichen Menschen und erweckt Partei für den Verspotteten, auch in dem Falle, wo derselbe das Gelächter verdient hätte. Der beißende Spott entspringt immer einer schmähsüchtigen Seele und auf einen solchen Spötter, der auf Verwunden sinnt, gleichviel, ob er Tugenden verkleinert und Fehler vergrößert, wenn nur der Gegenstand lächerlich dadurch erscheint, paßt Alles, was über den Lästerer gesagt worden ist; sein Spott ist nur Lästerung in der Wirkung des Lächerlichen; das Gelächter wird Hohngelächter, die Sucht wird zum Laster. —

Nicht immer ist der Spott ein Ausdruck der Verstandeskräfte; oft erscheint er mit Unwissenheit gepaart, seine Vergleiche sind rohe Gleichnisse oder gewöhnliche Scheinphrasen, geborgter Witz und Geschwätzigkeit. In dieser Form wird er wahrhaft unerträglich und erscheint in Gestalt des moralischen Esels, den Gottsched beschreibt, der mit langen, zurückgeklappten Ohren und aufgezogenen Lippen über das Sinnbild der Weisheit hohnlächelt. — Jeder Spötter hält sich stets für besser, als Den, welchen er verspottet; er hat das mit dem Schmähsüchtigen gemein, giebt sich aber auch dadurch allemal als den Egoisten zu erkennen, der unfähig ist, die Sympathie der ehrenhaften Menschen zu gewinnen, der durch seine spitze Zunge und sarkastische Stimmung wie ein Scorpion Furcht erregt und in gesitteten Kreisen nie die Lacher auf seine Seite bringt. —

Wenn der Haß, den einzelne Personen in unserem Herzen gegen sich erregt haben, auf alle anderen Menschen

übertragen wird, was dadurch möglich ist, daß der Haß gegen Einzelne, wenn er das ganze Gemüth erfüllt und die Vernunft blendet, auch andere Menschen in einem falschen Lichte erscheinen läßt, so entsteht die beklagenswerthe Leidenschaft des Menschenhasses, der Misanthropie. —

Eine specielle Art des Hasses ist die politische Parteisucht, d. h. die Sucht, bei politischen Fragen und Vorkommnissen für irgend eine Ansicht oder Volksgruppe Partei zu nehmen und die entgegengesetzte gehässig zu verfolgen, sei es durch Wort oder That. Sie kann schon beim Wortwechsel, bei irgend einer Zeitungsnachricht die Gemüther auf das Aeußerste erhitzen und selbst die langjährigsten Freunde dauernd entzweien und in Feindschaft setzen; sie hat einen so mächtigen Einfluß auf Vernunft und Verstand, wie kaum eine andere Leidenschaft, und bewirkt besonders, daß Jeder in Allem, was seiner Partei günstig erscheint, höchst leichtgläubig und dagegen ebenso ungläubig ist in Allem, was der entgegengesetzten Partei Nutzen oder Ehre bringt; es findet eine politische Nachricht leicht oder schwer Glauben, je nachdem sie dieser oder jener Partei das Wort der Wahrheit oder Ehre redet, und es tritt die Verdunklung des sittlichen Wahrheitsgefühls hinzu, indem das Wahre und Gute der Gegenpartei absichtlich ignorirt, entstellt, verkleinert oder lächerlich gemacht wird. Gewöhnlich ist die politische Parteisucht auf Selbstsucht gegründet, welche von den Vortheilen ihrer Partei eigenen Nutzen erwartet; aber die politische Parteisucht kann auch dann stattfinden, wo von keiner Partei irgend ein Nutzen oder Schaden erwartet wird. So eifern z. B. Menschen für die Partei des Feindes ihres eigenen Vaterlandes oder auch für ihnen ganz fremde Parteien, die niemals das nähere Interesse berühren. Wir

sehen dies oft, indem deutsche politisirende Philister über Kriege in den fernsten Ländern reden und der Eine für Diesen, der Andere für Jenen eine leidenschaftliche Partei nimmt. Selbst auf längst vergangene Ereignisse kann sich diese Sucht erstrecken; die lebhafteren Köpfe der studirenden Jugend nehmen z. B. an den Parteien des klassischen Alterthums einen lebhaften Antheil; Dieser verfechtet mit Feuer und selbst zum Streite mit dem Gegner bereit, die Sache des Cäsar, Jener die des Pompejus. — Der eigentliche vernünftige Grund dieser politischen Parteisucht kann nichts Anderes sein, als das Gefühl für Recht und Unrecht, das Rechtsgefühl; die eine Partei scheint uns im Rechte, die andere im Unrechte zu sein. Wo aber Rechthaberei und Streitlust die politische Parteisucht anfachen, da verliert sie jeden Anspruch an eine vernünftige und sittliche Begründung. — Uebrigens ist unter allen Arten und Aeußerungen des Hasses diese am Meisten zu entschuldigen, wo der Grund, worauf sie beruht, ein guter ist, falls nicht Selbstsucht den Parteihaß in Bewegung setzt.

Die leidenschaftliche Scheu vor Unlust und Leerheit.

(Sucht nach Zeitvertreib. — Schwatzhaftigkeit. — Neugierde. — Lese- und Spielsucht.)

Die Unlustscheu, die leidenschaftliche Verabscheuung des Gefühls der Unlust, sowie die Leerheitsscheu, jenes Unlustgefühl innerer Oede, ein gewisser Horror vacui, ist jener subjective Leidenschaftszustand, welcher den Menschen antreibt, die Unlust und Leerheit zu vertilgen und durch das Gefühl der Lust und der Bethätigung unserer Kräfte auszufüllen. Die Unlustscheu kann eine allgemeine

oder particulaire sein, sie kann entweder jegliche Unlust überhaupt, oder nur gewisse Arten derselben scheuen. Der leckerhafte Feinschmecker (delicate Wollüstling) verabscheut leidenschaftlich Alles, was den Wohlgeschmack seiner Speisen nur im Geringsten beeinträchtigt, und es ist diese Unlust von ganz anderer Art, wie die des Tonkünstlers, der jeden Mißton mit Leidenschaft flieht. (Sebastian Bach stand des Nachts auf, um am Klavier die Dissonanzen aufzulösen, die ein neben ihm wohnender musikalischer Schalk absichtlich unaufgelöst ließ.)

Die allgemeine Unlustscheu charakterisirt in der Regel ein weichliches und verzärteltes Gemüth, und nimmt durch Nachgeben und mit der Empfindlichkeit des Gefühls der Unlust immer mehr zu, so daß der Mensch, wie jener Sybarit in der Dichtung, nicht schlafen kann, wenn ein zusammengefaltetes Rosenblatt auf der Matratze seines Lagers liegt und ihn drückt. — Die Unlustscheu kann in ihrer Allgemeinheit eine sehr verderbliche Leidenschaft werden, indem sie alle Pflichterfüllung scheut, welche Unlust durch Anstrengung erregt, und zu allem Bösen geneigt macht, was zur Vermeidung unangenehmer Gefühle dienen kann. Es giebt Menschen, die, wie man zu sagen pflegt, „Keinem Etwas abschlagen können" und für gutmüthig gelten, aber sie verdienen sehr häufig diese Bezeichnung nicht, da vielmehr ihre Handlungsweise auf allgemeiner Unlustscheu beruht; diese ist um so entsittlichender, als sie bereits aus der Mahnung eines bösen Gewissens hervorgeht, die man zu verdunkeln trachtet.

Jede höhere menschliche Cultur erfordert die ernste Anstrengung der Kräfte; da diese aber mehr oder weniger mit einer gewissen Unlust verbunden ist, je beschränkter der

Mensch geistig blieb, so wird der Unlustscheue auch die Anstrengung um so mehr fühlen und meiden, weßhalb die Unlustscheu immer mit Trägheit, Faulheit verbunden ist. Aber auch Furchtsamkeit ist die Folge davon, denn wenn der Mensch jede Unlust leidenschaftlich verabscheut, so wird ihn auch jedes für möglich oder unvermeidlich gedachte Uebel mit Furcht erfüllen, zumal ohnehin das Gefühl der Schwäche in ihm sich regt. Wollüstlinge sind immer furchtsam. — Der letzte Grund der Unlustscheu ist die Lustsucht, worüber ich bereits geredet habe, aber es kommen hierbei noch mitwirkende Zustände in Betracht, wie kaltblütige, tiefwurzelnde Liebe zur Ruhe, eine körperlich kränkliche Reizbarkeit, dann aber auch ein leicht in Affect gerathendes Temperament, welches sich vor dem Unlustgefühle solcher Wallungen fürchtet und diese deßhalb zu meiden sucht. —

Das Leerheitsgefühl nennt man Langeweile; man empfindet Leere, Oede in seinem ganzen Wesen und darin Unlust; daß dieses Gefühl verabscheut wird, ist natürlich und es wird der Mensch angetrieben, diese innere Leere auszufüllen. Dieser Trieb entspringt deßhalb aus der Unlustscheu. Man sehnt sich nach Veränderung, vornehmlich, nur der langwerdenden Zeit zu entfliehen; man sucht nach Zeitvertreib und es entsteht hieraus die Sucht, sich die Zeit mit Beschäftigungen zu vertreiben, welche Lust erregen. Diese Sucht tritt nun bei Menschen, welche nicht Lust an geistiger und nützlicher Arbeit finden, in mancherlei Formen auf.

Die Schwatzhaftigkeit ist die Sucht, Anderen die eigenen Vorstellungen mitzutheilen, und sich selbst dadurch die Zeit zu vertreiben; sie vermag den Menschen so zu blenden, daß er seine thörichte und lästige und in der Regel

inhaltlose Geschwätzigkeit gar nicht erkennt, sich für interessant hält, weil ihm selbst das Schwatzen Lust macht, keinen Andern zu Worte kommen läßt, unbescheiden und vorlaut wird und selbst die empfindlichen Zurechtweisungen Anderer nicht fühlt. Horaz giebt (im ersten Buche seiner Satyren, Nr. 9) ein treffliches Bild des Schwätzers. —

Die Schwatzhaftigkeit ist, wie gesagt, dem Schwätzer ebensowohl leidenschaftliches Bedürfniß, wie Lust. Die Oberflächlichkeit und Seichtheit der Bildung im Allgemeinen ist geneigt, den Schwätzer einen „guten Gesellschafter" zu nennen und stachelt dadurch den Ehrgeiz des Sprechlustigen auf, für einen Menschen von Verstand, Witz und Belesenheit gehalten zu werden, während er doch vor Verständigen und wahrhaft Gebildeten nur der Narr der Gesellschaft ist. — Solche Hausnarren wissen aufzumuntern, aufzuheitern, mit guten Einfällen und Witzen zu unterhalten und sich bei gedankenarmen oder denkfaulen Menschen beliebt zu machen; sie wollen das Wort allein führen, reden über Alles, um nirgend eine Lücke zu zeigen, die sie nicht mit Vorrath von Kenntnissen, Erfahrungen und Urtheilen ausgefüllt hätten, sie fühlen Unlust, wenn sie zuhören und schweigen sollen, sie leben in der Meinung, daß Vielsprechen auch Vielwissen sei; das Urtheil des Verständigen stört sie nicht, oder sie machen es leichtfertig und geschickt zu ihrem eigenen, um im Flusse zu bleiben und sie würden die Unruhe eines Erstickenden erleiden, könnten sie nicht ihren inneren, leidenschaftlichen Drang durch Worte auslassen.

„Sprechen ist Silber, Schweigen ist Gold" sagt der Klugheitsmensch. Nach diesem Sprichworte, das, wie alle Sprichwörter, das Extract vielfältiger Lebenserfahrung und der populäre Spruch der Weisheit ist, wäre ein Schwätzer

schon als ein nicht kluger Mensch anzusehen; das Silber aber ist auch ein edles Metall und der Schwätzer unterscheidet sich vom Dummkopfe eben nur dadurch, daß er das Talent der Rede, Mittheilung, Unterhaltung, Conversation besitzt, das die Natur dem Dummen versagte. Ein Mensch, der viel spricht, kann unmöglich viel Gediegenes sprechen, es muß sehr viel Albernes, Werthloses und Unwahres mit unterlaufen, denn das wirkliche Nahrungskorn des Geistes, das von der Spreu gesäubert ist, wiegt schwer, und es geht wenig davon auf ein Redemaß; beim Schwätzer aber, sagt ein Sprichwort, gehen viele Worte auf ein Pfund. —

Die Geschwätzigkeit ist eine von der Leerheitsscheu gezeugte Tochter des Ehrgeizes, der Selbstsucht; diese aber, die sich selbst genügt, und, anstatt sich durch Aufnahme und Anziehung anderer Daseinskreise in das eigene zu erweitern, sich nur selbst aufbläht, bleibt immer arm und wird um so hohler, je mehr sie sich bläht. Die Gesellschaft mit ihrer durch äußeres Glänzen und Scheinen der Phrase leicht befriedigten Seichtheit, ihrer Langenweile und Denkfaulheit und ihrem Triebe nach bequemer Stillung des Hungers nach Vergnügen, hat die Schwätzer erzogen und sich daran Narren herangebildet, die diese Rolle gern für den Beifall übernehmen, den ihr Ehrgeiz sucht, da er sich auf keine andere Weise geltend machen kann. Schwätzer sind immer oberflächliche Menschen, denen jedes Thema recht ist, welche Kleinigkeiten zu Wichtigkeiten machen, irgend einen besseren Gegenstand aber in eine Fluth von Phrasen verdünnen, eine Menge verworrener Gedanken bei sich haben, mit dem Vorrathe ihrer eingesammelten Neuigkeiten und Geschichtchen, gelesenen oder erhorchten Ansichten und Urtheile auf die Neugierde und Bequemlichkeit des Publikums speculiren, viel

Lärm um Nichts machen und immer zur Rechthaberei, zur Behauptung des letzten Wortes geneigt sind. Es giebt Schwätzer, welche durch Anlage und Schule, äußere Lage und Lectüre eine Menge guter Kenntnisse gesammelt, ein vortreffliches Gedächtniß haben und selbst denken und urtheilen können, aber sie werden von ihrer Leidenschaft getrieben, Alles, was sie wissen oder gerade im Sinne tragen, mitzutheilen, sie würden eher eine glühende Kohle im Munde zurückhalten können, als einen unausgesprochenen Gedanken; sie suchen sich den Ersten Besten, um ihn zum Anhören zu zwingen, und es erscheint oft spaßhaft, wie ein kenntnißreicher Schwätzer einem gewöhnlichen, ungebildeten, dummen Menschen, den er in Ermangelung eines Besseren aufgegriffen und angehalten hat, in glänzender Rede seine Ansichten über Kunst, Literatur und Philosophie zu expliciren sich abmüht, wie er in einem öffentlichen Lokale sofort sich nach Personen umsieht, die er als seine Zuhörer engagiren könnte. Schwätzer mit moderner Scheinbildung und eingelernten Phrasen des Geistreichen suchen gern Leute zu ihren Zuhörern, die selbst keines eigenen Urtheils fähig sind, um angestaunt zu werden und sich an der eigenen Ueberlegenheit zu weiden, besonders wenn sie die Erfahrung gemacht haben, von verständigen und klugen Leuten unbeachtet oder überführt und beschämt worden zu sein. Weiß der Schwätzer selbst nichts mehr, oder fühlt er sich, Autoritäten gegenüber, befangen in seinen Prätensionen, angehört zu werden, dann legt er sich auf's Fragen, bis auf die letzte Wurzel eines Gegenstandes und wird dadurch oft noch unerträglicher. Geistlose und seichte Menschen üben ihre Schwatzhaftigkeit gewöhnlich in Stadtneuigkeiten, wissen immer über Personen und Ereignisse, namentlich aus der Theater- und Salonwelt, das Neueste

und, wie sie versichern, Zuverlässigste, und es wird die Schwatzhaftigkeit zur Klatschsucht, der namentlich Weiber, vor allem unverheirathet gebliebene, leicht verfallen.

Je von der Beschaffenheit des Herzens, ob dasselbe gutmüthig oder boshaft ist, je nach den mit der Schwatzhaftigkeit verbundenen anderen Gemüthsstimmungen und Leidenschaften, ob Liebe oder Haß, vorwaltende Lust oder Unlust in der Seele wohnen, ob im Charakter der Witz oder die sittliche Urtheilskraft reger sind, zeigt sich der Mensch als ein gutmüthiger oder böswilliger Schwätzer; ersterem ist nur das Schwatzen Zweck, Lust und Befriedigung, bei letzterem aber ist die Schwätzerei nur Mittel und Trieb, um den Neid, den Haß, Spott oder Argwohn zu Worte kommen zu lassen; die giftige Zunge wird zur Natter, statt zum Dreschflegel des leeren Strohes, die Geschwätzigkeit wird Schmäh- und Lästersucht, jedesmal das sicherste Zeichen eines gemeinen Herzens, einer lieblosen Gesinnung.

Schon den gutmüthigen Schwätzer kann der verständige Mensch nicht lieben; jener bleibt immer Egoist, er hält sich für vollkommener und besser, als Andere, er erweckt keine Sympathie, kein Vertrauen, keine Freundschaft, er ist indiscret, kann kein Geheimniß bewahren, keine stille Tugend üben, er muß darüber sprechen, sich selbst in das günstigste Licht stellen, den Tribut der Anerkennung herausfordern. Unwürdig sind solche Schwätzer des Umganges mit ehrbaren Leuten, gefährlich sind sie dem Aufrichtigen; sie sind sich eigentlich selbst zur Last, denn je mehr die Besseren sie meiden, um so mehr werden sie auf die Menschen hingewiesen, die neben oder unter ihnen stehen, sie fühlen selbst, daß ihr Auditorium immer mehr ein weniger achtbares wird.

Die alten Künstler stellten die Schwatzhaftigkeit allegorisch in einem Menschen dar, der verstohlener Weise einen Brief erbricht; sein Kleid ist mit Heuschrecken und Zungen bemalt, und auf dem Kopfe trägt er als Attribut eine Krähe, die, ihres übermäßigen Geschwätzes wegen, von Minerva aus Athen verjagt wurde. —

Eine andere Ausdrucksform der Leerheitsscheu ist die Neugierde.

In jedem Menschen wohnt der Trieb, seine Vorstellungen zu vermehren, oder sie wenigstens oft zu wandeln. Immer dieselben Vorstellungen erregen Langeweile, man sehnt sich nach neuen, frischen, mannichfaltigeren. — Je lebhafter der Beschäftigungstrieb der Seele ist, desto größer auch das Verlangen nach neuen Vorstellungen. Es giebt aber viele Menschen, deren Beschäftigungstrieb nicht auf eine nützliche, thatsächliche Bereicherung der Vorstellungen und derselben entsprechende Bestrebungen gerichtet ist, sondern bei denen die einzige und angenehmste Beschäftigung des Geistes und des Gemüthes nur in einem häufigen Wechsel der Vorstellungen und Stimmungen besteht, die entweder bei äußerem Müßiggange oder neben ihren sonstigen Thatsächlichkeiten oder bei einer Thätigkeit, die allein und vorherrschend auf den Zweck der Vermehrung und Wechselung ihrer Vorstellungen und Stimmungen gerichtet ist, einen überwiegenden Drang haben, Alles zu wissen, zu erfahren, zu erhorchen, zu erfragen und ihre lauschenden Ohren überall haben, wo es etwas giebt, das sie noch nicht kennen. — Dieser Trieb kann Leidenschaft werden und andere, edlere Seelentriebe und die Verstandeskräfte sich unterordnen. Solche Menschen nennt man wißbegierig oder neugierig. Man hat die Begriffe von Neubegierde und

Neugierigkeit unterschieden, und unter Neubegierde jedes lebhafte Begehren nach neuen Vorstellungen, unter Neugierigkeit aber die leidenschaftliche Begierde verstanden. Wird einem Menschen eine Vorstellung gegeben, die demselben neu ist oder erscheint, so muß sein Leerheitsgefühl durch das Gefühl der Bereicherung und Erweiterung verdrängt werden, daher kommt es denn, daß die Scheu vor dem Leerheitsgefühle eine leidenschaftliche Begierde nach neuen Vorstellungen zur Folge hat, und die Sucht nach Zeitvertreib in Neugierigkeit übergeht.

Wißbegierde unterscheidet sich aber von Neugierde durch den Zweck, den der eingeborene Trieb verfolgt; erstere ist eine gute, letztere eine schlechte Eigenschaft. — Durch Wißbegierde wollen wir uns mittelst Bereicherung unserer Vorstellungen und Gefühle immer mehr Vollkommenheiten des Geistes und der Seele erwerben, wir suchen also nur Dasjenige, was werthvoll, bedeutend, gut und nützlich ist. Ein Mensch, der nicht wißbegierig ist, dem es einerlei ist, ob er in guten und nützlichen Dingen mehr Erkenntniß erlange oder nicht, wird sich nie zu einer höheren Stufe der Bildung und Brauchbarkeit erheben, seinen geistigen und gemüthlichen Horizont nie hinreichend für das Leben erweitern. Dieser Mangel an Wißbegierde ist entweder mit wirklicher, beschränkter Geistesanlage (Dummheit) oder mit Trägheit oder Mangel an Ehrliebe verbunden; der Wißbegierige wird von allen Dingen, die gut und nützlich sind, Kenntniß zu erhalten suchen und zugleich die Erkenntniß, das heißt, das Verständniß davon nachsuchen. Wer unter dem Sternenhimmel steht und keine Begierde spürt, das Wesen, die Bedeutung, die Bewegung, das Leben der Weltkörper zu verstehen, wer an irdischen Erscheinungen, mögen sie Natur,

Leben, Technik, Erfindung, elektrischer Telegraph, Dampfmaschine heißen, anstaunend aber ohne Drang nach Verständniß vorübergeht, wem es nicht in den Sinn kommt, nach den Ursachen des Blitzes, der Wolken, nach den Begebenheiten der Menschen, die vor uns lebten, und deren Spuren und nachwirkenden Einflüssen wir begegnen, zu fragen, wer ein Buch nicht öffnet, um den Inhalt zu erfahren, den nicht verlangt, fremder Sprache Schätze zu verstehen, der sich inmitten eines großen Geheimnisses zufrieden fühlt, der keine Unruhe und Unlust empfindet, wenn ihm Etwas, was Andere mit Freude erfüllt oder beschäftigt, unverständlich bleibt, der hat keine Wißbegierde, der ist ein Thier in der Gestalt des Menschen. Ein bloßes Wissen ohne Verständniß ist aber ebenfalls keine wahre Bildung; der Vielwisser ist gewöhnlich ein todtes Lexikon, das Andere aufschlagen, wenn sie es für das Leben nöthig haben; Vielwisserei ist das Product einer zur Leidenschaft gesteigerten Wißbegierde, die ebenso unangenehm wie Neugierde wird.

Der Neugierige will nur wissen, um zu wissen, das heißt, um nur seine Vorstellungen und Gemüthsbewegungen durch immer neue Gegenstände zu wechseln und zu vermehren; das macht ihm Lust, darum bethätigt er Aufmerksamkeit und Willen. — Während der Wißbegierige aber nur Dinge von Bedeutung sucht, die ihn vervollkommnen sollen, kümmert sich der Neugierige um die unbedeutendsten und geringfügigsten Dinge, die auf die Vervollkommnung des Geistes und Gemüthes gar keinen Bezug haben, er lauscht und erkundigt sich nach Allem, was in Häusern, Küchen, Kellern, Gesindestuben, in Gesellschaften, in der Stadt, in den Boudoirs, im Inneren der Menschen und Kammern vorgeht, er horcht an Thüren, blickt hinter Gardinen, ist eifrig und

unermüdlich im Nachfragen, und je mühsamer er zum Ziele kommt, um so größer ist seine Lust an seiner Beute. Den höchsten Grad der Neugierde nennt man Horcherei; sie bezeichnet schon durch das Wort, daß sie, in der Heftigkeit der Begierde, auch unerlaubte Mittel gebraucht, um zur Befriedigung zu gelangen. — Ein Geheimniß, das er nicht ergründen kann, regt den Neugierigen zur fieberhaften Spannung auf, raubt ihm Schlaf und Appetit, kann ihn sogar krank machen; andere Menschen, die verschlossen sind oder gerade ihm den Gegenstand seiner Gier verheimlichen, sieht er als Feinde an und haßt sie.

Die Neugierde tritt selten ganz rein im Menschen auf. Gewöhnlich ist sie mit Geschwätzigkeit, Schmähsucht, Argwohn verbunden, oft nur die Gehülfin derselben. Der Geschwätzige muß Stoff, der Schmähsüchtige einen Gegenstand haben; beide verbrauchen viel Stoff, müssen also auch für immer frischen sorgen; der Argwöhnische glaubt durch Ausforschen und Horchen jeder Beeinträchtigung zuvorkommen zu müssen. Immer aber zeugt die Neugierde von intellectueller Armuth, von Mangel edlerer Empfindungen und Bestrebungen, von gemeinen Gesinnungen, von weibischer Natur, Verweichlichung der besseren körperlichen und sittlichen Kräfte, von schlechter Erziehung. Mit Recht nennt man daher den neugierigen Mann ein „altes Weib". — Der Neugierige ist immer widerwärtig, findet bei Verständigen weder Vertrauen noch Freundschaft, und will man ihn schonen, so lächelt man über ihn. Kinder und weibliches Geschlecht sind zur Neugier geneigter, als Männer, da sie überhaupt mehr sprechen, also auch mehr Stoff verbrauchen, den sie in sich selbst nicht finden, und da sie von regsamerer sinnlicher Empfänglichkeit und Einbildung sind, wodurch sie für alles Aeußerliche und

Neue leichter erregt und angetrieben werden, dem Bedeutungslosen eine größere Wichtigkeit beizulegen.

Eine besondere Art der Neugierigkeit ist die Sucht nach dem Außerordentlichen und Wunderbaren; da dieses von dem gewöhnlichen Laufe der Natur gänzlich abweicht, so erscheint es immer als etwas ganz Neues und Unerwartetes und übt dadurch einen großen Reiz aus, der so anziehend ist, daß schon Kinder auf Mährchen und Spinnstubengeschichten, welche recht wunderbare Begebenheiten enthalten, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchen, und es unmöglich ist, dem gemeinen, ungebildeten Menschen den Glauben an Wunder und Gespenster ganz auszutilgen. —

Lügensucht und Heuchelei.

(Verstellung. — Betrug. — Andächtelei.)

Der Mangel an Wahrheitsgefühl im Menschen treibt zu der Begierde, das Unwahre absichtlich auszusagen, was dahin führt, daß der Lügensüchtige lügt, d. h. Unwahres erfindet oder das Wahre entstellt, ohne es selbst noch zu wissen; seine Vernunft ist so verdunkelt, daß sie nicht mehr unterscheidet, was wahr oder unwahr ist, wobei natürlich von einem sittlichen Gefühle nicht mehr die Rede sein kann. Der Lügensüchtige ist der verworfenste Mensch und aller Laster und Verbrechen fähig. Die Lügenhaftigkeit entspringt aus den Quellen des Eigennutzes, des Leichtsinnes und der Feigheit, oft auch der Furcht; die eigennützige Lügenhaftigkeit ist die schlimmste, denn sie hat immer Heuchelei zur Begleiterin, sie greift tief und zerstörend in die Seelenorganisation ein und wird zur Sucht, ehe es der wiederholt lügende

Mensch selbst gewahr wird; er lügt aus Gewohnheit und endlich aus Bedürfniß. In den meisten Fällen ist die Lügenhaftigkeit eine Frucht schlechter Erziehung in der Jugend und es gehört die Erweckung der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit in der Kindesseele zu den wichtigsten Pflichten der frühesten sittlichen Erziehung. Ich habe mich über diese Erweckung und wie sie geschehen muß, ausführlich in meiner Schrift: „Die Mutter als Erzieherin" (pag. 446) ausgesprochen, auf die ich hier hinweise. Im Klima der Unwahrheit ersticken alle Keime des Guten und Nützlichen.

Die Heuchelei ist die absichtliche Verheimlichung der wahren Gedanken und Gefühle, verbunden mit dem Bestreben, in Worten, Geberden und Handlungen diejenigen Gedanken und Gefühle zur Schau zu tragen, welche dem jedesmaligen Zwecke des Egoismus dienen. Die Heuchelei ist ein Laster, eine moralische Sünde, die im Verstande ihren Anfang nimmt, dem Ehrgeize, der Gefallsucht und Klugheit dient, sich oft selbst vorheuchelt, daß es eine Pflicht gegen sich und Andere sei, um sich nicht zu schaden und bei Andern nicht Verdruß zu erregen, allmählig aber zur Gewohnheit wird und die Seele, auch ohne jedesmaligen Vorsatz, in die Neigung zur heuchlerischen Stimmung hineintreibt, auch wenn gerade kein besonderer eigennütziger Zweck vorschwebt; der Mensch heuchelt, um zu heucheln, die Heuchelei ist eine lasterhafte Leidenschaft bei ihm geworden, der sich Temperament und Charakter überlassen haben. Leider ist sie in der Welt zu einer bedeutenden Herrschaft gelangt; man hat sie mit dem heuchlerischen Namen „Weltklugheit" getauft, man behauptet: man darf nicht sagen und thun, was man denkt und fühlt, es würde beleidigen, den Tölpel

verrathen; die büreaukratische Erziehung der meisten Staatsbürger hat der Heuchelei den größten Vorschub geleistet; Moralisten und politische Wortführer beklagen öffentlich die Corruption, welche das büreaukratische System durch Fügsamkeit, Abtretung jeder eigenen Ueberzeugung mit der Verantwortlichkeit, Dienstzwang, Noth, Carriere und Mechanismus der Gesinnung hervorgerufen hat; wo aber die Hälfte der Staatsbürger so denkt und handelt, da eignet sich auch die andere Hälfte dasselbe an, um nicht zu verlieren. Dieser Geist ist so allgemein geworden, daß es unzählige Menschen giebt, die nicht das Geringfügigste thun können, ohne zu heucheln; der feine Ton der Gesellschaft ist Heuchelei, die diplomatische Klugheit, die Umgangskunst, die Satzstellung der Sprache ist sogar Heuchelei geworden. „Niemand muß sich bloßstellen" — sagt der Mann der Welt. — Daher die Gleißnerei, die glänzende Phrase, die Einstudirung der Rolle und Lebensform, die große Lüge der Menschenherzen; — daher die allgemeine Verstellung, der bedenklich überhand nehmende Betrug.

Dem Betruge geht immer die Verstellung vorauf. Diese ist ebensowol Leidenschaft an sich, als Verstandesdienerin anderer Leidenschaften und Laster. Es giebt Menschen, die ohne eigentlichen Grund sich verstellen müssen, da die Anlage sie dazu treibt; wir finden bei Kindern die Verstellung als einen angeborenen Trieb, den die Erziehung zu mäßigen und zu unterdrücken hat. Wenn ein Kind über eine kleine Neckerei aus Leibeskräften aufschreiet, um durch die Zeichen des größten Schmerzes dem neckischen oder zufällig und kaum nennenswerth handelnden Genossen eine Strafe zu veranlassen, so ist das Verstellung; die ganze falsche Gefallsucht ist Verstellung. Die Beobachtung des Lebens hat gelehrt,

daß Menschen, die sich oft aus Zwang der Umstände verstellen müssen, allmählig in ihrem Charakter verderben daß dieser absichtlich unwahr wird, wie man bei Schauspielern findet, die nach und nach unfreiwillig ihr Bühnenrollenfach in das praktische Leben übertragen; ja, man hat die Erfahrung gemacht, und schon Hufeland bestätigt sie in seiner Makrobiotik, daß Menschen, die sich oft verstellen, eben durch den Zwiespalt, der in ihre Natur dadurch kommt, daß sie scheinen, was sie nicht sind, sprechen, was sie nicht denken, ausdrücken, was sie nicht fühlen, in eine Zerrüttung nicht allein ihres sittlichen, sondern Seelenlebens gerathen, und in Leidenschaften und Geisteskrankheit verfallen. Hufeland erklärt sich daraus die Häufigkeit der Gemüthsleiden bei älteren Schauspielern. —

Die Verstellung ist die Gehülfin des Betruges; dieser unterscheidet sich von dem Diebstahl nur dadurch, daß er nicht den Muth hat, das unrechtmäßige und zum Schaden des Anderen gereichende Verlangen zur gewaltsamen That zu steigern, sondern die Absicht des unberechtigten Besitzergreifens je nach Maßgabe der Verstandeskräfte verdeckt; der Betrüger sucht den zu Betrügenden stets in solcher Lage zu halten, daß derselbe seinen freien Willen behält, auf die Sache einzugehen oder nicht und speculirt auf die geringe Urtheilskraft desselben. Je größer daher die Verstandeskräfte des Anderen sind, um so mehr sucht der Betrüger seine eigenen zur Ueberlegenheit zu bringen, den Anderen zu überlisten, und der Betrogene ist immer der Dümmere und hat sich dieses selbst zur eigenen Beschämung vorzuwerfen. Der Betrüger sucht sich deßwegen stets sein Opfer in solchen Personen, deren Verstandeskräften er sich überlegen glaubt, oder deren Verstand durch Begierden und

Leidenschaften verdunkelt wurde, er speculirt daher ebensowol auf Dummheit, wie auf Schwächen und Neigungen der Menschen, auf Habsucht, Geiz, Ehrsucht, Gefallsucht, Wollust, Leichtsinn, Leichtgläubigkeit; beim Argwöhnischen findet er, selbst bei beschränkten Verstandeskräften, selten sein Ziel.

Wie der Betrug auf die Leidenschaften und Verstandesgrenzen der Menschen seine Berechnungen macht, und danach in *groben* und *feinen* Betrug sich kleidet, so dient er auch dem Betrüger selbst als Gehülfe des Verstandes und der Begierden; ein Mensch mit Leidenschaften hat keine Lust zur Arbeit, die zu langsam und spärlich erwirbt, was als Mittel zur Befriedigung dienen könnte; er will ohne den zeitraubenden, zögernden und mühseligen Gang der Arbeit zum Genusse kommen, so schnell und viel als möglich genießen; darum legt er sich auf Schwindelei und Betrug und der moderne Zeitgeist hat das mit dem beschönigenden Namen: „*Speculation*" getauft. Wir leben leider in der Epoche dieser Speculation, überall umgiebt und lockt uns der Betrug in tausend Gestalten der Fälschung und Ueberredung, und trotz dem, daß alle Zuchthäuser gefüllt sind, hat das Gesetz doch nur die minder gefährlichen, groben Betrüger und diese auch nur in kleinster Zahl ergriffen, während die feinen in unnennbaren Legionen durch das Verkehrsleben schleichen, das Kostüm des Ehrenmannes tragen und der Falle der Justiz zu entschlüpfen wissen. Hat der Betrug eine Zeit lang anderen Leidenschaften als Gehülfe gedient, der Habsucht, Ehrsucht, dem Geize, der Genußsucht, so emancipirt er sich endlich selbst zur herrischen Leidenschaft und der Mensch *muß* betrügen, auch wo er nicht eben rechnet; alle seine Verstandeskräfte und Neigungen schlagen diese Richtung ein, der Betrug wird zur Sucht.

Die Allegorie der alten Künstler stellte die Verstellung als ein Weib in einem Gewande von Chamäleonsfarben dar, auf der Brust den Schild der Minerva, um die Undurchdringlichkeit des falschen Herzens zu bezeichnen, vor dem Gesichte eine Larve; ihr Attribut ist die Elster. — Die feine Betrügerei dachten sie sich als ein Weib in lebhaften, glühenden Leibesfarben, mit niedergeschlagenen Augen, die Hand auf der Brust, um Aufrichtigkeit anzudeuten; hinter ihrem langen Gewande verbirgt sie den Fuchs als ihr Attribut. Die glühende Leibesfarbe deutet Aristoteles mit den Worten: daß die Gluth des Gemüthes (die Leidenschaft) immer neue Ungeheuer im Herzen erzeuge; — womit darauf hingewiesen ist, wie der heuchlerische Betrug aller Leidenschaften und Laster fähig ist. —

Die Andächtelei ist eine leidenschaftliche Richtung der Seele, die ihre Wurzel in der Empfindelei und Gefühlsverweichlichung, ihre Pflegerin in einer falschen Erziehung, ihr Klima in Geistesarmuth und Finsterniß der Vernunft hat. Zwiespalt mit der Welt, Enttäuschungen, die dem geselligen und praktischen Leben entfremden, Argwohn und Verlassenheitsgefühl hervorrufen, vermögen die disponirte Seele in eine krankhafte, süchtige Richtung zu treiben, in welcher sie ihre Zuflucht in das Gebiet übersinnlicher Dinge der Gefühlsreligion nimmt, mit Gott und heiligen Wesen, die eine fehlerhafte Vorstellung ihr näher rückt, in empfindsamen Rapport zu treten sich bemüht und dadurch in ein Lustgefühl geräth, das bis zur religiösen Entzückung sich steigert. Es ist eine Species des Wahnsinns, denn das Gefühlsleben ist der Leitung der Vernunft gänzlich entzogen, die Verstandeskräfte sind verdunkelt, die Seele sucht Vorstellungen, welche ihren himmelnden Gefühlen entsprechen, schwärmt darin

weiter und bezieht Alles, was sie berührt, auf religiöse Empfindungen. Wenn die wirkliche Andacht der Zustand der gesunden Seele ist, in welcher sich dieselbe mit dem göttlichen Wesen in erhöhetem Einheitsgefühle befindet, mit dem klareren oder dunkleren Bewußtsein, daß der Mensch selbst ein gutes Theil Göttliches in sich trägt, das im Andachtsgefühle klarer aus der Weltverschleierung hervortritt, so ist Andächtelei ein abnormes, anfänglich absichtliches, allmählig angewöhntes und unfreiwilliges Hinaufschwindeln der Gefühle in die ungewisse Höhe einer Entzückung, bei der eigentlich gar keine bestimmte Vorstellung maßgebend und das Lustgefühl gewöhnlich der vornehmste Zweck ist. — Phantasie, Aberglaube und Verstandesverdunklung helfen diesen Zweck erreichen; der Mensch fühlt nicht sein Göttliches in sich, das ihn froh, frei und muthig macht, sondern vielmehr eine sündige Unwürdigkeit, die ihn demüthigt und die er durch den Rausch und das Lustgefühl der Entzückung zu betäuben sucht. —

Ist die Andächtelei keine absichtliche Heuchelei zu weltlichen Zwecken, was nur zu häufig der Fall ist, so ist sie Heuchelei gegen sich selbst, um die eigene Unwürdigkeit zu betäuben und das Sprichwort: „Junge Buhlerinnen, alte Betschwestern" redet hier aus Erfahrung; ist die Andächtelei kein Betrug, so ist sie Selbsttäuschung, ein Wahn, der die Vernunft umnachtet, und die Seele antreibt, ihr vorherrschendes Gefühl der Unlust, mag es aus eigener Gewissensnoth oder übler Welterfahrung entstanden sein, in eine Lust zu verwandeln, die mit anderen Menschen und der Welt nichts zu thun hat. In den meisten Fällen aber ist die Andächtelei eine krankhafte Aeußerung des auf natürlichem Wege gehemmten Geschlechtstriebes oder der Störung innerer, darauf bezüglicher Organe; die religiöse Entzückungslust ist

ein sublimer Ausdruck der Wollust, der daher so häufig alte Jungfrauen, um das Leben betrogene Weiber, weibische Männer befällt und namentlich bei alten Mädchen den Heiland zum Seelenbräutigam erwählt, in des Heilands Armen schwelgt und Wollust empfindet, eine oft ganz gemeine, von Schamhaftigkeit verschleierte Lust, die nur durch eine kranke Phantasie das fehlende weltliche Object auf einen erhabenen, übersinnlichen Gegenstand überträgt und schon öfter durch den ärztlichen Gebrauch der Asa foetida und des Kamphers gemäßigt werden konnte. —

Die Andächtelei ist auch oft Folge schlechten Beispiels, des Einflusses der Erziehung, des Müßigganges, der durch schlechte Lectüre überreizten Phantasie, der vergiftenden Lehre fanatischer Pfaffen, des Mißverständnisses religiöser Wahrheiten bei mangelnder Verstandesausbildung. Arm an klaren Vorstellungen, die Religion nur als Gefühlssache kennen lernend, von falschen Deutungen irre geleitet, von Trägheit begünstigt, von Empfindelei und Temperament unterstützt, entsteht diese religiöse Seelenverirrung und Leidenschaft oft aus reinen moralisch-intellectuellen Mängeln der Erziehung; Verstandesausbildung, Anwendung der Gedanken und Kräfte auf das Leben, Arbeit, Beschäftigung und sittliches Selbstgefühl, eine reelle Liebe lassen die Andächtelei nicht aufkommen. Der Andächtler ist immer träge, selbstsüchtig, argwöhnisch für Liebe und Freundschaft gesunder Menschen, für die wahre Freude und Naturschönheit unfähig, in seinen Urtheilen blödsinnig, seinen Ansichten eigensinnig; der Teufel, den er durch vieles Beten verscheuchen möchte, hat sich in ihm selbst sein Haus aufgeschlagen; es giebt nur einen wirklichen Teufel in der Menschheit, das ist die Verfinsterung und Negirung der Vernunft. — Alles Böse ist nur Negation des Guten, kein positives Sein.

Die Andächtelei, bis zum religiösen Fanatismus gesteigert, steht an der Pforte des Wahnsinns, und mancher Blödsinnige, der für zurechnungsfähig gehalten sein will, reitet das Steckenpferd der Andächtelei.

Nicht ohne Absicht habe ich diese Gemüthsäußerung mit Heuchelei und Betrug in eine gemeinsame Betrachtung gebracht; schon der praktische Luther sagte, als Melanchthon zweifelhaft war, ob die Zwickauer Propheten wirklich von Gott unmittelbare Eingebungen empfingen und es dann sündlich sei, sie zu verfolgen: — „Gott redet nie directer und vertraulicher zu den Menschen, als er es zu Allen durch seinen Sohn und die Schrift gethan hat; wer sich eines besonderen Verkehrs mit Gott und einer besonderen Offenbarung rühmt, ist ein falscher Lügenprophet und betrügt die Welt oder sich selbst." —

Argwohn und Eifersucht.

Der Philosoph Bacon hat den Satz aufgestellt, daß aller Argwohn auf Unwissenheit beruhe, während Chamfort sagt: „Der Weisheit Anfang ist die Furcht vor den Menschen." —

Daß ein Mensch auf diesem Wege des Weisheitsanfanges überall Anstoß erregen muß, Gespenster sieht, wo keine sind, daß er den Teufel viel zu schwarz malt, oft ohne äußere Veranlassung von Angst befallen wird, bei jedem nächtigen Geräusche nach Säbel und Pistolen greift, bei jedem geschäftlichen Verkehre um sein Vermögen besorgt ist, nicht vor Betrug und Uebervortheilung sich sicher fühlt, nicht schnupft, weil er gehört hat, daß der Tabak Gift enthalten könne,

überhaupt in ein Chaos von fixen Ideen stürzen muß, das können wir uns auch schon ausmalen, wenn wir nicht täglich die Beispiele argwöhnischer Menschen vor uns hätten. —

Der Argwöhnische kommt nie zum vollen Genusse des Daseins, nie zur echten Freude, zur wahren Freundschaft und Liebe; der Argwohn ist eine böse, nachtheilige, aber unbegründete Vermuthung oder Meinung von anderen Menschen, entweder durch Temperament, Gefühl, intellectuelle Unzulänglichkeit, oder schlechte Erziehung und mißverstandene, einschüchternde Eindrücke hervorgerufen; der Argwohn ist ein fortwährender Verdacht und hebt alles Gute, auch das wohlbegründete Zutrauen zu Anderen auf. Der Argwöhnische macht sich zum liebreichen Umgange mit Anderen untüchtig, kränkt sie durch Verdacht, plagt sich mit vergeblichen Einbildungen und zeigt immer Unsicherheit, Schüchternheit, Verschlossenheit und Rückhalt. Alte Leute und Geizige sind fast immer argwöhnisch.

Dem Wesen nach entsteht der Argwohn nicht aus einem angeborenen Seelentriebe, sondern aus Vorstellungen, die furchterweckend auf das Gemüth wirken, oft geradesweges aus dem Verstande, indem gewisse Vorstellungen falsche Urtheile hervorrufen und das Wahrscheinliche für ganz gewiß gehalten wird. Baco's Satz, daß Argwohn auf Unwissenheit beruhe, findet darin seine theilweise Bestätigung. Es wirkt aber zum Argwohn noch ein anderer Factor mit, den man niemals vermissen wird, nämlich ein gleichzeitig vorhandenes liebloses Herz, denn die wahre Menschenliebe schließt allen Argwohn aus und sie kann nur gegründeten Verdacht fühlen.

Der Verdacht unterscheidet sich vom Argwohn dadurch, daß er nur bei einzelnen Fällen entsteht und die Ursache

eine vernünftige Wahrscheinlichkeit für sich hat, während der Argwohn nur eine reine Vermuthung ist, ohne eine reelle Begründung, sei es aus Erfahrungen oder Schlüssen; der Verdacht geht nicht weiter, als die Wahrscheinlichkeit zuläßt, der Argwohn setzt aber immer mehr voraus und geht in seiner schlimmen Denkungsart über alle Wahrscheinlichkeit hinaus; Verdacht ist thatsächlich, Argwohn eingebildet. Verdacht kommt vom Denken, er ist ein schlimmer Gedanke über Jemanden, Argwohn kommt von wähnen, Wahn, d. h. eine ungegründete Meinung haben. Einen Verdacht kann man Jemandem leicht benehmen, wenn man ihn von der Grundlosigkeit seiner üblen Meinung überzeugt, oder den Wahrscheinlichkeitsgründen stärkere Gründe des Gegentheils vorhält; ein Argwohn läßt sich nicht so leicht beseitigen, denn der Argwöhnische besteht immer hartnäckig auf seinen Wahn, nimmt weder Gründe noch Vorstellungen der Ueberredung an, sondern hält seine Einbildung oder sein Vorurtheil für gewisser und zutreffender, denn bei ihm ist der Argwohn ein Seelenleiden geworden, eine Leidenschaft; er ist die Furchtäußerung einer dauernden, nachtheiligen Denkungsart, die in allen Menschen einen heimlichen Feind, in allen Ereignissen einen schlimmsten Erfolg sieht.

Der Argwöhnische hat entweder von vorn herein ein Herz empfangen, das dem Zutrauen und der Menschenliebe unerschlossen blieb, da es die Erziehung versäumte, das Gemüth in gutem Glauben an Weltordnung und Menschheit zu öffnen, oder er hat frühzeitig Erfahrungen an sich oder Anderen gemacht, die sich seiner Seele tief einprägten und den Zustand der vorsichtigen Furcht dauernd zurückließen. Das melancholische Temperament, andere Leidenschaften,

wie Neid, Geiz, Haß, mangelhafte geistige Bildung, machen die Seele zum Argwohn geneigt und erwecken entweder eingebildete Ideen gegen einzelne Menschen und Dinge, oder setzen das ganze Daseinsgefühl in den Zustand der furchtsamen Selbstbehütung und feindlichen Wachsamkeit und Verschlossenheit gegen die Außenwelt. Der Argwohn plagt und beunruhigt die Seele fortwährend, zeugt und ruft andere unlustige Stimmungen und Bestrebungen zum Beistande auf, verdunkelt das Urtheil und erstickt jedes Lustgefühl, das zu freudigen Wünschen und Handlungen treiben könnte. Der Argwöhnische ist niemals helldenkend und klug, er wird durch seine Leidenschaft oft geistig beschränkt und zeigt gewöhnlich da, wo er argwöhnisch ist, die größte Kurzsichtigkeit und Verstandesbeschränkung.

Gegentheils aber erscheint ein Mensch *ohne* allen Argwohn, mag er Phlegmatiker oder ein Mensch von Gutmüthigkeit und Mangel an Erfahrung sein, immer da am Dümmsten, wo er arglos bleibt, während er Grund hätte, Verdacht zu schöpfen. Eben weil Verdacht und Argwohn aus Vorstellungen entspringen und ihre Wurzeln ebenso tief im Verstande als Gemüthe haben, giebt er ebensowohl ein Zeugniß seiner geringen Intelligenz und Urtheilskraft, wenn er nie Verdacht hegt, wo er sollte, als wenn er Argwohn in sich nährt, wo er keinen Grund hat. Die Seele verlangt zu ihrer gesunden Function, ebenso wie der Geist und der Körper, ein richtiges Gleichgewicht ihrer Kräfte und Thätigkeiten; jede Einseitigkeit bringt Abnormität hervor, im Körper Krankheit, im Geiste Wahn oder Verdunklung, in der Seele Leidenschaft; das Eine wirkt auf das Andere, Körper auf Seele und Geist, Seele auf Geist und Körper, Geist auf Seele und Körper zurück. Die größte Gutmüthigkeit paart

sich mit Dummheit, die größte Liebloſigkeit ebenfalls. Darum halte man sich stets in solcher Stimmung der Seele und der Verstandeskräfte, daß man sich vor einseitiger Argloſigkeit und vor Argwohn schütze, und der Verdacht, der unsere Seele beherrschen könnte, niemals der verständigen Begründung, aber auch niemals der Liebe des Herzens entbehre, welche, vereint mit dem Verstande, den Menschen vor der Qual des Argwohns schützt.

Eine aus Argwohn, Neid und einer Mischung anderer, in der Persönlichkeit wohnenden Triebe hervorgehende Leidenschaft ist die Eifersucht. Sie hat viel Unglück in der Welt gestiftet und ist schwer heilbar. Sie ist der höchste Argwohn in der Liebe zu einem Wesen anderen Geschlechts. — Alles Andere, was man Eifersucht heißt, ist nichts mehr, als Neid, Mißgunst, aus Ehrsucht, Geiz, Egoismus. —

Die Etymologen, die das Wort von „Eifer" ableiten, sagen, es sei ein Eifer, der in Sucht ausgeartet wäre. Diese sprachliche Definition ist aber nur eine mildere Benennung des gemeinen Neides, der ja stets süchtig im Eifer ist, des Nächsten Lust zu stören und dessen Besitz zu verneinen, ein Mißvergnügen an den Vorzügen des Andern empfindet und bestrebt ist, dieselben gleichfalls zu erlangen. — Ein älterer Forscher des Menschenherzens nannte die Eifersucht einen verhaltenen oder offenen Zorn über die wahre oder eingebildete Untreue einer geliebten Person. — Ein gewisser natürlicher Grad von Eifersucht liegt im Wesen der Liebe begründet, insofern sie das Streben nach Gegenliebe in sich schließt; der Liebende verabscheut mit leidenschaftlicher Wärme Alles, wodurch das ersehnte Glück der Liebe verhindert oder wieder zerstört wird, haßt also jeden Dritten,

der die Gunst der geliebten Person zu besitzen, oder auf sich zu ziehen trachtet. Hiernach ist also ein gewisser Grad von Eifersucht im Wesen der Liebe begründet; aber sie verliert ihren natürlichen Charakter und wird zur Leidenschaft, wenn sie sich mit Mißtrauen oder Argwohn verknüpft und dann aus den unschuldigsten und bedeutungslosesten Veranlassungen Gift saugt, womit man sich selbst und den geliebten Gegenstand quält. Die argwöhnische Eifersucht kann bei reiner, echter Liebe gar nicht bestehen, denn bei ihr machen die Schwierigkeiten, die dem Streben nach Gegenliebe sich entgegensetzen, die Liebe nur noch heftiger. —

Beobachtet man einen Eifersüchtigen in seiner Innerlichkeit, hinter der Gardine, die Anstand und Ehrgeiz, Verstellung und Klugheit über sein Herz ziehen, so entdecken wir stets einen Gemüthszustand, der durch die Vorstellung, daß eine geliebte Person einen Anderen liebt, oder von ihm geliebt und in der Treue oder in dem Alleinbesitze des Berechtigten gefährdet werde, sich in großer Unlust und Unruhe befindet und in das heftige Streben geräth, den vermeintlichen oder wirklichen Nebenbuhler zu entfernen, den Alleinbesitz der geliebten Person zu überwachen, zu erzwingen und keine gleichnamige Lust am gleichen Gegenstande zu dulden. Hier concurriren in der Seele Argwohn, Neid, Haß, Zorn; *der Argwohn kämpft in einem und demselben Herzen mit der Liebe*, dem Gegensatze des Argwohns, daher der *Zwiespalt*, die *Zerrissenheit*, das *schwankende Erzittern der Seele* zwischen beiden Polen, die gleichzeitige Thorheit und Ueberlegtheit der Handlung. Shakespeare's „Othello" ist das vollständigste Lehrbuch über die traurige Raserei der Eifersucht; hier kann man Alles lernen, was sie angeht, sie erweckt oder zu ihrer Vermeidung dient. —

Die Moralisten haben die Frage aufgeworfen, woher die Disposition zur Eifersucht komme. Ein Theolog des verflossenen Jahrhunderts, der viele Nachsprecher hatte, behauptete, daß sie ein Affect sei, der aus fleischlicher Liebe und Haß zusammengesetzt wäre. Der berühmte Ethiker Thomasius hält die Eifersucht für eine Tochter des Neides. Diese Erklärungen sind, ohne Einsicht in das Leben und die Seele, nur mit dem Verstande gemacht. Die Eifersucht kann durch eine andere Leidenschaft erregt werden, bald durch Neid, bald durch Geiz, Ehrgeiz, Haß, bald durch Wollust, aber die Vorstellung und Meinung, welche der Mensch von der Person hat, auf die seine Eifersucht gerichtet ist, so wie der Charakter des Eifersüchtigen geben dieser Leidenschaft die mannichfaltigsten Modificationen im Gefühl, Streben und Ausdruck. Bloßer Trieb des Vergnügens und gemeine Wollust haben selten Eifersucht; der Genußmensch liebt ein Weib, ohne gegen den Andern zu eifern, der mit ihr umgeht; es fehlt ihm der Argwohn. Ein Ehrgeiziger kann durch die Einbildung eifersüchtig werden, daß man ihn weniger liebe, also seinen Ehrgeiz durch geringere Achtung kränkt; ein Geldgeiziger durch die Begierde, Alles allein zu haben, mag das Herz es ihm gewähren oder nicht.

Die Eifersucht ist sowohl eine begründete als eingebildete, je nachdem die geliebte Person wirklich einen Anderen bevorzugt, oder dieses nur, unter falschen oder theilweise wahrscheinlichen Vorstellungen, gefürchtet wird. Die Beweggründe dazu liegen in der menschlichen Natur und man darf deßhalb die Eifersucht nicht unbedingt, wie die Moralisten es thun, tadeln. — Jedem, der eine Person liebt, kann es nicht gleichgültig sein, ob sie ihn wieder, ob sie einen Anderen liebt, ob ihr von jenem Bewerbungen gemacht werden;

er wird um so eifriger sein, je weniger er überzeugt ist, daß die geliebte Person aus freiem Willensantriebe sein eigen wurde, er muß unwillig und verdrießlich werden, daß diejenige Person, die ihm Lust und Wohlgefallen erregt, und deren Zuneigung und Besitz er für den wichtigsten Theil seiner Glückseligkeit hält, ihm entzogen werden könnte, oder wirklich entfremdet wird. In solcher Weise ist die Eifersucht natürlich und tadellos. Sie wird aber tadelnswerth und zu einer, die Vernunft verdunkelnden Leidenschaft, wenn sie sich auf Personen bezieht, auf welche man keinen gerechten Anspruch hat, wenn die Liebe sich im Herzen des Eifersüchtigen selbst mit Argwohn, Neid und allen, der Liebe entgegengesetzten Temperaments- und Charakterzügen mischt, also sich selbst verdunkelt, mit sich selbst in Streit geräth, indem der Mensch einen, mit jeder Liebe in Widerspruch stehenden eingebildeten Verdacht gegen die geliebte Person faßt, der er doch völliges Vertrauen schuldig wäre, da die Liebe höchste Achtung fordert. Jeder Argwohn beleidigt hier, setzt die geliebte Person herab, hegt eine Voraussetzung und Meinung von ihr, die tief unter deren Werthe steht und auch in ihr durch Kränkung die Liebe verwunden und kühlen kann.

Diese aus Argwohn und Geiz nach Alleinbesitz hervorgehende Eifersucht, die schon das Blut in Augen und Wangen treibt, den Puls klopfender, die Seele unruhiger, fibrirend macht, wenn die geliebte, durch nichts in ihrer Tugend und Treue auch nur den leisesten Verdacht begründende Person mit einer anderen scherzt, kleine Aufmerksamkeiten der Galanterie annimmt, wol gar in ihren Talenten und Vorzügen Anderen ein unschuldiges Wohlgefallen abzugewinnen sucht, wenn sie im Zwange des geselligen Spieles

oder Tanzes eines Anderen Huldigung oder heitere Zärtlichkeit empfängt, oder in der freudigen Laune neckische Blicke und Worte wechselt — solche Eifersucht, die hier der Argwohn oder Geiz des Egoismus erzeugt, kann unmöglich wahre Liebe fühlen, kann der geliebten Person nicht echte Achtung zollen, kann sich selbst nicht für werth, genügend, dauernd und die Liebe befriedigend halten; solche Eifersucht giebt sich selbst das Zeugniß der unechten Liebe, denn Argwohn schließt die wahrhaftige Liebe, diese Verschmelzung zweier Seelen zu einem Gefühle und Streben aus. In der Person der Geliebten ehre und achte aus Liebe ich mich selbst; die höchste Seelenlust, die das Wohlgefallen an der Geliebten erregt, fordert, daß alle Welt die Lust an dem Gegenstande theilt; die wahre Liebe fühlt sich beleidigt, wenn sie bemerkt, daß Andere nicht dasselbe Wohlgefallen, dieselbe Achtung an der geliebten Person finden; das, was der wahrhaftigen Liebe gefällt, soll aller Welt gefallen, so will es die Liebe, das Herz, der Trieb der Seele.

Das gilt vom eifersüchtigen Manne und vom eifersüchtigen Weibe. Faßt das Herz erst Argwohn, das heißt: gründlichen Verdacht, Furcht, Vorsicht, dann haben sich die Herzen, welche sich zu lieben wähnten, nicht richtig verstanden, die Charaktere haben sich im gegenseitigen Werthe getäuscht, der eifersüchtige Theil ist der werthloseste, denn er setzt sich und den anderen Theil herab,

Anders verhält sich die Eifersucht, die dem gegründeten Verdachte entspringt. Hier ist der eifersüchtige Theil der bessere, wenn auch nicht der stärkere und glücklichere, aber mit diesem gegründeten Verdachte ist auch die Liebe vergiftet und unheilbar verwundet; selbst wenn dieser Verdacht nie weiter, als auf dem unsicheren Boden der Wahrscheinlichkeit wurzelt. —

Die gemeinste Eifersucht und darum die in der Welt häufigste, ist die, welche auf eine Person gerichtet ist, auf welche das Herz keine gerechten Ansprüche hat; sie entspringt dem unedleren Triebe der Seele und ist deßhalb zu allen gemeinen Handlungen fähig, sie haßt, verleumdet, heuchelt und geizt, sie eifert nur um Lust und Besitz. — Es erscheint dem Verständigen als Thorheit, auf eine Person eifersüchtig zu sein, auf die man keine Rechte hat, die keine Pflicht der Treue gegen uns zu erfüllen braucht und ihre Liebe noch nicht zusagte. Allein die verliebte Stimmung, wie ich sie in meiner Betrachtung über die Liebe charakterisirt habe, denkt anders darüber. Der Verliebte haßt Jeden, der in ihm den Verdacht erregt, daß Jener ein Mitbewerber sei, und um so mehr, je deutlicher derselbe vor ihm begünstigt wird; er bildet sich ein, einen gerechten Anspruch an eine Person zu haben, weil er sie liebt, weil er Wohlgefallen an ihr findet, und seine Lust an ihr mischt sich mit Unwillen, wenn sie nicht ihn, sondern einen Anderen bevorzugt, wenn er entfernt von ihr sein muß, während sie mit dem Anderen verkehrt. Sein Haß gegen Jenen wirft auch unwillkürlich einen Schatten auf sein Wohlgefallen, seine Liebe zu der geliebten Person; die Vorstellungen können dabei so verwirrt, die Triebe der Selbstsucht und Verneinung so gesteigert werden, daß er auf Vernichtung des Nebenbuhlers, aber auch der geliebten Person sinnt; die Neigung, da sie keine Bejahung der Lust findet, wandelt sich in Rache, in Verneinung der Liebe; die Fälle sind nicht selten, wo ein solcher Eifersüchtiger die Geliebte ermordet, ihre Schönheit verletzt, nur um dem Anderen und ihr selbst die Lust nicht zu gönnen, die er beanspruchte und sie nicht bejahen konnte; so vergiftete ein eifersüchtiges Mädchen einen Mann, der

eine Andere liebte, ohne der Eifersüchtigen auch nur das geringste Recht an sein Herz eingeräumt zu haben. Ich habe schon bei den Leidenschaften im Allgemeinen aufmerksam darauf gemacht, daß Liebe, die sich in Haß und Rache kehrt, einen weit heftigeren Haß erzeugt, als wenn niemals geliebt worden wäre. —

Es giebt eine Unzahl von Menschen, die in jener verliebten Stimmung leben, in welcher sie glauben, ein Recht auf jede Person zu haben, die ihnen gefällt und ein Gefühl der Zuneigung erweckt; es ist ein thörichtes, aber leider vielfach in das Leben eingreifendes Vorurtheil, daß die bloße Liebe, die man für eine Person faßt, auch einen gerechten Anspruch auf sie gebe; die daraus entstehende Eifersucht ist jedoch heilbar, wenn Verstand und Vernunft zu einer richtigen Einsicht über die Nichtigkeit des Anspruches gebracht werden. Leider aber haben Erziehung und Lebensweise den Leidenschaften heutiges Tages einen großen Spielraum gelassen und der Vernunft in Fragen des Herzens nur ein kleines Patrimonium zugemessen; die meisten Herzensverbindungen, oder eigentlich nur Verlobungen, und damit auch die meisten Ehen in der Welt, werden aus unlauteren Absichten geschlossen; es wird auf äußere Vortheile und sinnliche Lust mehr, als auf Uebereinstimmung der Gemüther, Rechtschaffenheit, wahre Liebe und Gegenliebe gesehen, der gezwungenen Ehen gar nicht zu gedenken. (Ich verweise hier auf mein Buch: „Das Weib als Gattin". —) Unzählige lieben sich, wie sie ihr friedliches Zusammenleben nennen, weil sie sich geheirathet haben, sie heiratheten sich, nicht weil sie sich liebten. Daher die Vergehungen und Zerrüttungen im Familienleben, die eine beängstigende Ausbreitung und Beschönigung erlangen, daher

die Eifersucht, die so viele Menschen um ihr Daseinsglück bringt.

Der Mensch tritt gleich mit Argwohn in das Leben und Lieben ein; Beispiele bestärken ihn darin, er muß sich oft in gelegentlichen Stunden eingestehen, selbst im Rausche der Leidenschaft ohne Behutsamkeit und Klugheit sich verpflichtet zu haben; der Argwohn wächst aus der ganzen Zeitstimmung und Weltanschauung heraus, er bricht in Eifersucht aus durch die geringste Unlust, die leisesten Wahrscheinlichkeitsgründe; dann aber bindet sie nicht von Neuem, sondern trennt erst recht und immer mehr.

Hat ein verständiger Mensch gegründeten Verdacht, so fordert seine Eifersucht die höchste Klugheit auf, um nicht sich selbst und den Gegenstand seiner Eifersucht zu erniedrigen, und nicht das Gefürchtete zur Wirklichkeit zu machen. Läßt er sein Mißtrauen gegen die geliebte Person merken, so hat er die Anknüpfungspunkte verloren, vermittelst deren er, aus vorgeblich ganz anderen Gründen, die nicht beleidigen, gelegentlich, nicht zu oft, in sanfter Weise, die Pflicht- und Ehrgefühle, die Uebereinstimmung der Empfindungen zur Geltung kommen lassen muß; je würdiger er selbst, desto eher wird er den Anderen zu sich hinaufziehen; Vorwürfe, Heftigkeit, offner Argwohn erniedrigen ihn und den anderen Theil. Sollte gar der Verdacht ungegründet sein, ist er aber unverständig einmal ausgesprochen, so kränkt er empfindlich; die beleidigte Person kommt auf Gedanken, auf die sie selbst nicht gefallen wäre, sie hängt ihnen nach, wird vertraut mit ihnen und es schleicht sich die Lust ein, sie zu verwirklichen, um so eher, je unwürdiger der Eifersüchtige verfuhr, je tiefer er verletzte. — Argwöhnische Ueberwachung, Einschränkung erweckt rachsüchtige List, die der empfundenen Unlust schmeichelt,

und zu Handlungen allmählig geneigt macht, die man früher selbst verabscheuete. Selbst bei gerechter Ursache des Verdachtes stelle man ihn nicht bloß; er zerreißt, was er doch binden wollte. —

Der Grad und Ausdruck der Eifersucht wird meistens von den Temperamenten bestimmt und gefärbt. Der Phlegmatische wird nicht leicht eifersüchtig, er ist schwer erregbar, schwer im Streben; Mißtrauen und gar Gemüthsbewegung macht ihm zu viel Mühe. Der in seinen Entschlüssen schnelle, leicht entflammende Sanguiniker läßt sein Feuer bald verrauchen, seine Eifersucht entsteht leicht ohne gegründete Ursache, aber besänftigt sich auch bald. Die sanguinische Jugend der Verliebten und Liebenden geräth leicht und oft in argwöhnischen Zwiespalt, aber ist ebenso oft und schnell wieder versöhnt. — Der Cholerische ist für die Eifersucht langsamer empfänglich, aber in den Ausbrüchen derselben heftig und schnell; am Zähesten darin ist der Melancholiker, welcher sich erst nach längerer Ueberlegung entschließt, dann aber auch berechtigt zu sein glaubt, auf seiner gefaßten Meinung zu beharren; der Bötier, wenn wir diesen Temperament-Repräsentanten einmal gelten lassen dürfen (s. pag. 75), wird nicht so leicht die Klippen bemerken, an denen seine Ruhe scheitern könnte; einmal darangestoßen aber wird er seine physische Kraft sogleich bethätigen und Demjenigen seinen Zorn fühlbar machen, der seiner Eifersucht Ursache wurde. — Der Ehrgeizige hat noch einen Grund mehr, als die eingebildete oder wirklich gekränkte Liebe; er sieht die Untreue seiner geliebten Person für eine Schande seiner selbst an und der Ehrgeiz treibt ihn zum Aeußersten; der Habsüchtige und Geizige fühlt, wenn er sich des Besitzes einer wohlhabenden Person noch nicht fest versichert hat, die

Besorgniß, deren Vermögen zu verlieren und wird dadurch zur Eifersucht getrieben; so lassen sich für die einzelnen Fälle auch besondere Ursachen auffinden, bei denen die Liebe nur die zweite Triebfeder der Eifersucht ist. — Bei vielen Menschen ist im Anfange die Liebe sehr heftig und leidenschaftlich und es entsteht dabei die erhöhete Furcht, an dem ausschließlichen Besitze des Gegenstandes, der alle Gefühle und Bestrebungen auf sich concentrirt, auf irgend eine Weise Einbuße zu erleiden, und daraus Eifersucht; allmählig wird die Liebe gelassener und ruhiger und es erklärt sich daraus die häufige Wahrnehmung, daß Eheleute in der ersten Zeit in einer aus Kleinigkeiten entstehenden, eifersüchtigen Unruhe mit einander leben, die zu mancherlei Mißvergnügen führt, später aber ruhig und vergnügt werden. Jedes Gut, das man erst frisch in seinen Besitz bekommt, reizt durch seine Neuheit und je größer es erscheint, desto leichter entsteht die Besorgniß, es zu verlieren. — Ehen, die in Hinsicht des Alters beider Theile sehr ungleich sind, geben stets zu Eifersucht Veranlassung; die Natur läßt junge Menschen lieber ihres Gleichen suchen und Gefallen daran finden; ein alter Mann wird daher seine junge Frau, eine alte Frau den jungen Mann eifersüchtig behüten, je mehr sie selber fühlen, daß sie den Ansprüchen der Jugend nicht genügen können. Obgleich die Ungleichheit des Alters noch kein vernünftiger Grund des Argwohns ist, da der jüngere Theil ja rechtschaffen und pflichtgetreu sein kann, so entsteht doch aus dieser Ungleichheit die meiste Eifersucht und das häufigste Unglück. Es ist schon bei nicht ganz sittlichen Menschen gefährlich, in einem gleichen Alter sich jung zu verheirathen; zwischen dem 40—50sten Jahre ist der gesunde Mann gewöhnlich noch lebenskräftig und lebenslustig, das Weib aber

eine Matrone, die leicht zu siechen anfängt und bei der sich die Frauenkrankheiten einstellen; — jetzt, wo mancher Mann erst durch Arbeit, Erwerb und Carriere die Mittel zum Genusse erreicht, wo er noch genießen möchte, muß er oft den Krankenwärter einer schwächlichen Frau spielen, die, im Gefühle ihrer Schwäche und Verwelktheit, den Mann eifersüchtig bewacht und ihm Schranken aufzwingt, die seinem Lebensdrange nicht entsprechen; Argwohn und Eifersucht verfolgen ihn und zerstören seinen häuslichen Frieden. — Niemand aber ist mehr zur Eifersucht geneigt, als Menschen, welche ihre besten Jahre in Ausschweifungen verlebt haben und sich später verheirathen. Sie beurtheilen den Anderen nach sich selbst, trauen ihm dieselben Lüste und Schwachheiten zu, von denen sie sich selbst haben beherrschen lassen, sie kennen die Wege und Mittel der Verführung, sind daher von vorn herein mißtrauisch und fürchten die Nemesis der Vergeltung dessen, was sie selbst an Anderen gethan haben, die denn auch selten ausbleibt. Kommen nun gar Körperschwächen aus früheren Extravaganzen hinzu, so wird der Argwohn stärker, aber auch begründeter; und anstatt ein Schicksal, das sie verdient haben, obgleich die Untreue des anderen Theils nicht entschuldigt, zu ertragen, foltern sie sich und den Anderen durch Eifersucht, Wachsamkeit, Vorwurf und Härte. —

Manche zum Argwohn geneigte Menschen haben den gefährlichen und thörichten Einfall, den Ehegatten oder die Gattin auf die Probe zu stellen; sie führen Gelegenheiten herbei, sehen mit gereizten, doppelten Augen, verwechseln Phantasie und Wirklichkeit und kommen gewöhnlich dadurch in die Lage, in der sie ein Recht der Eifersucht gefunden zu haben glauben. — Es giebt nichts Gefährlicheres, als solche

Prüfung. Der in die Versuchung der Probe geführte Theil kann die Absicht merken, sich verstellen und nun aus einem natürlichen Gefühle der Unlust um so sicherer den Weg der List einschlagen; ist er aber rechtschaffen, so vermindert der beleidigende Argwohn das Vertrauen zum Eifersüchtigen und schwächt die Liebe; wird der geprüfte Theil aber auf halbem Wege ertappt, so erweckt das Gefühl der Beschämung die Rache und was die Eifersucht verhindern wollte, fördert sie jetzt gegen ihren Willen. —

In Romanen, Lust- und Schauspielen lieben es die Dichter, den Eifersüchtigen immer als die lächerliche Person darzustellen; es ist allerdings künstlerisch und moralisch motivirt, die Eifersucht, insofern sie auf ungegründetem Argwohn beruht, in ihrer lächerlichen Nichtigkeit hinzustellen und den Eifersüchtigen vor sich selbst zu beschämen; sehr oft wird aber auch dabei die Untreue siegreich, der Eifersüchtige als der Geprellte und Ausgelachte geschildert, was theils eine sittenverderbende Wirkung auf das Publikum ausübt, theils gegen die Naturwahrheit der Seelenzustände, theils gegen die Wirklichkeit des Lebens verstößt, denn das Unglück, welches die Eifersucht in Herz und Haus bringt, ist zu ernsthaft, und der Zustand des Eifersüchtigen zu qualvoll, um nicht Mitleid mit ihm, Abscheu gegen den schuldigen Theil und das Bedürfniß zu fühlen, durch geeignete Mittel den Eifersüchtigen zu heilen; er ist ein Kranker und Niemand, der sittliches Gefühl hat, ergötzt sich über die Thorheit eines gequälten Kranken. — Die Frivolität, womit die Eifersucht stets auf der Bühne belacht und als der geprellte lächerliche Theil abgethan wird, mag in unserer Zeit, wo der größte Theil des Publikums seine Bildung und Lebensweisheit aus dem Theater holt, viel dazu beigetragen haben,

daß in manchen Städten und Völkern die eheliche Treue selbst als etwas Lächerliches und Verächtliches angesehen wird, daß man einen ausschweifenden Lebemann, eine galante Dame einen „bon homme“ nennt und vom pflichtgetreuen Gatten sagt, daß er „nicht zu leben wisse“. — Man lacht über die Untreue eines Theils mit vornehmer Duldung, nennt es „bon ton“ und hält sich schadlos. Man lobt Denjenigen, welcher nicht eifersüchtig ist, nur um seine eigenen Fehler in dieser Hinsicht zu beschönigen, man schweigt und beobachtet den äußeren Anstand, man spielt den Phlegmatiker, um in's Geheim dem Sanguiniker oder Choleriker freie Bewegung zu lassen. — Das Weitere überlasse ich dem Nachdenken des Moralisten. — Daß von einer wahren Liebe hier nicht die Rede sein kann, bedarf keines Beweises.

Noch einer Eifersucht muß ich erwähnen, die nicht der Person, sondern dem Geschlechte gilt; es ist die Eifersucht der alten Jungfern gegen Mädchen, die sich verheirathen können, und gegen Frauen. — Nach der Enttäuschung aller Hoffnungen und Mittel, selbst einem Manne so sehr zu gefallen, daß er sie liebt und zum Weibe erwählt, fassen die alten Jungfrauen einen oft zum Haß gesteigerten Argwohn gegen das ganze männliche Geschlecht und dichten diesem die Ursachen an, warum sie selber ledig geblieben sind. Es ist eine Selbstbeschönigung ihrer eigenen Verschuldung, ihres Schicksals, nicht zu gefallen, nicht ihren Lebenszweck erreicht zu haben. Um ihre Unlust über das männliche Geschlecht auszulassen, flüstern sie jungen Mädchen und Frauen Argwohn in die Seele, damit sie nur Gelegenheit finden, ihrer eigenen Eifersucht einen Spielraum zu geben; haben sie selbst Einfluß auf die Freiheit eines jungen Mädchens, dann erschweren sie demselben die Bewerbung des

Liebhabers, erregen Furcht und Bedenken, wissen viel Uebles zu erzählen und beängstigen junge Frauen in ihrer Sicherheit des Liebesglücks. Sie ärgern sich, daß andere Weiber gefallen, sie hassen jeden Mann, der liebt, und möchten ihn Anderen verhaßt machen, indem sie Argwohn erwecken. Es ist die Eifersucht gegen das andere Geschlecht und gegen die Glücklicheren ihres eigenen, unterstützt von Neid, Mißgunst, Schmähsucht, Liebllosigkeit und Unlust des erzwungenen Einsamkeitsgefühls.

In den verschiedenen Nationen ist die Eifersucht mehr oder weniger volksthümlich und hängt mit vorherrschendem Temperament, mit Klima und Lebensweise zusammen. — Bei den Morgenländern ist die Eifersucht eine der heftigsten Leidenschaften und ihre Rache grenzenlos. Wer das Unglück hat, die Gemahlin eines vornehmen Persers auch nur aus der Ferne schärfer anzusehen, wird ohne Unterschied der Person mißhandelt. Chordin erzählt, daß es zu seiner Zeit ein Verbrechen war, den Weibern des Schah auch nur zu begegnen; wenn die Weiber eines vornehmen Persers ausgingen, was nur in der Dunkelheit geschah, so schritten besonders dazu angestellte Personen voraus und hinten nach und riefen beständig: curun! d. h. entfernt euch! — Gingen sie bei Tage aus, so wurde es vorher bekannt gemacht; machten die Weiber des Schah eine Partie auf das Land, so mußte eine Abtheilung Militair alle Menschen auf eine Stunde Weges ringsum entfernen. — Die eifersüchtige Behütung der türkischen Haremweiber seitens der Eunuchen ist bekannt; die Araber sind auf die Keuschheit ihrer Schwestern und Töchter eifersüchtiger als auf die ihrer Weiber, weil sie im Falle der Unkeuschheit wohl ihre Weiber, nicht aber Schwestern und Töchter von sich jagen dürfen, die deßhalb

größerer Rache ausgesetzt sind. Im Gegensatze davon kennen die Samojeden, Grönländer, überhaupt jene nordischen Polarvölker die Eifersucht gar nicht; ihre Weiber sind häßlich und unförmlich, es gilt bei ihnen für eine Ehre, wenn das Weib mehren als ihrem rechten Manne gefällt, und Reisende berichten uns, daß die Gastfreundschaft jener Leute sich auch auf das Anbieten ihrer Weiber erstreckt. Büffon und Pallas berichten von derselben Gewohnheit bei den damaligen krimmischen Tartaren, Kalmucken, den Stämmen Sibiriens und der Tartarei. —

Habsucht und Geiz.

Die Habsucht ist die leidenschaftliche Begierde, Sachen zu *besitzen*; diese Begierde kann sich in dem Streben aussprechen, Sachen in Besitz zu bringen, sie zum Eigenthum zu machen, und erscheint dann als *Erwerbs-* oder *Gewinnsucht*, oder sie äußert sich in dem Streben, Sachen, welche man besitzt, zu bewahren und *Nichts davon kommen zu lassen*; dann ist sie *Sparsucht* oder *Kargheit*. — Es ist von Gelehrten bezweifelt worden, ob die Habsucht immer und wirklich beflissen sei, Sachen zu *haben*, zu *besitzen*, ob nicht auch das Streben nach Sachen nur den Zweck habe, dieselben wieder zu *verschleudern*, leichtfertig zu veräußern. Es ist dieser Einwurf aber nichts anderes, als eine scholastische Wortschrauberei, denn es kann die Habsucht ja auch in Begleitung oder im Dienste anderer Begierden und Leidenschaften auftreten, welche dieselbe treiben, wie z. B. der Hang zur Verschwendung. Schon Aristoteles sagt: die Habsucht betrachtet den Besitz *nicht als Mittel* zu verschiedenen, möglichen Zwecken, sondern

als Zweck selbst. Die Habsucht trachtet nach allen Sachen, die als äußere Güter gelten, und hier ist es besonders das Geld, als Werthzeichen aller anderen Dinge, worauf sie gerichtet ist. —

Lust am Haben, am Besitze, und unruhiger, ungemäßigter Trieb, immer mehr zu haben, ist Geiz; mag Ehre oder Geld sein Gegenstand sein. — Ich betrachte hier den Geiz in seiner gemeinsten Aeußerung, als Geldgeiz. Er ist, wie aller Geiz überhaupt, eine der Haupttriebfedern der menschlichen Handlungen. Insofern der Geiz auch in den geringsten Kleinigkeiten karg ist, heißt er Knauserei oder Knickerei, was andeuten soll, daß es das Bestreben dieses Geizigen ist, überall, wo es möglich ist, Etwas abzubrechen. — Die Geizigen sehen sich nicht alle ähnlich; Temperament, Charakter und begleitende Leidenschaften geben ihnen den jedesmaligen Ausdruck. Dieser Geizige wuchert, wo er kann, ohne sich ein Bedenken daraus zu machen, ob er dem Anderen Unrecht und Schaden thue; jener Geizige entzieht im Stillen seiner Familie den nöthigen Unterhalt, giebt aber dem Fremden, was ihm zukommt, weil er auch zugleich Ehrgeiz besitzt; ein anderer Geiziger mit regem Beschäftigungstriebe braucht jede Stunde zum Gewinn, läuft unermüdlich nach Erwerb, arbeitet von Morgen bis zum Abend, gönnt sich nicht Zeit zum Essen und Schlafen, um nur den Besitz zu vermehren; wieder ein Anderer, ein Phlegmatiker, bringt seine Tage in träger Müßigkeit zu, hat keinen Beschäftigungstrieb und darum keine Arbeitslust, er kargt aber mit filziger Genauigkeit und sucht den Zweck des Besitzes, wonach er ringt, auf die bequemste Weise zu erreichen. Wiederum ein Anderer ist in Kleinigkeiten filzig genau, macht sich aber keine Scrupel, wenn er durch Unvorsichtigkeit große Summen

einbüßt; ein Anderer liebt das Geld des Geldes willen, und untersteht sich nicht, das Mindeste davon zu genießen; ein Anderer scharrt und spart sorgfältig zusammen, was er Anderen geben muß, um vom Schaden derselben besser leben zu können, und weil er ihnen nichts gönnt.

Der Geizige ist stets der Sclav seines Mammons; es ist bei ihm die Selbstsucht in der niedrigsten Gestalt; sie macht alle edleren und natürlichen Neigungen der Seele zu Sclaven der Lust am Besitze; er sinnt auf Vermehrung und Behütung seines Schatzes, er ist stets unruhig, gequält; die Sorge läßt seine Lust nicht zur Freude kommen, Argwohn und Neid mischen sich ein, er ist der Märtyrer seiner eigenen Selbstsucht. Er fordert Rechte, ohne Pflichten dagegen zu üben, er ist lieblos und unbillig genug, von dem Nächsten zu fordern, oder ihm zu kürzen, was er für recht und billig hält, ohne ihm zu geben, was recht und billig ist; er haßt Denjenigen, welcher ihn an seine Pflichten mahnt, er beargwöhnt Jeden, aus Furcht, übervortheilt zu werden oder zu verlieren, er fühlt sich bei allen seinen Reichthümern so arm, daß er besorgt, endlich selbst noch darben zu müssen, er entzieht sich selbst und Denen, die von seiner Gabe abhängen, die nöthige Pflege, er kennt nichts von der Freude des Lebens, der Liebe und dem edlen Vergnügen, mitleidig zu sein, Barmherzigkeit zu üben, er schaudert vor dem Gedanken an den Tod und der Vorstellung, seinen Abgott lachenden Erben zurücklassen zu müssen. —

Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels — sagt schon die heilige Schrift und sie spricht aus vollkommenster Menschenkenntniß und Welterfahrung. Der Geiz ist die gemeinste Leidenschaft, da sie alle unedlen Triebe der Seele, alle fehlerhaften Vorstellungen nährt, Verstand und Vernunft verdunkelt

und alle Laster zu wecken fähig ist; der Geizige ist immer der gemeinste, vom Kainszeichen gebrandmarkte Mensch. Dem Wucherer, der aus Genußsucht unehrlich erwirbt, kann man noch einen bedauernden Blick zuwerfen, man kann ihn noch bessern; der Wucherer, der aus Geiz wuchert, ist verächtlich und unverbesserlich.

Die vorhin bereits definirte *Kargheit* ist insofern als ein geringerer Grad des Geizes zu betrachten, als sie nicht immer ungerechte, wenn auch unbillige Mittel gebraucht, um zum Besitze zu gelangen; sie ist die zur Leidenschaft gesteigerte Sparsamkeit; die *Filzigkeit* dagegen ist der höchste Grad des Geizes, ist gegen Schimpf und Schande, Ehre und guten Namen gleichgültig, und auch das niederträchtigste Mittel ist ihr recht, um zu haben, zu behüten und zu vermehren; — die lateinische Sprache nennt den Filzigen mit Recht: sordide avarus, den *schmutzigen*, unfläthigen, nichtswürdigen Geizigen, denn nicht nur der äußerliche Schmutz, sondern auch die *schmutzige Seele* charakterisirt ihn. Die Bezeichnung „Filz" soll andeuten, daß derselbe zähe ist, wie Filz und grobe Kleider trägt, so grob und schlecht wie Filz. (Horaz, Satyren I. 1.) Ovid nennt die Habsucht: amor sceleratus habendi, da keine Niederträchtigkeit gescheut wird, wenn sie nur Gewinn verheißt. Der Geiz leitet Verstand und Phantasie irre, und verdunkelt selbst die in jedem menschlichen Gemüthe wohnenden, schwer auszutilgenden Gefühle der Elternliebe, Kindesliebe, der Trauer um geliebte Todte ꝛc. Das schildert z. B. Shakespeare im Shylok ergreifend wahr, indem er diesen, auf die Nachricht des von Genua kommenden Tubal, daß des Juden dort zurückgebliebene Tochter nicht zu finden gewesen sei, in die lamentablen Worte ausbricht: „O weh mir! Ein Diamant ist fort, der mir zwei

tausend Ducaten in Frankfurt gekostet hat. Zwei tausend Ducaten verloren, und noch andere kostbare Juwelen! O, wenn ich doch meine Tochter todt und die Juwelen in ihren Ohren sähe! Ach, ich wollte, sie läge vor meinen Füßen auf der Bahre und die Ducaten in ihrem Sarge!" — So verdunkelte der Geiz des Kaisers Karl IV. das Ehr- und Schamgefühl dieses Regenten so, daß er sich leicht zu Erniedrigungen entschloß, wenn er nur seinen Vortheil dabei sah; er kaufte und verkaufte beständig, er verpfändete den Rock und kaiserlichen, mit Perlen besetzten Mantel an den Herzog von Sachsen und den Fürsten von Anhalt, indem er Gewinn zu machen hoffte. Selbst zum Vieh würdigt der Geiz den Menschen herab; so erzählt man von dem reichen Manne im Saalkreise, welcher, um die Unterhaltung eines Hofhundes zu ersparen, aber doch das Haus und dessen Schätze vor Dieben sichern wollte, das Geschäft des Hundes selbst verrichtete, jede Nacht mehrmals aufstand, um das Haus schlich und wie ein Hund bellte. — Wie aber der Geiz diejenigen Gefühle, welche nicht mit ihm zusammenstimmen, abstumpft, so weckt und schärft er auch diejenigen, welche ihm dienen; er strengt das Gefühlsvermögen an, diese Gefühle lebhafter und wachsamer zu machen, so das Mißtrauen, die Furcht und Sorge. — Charakteristisch ist beim Habsüchtigen die Begierde nach *Genüssen, welche ihm nichts kosten*, wenn ihm dieser Genuß auch an sich selbst wenig oder gar kein Vergnügen macht; es treibt ihn nur der Schein, einen Gewinn zu machen, einen Vortheil nicht vorübergehen zu lassen; er ißt und trinkt auf Anderer Unkosten, wenn er auch nicht Appetit hat, er weiset kein Freibillet für Schauspiel oder Concert zurück, wenn er auch voraussichtlich die größte Langeweile darin empfände. Der

Habsucht ist die Begierde innewohnend, Andere wo möglich zu übervortheilen und zu betrügen und sie ist in der Betäubung des Ehr- und Sittlichkeitsgefühls blind gegen das Unsittliche des Betruges; Caligula erniedrigte sich in seiner Habsucht so tief, daß er mit falschen Würfeln spielte. Aber wir brauchen nicht in das Alterthum zurückzugreifen, um Beispiele zu finden; die Schwindelperiode der Gegenwart nach dem letzten Kriege bezeichnet grell den entsittlichenden Geist der Habsucht, der in das deutsche Volk eingedrungen ist und mit frecher Stirn den Betrug mit den Worten: Geschäft oder Speculation bezeichnet und die Generation sittlich zu verwildern droht! — Auch der Diebstahl ist „des Geizes Sohn", wie der Dichter sagt. —

Die Physiognomie des Habsüchtigen ist unverkennbar; namentlich charakterisirt ihn ein verschlingender, gieriger Blick, der ihm zur Gewohnheit wird, und, als Wirkung des Mißtrauens, verstohlen seitwärts schielt; so bekommt der Habsüchtige einen gemischten Gesichtsausdruck von Gierigkeit und Scheelsucht in der Bewegung einer sorgenvollen Unruhe. —

Lustsucht. — Genußsucht. — Wollust.

(Gefräßigkeit. — Feinschmeckerei. — Trunksucht.)

Lustsucht ist die leidenschaftliche Begierde nach Lust überhaupt, hervorgehend aus dem der Seele eingeborenen Triebe nach Vergnügen (s. pag. 237); unter Wollust versteht man im engeren Begriffe die unersättliche Begierde nach sinnlicher Lust. Jeder Sinn hat seine specifischen Zustandsarten von Lust und Unlust, nur ist der Gesichts-

sinn, dessen Empfindungen die deutlichsten sind, für die subjectiven Zustände der Lust oder Unlust am Wenigsten empfänglich, weil seine angenehmen und unangenehmen Empfindungen ein objectives Vergnügen oder Mißvergnügen erregen und z. B. das Anschauen eines schönen Gemäldes nicht bloße Lust, sondern Wohlgefallen zur Wirkung hat. Die höchste sinnliche Lust ist die Vereinigung beider Geschlechter, und sie wird deßhalb vorzugsweise, im engeren Sinne als Wollust bezeichnet. Nächst dieser mag die Wollust des Geschmacks beim Essen und Trinken die stärkste sein, weßhalb sie so viele Menschen zur Gefräßigkeit, Feinschmeckerei und Trinksucht treibt; der Sprachgebrauch spricht sogar von der Seligkeit des Rausches. —

Hinsichtlich des inneren Sinnes sind die Arten von Lust und Unlust nicht weniger mannichfaltig, selbst in der Sphäre des Wahrheits- und Sittlichkeitssinnes, die gleichfalls ihre subjective Lust oder Unlust je nach ihrer Befriedigung oder Nichtbefriedigung empfinden; man hat deßhalb von einer moralischen und contemplativen Wollust geredet, letztere als die Lust des Wahrheitssinnes verstanden, wie sie Denker und Forscher in ihrer Wissenschaft fühlen und nach deren Genuß sie oft so „süchtig" sind, daß sie darum gern jeden anderen Lebensgenuß opfern. Auch den „moralischen Wollüstling" hat man als solchen definirt, welcher das Gute nicht des Guten willen, aus Vernunftgründen thut, sondern des Vergnügens wegen, was es ihm gewährt und er sich selbst als Genuß bereitet; es ist dieses nicht Achtung vor dem Sittlichkeitsgesetze, sondern Begierde nach Wollust des moralischen Sinnes, es erhält hier der Begriff Wollust jedenfalls einen sublimeren Charakter und nur in diesem edleren Sinne konnte Epikur sagen: daß die

Wollust das höchste Glück des Menschen sei. — Auf diese moralische Wollust deutet auch Friedrich der Große in seinen Mémoires de Brandenbourg hin, wenn er sagt: „On se trompe toujours, si l'on cherche hors des passions et du coeur humain les principes des actions des hommes"; Agathon (Wieland's Dichtung) gesteht dem Wollüstlinge Hippias offenherzig zu: „Ein gewisser Grad des Vergnügens des Herzens verbreitet eine wollüstige Wärme durch unser ganzes Wesen, belebt den Umlauf des Blutes, ermuntert das Spiel der Fibern, und setzt unsere ganze Maschine in einen Zustand der Behaglichkeit, die sich der Seele um so mehr mittheilt, als ihre eigenen natürlichen Verrichtungen auf die angenehmste Art dadurch erleichtert werden." —

Je nach der Verschiedenheit der Individuen und äußeren Veranlassungen wird im Menschen nun bald die eine, bald die andere Lustart herrschen; ein Mensch aber, den man als einen vollendeten Wollüstling (Sybariten) bezeichnen darf, ist für jede Art der Lust empfänglich und trachtet einer jeden süchtig nach, so weit es ausführbar ist, indem nur im Gebiete der Vernunft, nicht aber in dem der Gelüste Einheit und Zusammenklang angetroffen wird. Als ein Beispiel eines solchen Sybariten schildert Wieland, der Dichter des Agathon, den Hippias, dem köstliche Speisen und Getränke den Geschmack, wollüstige Harmonien das Ohr, liebliche Düfte den Geruch, üppige Bäder das Gefühl, reizende Nymphen den Geschlechtssinn ergötzen, dessen Haus ein Tempel der raffinirtesten Sinnlichkeit ist. —

Die Lustsucht gehört zu denjenigen Leidenschaften, welche die Kräfte des Menschen allmählig erschlaffen und das Leben abwelken machen; der Lustsüchtige scheut die ernste Anstrengung seiner Kräfte, da das Gefühl der Unlust, das

jede Anstrengung ihm erregt, mit seiner herrschenden Leidenschaft streitet und ihn abschreckt; er übt deßhalb seine besseren Kräfte nicht und diese schwächen ab. Genießt zudem der Wollüstling nicht mit einer gewissen Klugheit, sondern giebt er sich einer blinden Unmäßigkeit hin, so werden seine körperlichen und geistigen Kräfte um so früher erschöpft. — Was der Dichter Bürger in dem Liede von der Männerkeuschheit sagt, von „dem Manne, der mit keuschem Herzen die Wollust flieht", bezieht sich zwar nur auf die Wollüstigkeit im engeren Sinne, gilt aber für jede Lustsucht überhaupt. Sie unterdrückt die Vernunft und leitet sie irre, um den Zwecken dieser Leidenschaft erfinderisch oder beschönigend zu dienen; der Wollüstling jeder Art hat keine Neigung zu ernsten Vernunftbetrachtungen und vergißt deren frühere Eindrücke, aber er treibt die geistige Kraft an, Mittel zur Befriedigung der Lustsucht zu finden und den Genuß durch Sophismen zu rechtfertigen, nöthigenfalls Gott, Gerechtigkeit, Unsterblichkeit ꝛc. wegzuleugnen, um die Mahnungen des Gewissens zum Schweigen zu bringen. Die Einwirkung der Lustsucht auf die Phantasie ist hervorstechend; sie erfüllt den Lüstling mit Bildern der Lust, wie er sie sucht, und reizt ihn damit zur Befriedigung; sie nimmt diejenige Richtung ihrer Production an, welche sich vorzugsweise auf sinnliche Lust bezieht, aber sie verliert dabei die Empfänglichkeit für das freie Wohlgefallen, was, ohne Bezug auf Lust und Sinnenreiz, durch die bloße Betrachtung gefällt, also wirklich schön ist. — Man erkennt dies schon an den Dichtern von wollüstiger Gemüthsart, daß sie bei sonstiger vorzüglicher Talentbegabung sich niemals zum wirklich Schönen aufschwingen, sondern nur reizen können. —

Die Lustsucht in ihrer Befriedigung als sinnliche Wollust

schärft anfangs die Sinne in deren Energie; so wird z. B. der Gaumen feinschmeckerisch empfindlich; aber bald tritt durch Ueberreizung die Erschlaffung und Abstumpfung der Sinne ein, das Gefühl der Lust wird geringer, die Reize müssen stärker sein, bis auch diese nicht mehr empfunden werden; es werden die Objecte der Lust gleichgültig, die Seele verfällt in Mattigkeit, der Mensch ist blasirt. — Das gilt auch für die inneren Sinne; das Gefühl des Sittlichen und Anständigen erlöscht unter der abstumpfenden Gewohnheit der niederen Eindrücke; daher kommt denn auch die Schamlosigkeit der Wollüstlinge, die besonders das weibliche Geschlecht in den Abgrund der tiefsten Gemeinheit fortreißt. Wollüstlinge sind gewöhnlich zur Grausamkeit geneigt; der Lüstling des Geschmacksinns läßt die Thiere grausam sterben, um deren Wohlgeschmack als Speise zu erhöhen; der Geschlechtswollüstling begeht oft gegen das andere Geschlecht und, in höherer Unnatur, gegen sein eigenes, qualvolle Verbrechen und Brutalitäten, wie die neuere Zeit noch solche Beispiele criminell zur öffentlichen Kunde gebracht hat. — Die geschlechtliche Wollust liegt vorzüglich im Körper begründet, dessen Trieb, von der Phantasie unterstützt, selbst bis zur Krankheit, zum Wahnsinn gesteigert werden kann, wie es in der Nymphomanie und Satyriasis so entsetzlich zur Erscheinung kommt. —

Die Wollust ist, wie gesagt, der zur Leidenschaft gesteigerte Trieb nach sinnlicher Lust; je stärker diese Leidenschaft ist, desto mehr wird die Vernunft verdunkelt, um so unabhängiger von der Sitte wird sie, um so gemeiner, unedler. — Der Wollüstige ist in seinen Begierden unersättlich, jeder wiederholte Anblick des Gegenstandes, schon die Erinnerung daran, erweckt von Neuem seine Begierde und die

Nerven seiner entsprechenden Organe. Der wollüstige Verliebte entbrennt beim Anblicke des anderen Geschlechtes, beim Gedanken daran, bei einem Bilde der Phantasie oder Wirklichkeit; seine Seele ist wollüstig, auch wenn seine That unerfüllt bleibt. Der Wohlschmecker geräth in einen gleichen Zustand beim Anblicke, Geruche oder bei der Vorstellung der Speisen, die seine Gaumennerven kitzeln, die Geschmacksorgane werden trocken, Nerven und Seele fiebern nach Befriedigung. Er genießt aber auch ohne die That schon eine Wollust der Phantasie. Gefräßigkeit und Trunksucht sind die gemeinsten Arten der Wollust, sie können nur durch Befriedigung in der Unmittelbarkeit des Genusses zeitweise gestillt werden, sie begnügen sich nicht mit der raffinirteren Phantasielust, die der Wollüstling der Liebe und der Wohlschmeckerei zu empfinden vermag, sondern wollen stets materielle Gewährung haben. Die Gefräßigkeit stellt den Menschen dem Thiere gleich, die Trunksucht unter das Thier. —

Die alten Philosophen unterschieden die Wollust, außer in die des Bachus und der Venus, in mehre Arten, die jedoch dem Begriffe des Wortes einen weitesten Spielraum gaben, und je nach der Art des Angenehmen und je nachdem äußerliche oder innere Sinne gekitzelt wurden, überhaupt den zur Leidenschaft gesteigerten Lusttrieb classificirten; so ist die „curiose" Wollust der Alten nichts Anderes als höchste Neugier; ihre „Freundschaftswollust" nur der höchste Geselligkeitstrieb; ihre „delicate Wollust" nur die höchste Empfindlichkeit des Geschmackssinns, der überall das Angenehmste sucht.

Die Wollust, die ich hier speciell betrachte, ist eine dreifache und dient drei Göttern, der Venus, dem Archäus (dem Gotte des Magens) und dem Bachus. —

Die unter der Herrschaft der Venus vulgivaga stehende Wollust begleitet gewöhnlich die von Temperament und Constitution bedingte lebhafte Sinnlichkeit des Menschen. Lebensweise und Erziehung sorgen dafür, daß diese sinnliche Reizbarkeit frühzeitig geweckt, genährt und gesteigert wird. Alles, was die Phantasie auf Kosten des Verstandes reizt und beschäftigt, wie Lectüre von Romanen und Ansehen von Schauspielen oder Ballets, wo, dem Geschmacke der Zeit nach, die Wollust unter allen nackten oder verhüllteren Gestalten das eigentliche Agens der Handlungen ist, die moderne Fabrikation sogenannter „akademischer" Stereoskopbilder, welche Schulkinder schon in ihrer Mappe tragen, die verführerischen, halbnackten Balletvorstellungen, symbolische Geschlechtsakte, denen Jünglinge und Jungfrauen ohne Erröthen Beifall klatschen, die Koketterie des weiblichen Geschlechtes in Kleidung und Benehmen, das Beispiel, welches in Familien, Salons, auf Gassen und hinter Gardinen gegeben wird, die ganze Frivolität im Umgange der Geschlechter, das Vorausgreifen der Knaben und Mädchen in die Genüsse und Ansprüche des reiferen Alters, dazu die reizenden Speisen und Getränke, welche der Luxus und die Feinschmeckerei der Wohlhabenheit fordern und gewähren, alles dieses wirkt zusammen, um dem Nervenleben eine große Empfindlichkeit, den Sinnesorganen eine frühzeitige Verwöhnung zu geben. Wir leben überhaupt im Zeitalter der Nervosität und es ist mehr als ein witziger Einfall, wenn in einem Lustspiele der Ehemann klagt, daß er ein bloßes Nervensystem geheirathet habe.

Die Wollust gesellt sich gern zu anderen Leidenschaften, die mit lebhafterer Reizbarkeit des Gemüthes und großen Begierden auftreten. Die Neigung zur Empfindelei ist be-

sonders günstig für die wollüstige Seelenbewegung, die sogar ohne körperliche Verwirklichung schon in der Phantasie ihre Lust genießt. Mancher Heilandsbraut Entzückung ist nichts als Wollust, die sich schämt, ihr fleischliches Ziel zu suchen, manche Mißlaune, Wunderlichkeit, Caprice, Hysterie und Melancholie der Weiber ist nur unbefriedigt gebliebener Drang der Wollust, und die Aerzte wissen, wie gerade im weiblichen Geschlechte, wo den ganzen Constitutions- und Temperamentsanlagen nach, bei der lebhafteren Sinnlichkeit, Phantasie, Reizbarkeit und Empfindsamkeit, die Wollust, durch Wohlleben und Müßiggang gefördert, oft Ohnmachten, Raserei, die schon genannte Nymphomanie und die schlimmste aller geheimen Sünden gegen sich selbst, die Onanie hervorruft, sobald der Lusttrieb keine normale Befriedigung, oder durch Sitte, Schamhaftigkeit und äußere Umstände unübersteigliche Hindernisse findet. —

In der Zeit, wo die Organe der Mannbarkeit sich entwickeln, erhalten dieselben mehr Blut; die Nerventhätigkeit ist hier reger und leitet ihre größere organische Spannung zum oberen Rückenmarke und kleinen Gehirn, welches nun ebenfalls an dieser regeren Thätigkeit Theil nimmt und dadurch eine gewisse entsprechende Stimmung erhält, welche sich, durch einen inwohnenden Rapport der Gehirnfasern unter sich, auf die Vorstellungen und Gemüthszustände überträgt, die im Vorder- und Mittelgehirn, wie früher gesagt worden ist, ihre höchst wahrscheinlichen organischen Centralpunkte haben. So geschieht es, daß Vorstellungen und Begierden erwachen, die den Organen, in welchen die lebhaftere Entwickelungsthätigkeit begann, entsprechen; es suchen die Augen das andere Geschlecht, es erwacht der Trieb, demselben zu gefallen, es steigert die Phantasie die Erscheinung, ersetzt

Das, was Anstand und Sitte ihr entziehen, es entstehen die wollüstigen Vorstellungen und die unruhigen Verlangen der Seele. Werden die einmal erregten Nerven noch durch reizende Speisen und Getränke unterstützt, die Vorstellungen und Gefühle durch Müßiggang, Verstandesträgheit und Mangel an nützlicher Zerstreuung begünstigt, so gewinnt die Wollust die Herrschaft, wird Leidenschaft und zieht alle Vorstellungen und Gefühle in ihre Richtung hinein. Solche Menschen denken nur solche Gegenstände, welche dieser wollüstigen Leidenschaft entsprechen, bringen Alles damit in Beziehung, Alles, was die Sinne wahrnehmen, richtet sich dahin, Auge, Ohr und Tastsinn, selbst Geruch und Geschmack suchen Wollust und verfeinern sich darin in ihrer Wahrnehmung und Empfindung. Der Kampf der Sitte, Schamhaftigkeit und Blödigkeit mit der Wollust beginnt; letztere findet Genossen an der Gefallsucht und Vernunft verdunkelnden Selbstüberredung, am Wohlgefallen, an der Schmeichelei, an dem gesteigerten Vergnügens- und Geselligkeitstriebe; die frivole Stimmung, welche schlechte Erziehung, Beispiel, unreife Freiheit und Müßiggang hervorbringen, öffnet der Wollust durch Unverschämtheit das Thor der Völlerei; — Blödigkeit, Verschämtheit und äußerer Anstandszwang kehren die Wollust auf sich selbst und verführen zum Laster der Onanie, das nun alle Geistes-, Seelen- und Körperkräfte zerfrißt. —

Der wollüstige Mensch ist immer mehr Thier, als Mensch; sogar seine Physiognomie nimmt den thierischen Ausdruck an, alle thierischen Leidenschaften gruppiren sich um seine dauernde Brunst. — In der Ehe, wo die Wollust oft ihr scheinbar berechtigtes Asyl der menschlichen Sitte gefunden zu haben wähnt, ist der wollüstige Theil dem

anderen ein Ekel, ein Unglück an Seele und Leib; manche Ehe ist nichts weiter, als die Vermählung eines Menschen mit einem Thiere. (Siehe meine Schrift: „Das Weib als Gattin".) Oefterer Genuß steigert die reizbare Spannung, den Hunger der Organe, und das Verlangen und die gemeinste aller Leidenschaften wird zu einer Wuth, die ihren eigenen Inhaber zerstört, da sie sich der Natur und menschlichen Sitte, den Natur- und Vernunftgesetzen entfremdete. —

Der Wohlschmecker hat sein Wollustorgan im Gaumen; er sinnt, sucht und lüstert nach den feinsten, pikantesten, neuesten Genüssen, die seine abnorm erregten Geschmacksnerven befriedigen können; wie jede Leidenschaft alle anderen Triebe mit sich fortreißt, und die Vernunft verdunkelt, so treibt auch der Wohlschmecker (Wollustschmecker) allen Dingen zu, die den Gaumen reizen, unbekümmert darum, ob er ihnen Sitte, Pflicht und Verstand gegen sich und Andere opfert; er vernachlässigt Weib, Kind, Beruf, Erwerb; hat er selbst die Mittel nicht mehr, die kostspielige Leidenschaft auf ehrlichem Wege zu stillen, so greift er zu unredlichen. Ich habe Feinschmecker gekannt, die, als sogenannte angenehme Lebemänner, öffentlich gern gesehen und beliebt waren, bei Tafel nicht gern vermißt wurden, deren Feinschmeckerei man thörichter Weise für eine höhere Bildung hielt, deren thierisch glänzenden Lüsterblick, womit sie die aufgetragenen Speisen abschätzten, verglichen, für ihren Geschmackssinn combinirten und das Beispiel des haut goût gaben, man übersah, deren saftiges, wollüstiges Schmunzeln und abweisendes, bitteres Lächeln man für maßgebend in der eigenen Wahl des guten Geschmacks hielt, die ihr Vermögen durchgeschmeckt hatten, betrügerischen Bankerott machten und die härteste aller Strafen erlitten, im Zuchthause Mehlsuppe, Kartoffeln und

gelbe Erbsen essen zu müssen. Anstatt sie zu verachten, bedauerte sie die thörichte Welt und sagte: „ihr größtes Unglück war eine zu feine Zunge." —

Der *Gefräßige* sieht nicht auf Gaumenkitzel, sondern nur auf die Lust des Niederschluckens und vollen Magens. Bei ihm ist die Leidenschaft organisch entstanden, durch abnorme Reizbarkeit der Magennerven, die das Gefühl des Hungers vermitteln. Mit vollem Rechte aber sagt das Volkssprichwort: „Kein Fresser wird *geboren*, er wird *erzogen*." — Im eigentlichen Grunde sind *alle* Menschen der Culturküche *erzogene Fresser*, denn wir Alle essen im gewöhnlichen Leben und in den Verhältnissen, worin wir groß geworden sind, mindestens *doppelt* soviel, als wir zur normalen Ernährung nöthig haben. Der Hunger ist in seiner natürlichen Bedeutung die zum Bewußtsein kommende Mahnung des Lymphgefäßsystems, das uns daran erinnern soll, daß der Vorrath der zur Blutbereitung und Athmung erforderlichen Stoffe der Erschöpfung nahe ist, und neue Zufuhr in die Verdauungswerkstatt eingeführt werden muß. Die Nerven leiten dieses dunkle Gemeingefühl zum Gehirn, es entsteht eine Reizung des Magens, eine bis zur Hitze gesteigerte Trockenheit der Schleimhäute des Schlundes, wenn es dem Körper an Flüssigkeit mangelt, es kommt das summarische Gefühl des Ernährungsbedürfnisses als Hunger und Durst zum Bewußtsein. —

Diesen *normalen* Hunger haben Millionen Menschen noch niemals im Leben kennen gelernt; nur ausnahmsweise fühlte ihn der Verirrte, der in öden Gegenden Reisende, der Krieger, der Zeitgenosse einer allgemeinen Hungersnoth; *unser* Hunger ist *Gewohnheitshunger*, erzogen und geweckt durch die civilisirte Lebensweise, die täglich in kurzen

Zwischenzeiten, nicht nach Bedürfniß des Körpers, sondern nach häuslicher Ordnung sich wiederholenden Mahlzeiten. Der Hunger ist nicht Bedürfniß des Organismus, sondern des verwöhnten Magens. Durch unsere hauswirthschaftliche Lebensweise sind die meisten Menschen daran gewöhnt, stets in Verdauungsthätigkeit des Magens zu sein; sie lassen dem Magen gar keine Zeit zur Ruhe, dem Genossenen und Verdauten keine Zeit zum Uebergange in die ferneren Acte der Ernährung; der Magen ist daher in die abnorme Thätigkeit gerathen, immer etwas zum Verdauen haben, stets gefüllt sein zu müssen; es geht ihm, wie dem Mühlesel und abgetriebenen Karrengaul, der, wenn er in Ruhe kommt, schwach, steif wird und Gliederschmerzen fühlt. Hat der Magen nicht stets Etwas zu thun, so fühlt er Schwäche, Unbehaglichkeit; dies nennen die Menschen Hunger und essen von Neuem, um dieses unbehagliche Gefühl zu unterdrücken; das nennen sie Sättigung. Der Magen ist aber ein gieriger Theil des größten aller Gewohnheitsthiere, des Menschen; auch er gewöhnt sich, wie der Hund an die Glocke, welche die Zeit zum Essen meldet; der Gewohnheitshunger stellt sich ein, der Mensch setzt sich an den Tisch und hat Appetit. Fühlt er ihn noch nicht, weil er noch zu magenvoll ist, oder der Magen schon anfängt, unter seiner überladenen Arbeit zu erliegen und zu ermatten, so stellt sich der Appetit ein; l'appetit vient en mangeant; die ersten Bissen, die in den Magen gelangen, wirken auf dessen Nerven ebenso ein, wie die Peitsche auf den trägen Gaul, der Sporn auf das Reitpferd; sie kommen in den Gang, der Magen geräth in Bewegung, jede Reizung der Magennerven zur Verdauungsarbeit ist von einem Gefühle begleitet, das der Mensch nun einmal gewohnheitsgemäß Appetit nennt.

Sind wir demnach sammt und sonders erzogene Fresser, so muß schon ein hoher Grad von Appetit und Magengewöhnung dazu gehören, wenn wir Jemanden gefräßig heißen dürfen. —

Wie wenig ein Mensch bedarf, um sich zu ernähren, das beweist die Diät mancher Personen, die bescheidene Nahrung mancher Völker. Allerdings stehen Nahrungsbedürfniß und Stoffverbrauch in einem natürlichen Verhältnisse zu einander; in kalten Nordländern, wo der Stoffwechsel durch sauerstoffreicheres Athmen beschleunigt wird, ißt der Mensch mehr, als in wärmeren Zonen, der Arbeiter verbraucht mehr, als der Sophasitzer, der Russe mehr als der Araber; wir sehen aber gerade in denjenigen Ständen am Meisten, Häufigsten und Nahrhaftesten gespeist werden, wo man der müßigen Behaglichkeit lebt; hier wird der Gewohnheitshunger, wenn er erschlaffen sollte, obenein durch scharfe Gewürze angespornt und im Zeitmaße des Anstandes erhalten; hier treffen wir dann auch die Gefräßigkeit sehr oft zur Leidenschaft ausgebildet.

Die Erziehung zur Gefräßigkeit beginnt im Kinde; manche thörichte Mutter freuet sich über den „gottlob guten Appetit" des Kindes und hält die scrophulöse Gedunsenheit für gute Ernährung, „guten Ansatz", die Fettablagerung für lebendiges Material des Organismus, während sich doch das abgelagerte Fett ebenso zum Leben verhält, wie das Holz eines Baumes zum lebendigen Baste, und eine hohle, holzarme Weide sehr kräftig im Treiben neuer Zweige und Blätter sein kann. Schwindsüchtige, Auszehrende essen viel, weil sie viel Stoffe verbrauchen, aber es ist ihr Appetit ein Krankheitssymptom und für den Gesunden nicht maßgebend. Findet die Eßlust im Kinde keine geregelte Erziehung, und

bleibt der Körper, bei kräftiger Anlage, anscheinend gesund, so wird der Magen daran gewöhnt, stets in Verdauung zu sein, er wird unmäßig ausgedehnt, und fordert immer größere Quantitäten, um das Gefühl der Hohlheit zu verlieren; der Fresser geht unwillkürlich in die Schule seiner Leidenschaft, denn das vorwaltende Entwickeln und Bethätigen eines Organes spiegelt sich in der Seele als ein, der Thätigkeit desselben entsprechendes dunkles Streben und Verlangen; wo er essen sieht, wird er Appetit fühlen, sobald er nicht verdauet, wird er Hunger haben, sobald er ißt, wird er große Massen verschlingen. Es ist ihm unmöglich, mit einem mittleren Maße fertig zu werden, denn das Gefühl der Unbehaglichkeit verliert sich nicht eher, bis der geweitete Magen voll ist; dann tritt das Gefühl einer schwerfälligen Sättigung und Ermüdung ein, wie bei Schlangen; er empfindet keine Wollust in dieser Sättigung, sondern nur im Acte des Essens. Diese Gefräßigkeit steigert sich zuweilen bis zu solcher Höhe, daß Dinge verschluckt werden, deren Quantität unglaublich und in noch höherem Grade, deren Qualität gänzlich unverdaulich ist, wie Leder und Steine, um nur den Magen zu füllen. In der Reformationszeit lebte zu Wittenberg ein gewisser Kahle, der ein Spanferkel als Vorspeise und einen halben gebratenen Ochsen als Mahlzeit verschlingen konnte, wie uns Luther erzählt.

Man bezeichnet die Fresser gewöhnlich als gemüthliche, gutwillige, friedsame Leute; es ist die Gutmüthigkeit der trägen Passivität, die Gutwilligkeit der Dummheit, denn „plenus venter non studet libenter.“ — Vielesser sind immer geistesarm, und besäßen sie Verstandeskräfte, so gehen diese allmählig in der Verdauung unter. —

Die Trunksucht, die fluchbeladenste Leidenschaft, das

unglückvollste Laster des Menschen, ist der heftige und unwiderstehliche Drang der Seele, sich durch den Genuß von Spirituosen in jenen angenehmen Zustand zu versetzen, den man halben oder ganzen Rausch nennt. Diese verbreitete Leidenschaft zu schildern, die wir täglich in ihren widerwärtigsten Exemplaren und in ihren, Menschen und Familien, Leben und Sitte zerrüttenden Wirkungen beobachten können, hieße Eulen nach Athen tragen. Wer Zschokke's „Branntweinpest" gelesen, wer den Berichten eines Mäßigkeitsvereins beigewohnt hat, kennt jene lasterhafte Leidenschaft in ihren inneren und äußeren Zügen. Es ist der gemeinste Trieb der Lust, den die Seele hat, denn sie fühlt in der Verthierung, der Verdunklung der Vernunft und des freien Willens, Wollust. Dazu kommt, daß dieser Zustand durch ein Gift, den Alkohol, erregt wird, der sehr bald Geist und Körper abstumpft und den Menschen thierisch macht.

Es herrscht im Menschen, wenn er durch Civilisation nicht zum vernünftigen Herrn seiner Triebe gemacht ist, ein merkwürdiger Zug, der ihn drängt, sein Daseinsgefühl durch betäubende Mittel in einen vorübergehend angenehmeren Zustand zu versetzen; abgesehen vom Gebrauche des Tabakrauchens, der ebenfalls mit dem Genusse des Hopfens in diese Klasse der Mittel gehört, sucht der Asiate das Opium, der Afrikaner und Amerikaner den narkotischen Hanf, der Indier die Betelnuß, der Peru-Indianer das Cocablatt, oder den Stechapfel, der Sibirier den Fliegenpilz, der Europäer den Alkohol als Schwelgmittel; das thierische Träumen, die thierische Aufregung des Gemeingefühls, die Abstumpfung des Geistes, das chaotische Spiel von Vorstellungen und Bildern des Rausches ist dem Menschen ein Gefühl von Wollust. Er beginnt mit Wenigem, die Wiedererweckung jenes Gefühles

treibt ihn zur Wiederholung, die Abstumpfung zur Verstärkung des Mittels; es tritt die Gewohnheit des Reizes hinzu, die Seele fühlt sich unlustig, der Körper schlaff, wenn der einmal angewöhnte Reiz fehlt, die Menschen müssen danach greifen, sie fühlen sich unruhig, unwohl, die Vorstellungen richten sich auf das Mittel der Lust, sie können nicht mehr widerstehen. —

Beim Branntweinsäufer tritt nun noch der Umstand hinzu, daß er mit dem Fuselöle, das jeder Branntwein enthält, ein furchtbares, auf Gehirn und Rückenmark heftig wirkendes Gift zu sich nimmt, welches das Gliederzittern und den Säuferwahnsinn hervorruft und den Menschen völlig unvernünftig und willenlos macht. — Vermag ein gelinder Rausch fuselfreier Spirituosen, wie echte Weine, die Seele zu beleben, den Geist zu erheitern, selbst die Verstandeskräfte zu schärfen, so lange der mäßige Reiz auf die Nerven wirkt, so versetzt jeder vollständige Rausch den Geist in Finsterniß, die Seele in chaotische Bewegung ihrer ungeleiteten Triebe und macht den Menschen zu einer, tief unter dem Thiere stehenden Erscheinung, denn ein Thier berauscht sich nie. — Der Säufer ist jedesmal ein gemeiner Mensch, gemein von Gesinnung, Charakter und Leidenschaft; die öftere Wiederkehr des unterthierischen Zustandes der Lust giebt allen angeborenen und anerzogenen Begierden den vernunftberaubten, thierischen Ausdruck; schon die Unzurechnungsfähigkeit des Berauschten macht ihn der menschlichen Gesellschaft gefährlich und fremd.

Die Trunksucht ist ein Product der Erziehung, der schlechten Jugend- und Selbsterziehung, der traurigen Zustände der Gesellschaft. Jeder, der den Weg der Trunksucht betritt, thut es mit guten Scheingründen und Entschuldigungen vor

sich und der Welt. Der Eine sagt: „es thut mir gut, ich fühle mich wohler, es entspricht meiner Constitution, wenn ich etwas Spirituoses trinke," — der Andere meint: „ich trinke ja nur wenig, es war ja nur einmal oder selten, daß ich mehr trank" — aber ohne es zu wissen, trinken sie mehr und mehr, denn sie trinken so lange, bis sie das angenehme Gefühl wieder haben, das sie im Anfange hatten, ohne zu bemerken, daß die Organe still sich gegen das geringe Maß abstumpfen und mehr verlangen, um denselben Grad des Lustgefühls zu vermitteln, das schon die geringe Gabe im Anfange verursachte. So geht der mäßige Trinker unwillkürlich zur Unmäßigkeit über, er schätzt das Trinken nicht nach dem Maße, sondern nach dem Eintreten des Lustgefühls ab, und dieses erfordert eine immer gesteigerte Anreizung. Unvermerkt ist der Gewohnheitstrinker fertig, die Seele wird unlustig, wenn er aussetzt und nicht steigert. —

Es herrscht das sonderbare Vorurtheil in der Welt, daß der halbe Rausch dem Menschen nothwendig sei und man sinnt auf Surrogate des Branntweins, die nicht die giftige Wirkung des Fuselöles haben. Man ist in Norddeutschland auf das Lagerbier gefallen und etablirt auf jeder Straße einige Bierkeller. Ein berauschter Biersäufer unterscheidet sich aber vom Branntweinsäufer nur im Gange. Wenn der vom edlen Wein Berauschte aufwärts fliegend, mit muthig erhobenem Kopfe dahin schwärmt, tappt die gemästete Fettgestalt des Biersäufers mit vorgebogenem Körper und zum Boden hängenden, dummblickenden Kopfe nach niederwärts, als ob er bergab fiele, während der magere, stellenweise bläulich gedunsene Branntweinsäufer in einem ungewissen taumelnden Zickzack dahin schwankt. Wer dem Lagerbiere als Surrogat des Branntweins eifrig das Wort redet, der trete nur ein-

mal um Mitternacht vor eine Bierhöhle, wenn sie ihre Jünger ausströmen läßt. Ekel vor diesen Wesen in Menschengestalt ergreift einen Jeden, der noch etwas auf menschliche Würde hält, wenn er jene lebendigen Bierfässer, die Ansprüche auf Nächstenliebe und bürgerliche Gemeinschaft machen, mit der Plumpheit eines Elephanten daher stampfen sieht, ihre rohen thierischen Stimmen hört und Zeuge sein muß, wie sie jegliche Schamhaftigkeit verloren haben, Thieren gleich die offene Straße für ihren Stall halten und die Lust irgend einer gemeinen Leidenschaft zum Gegenstande ihres Gespräches machen. — Der geringere Alkoholgehalt des Bieres treibt zu größerer Quantität des Trinkens; ist auch bei unverfälschtem Biere nicht der Fusel des Branntweins darin, so wird dem Blute ein solches Uebermaß von Kohlenstoff aufgedrungen, daß der Athmungsact denselben nicht bewältigen und zu Kohlensäure verbrennen kann, die Kohle geht mit Wasser- und Sauerstoff in Fettbildung über, belastet die Organe, häuft sich als todter Ballast in den Gewebszellen an und macht träge; das Blut ist übermäßig venös und disponirt zu Leber- und passiven Congestionskrankheiten. — Das nennen die Leute dann *Nahrhaftigkeit* des Bieres. Es ist eine Thatsache, daß Biertrinken im Uebermaße geistesträge, stumpf, *dumm* macht. Nun kommt aber noch die durch den ungeheuren Consum allgemein gewordene *Bierverfälschung* hinzu, theils durch Branntweinzusatz, theils durch narkotische Beimischungen; es ist nichts Seltenes mehr, daß Biersäufer Delirium tremens bekommen. (Vergl. *Hauslexikon der Gesundheitslehre*, II. pag. 722.)

Man hat gegen die Trunksucht Mäßigkeitsvereine gestiftet, aber sie haben nur einen sehr beschränkten Erfolg. Das gute *Beispiel* allein, nicht das warnende Wort, hat

allein überzeugende, fortreißende Kraft, deßhalb erzielten einige reisende Mäßigkeitsapostel durch ihr offenes Beispiel manche gute Wirkung. So lange Mäßigkeitsprediger ihre Verwarnungen, die aus ihrer Agentur der Humanität in die öffentlichen Blätter gelangen, bei offenen Weinflaschen schreiben, so lange Mäßigkeitsvereine ihren Stiftungstag mit verdammenden Reden gegen Branntwein, aber beim schäumenden Champagner feiern, steht das Publikum der Schenkstuben horchend an der Thür und spottet Derer, die ihm dergleichen Genuß mit billigerem Hülfsmittel streitig machen wollen. — —

Das alte Sprichwort: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann" ist jedenfalls in spirituöser Laune erfunden und bezeichnet die Wahrheit, daß der Mensch nur zu gern bereit ist, seine Schwächen zu beschönigen. — Blicken wir auf die lange Reihe der Leidenschaften zurück, die ich in diesem Buche nach meiner Art und Beobachtung betrachtet habe, so werden wir für jegliche Leidenschaft genug Selbstbeschönigungen, Entschuldigungen, selbst Scheingründe der Vernunft hören, und die in Leidenschaften forttreibende Welt hat für jede ein Bonmot oder Sprichwort bei der Hand, das um so gedankenloser angewendet wird, je reger das Gelüst ist, dem es zum Schutze dient. —

V.

Erziehung und Diätetik der Leidenschaften.

Die meisten Leidenschaften der Menschen sind anerzogene, indem die Naturanlagen des Kindes, Temperament, Triebe

und Verstandeskräfte, nicht in harmonischer Weise herausgebildet wurden. Pädagogen, mögen es Lehrer oder die wahren und berufenen Erzieher, die Eltern sein, wissen, wie ihre vorzüglichste Sorge darin besteht, übermäßige Triebe zu mäßigen, einseitige in ein richtiges Ebenmaß zu bringen, träge, schlummernde oder zögernd zurückbleibende Anlagen zu wecken, anzuspornen und in ein natürliches Gleichgewicht mit den fortdrängenden zu setzen. In einem Kinde, worin das Ehrgefühl zurückbleibt, wird nie der Trieb des Fortkommens, der Arbeit, die Freude der That und des Lebens erwachen. Aber wie unendlich viel wird darin verfehlt und versäumt, theils aus zu großer Nachsicht elterlicher Liebe, theils aus Trägheit der Eltern, oder aus Mangel an Einsicht und aus Unkenntniß des Menschen selbst. — Schon aus letzterem Grunde wäre es wünschenswerth, wenn Eltern zum Nachdenken über sich selbst und ihre Natur durch diese Betrachtungen angeregt würden. —

Wenn man in die Familien blickt, möchte man oft die Kinder den eigenen Eltern wegnehmen und unter eine bessere Vormundschaft stellen, um sie vor dem voraussichtlichen, gewissen Verderben zu retten. Das gilt namentlich in unserer Zeit, von der man, ohne Pessimist zu sein, behaupten darf, daß die herrschende Genußsucht, der Drang, mehr zu scheinen und zu verlangen, als was man ist und darf, die Speculation, die ohne Mühe und Arbeit erwerben will, das unverholene Suchen nach erlaubten und unerlaubten Mitteln, um dem Scheine, dem Credite und Genusse zu genügen, mit einem Worte: die Unwahrheit in unzähligen Familien — eine Gesinnungslosigkeit und Frivolität heimisch gemacht hat, unter deren Einflusse die heranwachsende Generation erzogen und jegliche Leidenschaft cultivirt wird. Ich

habe einst über diesen Gegenstand in einem schon einmal citirten Zeitromane: „Das Geschlecht der Zukunft" beherzigenswerthe Worte gesprochen und lebensgetreue Zustände geschildert.

Die Elternliebe ist so nachsichtig geworden, daß sie die Fehler der Kinder kaum mehr sieht; die meisten Mütter kennen die Anlagen ihrer Kinder nicht, die meisten Väter haben keine Zeit dafür, oder überlassen sie den Hauslehrern und der Schule, die entweder kein Interesse daran haben, oder summarisch und schematisch verfahren. Manche Eltern bestrafen ihre Kinder nicht, entweder aus Liebe, Unverstand, oder aus falschem Stolze, und geschieht es dennoch einmal, so ist es auf eine Art, die den Kindern selbst lächerlich wird; manche Eltern beschönigen ihre eigenen Leidenschaften damit, daß sie blind gegen dieselben bei ihren nachahmenden Kindern sind; andere predigen stets Moral, die sie selbst nicht durch Beispiele beweisen, oder sie sittenrichten und schmeicheln gleichzeitig, oder halten, durch irgend ein böses Beispiel bei Fremden erschreckt, ihre Kinder mit unverständiger Sorge wie Gefangene, so lange sie selbst zu Hause sind, überlassen aber dieselben, wenn sie in Concert, Theater oder Gesellschaft gehen, den Dienstboten, von denen die Kinder nun um so begieriger abhorchen und ablernen, je eingeschlossener und isolirter sie gehalten wurden. Manche ängstliche Mutter glaubt ihre Kinder dadurch vor schlechten Sitten zu bewahren, daß sie sie dem Umgange anderer Altersgenossen entzieht und sie in selbstverblendender Eigenliebe für besser hält, als andere; sie fehlt aber darin, da solche Kinder gewöhnlich selbstsüchtige, stolze Wesen werden, die für Freundschaft und Mitleid selten empfänglich sind, und ihre anerzogene Einseitigkeit später mit in das Leben

übertragen. Nur im Umgange und Austausche mit Seinesgleichen in allen Altersstufen gedeiht der Mensch zu menschlichen Tugenden und zur Freude, und lernt, wenn er richtig geleitet wird, die Laster verabscheuen. Schon Cicero sagt in seinem Buche von der Freundschaft: „Derjenige nimmt die Sonne aus der Welt, der die Freundschaft aus ihr verbannt." — Das Kindesherz sehnt sich nach dieser Wohlthat wie nach Sonnenschein, und ohne angemessenen Verkehr mit Anderen wird es nie die Anlagen in sich entwickeln, die es glücklich machen können. Im Umgange wetteifern Herz und Verstand mit einander und es ist Erfahrungssache, daß ein Kind, das abgeschlossen erzogen und mehr auf sich selbst und seine aufkeimenden Gefühle hingewiesen ist, weit leichter auf heimliche Laster verfällt, und in der frohen Thätigkeit beim Spielen und Lernen erschlafft, als im Umgange, der zur Rivalität anregt und die Vorstellungen erfrischt oder vermehrt.*)

Viele Eltern und Lehrer, und es sind gewöhnlich nicht die klügsten oder in ihren eigenen Vorstellungen und Leidenschaften selber nicht die glücklichsten, lieben ihre Kinder von ganzem Herzen, wünschen ihr Bestes, aber verfallen in die verkehrtesten Behandlungsweisen. Ihre Liebe sieht auch die kleinsten Vergehen als große Verbrechen an, und ihre Züchtigung ist unverhältnißmäßig streng; die Kinder werden abgestumpft oder aus Furcht heimlich, unwahr, sich verstellend; ihre natürlichen Triebe suchen unbemerkte Um- und Auswege zum heimlichen Ziele. Mancher trauet sich allein die Geschicklichkeit der Erziehung zu, indem er selbst Egoist

*) Ich habe mich über falsche Erziehung ausführlich in meinem Buche: „Die Mutter als Erzieherin" ausgesprochen.

ist; er hat aber vielleicht nicht Zeit, seine Kinder gleichmäßig zu beschäftigen und die Arbeit zu controliren, es entsteht bei ihnen Müßiggang und Schein der Bethätigung, es regen sich die Triebe zum Vergnügen, die dann leicht zu unauslöschlichen Leidenschaften werden, abgesehen davon, daß Kinder ein sehr scharfes Auge für die Schwächen und Leidenschaften ihrer Erzieher haben, ihre eigenen danach ausbilden und dem Egoisten, dem Zornigen, dem Habsüchtigen nachahmen.

Mancher erkennt die Schwierigkeit der Erziehung und anvertrauet seine Kinder einem Hofmeister, einem möglichst als „exemplarisch" empfohlenen Manne. Hier ist das Uebel meist noch ärger. Mit Anerkennung der ehrenvollen, aber gewiß seltenen Ausnahmen ist der Typus eines sogenannten eifrigen Hauspädagogen und Hofmeisters ein ziemlich gleichartiger und nicht ohne Grund ein stereotyper Charakter in Lustspielen geworden. — Gewöhnlich sind dieselben in ihre eigenen Wissenschaften und Kenntnisse verliebt, halten sich für intellectuell und moralisch maßgebend, verfallen in Belehrungs- und Bekehrungssucht, und Rechthaberei ist ihre Autorität und Gewohnheit. Kommt noch die Speculation hinzu, durch moderne, religiöse Richtung, welche die protestantische Eroberung der Reformation an die katholische Hierarchie wieder verrathen möchte, oder durch eine loyale politische Gesinnung den Weg zur Pfarre oder Schulklasse anzubahnen, so mag es um die natürliche Entwicklung des Verstandes und Herzens ihrer Zöglinge übel stehen. Wozu Kopf und Herz derselben fähig ist, das kümmert diesen nicht, er drückt das Schema seines Systems und seiner Methode auf Beides, liebäugelt mit Schulregulativen von Oben herab gegeben, und verfährt mehr oder weniger nach dem Motto

jenes Hofmeisters im Lustspiele, der die Logik vertritt: „die Seelen aller Menschen haben gleiche Kräfte; zur Bearbeitung gleicher Kräfte gehören einerlei Mittel.“ — Wie ist der Zögling zu bedauern, der für die Schönheiten der Natur lebhaften Sinn hat, oder von Poesie und bildender Kunst freudig erregt wird, den die Naturwissenschaften fesseln, der aber gezwungen wird, Religion nach einem dogmatischen Lehrgebäude zu hören oder trockne Rechenexempel zu rechnen, dessen Witz gerügt und dessen böse Neigung bestraft wird, wenn er, von einem natürlichen Gefühle für Sonnenschein des Lebens verlockt, statt bei dem Cornelius Nepos, Cäsar oder griechischen Schulbuche, sich beim Terenz oder Phädrus ertappen läßt! Wie kann das Herz gedeihen, wenn der Erzieher die Sitten mit dem Unterrichte zusammenwirft und die Regungen der Seele schnell zu stopfen sucht, sobald sie nicht zum Unterrichte und zum Systeme passen! Es ist ein besonderes Glück, wenn junge Menschen aus der Hand des Hofmeisters lebenstüchtig in die Welt eintreten und nicht jetzt durch Leidenschaften auszugleichen streben, was ihnen früh in gemäßigteren Regungen durch Pedanterie verkümmert und eben deßwegen um so verlockender wurde. —

Das Beispiel ist für Kinder die Amme der Leidenschaften, und die Eltern sind gerade in diesem Punkte am Unvorsichtigsten; das Kind erhorcht von der Mutter das Beklatschen anderer Mütter und Kinder, es lernt vom Vater die Schadenfreude, den Stolz, die Ehrsucht, den Geiz, von der Mutter die Putzsucht und Eitelkeit, die herzlose Behandlung der Domestiken, vom Vater den Spott, den Jähzorn, die Unwahrheit aus Lebensklugheit oder Anstand. Das Schickliche wird den Kindern statt des Natürlichen, die Form statt der Wahrheit, einstudirt, aber Das, was in

einer künstlichen Lebensweise der Menschen schicklich ist, ist nicht immer gut, wahr und recht; um der Schicklichkeit zu genügen, lernt das Kind seine eigene Empfindung und Ansicht vom Wahren nur zu oft verleugnen. — Vor allen Dingen ist es für Herz und Kopf eines Kindes gefährlich, wenn es Spöttereien über Personen, über Gegenstände, die, seines Wissens nach, anderen Menschen theuer und ehrbar sind, hören muß; für nichts hat das Kind größeren Nachahmungstrieb, als Spott und dieser verdunkelt jedesmal den Blick in die eigenen Fehler und Unvollkommenheiten und in das Gute anderer Menschen. — Noch schlimmer ist es, wenn, wie man so häufig beobachtet, Eltern, Erzieher oder Erwachsene sich über Spott, Witz und Unarten der Kinder freuen, darin besondere Zeichen von Verstand, Muth oder vielversprechender Kraft erkennen, wenn man den Muthwillen belacht, womit ein Knabe einen Hund auf einen Bettler hetzt, die Koketterie wohlgefällig ansieht, die ein junges Mädchen vermeintlich unbeachtet vor dem Spiegel oder den Augen eines Knaben übt, dessen Neigungen und Vorstellungen den Jahren vorausgeeilt sind, wenn Mütter, welche die Zeit nicht abwarten können, daß sie, der Tochter wegen, die Schmeichelei der Anbeter empfangen, oder den jungen Herrn zum Manne reifen sehen, sich beeilen, das zwölfjährige Mädchen zum Fräulein zu machen, es danach kleiden, für die Gesellschaft einschulen und ihm so zu sagen „Form" geben, oder sich an dem vierzehnjährigen Knaben ergötzen, wenn er das Bier wie ein Studentensenior trinken, eine Cigarre rauchen, ein junges Mädchen schamroth machen kann oder auch schon ein Liebesgedicht an eine Mitconfirmandin in den Briefkasten zu stecken wagt, über dessen Zurücksendung seitens der Eltern der Empfängerin, falls diese

nicht selbst eine überspannte Mutter hat, der Absender und dessen Eltern lachen und letztere in der Handlung nur das Zeichen eines muthigen, vielverheißenden, für das Leben fertigen Mannes erblicken. —

Die Leidenschaften der Menschen wachsen *langsam* und *unmerklich* und überraschen oft, wie die über Nacht aufgeschossene Pflanze, von der man gestern nichts ahnte, durch ihren *plötzlichen Durchbruch*. Oft liegen die Quellen, die zusammenfließen und den Strom bilden, sehr versteckt und weit auseinander; es folgen in Bewegung gesetzte Begierden ebenso der vorwaltenden Neigung, wie Gewässer, die sich in der Niederung sammeln und hier nicht wieder zum Rückflusse zu bringen sind, während es ein Leichtes gewesen wäre, die Quellen abzuleiten. Der Knabe, der mit Lust Vogelnester zerstört, sich an der Angst der Thiere weidet, der Insekten spießt und sich an ihrem möglichst langen Zappeln erfreuet, der seinem Spielkameraden einen Schaden zufügt und ihn darüber auslacht, wird, wenn er darin nicht gehemmt und auf eine andere Empfindung geleitet wird, die Lust am Grausamen in sich ausbilden, es werden ihm die sanfteren Regungen des Mitleides und der Theilnahme am Schicksale anderer Menschen fremd bleiben, aber Leidenschaften erstehen, die von weiteren und mannichfacheren Vorstellungen gestachelt, sich als Schadenfreude, Rachsucht, Zorn und als solche kund geben, die der Liebe und reinen Seelenfreude entgegengesetzt sind. Aus den Leidenschaften eines Menschen kann man immer auf seine Jugend und Erziehung schließen. Oft ist es nur der unbeschränkte, wild aufgewachsene Trieb zum Vergnügen, der nicht den pädagogischen Führer fand, welcher ihn die Lust am Guten und Schlechten zu unterscheiden lehrte, aus dem die Leidenschaft für die

eine oder andere Luft erwuchs; es kann die Luft des Kindes oft eine erlaubte und unverfängliche sein; sie wurde deßhalb von unverständigen Erziehern nicht gehemmt, nicht gemäßigt, und sie wird später zur Leidenschaft, wenn das Leben nicht die versäumte Erziehung übernahm. Es ist darum wichtig, auch das erlaubte, einseitige Vergnügen eines Kindes zu beschränken, um es nicht aus der Harmonie mit den anderen Neigungen der Seele herausdrängen zu lassen, welche sich, zum Glücke des Daseins, das verständige Gleichgewicht halten müssen. Je nach der ersten häuslichen Erziehung benimmt sich der Mensch, wenn er sich später zum ersten Male selbst überlassen ist. Das kann man recht augenfällig an den Söhnen sehen, die aus der Haus- und Schulsphäre plötzlich in die akademische Freiheit treten, an den jungen Töchtern, die durch moderne, frühzeitige Verlobung und Heirath eine plötzliche Selbstständigkeit erhalten; hier bricht dann als Leidenschaft offen heraus, was seither stiller, scheuer oder innerlicher gepflegt wurde, eine Leidenschaft reißt die andere mit fort, und wie der herrschende Wind die Bäume und Kornhalme einer Gegend nach der Seite drängt, wohin er wehet, so neigt sich das ganze Seelenfeld mit seinen reifen und sprossenden Anlagen und Trieben in den Strom der Leidenschaft.

Schlechte Eltern haben bisweilen gute Kinder, liederliche Mütter ehrbare Töchter, Säufer nüchterne Söhne; — hier aber hat das abschreckende Beispiel und das Vorbild besserer Menschen den erziehenden Einfluß geübt, es haben frühe Vorstellungen, durch Warnung und Anschauung hervorgerufen, die Nachahmung eingeschüchtert, das Gefühl der Unlust erweckt und damit die Triebe nach dem Gegentheile hingelenkt. In der Kindesseele liegen die Samenkörner des Guten und

Bösen durch einander ausgestreut; die guten zum Aufgehen zu bringen, die bösen zu ersticken, ist die schwierige Aufgabe der Erziehung, die aber meistens Denjenigen anheimfällt, welche das Menschenherz nicht kennen; aber diese Erkenntniß wird nicht beiläufig erworben, es genügt nicht, zu lieben, zu strafen und zu hüten; wer erziehen will, muß sich selbst kennen und das Menschenherz verstehen. Das Beispiel ist lebendig, das Wort todt. — Auf die Verstandeskräfte wirkt die Schule, auf das Herz soll die Familie wirken. —

Ebenso unbemerkt und unbegreiflich, wie es geschieht, daß auf einem reinen sorgsam vorbereiteten Felde eine gute Saat nicht aufgeht und das Unkraut überall aufwuchert, ebenso unmerklich und über unsere Einsicht hinaus, keimen oft im Kindesherzen die Samen des Bösen, und das gute Korn bleibt zurück; wo sind die Ursachen, die jene in das Keimen riefen, ihr schnelles Wachsen begünstigten? Sie können sehr unmerklich, scheinbar weitliegend, schnell vorübergehend und zufällig sein, sie können aber auch in der verborgenen Eigenschaft des Bodens, im Klima, in Wärme und Kälte, Regen und Sonnenschein des Lebens liegen. Ja, das Klima des Familienlebens ist es namentlich, was die gemischten Keime des kindlichen Herzens fördert oder erstickt; das Klima des Hauses, die erste Welt des Menschen, kann durch Beständigkeit, Wechsel, Sonnenschein der Liebe, Gewölk der Sorge, Wärme des Gemüths, Kälte des Herzens, Sturm der Gefühle und Frieden im Leben aus ebenso vielen alltäglichen Ursachen, wie das Jahr, das Blüthen treibt, und ein anderes, das keine Frucht ansetzt, die Keime der Kindesseele treiben oder ruhen lassen, Weizen oder Unkraut fördern. Aber wie ein Feld gedüngt wird, so treibt es auch. Die Nahrung der Kinder ist hier nicht

unbeachtet zu lassen; feine, auserwählte, gewürzhafte Nahrung, wie sie in bemittelten Familien der Luxus bereitet, und womit viele Kinder groß genährt werden, geben dem Körper eine größere Empfindlichkeit und wo das Organ reizbar ist, ist es auch die Seele; solche Kinder werden launisch, heftig in ihren Begierden, in späteren Jahren als Männer sanguinisch, als Weiber leicht melancholisch, sentimentale Schwächlinge; mit Medicin viel behandelte und durch Nachsicht, Mitleid und Schonung verweichlichte Kinder werden, wenn sie sich erholen und alt werden, gewöhnlich leidenschaftliche Menschen. Eine zu verfeinerte, reizbare Nahrung hat eine gleiche Wirkung; sie macht erregbare Nerven, diese steigern Empfinden und Streben und damit Triebe und Begierden. Die Nahrungsweise giebt dem Auge des Kenners oft die Erklärung vom Gemüthstypus einer ganzen Familie. Bemühen wir uns aber auch, die einzelnen Gründe zu suchen, welche in der Seele des Kindes diese oder jene Leidenschaft vorbereiten, wir werden dennoch vor einem Gebiete stehen bleiben, das ebenso wenig durchblickt werden kann, wie die Vorgänge, die in einem Samenkorn den ersten Impuls zum Aufkeimen geben und von denen wir, trotz Mikroskop und Physiologie, doch nur die Wirkungen sehen. Woher kommt es, daß ein kleines Kind, welches mit Sorgfalt behütet wurde, plötzlich Eigensinn und Trotz zeigt? Welcher Einfluß rief diesen Samen zum Keimen und Aufschießen über Nacht? Die Nichtbeantwortung dieser Frage dürfte Eltern ermahnen, wenn sie erziehen wollen, auch das Gemüth des Menschen zu erforschen.

Um die ängstliche Ungewißheit über das künftige Geschick der Kinder zu einer einigermaßen gewisseren Aussicht zu führen, müssen Eltern besonders auf zwei Dinge aufmerksam

sein, zuerst auf das, was aus ihrer eigenen Denk- und Handlungsweise in die Kinder überging, und dann auf die Art, wie sich dieselben unter ihren Gespielen betragen; ersteres ist schwierig und wird deßhalb vielfach unbeachtet gelassen, letzteres aber läßt viele Fünkchen erkennen, die, wenn auch nicht so ausgeprägt, wie im jungen Cyrus, doch immer Licht in die dunkle Zukunft werfen, und einst zu Flammen werden, wenn das Leben hineinbläst. Bei jeglicher Erziehung müssen die mehr scheinbaren als wirklichen Gegensätze im aufwachsenden Menschen ausgeglichen und versöhnt werden; wer da vertilgen oder tödten will, ist Verderber, und greift in die Pläne der Natur und Vorsehung ein. Die Natur läßt sich nicht wandeln und der Schöpfer hat niemals Unnatur geschaffen. Man soll mit ausharrender Geduld jedes edle Feuer anfachen, alle Anstöße als Wecker der noch schlummernden Anlagen benutzen und alle zu rechter Zeit anwenden; dann wird allmählig die Begierde nach dem Schlechten sich schämen, die Leidenschaft sich schwächen, und der Trieb zum Guten immer mehr und um so freiwilliger hervorbrechen, je harmonischer die Seelenstimmung ist, aus der er kommt. — Mißverstandene Mutterliebe, welche in derselben Stunde züchtigt und schmeichelt, Ruthe und süße Leckerbissen bereit hält, wird nur Leidenschaften erziehen.

Ich habe bisher von der Erziehung der Leidenschaften im Kindesalter gesprochen; unzählige Menschen erziehen sich aber ihre Triebe und Begierden, die ihnen Lust erregen, selbst als Erwachsene, mit vollem Bewußtsein, je nach Temperament und Verstand. Was sie für diese Erziehung der Leidenschaften aus der Jugend mitgebracht und den Eltern zu danken haben, ist allerdings oft unverkennbar,

aber Mancher trat mit gemäßigten Trieben in die Selbstständigkeit hinein, wurde aber später ein den Leidenschaften fröhnender und ihnen erliegender Mensch. Hier war das Leben selbst das Klima, worin er die Triebe seiner Lust zum Wachsen treiben ließ, anfangs unmerklich, allmählig absichtlicher. Ein Gegenstand erregt ihm Lust, er sucht ihn; er will die Lust erneuern, er sucht den Gegenstand von Neuem, die Vorstellungen richten sich dahin; er folgt ihnen vielleicht anfänglich mit dem Verstande, sagt sich, daß er das Spiel, den Wein, das Weib nur mäßig genießen wolle, beschönigt sein Uebermaß, in das ihn der Rausch des Genusses fortreißt, mit der Entschuldigung, daß es nur einmal geschehen, daß diese Lust ja an sich nichts Unerlaubtes, ein natürliches Verlangen und damit ein Recht der Seele sei — der verdunkelte Verstand beugt sich unter den Trieb und dient ihm durch Scheingründe und Reflexion so lange, bis er nicht mehr gefragt wird; der Trieb fühlt sich frei von jeder Vormundschaft, die Begier wächst, die Organe lechzen nach dem gewohnten Reize, gegen dessen mildere Grade sie bald abgestumpft sind, der Trieb wird zum treibenden Dämon, der alle anderen Neigungen und alle Vorstellungen beherrscht, fortreißt — es giebt nur eine Lust noch, die der Leidenschaft; — der Spieler, der Trinker, der Wollüstling, der Geizige ist fertig. —

So wie hier mit diesen grelleren Beispielen geht es mit allen Leidenschaften; sie beginnen allmählig, es begleitet sie oft Reflexion, es folgt ihnen oft Reue, aber sie stimmen mehr und mehr alle Seelenkräfte zum Akkorde mit ihrem vorklingenden Grundtone um, und dann ist es schwer, einen neuen, mit dem Kammertone der Vernunft harmonirenden Akkord wiederherzustellen. Es ergeht der Seele wie einem

falschgestimmten Instrumente, auf dem lange und heftig gespielt wurde, es nimmt nie eine reine Stimmung wieder an. —

Wenn der Jähzornige seine ersten Ausbrüche, die vielleicht kaum auffallend und besonders ausgeprägt sein mögen, nicht bald unterdrückt und nicht deren Wiederkehr verhindert, so wird er jedesmal heftiger und die Ursache seines Jähzorns immer geringer; er geräth, ohne sich in der Gewalt zu haben und es eigentlich zu wissen, über Unbedeutendes, was ihn früher gleichgültig ließ, in jähzornige Aufwallung und sein Verstand verliert die Beurtheilung des richtigen Verhältnisses zwischen Ursache und Affekt, Object und Reaction, indem das Geringfügigste heftig und unangemessen reizt und dem entsprechende Gegenstrebung bewirkt. — Die Leidenschaft des Trunkes, um nur die gemeinste der Leidenschaften zu nennen, beginnt ganz unmerklich; so lange der Verstand nicht verdunkelt wird, warnt er; so lange das Gefühl unserer geistigen und moralischen Persönlichkeit, das Verhältniß unseres Thuns und unseres Wohlseins, in höherer Steigerung das Gewissen, nicht abgestumpft ist, erfüllt es den Menschen mit Befangenheit, Beschämung oder Reue. Die einmal erwachte, durch Wiederholung immer durstiger gewordene Begierde reizt die Vorstellungen und schmeichelt dem Verstande, sie zu beschönigen; — der angehende Trinker spricht: „einmal schadet nicht, es thut meiner Gesundheit gut, es war nur Ausnahme und gelegentliche Anreizung, daß ich zwei, drei Glas trank — ꝛc.“ Er wird später mehr Gläser ebenfalls zu entschuldigen wissen, bis der Dämon der Leidenschaft ihn rettungslos packt und Gewissen und Verstand berauscht.

Alle Leidenschaften und Laster werden anerzogen, und wohl dem Menschen, der bei dem ersten Schritte umkehrt,

denn der zweite und dritte kosten schon große Ueberwindung zur Umkehr und sind oft unmöglich; diese Erfahrung, die wir an uns und Anderen täglich machen können, ist wohl geeignet, uns in aufmerksamer Selbstbewachung zu erhalten und zu unterscheiden, was die Begierde, die Schlange der Sinnlichkeit, in uns flüstert, oder was Vernunft und Gewissen, oft das Gefühl der Unlust erweckend, während wir doch Lust suchen, dem Herzen zuredet.

Es giebt Leidenschaften ziemlich unschuldiger Art, die, da sie den Trieb in ruhigerem Strome zum Genusse der Lust treiben und nicht zu Affekten erregen, Gewohnheiten genannt werden, für die man viele Vertheidigungsgründe jederzeit bereit hat. Nennen wir als Beispiel das Tabakrauchen, Schnupfen, die Kaffeesucht, den Hang zu süßen Näschereien. Wenn auch die Gewohnheit die Schädlichkeit des Genusses auf Körper und Geist in manchen Fällen abzustumpfen vermag, wie beim Tabak, so giebt es doch Umstände, unter deren Eintreffen die Gewohnheit offenbar die Gesundheit ruinirt; der leidenschaftliche Tabaksraucher leidet an geschwächter Magenverdauung gleich dem Süßigkeitsnäscher, der Kaffeesüchtige erzeugt bei sitzender Lebensweise, durch Hemmung des Stoffwechsels, eine Blutüberfüllung der Leber, des Unterleibsgefäßsystems, und in deren Folge Hypochondrie, Hysterie und das Gefühl der Unlust. Vermag aber dieses Gefühl der Unbehaglichkeit seine Gewohnheit zu schwächen? Erklärt er sich seine körperlichen und seelischen Verstimmungen nicht mit einem gewissen Eifer und oft schlauen Verstande aus ganz anderen Ursachen? Regt sich, wenn er sich vornimmt, seine Gewohnheit zu unterlassen, nicht das Bedürfniß mit gesteigerter Begier, verdunkelt diese nicht Verstand und vernünftige Vorstellungen, selbst den

mächtigen Trieb der Selbsterhaltung, drängt sie ihn nicht mit unruhiger Hast und despotischer Gewalt, trotz aller Gegenvorstellungen, wieder nach der Pfeife, der Tabaksdose, der Kaffeetasse, der Zuckerbäckerei zu greifen? — Wird der Opiumraucher abgehalten, obgleich er sich nach dem Rausche elend und krank wie ein vergifteter Sterbender fühlt, den Genuß zum anderen Male zu suchen? Ist die Gewohnheit hier nicht Leidenschaft, die alle anderen Gefühle und Vorstellungen in Mitleidenschaft zieht, den ganzen Menschen passiv unter die eine Begier, die Lockung der einen Lust zwingt? Jede Gewohnheit aber ist anerzogen und in ihr hüllt sich die Leidenschaft nur zu oft in ein anständigeres Gewand ein. Wer aber Knecht einer unbezwinglichen Gewohnheit ist, zeigt sich auch selten als Herr über andere, aufgeregtere Leidenschaften, es ergeht ihm, wie dem Herrn, der über verschiedene Diener gebieten will, aber eines Dieners oder einer Dienerin Sklav ist; ihm gehorchen auch die anderen nicht mehr unbedingt. —

Ich lasse diesen Betrachtungen eine praktische Diätetik der Leidenschaften folgen, als Regeln der Erfahrung, welche dem Verständniß des Seelenlebens, wie ich es in diesem Buche volksthümlich zu machen bemüht war, auch theoretisch entsprechen.

1) Man stärke den freien, vernünftigen Willen. Nur Dasjenige, welches von unserer Willensfreiheit abhängt, kann uns von der Vernunft zur Pflicht gemacht werden, aber zur Erfüllung derselben kommt es darauf an, daß unsere Willkür den Vorsatz und Grundsatz habe, das Gesetz seiner selbst willen zu befolgen, worin allein das moralisch Gute sein Wesen hat, und daß unser Wille kräftig genug ist, den Vorsatz, auch gegen widerstrebende

Antriebe, zur Ausführung zu bringen. Dies letztere ist zur Pflichterfüllung in Bezug auf die Leidenschaften von besonderer Wichtigkeit, da jene die stärksten Triebfedern in unserer Seelennatur sind. Wer daher ernstlich gewillt ist, Herr über seine Leidenschaften zu sein und zu bleiben, und sie nach Vernunftgesetzen zu leiten, der übe und erhalte sich die Stärke seines freiens Willens; er wende Alles an, was ihn zur Selbstständigkeit zu erwecken und zu beleben und zu befähigen vermag, aus eigener Freiheit Handlungen zu beschließen und sich nicht von Anderen maschinenmäßig bestimmen und leiten zu lassen; er wache und strebe, daß er die einmal gefaßten, von der Vernunft gebilligten Entschlüsse seiner Willkür auch zur Ausführung bringe und nicht aufgebe, falls Schwierigkeiten oder die Aufmerksamkeit vom Entschlusse ablenkende Umstände eintreten sollten; er strenge sich an, diejenigen vernünftigen Entschlüsse zur That zu machen, deren Ausführung sich Neigungen oder sinnliche Triebe entgegenstellen, und versage sich selbst bisweilen erlaubte und unschädliche Begierden standhaft, um die Kraft des freien Willens zu üben und dadurch zu verstärken.

2) Man halte alle Leidenschaften in Mäßigung. — Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob es Pflicht sei, daß der Mensch alle seine Leidenschaften austilgen solle, und es fiel darauf die Antwort ebenso oft bejahend wie verneinend aus. Halten wir uns an die Natur der Seele, so haben wir die sogenannten unschuldigen von den bösen Leidenschaften zu unterscheiden und unter letzteren diejenigen zu begreifen, welche die Vernunft nicht billigt, oder welche ihrem Wesen nach Etwas verabscheuen, was die Vernunft für gut anerkennt. Ein sinnliches Begehren kann eine leidenschaftliche Stärke erreichen, aber der Gegenstand des

Begehrens etwas Gutes sein, und es wäre vernunftwidrig, diese als unschuldig bezeichnete Leidenschaft gänzlich unterdrücken zu sollen. Der Mensch soll seine bösen Leidenschaften austilgen und es wird ihm gelingen, wenn er bemüht ist, alle Leidenschaften auf das rechte Maß zu bringen, indem er damit die Bösen völlig tilgt, die unschuldigen aber niemals zu dem Grade anwachsen läßt, daß sie die Vernunft beherrschen und ihn wider Willen zu Handlungen treiben. Der Mensch bestrebe sich, alle unschuldigen Leidenschaften in ein richtiges Verhältniß zu ihren Gegenständen zu setzen, das heißt, daß die begehrenden Leidenschaften in demselben Grade stärker oder schwächer sich verhalten, in welchem die Objecte mehr oder weniger gut sind, und daß die verabscheuenden Leidenschaften ein gleiches dem Gegenstande angemessenes Verhältniß innehalten. Es ist vernunftwidrig, wenn ein kleineres Gut stärker als ein größeres begehrt, ein größeres Uebel weniger als ein geringeres verabscheut wird. Das richtige Verhältniß wird aber hergestellt, wenn man diejenigen Leidenschaften schwächt, welche im Verhältnisse zu anderen zu stark sind, oder die schwächeren verhältnißmäßig stärkt, so weit sie der Vernunft untergeordnet bleiben. Wenn der Mensch in dieser Weise seine Leidenschaften mäßigt, so hören sie freilich auf, im eigentlichen Sinne Leidenschaften zu sein, aber man kann sie immer noch vom seelendiätetischen Standpunkte als solche betrachten, falls die ihnen zu Grunde liegenden Begierden einen höheren Grad von Lebhaftigkeit äußern. Wer seine Leidenschaften mäßigt, wird folgerecht die vernunftwidrigen ausrotten, die anderen aber nicht über die vernünftige Leitung hinauswachsen lassen, aber das genügt noch nicht vollends, denn wer sorgsam über seine Leidenschaften wacht, handelt darum

nicht immer sittlich gut; er kann ersteres aus Klugheit thun, weil er Ehre oder Nutzen davon erwartet; das Sittlichkeitsgesetz verlangt, daß das praktische Vernunftgebot nicht allein erfüllt, sondern aus keinem anderen Grunde als weil es vernünftig ist, verwirklicht werde; es gehört deßhalb zur Mäßigung der Leidenschaften, wenn sie wirklich ihren sittlichen Zweck erreichen soll, daß dieselbe aus Vernunft- und Sittlichkeitsgründen geschehe. — Wenn der Mensch eine Leidenschaft dadurch unterdrücken oder mäßigen will, daß er ihrer Befriedigung Hindernisse entgegenstellt, so müssen diese unüberwindlich an sich sein, oder doch als solche erscheinen; ist das nicht der Fall, so wird leicht die Vorstellung des Hindernisses das Gegentheil von Dem bewirken, was beabsichtigt war, und die Leidenschaft noch mehr entzünden. Ein Spieler z. B. gelobt feierlichst, nicht wieder zu spielen und will, um sich gegen die Befriedigung der Leidenschaft zu stählen, an den Spieltisch als Zuschauer treten, aber er bricht sein Gelübde um so eher, und kehrt mit verstärkter Begierde an den grünen Tisch zurück, weil die Leidenschaft in ihm den Verstand anspornte, scheinbare Gründe gegen das Gelübde zu suchen; das selbstgewählte Hinderniß war nicht unüberwindlich und feuerte deßhalb zur Ueberwindung an.

3) Man soll Vernunft und Verstand fähig und stark machen, um der Leidenschaft Herr zu bleiben; das geschieht, indem man das praktische Vernunftgesetz fleißig übt und sich an die Stimme desselben gewöhnt, sowie sich bestrebt, in Fassung zu bleiben, d. h. das Gesetz der Mäßigung durch Geistesgegenwart schnell vergegenwärtigen und der üblen Folgen vorstellig werden zu können, die eine, selbst unschuldige Leidenschaft in ihrem Uebermaße

haben muß; ferner indem man das Object der Leidenschaft und den Genuß, wonach dieselbe trachtet, klar und deutlich denkt, alle Täuschung und Vorspiegelung aufklärt und dann die Aufmerksamkeit des Geistes anderen edleren Objecten und Beschäftigungen zuwendet.

4) Man soll die Phantasie in seiner Gewalt behalten lernen, d. h. sie willkürlich auf gewisse Vorstellungen lenken oder von ihnen abziehen können; je mehr dies möglich ist, desto sicherer und vollständiger wird der Mensch die Mäßigung seiner Leidenschaften, auf deren Erweckung und Steigerung die Einbildungskraft einen so großen Einfluß hat, zu erreichen im Stande sein. Hierzu bedarf es ebenfalls der Uebung der Phantasie, indem man, wenn eine Begierde leidenschaftlich zu werden droht, sich bestrebt, die Vorstellungen der Phantasie auf andere Gegenstände zu richten, insbesondere solche, welche die Seele umstimmen und diejenige Stimmung verdrängen, aus der das zur Leidenschaft anschwellende Begehren entsprang. Fühlen wir z. B. in uns die Begierde aufsteigen, unserem Beleidiger ein Uebel zuzufügen und droht dieselbe, leidenschaftlich zu werden, so vergegenwärtige man sich in der Phantasie Beispiele und Scenen von Handlungen der Selbstüberwindung, des großmüthigen Verzeihens. Ein sinnliches Begehren wird sehr oft dadurch leidenschaftlich, daß die Phantasie sich den künftigen Genuß mit reizenden Farben ausmalt, welchen man von der Befriedigung erwartet. Die Anstrengung der Phantasiebeherrschung wird um so größer, als eine vorhandene Leidenschaft eine phantastische ist, und sich durch Phantasiespiel zu verstärken strebt.

5) Man soll seine Sinne beherrschen lernen. Wenn die Sinne durch lebhafte Empfindungen beschäftigt

werden, welche mit der vorhandenen Leidenschaft nicht zusammenhängen, so können sie dadurch diejenigen Vorstellungen, die der Leidenschaft zu Grunde liegen, ganz oder theilweise verdunkeln, damit auch die Leidenschaft selbst schwächen oder unterdrücken, wenigstens so lange, als die Verdunklung jener Vorstellungen dauert; eine öftere Wiederholung dieser ablenkenden Sinnesbeschäftigung wird aber allmählig die Leidenschaft mäßigen, wie es die Zerstreuung der Sinneseindrücke durch Reisen, Gesellschaft, Beruf ꝛc. vermag. Man erhalte sich deßhalb auch die Sinne gesund, empfänglich und scharf, damit sie lebhafter und klarer Empfindungen fähig bleiben. Je heftiger eine Leidenschaft ist, desto mehr muß man die Sinne nicht nur auf andere Gegenstände, sondern speciell auf solche richten, durch welche das Gemüth in eine Stimmung geführt wird, welche derjenigen entgegengesetzt ist, aus welcher die Leidenschaft hervorgeht. Je mehr der Mensch ein zur Leidenschaft geneigtes Temperament besitzt, desto mehr muß er sich bemühen, Willenseinfluß auf dasselbe zu gewinnen und sich in einen ruhigeren Zustand des seelischen Gleichgewichts zu versetzen. Der Mensch entschuldigt gern den Ausbruch seiner Leidenschaft und die daraus hervorgehenden sittlichen Vergehen mit seinem Temperamente und beruft sich auf dessen aufwallende Natur; aber wenn es nicht einmal in der directen Macht des Willens stände, was aber doch der Fall ist, leidenschaftliche, durch das Temperament angeregte Handlungen zu verhindern, so würde es wenigstens mittelbar vom Willen abhängen, dieselben zu verhüten, und es hat eine derartige Entschuldigung leidenschaftlicher Uebereilungen gar keine Berechtigung. Heiterkeit des Gemüthes ist ein Zustand, der den inneren Sinn durch das leichte Spiel angenehmer Empfindungen belebt und

vor niederschlagenden oder verfinsternden Empfindungen bewahrt, das Wohlwollen und damit die Pflichten gegen Andere, damit aber auch die Mäßigung der Leidenschaften erleichtert und fördert; das im Zustande der Heiterkeit in der Seele wohnende und sich über den ganzen inneren Menschen verbreitende erhöhte Daseinsgefühl erhöht den Muth, und dieser belebt die Thätigkeiten, welche zur Mäßigung der Leidenschaften nöthig sind, begünstigt den glücklichen Erfolg der Kraftanstrengung und erleichtert die Opfer, welche dem Zwecke dargebracht werden müssen.

6) Man soll das sinnliche Begehrungsvermögen unter die Herrschaft des vernünftigen Willens gewöhnen. Das geschieht, indem man sich oft anstrengt, sinnliche Begierden und Verabscheuungen zu zügeln und ihnen die Befriedigung zu versagen, selbst, der Uebung wegen, wenn dieselben an sich erlaubt oder unschädlich wären. Wollte man seine Selbstbeherrschung noch weiter üben und absichtlich sinnliche Begierden und Verabscheuungen erwecken, um sie zu bekämpfen, so dürfen sie nur auf Dinge gerichtet sein, welche an sich nicht vernunftwidrig sind, und es muß das Selbstvertrauen vorhanden sein, daß man der Versuchung widerstehen könne. Wer ein reizbares oder zu Ausschweifungen geneigtes sinnliches Begehrungsvermögen überhaupt besitzt, hat sich zu hüten, dasselbe ohne Noth aufzuregen. Es wird das sinnliche Begehrungsvermögen durch Vergnügen und Mißvergnügen bestimmt; um deßhalb die Begierden und Verabscheuungen und deren Leidenschaften auf ein richtiges proportionales Verhältniß zu den Gegenständen selbst zu bringen, wie es das Gesetz der Mäßigung erfordert, soll man sich bemühen, von Allem, was gut ist, die angenehme, und von Allem, was böse ist, die unange-

nehme Seite aufzusuchen und sich gewöhnen, klare und lebhafte Vorstellungen davon zu erlangen. Da aber die sinnlichen Neigungen und Triebe im sinnlichen Begehrungsvermögen wurzeln und ihr endliches Ziel immer Lustgefühl, Vergnügen, ist, so sind auch diese in angemessener Grenze und Leitung zu halten, denn sie regen das Begehren und Verabscheuen zur Leidenschaft an. Um das Entstehen und fernere Wachsthum derselben zu verhindern, ist es zweckmäßig und oft unentbehrlich, daß das sinnliche Begehrungsvermögen durch anderweitige Gegenstände beschäftigt und dadurch von einem Gegenstande der vorherrschenden Neigung oder Begierde abgelenkt werde; es ist oft schwierig, Objecte zu finden, welche genug Interesse hätten, um das sinnliche Begehrungsvermögen von seinem leidenschaftlich erfaßten Gegenstande abzulenken; doch erscheinen für den Anfang, bis man allmählig andere wählen kann, diejenigen am Tauglichsten, deren Interesse von der Leidenschaft selbst abgeleitet worden ist, die also, der Leidenschaft wegen, Interesse haben. Die sinnlichen Begierden eines Ehrsüchtigen z. B. werden am Leichtesten auf Objecte und Unternehmungen hingelenkt, welche Vermehrung des Vermögens versprechen, insofern er dies zur Befriedigung seiner Ehrsucht bedarf; hierdurch aber vermag sein Begehren so beschäftigt zu werden, daß die Wallungen der Ehrsucht einstweilen zur Ruhe kommen. Wie der Arzt bisweilen eine Krankheit heilt, indem er eine andere erregt, so ist es auch oft ein seelendiätetisches Mittel, eine Leidenschaft dadurch zu schwächen oder zu unterdrücken, daß eine andere Leidenschaft erweckt wird, die aber allemal unschuldiger und gefahrloser sein muß, als die zu verdrängende. So heilte man einen Spieler, indem man ihn in einen leidenschaftlichen Jäger zu wandeln verstand; so,

um in die antike Poesie zurückzugreifen, bezähmte Thetis die Rachsucht, die ihren Sohn Achilles in blinder Wuth gegen Hector's Leichnam entflammte, indem sie in seinem Herzen Liebe erweckte. —

7) Man erhalte und stärke die Gesundheit des Körpers. Die Gemeinschaft der seelischen und körperlichen Zustände und ihrer Wechselwirkung ist in diesem Buche nachgewiesen worden; die Gesundheit des Körpers macht auch die Seele fähiger, ihre normalen Kräfte zu bethätigen und den Leidenschaften geistige Anstrengungen entgegen zu setzen; das Gefühl körperlicher Gesundheit erzeugt Frohsinn und Heiterkeit des Gemüthes, die den wohlthätigsten Einfluß auf die Bekämpfung der Leidenschaften ausübt, wie wir im täglichen Leben beobachten, daß kränkliche und dadurch übelgelaunte Menschen weit schwerer Herr über ihre Leidenschaften werden, als Diejenigen, welche das frohe Gefühl der Gesundheit zu Anstrengungen und muthigen Unternehmungen aufgelegt macht. Manche Leidenschaften liegen in Körperstimmungen; so ist der leidenschaftliche Hang zur Trägheit oft von der Diät und Verdauung, dem „plenus venter" oder von Blutarmuth abhängig und wird mit der körperlichen Verbesserung gemäßigt oder beseitigt. Es ist früher schon die Rede davon gewesen, daß eine Leidenschaft gemäßigt wird, wenn man deren natürliche körperliche Ausdrücke, die Geberde derselben, beschränkt.

Ich schließe hiermit meine Diätetik der Seele und die daran geknüpften Betrachtungen über die menschlichen Gefühle und Leidenschaften. Mögen sie den Leser angeregt

haben, sich selbst zu beobachten, sich selbst kennen zu lernen; ob ich wahr gesprochen und richtig in das Menschenherz geblickt habe, wird mir am Sichersten und Zuverlässigsten derjenige Leser beantworten können, welcher ohne Selbstbeschönigung aufrichtig sein Herz prüfte und an Anderen wahrnahm, was er in sich selbst nicht fand. —

Alphabetisches Sachregister.

A.

Abgunst 475.
Abneigung 26, 308.
Abscheu, im Allgemeinen 26.
Achtung 261.
Aerger 374.
Affect 10, 174, 422.
— u. Leidenschaft, Unterschied 174.
Ahnung 352.
Andächtelei 510.
Anerkennungsgefühl 260.
Anmuth 302.
Antipathie 5.
Arbeit 408.
Argwohn 513.
Aufgeblasenheit 436.
Aufgelegtsein 4, 142.

B.

Barbarismus 333.
Barmherzigkeit 333.
Barmherzigkeitssucht 336.
Bauerntemperament 75.
Bedürfnißdrang des Gefühlswechsels 156.
Befreundung 319.
Begehren und Gefühl 220.
Begehrungsvermögen 220.
Begeisterung 200.
Begeisterung, leidenschaftliche 427.
Begierden im Allgemeinen 23.
Benehmen, leutseliges 455.
Beschäftigungstrieb 405.
Besitzgefühl 385.
Besorgniß 357.
Betriebsamkeit 386.
Betrübniß 357.
Betrug 508.
Bewunderung 259.
Billigkeitsgefühl 261.
Blasirtheit 410, 540.
Bötier 75.
Boshaftigkeit 486.

C.

Charakter 87, 224.
Choleriker 72.
Crispinismus, moderner 337.

D.

Daseinsgefühl des Wohlseins 157.
Demuth 439.
— falsche 454.
Diätetik der Gefühle 228.
— — Leidenschaften 554, 569.
— — Liebe 310.
Dünkel 438.
Duell 473.

E.

Ehe 293.
Ehrbegierde 445.
Ehrgefühl 272.
Ehrgeiz 445.
Ehrliebe 445.
Ehrsucht 445.
Eifer, leidenschaftlicher 426.
Eifersucht 517.
— der Altjungfern 529.
— — Nationen 530.
— — Thiere 58.
Eigendünkel 438.
Eigennutz 386.
Eigenthumsgefühl 385.
Eingebildetsein 436.
Einsamkeit 412.
Eitelkeit 273, 446.
Ekel vor sich selbst 414.
Elegisches Gefühl 219.
Elegische Stimmung 246.
Empfindelei 326.
— heuchlerische 332.
Engherzigkeit 434.
Entbehrungsgefühl 245.
Entrüstung, sittliche 381.
Entsetzen 363.
Erkrankung der Seele 132.
Erstaunen 258.
Erweiterungstrieb 432.
Erwerbssucht 531.
Erziehung der Leidenschaften 554.
Ethisches Gesetz 261.

F.

Fassung 230.
Faulheit 496.
Feigheit 366, 372.
Feindschaft 320, 474.
Filzigkeit 534.
Freiheitsgefühl 268.
Freiheitssucht 456.
Freiheitstrieb 456.
Freude 246, 338.
Freude, geistige 348.
— des Herzens 349.
— sinnliche 348.
Freundschaft 312.
Freundschaftsliebe 293.
Fröhlichkeit 351.
Frohsinn, als diätetisches Mittel der Gefühlsleitung 233.
Furcht 362.

G.

Gall'sche Schädellehre 94.
Geberden 104.
Gedankenverdunklung durch Gefühle 186.
Geduld 399.
Gefallsucht 448.
Gefallenwollen 292.
Gefallsucht 448.
— blendende 450.
Gefühle im Allgemeinen 1.
— angenehme 178.
— dunkle 176.
— falsche 177.
— gemischte 5, 218, 246.
— Grundton derselben 178.
— klare 176.
— lebhafte 176.
— Mittheilungsdrang derselben 183.
— objective 171.
— Rhythmus derselben 179.
— Sittlichkeit derselben 179.
— Stetigkeitsgesetz derselben 180.
— subjective 171.
— träge 176.
— unangenehme 178.
— Verwandtschaft derselben 179.
— wahre 177.
— Wechselwirkung derselben 180.
— Wesen derselben 170.
— Zusammenhang unter sich 216.
Gefühl und Begehren 220.
— — Charakter 224.

Gefühl und freier Wille 222, 227.
— — Geisteskräfte 184.
— — Phantasie 196.
— — Sinne 208.
— — Sprachausdruck 188.
— des Entbehrens 245.
— der Kränkung 309.
Gefühlsanomalien 138, 422.
Gefühlsdiätetik 228.
Gefühlsenthusiasmus 221.
Gefühlsleben 235.
Gefühlsmensch 327.
Gefühlsschwärmerei 327.
Gefühlssteigerung 174.
Gefühlswechselbedürfniß 155.
Gefräßigkeit 541, 546.
Gegenliebe 467.
Gehirn und Gefühl 3.
Geistesgegenwart 230.
Geisteskräfte und Gefühl 184.
Geiz 532.
— der Thiere 57.
Geldgeiz 532.
Gelüste im Allgemeinen 23.
Gemeingefühl 248.
— des Wohlseins 130.
Gemüth 8.
Gemüthsbewegung 10, 17, 174.
Gemüthsruhe, Mittel zur 163.
Gemüthsstille 398.
Gemüthsstörungen 138.
Genuß 244.
Genußtrieb 237, 244.
Gereiztheit, ärgerliche 379.
Geschmack 300.
— ästhetischer 259.
Geselligkeitstrieb 413.
Gespensterfurcht 364.
Gesundheit, relative 162.
— des Körpers, Einfluß der Seelengefühle auf dieselbe 152.
— der Seele 129.
Gesundheitsgefühl 248.
Gesundheitspflege der Seele 129.
Gewinnsucht 531.
Gewissen 6, 263.
Gewohnheit 65, 568.
Gleichgewicht des Geistes und Gemüthes, Mittel dazu 163.
— der Seele 397.
Gleichgewichtsgesetz der Gefühle 14.
Gottesfriede in der Seele 398.
Gram 357.
Grauen 364.
Grausamkeit 333, 464.
— Lust an derselben 241.
Grimm 474.
Grinsen 113.
Groll 320, 474.

H.

Habsucht 531.
Hang 422.
Harm 357.
Hartherzigkeit 326, 333.
Haß 468.
Heilmittel, natürliche zur Seelengesundheit 160.
Heimweh 394.
Heiterkeit 237, 574.
Herablassung 160, 455.
Herrschgefühl 382.
Herrschsucht 460.
Herz, als Symbol der Seele 3.
— gebrochenes 359.
Herzhaftigkeit 355.
Heuchelei 506.
Hingebung 292.
Hochmuth 436.
Hoffarth 436.
Hoffnung 352.
Horcherei 504.
Humanitätsmanie, moderne 336.

J.

Jähzorn 378.
Ideal der Liebe 297.
Instinct 46.

Intriguensucht 443.
Irresein 138.

K.

Kargsucht 531, 534.
Klatschsucht 500.
Kleinmüthigkeit 372.
Kleinigkeitskrämerei 456.
Kleinigkeitssucht 456.
Klugheit der Thiere 51.
Knauserei 532.
Knechtssinn 457, 471.
Knickerei 532.
Körper und Seele 144.
— Einfluß desselben auf die Gefühle 144.
Körpergesundheit, als diätetisches Mittel zur Gefühlsleitung 234.
Koketterie 448.
Kraftgefühl 355.
Krankheitsgefühl 248.
Kriecherei 439.
Kühnheit 355

L.

Lachen 113.
Lächeln 113.
Lästersucht 487, 500.
Langeweile 402.
Laster 33.
Laune 246.
Launenhaftigkeit 246, 496.
Leben in Gefühlen 236.
— mit sich selbst 419.
Lebenskunst 159.
Leerheitsgefühl 402.
Leerheitsscheu 494.
Leidenschaft 11, 18, 422.
— und Affect; Unterschied 174.
Leidenschaften der Thiere 56.
— Erziehung und Diätetik der 654.
— heiße und kalte 430.
— objective und subjective 430.
Leidenschaftscharakter nach den Temperamenten 77.
Liebe 274.
— der Freundschaft 293.
— platonische 293.
— romantische 468.
unglückliche 467.
— Wechselwirkung mit anderen
— Gefühlen 306.
Liebesideal 297.
Liebesleidenschaft 466.
Liebessehnsucht 466.
Lieblosigkeit 294.
Lügensucht 443, 454, 505.
Lust am Schauerlichen und Grausamen 241.
Lustgefühl 11, 238.
Lustsucht 536.

M.

Materialismus 39.
Melancholiker 72.
Menschenhaß 469, 493.
Menschenliebe 310.
Miene 104.
Mienenspiel 104.
Misanthropie 469, 493.
Mißbilligung 261.
Mißfallen 246.
Mißgunst 475.
Mißmuth 237.
Mißvergnügen 246.
Mitfreude 322.
Mitgefühl 322.
Mitleid 322.
— heuchlerisches 337.
— vernünftiges 336.
Mitleidigkeit 325.
Mittel zur Seelengesundheit 163.
Modesucht 454.
Müßiggang 404.
Muth 355, 372.
Muthwille 457.
Muthlosigkeit 372.

N.

Naturfreundschaft 161.
Naturumgang 161.
Natur, verfälschte 161.
Neckerei 480.
Neid 475.
— der Thiere 58.
Neigungen im Allgemeinen 23.
Neigung des Herzens 291.
Neugierde 501.
Neugierigkeit 502.
Neuheitsgefühl 257.
Nichtaufgelegtsein 142.

O.

Organe des Seelenvermögens 93.

P.

Parteisucht, politische 493.
Pedantismus, gelehrter 455.
Phantasie und Gefühl 196.
Phlegmatiker 70.
Phrenologie 45, 94.
Physiognomie der Gefühle und Leidenschaften 104.
— des Argwohns 119.
— des Betrübten 124.
— der Eifersucht 120.
— des Erschreckten 125.
— der Freude 113.
— — Furcht 124.
— des Geizes 122.
— — Hasses 118.
— — Hochmuthes 128.
— der Liebe 115.
— — Neugierde 121.
— — Rache 119.
— des Stolzes 128.
Physiognomie des Verlangens 112.
— der Verzweiflung 127.
— des Zornigen 126.
Physiognomik 109.
Poltron 373.
Prahlsucht 454.
Putzsucht 453.

R.

Rachgier 472.
Rachlust 472.
Rachsucht 472.
Ränkesucht 443.
Rausch 550.
Rechthaberei 455, 483.
Rechtsgefühl 261.
Regeln der Erfahrung zur Diätetik der Leidenschaften 569.
— zur Seelenharmonie 163.
Religiöses Gefühl 261.
Renommisterei 454.
Rührung 326.
Ruhmbegierde 445.
Ruhmliebe 456.
Ruhmsucht 456.

S.

Sanguiniker 68.
Schädellehre 45, 94.
Schamgefühl 272.
Schamhaftigkeit 272
Schamlosigkeit 273.
Schande 272, 445.
Scheelsucht 475.
Scheinbarmherzigkeit 337.
Scheu vor Langeweile 409.
— — Leerheit 494.
— — Unlust 494.
Schmähsucht 487, 500.

Schmerz 246.
Schönheit 296.
— relative 300.
Schönheitsgefühl 191, 258.
Schönheitssinn, innerer 258.
Schonungslosigkeit 464.
Schwärmerei 187, 221.
Schwatzhaftigkeit 496.
Schreck 363.
— angenehmer 371.
Schreckhaftigkeit 370.
Seele, Wesen derselben 133.
Seele und Körper 144.
Seelenerkrankung 132, 136.
Seelenharmonie 162.
Seelenfriede 397.
— Regeln zu dessen Erreichung 163.
Seelengefühl, gesundes 152.
Seelengesundheit 129.
— moralische 159.
Seelengesundheitskunst 159.
Seelengesundheitspflege 129.
Seelenkälte 398.
Seelenruhe 397.
— des Phlegmatikers 401.
Seelenschmerz 359, 394.
Seelenstimmung 139.
Seelenstörungen 132.
Seelenverstimmung 139.
Sehnsucht 392.
Selbstachtung 261.
Selbstbeschönigung 39.
Selbstbewachung 568.
Selbstbilligung 161.
Selbsterhaltungstrieb 432.
Selbstgefühl im Allgemeinen 25.
— im Besonderen 264.
— demüthiges 264.
— geniales 267.
— ideales 264.
— reales 264.
Selbstgespräch, lautes 202.
— — in der Leidenschaft 427.
Selbstliebe 433.
Selbstmißbilligung 261.
Selbstschätzung, bescheidene 264.
Selbstsucht 432.
Selbstüberhebung 265.
Selbstverachtung 261.
Selbstverkennung 265.
Selbstvertrauen 265.
Sentimentalität 326.
Servilismus 457.
Sinne und Gefühl 208.
Sittlichkeitsgefühl 190, 260.
— falsches 262.
Sparsamkeit 386.
Sparsucht 531.
Spieltrieb 411.
Spottlust 489.
Spottsucht 492.
Standhaftigkeit 355.
Statik der Gefühle 14.
Stimmung der Seele 139.
— — — ärgerliche 377.
— — — durch Körperstimmung 144.
— — — zu Leidenschaften 429.
— — — verliebte 305.
Störungen des Seelenlebens 132.
Stoiker 400.
Stolz 436.
Streitsucht 455.
Sucht 395.
Sympathie 5.
— falsche 15.

T.

Tapferkeit 355.
Temperamente 61, 214
— bäuerisches 75.
— böotisches 75.
— cholerisches 65.
— kaltblütiges 65.
— leichtblütiges 65.
— melancholisches 65.
— phlegmatisches 65.
— sanguinisches 65.

Temperament, schwerblütiges 65.
— warmblütiges 65.
— der Seele als habituelles Gefühlsvermögen 214.
Thätigkeitstrieb 405.
Tollkühnheit 355.
Trägheit 408, 496.
Traurigkeit 356.
Trappisten 400.
Trieb 422.
— nach Besitz 36.
— — Genuß 237.
— — Geltendmachung 35.
— — Vergnügen 34, 237.
Trübsinn 237.
Trunksucht 541, 549.

U.

Ueberlistung 508.
Uebermuth 436, 480.
Unabhängigkeitsgefühl 382.
Unaufgelegtsein 139, 247.
Unbarmherzigkeit 333.
Unheimlichkeitsgefühl 364.
Unlustscheu 494.
Unmuth 237.
Unverschämtheit 272.
Unwahrscheinlichkeitsgefühl 253.

V.

Verachtung 261.
Verdruß 309, 374.
Verdunklung der Gedanken durch Gefühle 186.
Vergnügen am Erwerben 386.
Vergnügungstrieb 237.
Vergrolltsein 378.
Verkleinerung 475.
Verlangen 389.
Verleumdung 475.
Verleumdungssucht 487.
Verliebtsein 304.
Vermögen 387.
Versöhnung 470.
Verstand der Thiere 54.
Vorstellung 507.
Verstimmung der Seele 139.
Verwunderung 191, 257.
Verzagtheit 372.
Verzweiflung 353, 361.
Volk, gelangweiltes 409.
Vorgefühl 352.

W.

Wahlverwandtschaft der Neigungen und Abneigungen 31.
Wahrheitsgefühl 190, 251.
— und Glauben 256.
Wahrnehmungen 171.
Wahrscheinlichkeitsgefühl 253.
Wechselbedürfniß der Gefühle 155.
Wechselwirkung der Gefühle 17.
Wehmuth 358.
Weichherzigkeit 325.
Weinen 114.
Weltklugheit 506.
Weltschmerz 231.
Wesen der Gefühle 170.
Wille, im Allgemeinen 27.
— freier 272.
— und Gefühl 222.
Wißbegierde 502.
Wohlgefallen 246.
Wohlschmeckerei 545.
Wollust 536.
— contemplative 536.
— geistige 249.
— geschlechtliche 542.
— moralische 536.
— sinnliche 249.
Wollustschmeckerei 545.
Wunder sucht 505.

Z.

Zärtlichkeit 291.
Zaghaftigkeit 364.

Zanksucht 479.
Zeitvertreibsbedürfniß 496.
Zeitvertreibsdrang 411.
Zerstörungstrieb der Kinder 411.
Zerstreutheit 187.
Zorn 374.
Zornmüthigkeit 378.
Zornmuth 378.
Zufriedenheit 351.
Zuneigung 291.
Zuversicht 352.
Zweifelsgefühl 253.

Volks- und Familienbücher
von
Dr. med. Hermann Klencke.
(Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.)

Durch jede Buchhandlung sind zu beziehen:

Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch von Dr. med. **H. Klencke.** Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. gr. 8. geh. 4 Thlr. 5 Ngr. Eleg. geb. 4 Thlr. 25 Ngr.

Jedem, dem das Wohl seiner selbst und seiner Angehörigen am Herzen liegt, ist in dem vorliegenden Werke das sichere Hülfsmittel geboten, auf bequeme, billige und sachkundige Weise sich Raths zu erholen, was in den täglichen und besonderen Zuständen für die Gesundheit schädlich oder förderlich sei, und wie sich Gesunde oder Kranke in allen Vorkommnissen ihres Berufs- und Familienlebens richtig zu verhalten haben.

Es sind darin alle Krankheiten und Uebel besprochen, und die bewährtesten Hausmittel angegeben. — Es sind ferner die Gemüthszustände, welche Krankheiten herbeiführen oder begünstigen, erörtert und die Wege der Beseitigung aufgeführt.

Aus der reichen Fülle des aus über 1000 Artikeln bestehenden Inhalts führen wir beispielsweise folgende an:

Abführmittel. — Abmagerung. — Aderlaß. — Altespflege und Altersschwäche. — Ansteckung. — Arzneimittel. — Asthma. — Augenpflege. — Baden. — Badekuren. — Bandwurm. — Beischlaf. — Bettnässen. — Blähung. — Blasencatarrh. — Bleichsucht. — Blutandrang. — Blutarmuth. — Blutentmischung. — Blutreinigungsmittel. — Blutschwär. — Blutspeien. — Brausepulver. — Brechmittel. — Brillen. — Bruchübel. — Catarrh. — Cholera. — Durchfall. — Ehe. — Ehe unter Blutsverwandten. — Eier. — Eisenmittel. — Entzündung. — Erbrechen. — Erfrorene. — Erhängte. — Erstickte. — Ertrunkene. — Essen und Eßlust. — Fettgift. — Fettleibigkeit und Fettsucht. — Fieber. — Fingerwurm. — Finnen auf der Haut. — Flechte. — Fluß, weißer. — Frostbeulen. — Fußbäder. — Geburt. — Gedächtnißschwäche. — Geheimmittel. — Geistesschwäche. — Geschlechtstrieb. — Gesichtsschmerz. — Gicht. — Haarpflege. — Haarvertilgungsmittel. — Hämorrhoiden. — Halsentzündung. — Harthörigkeit. — Hautkrankheiten. — Heimweh. — Heiserkeit. — Herzklopfen. — Homöopathie. — Hüftweh. — Hühnerauge. — Hundswuth. — Husten. — Hypochondrie. — Hysterie. — Impotenz. — Jucken der Haut. — Käsegift. — Keuchhusten. — Kinderkrankheiten. — Klei-

der, unverbrennbare. — Kleider, giftige. — Klystier. — Kneten des Körpers. — Kochsalz. — Kolik. — Kopfgrind. — Kopfschmerz. — Krätze. — Kräuterkissen. — Kräuterkuren. — Kraftnahrungsmittel. — Krampf. — Krankenpflege. — Kropf. — Kurzsichtigkeit. — Lähmung. — Leibesverstopfung. — Magenkrampf. — Magenschwäche. — Melancholie. — Menstruation. — Milch und Milchverfälschung. — Mottenwasser. — Muttermal. — Nachtwandeln. — Nährkur. — Nasenbluten. — Nervenschmerzen. — Nervenschwäche. — Ohnmacht. — Ohrensausen. — Ohrschmerz. — Pollutionen. — Respirator. — Rhabarber. — Rheumatismus. — Rückenschmerzen. — Säugungsperiode der Mutter. — Scheintod. — Schlaflosigkeit. — Schlafsucht. — Schlagfluß. — Schreibekrampf. — Schutz, persönlicher. — Schutzblattern. — Schwangerschaftsbeschwerden. — Schwindel und Nervenschlag. — Schwindsucht. — Schwitzen und Schweißmittel. — Scorbut. — Scropheln. — Seekrankheit. — Sodbrennen. — Sprachfehler. — Staar der Augen. — Starrkrampf. — Starrsucht. — Steinplage. — Stuhlzwang. — Syphilis. — Tabakrauchen. — Tabakschnupfen. — Todeslinderung. — Toilettenmittel. — Trichinen. — Trunksucht. — Unfruchtbarkeit. — Verbrennung. — Verdauungsstörungen. — Vergiftungen. — Verrenkung. — Vollblütigkeit. — Warzen. — Weitsichtigkeit. — Wochenbett. — Würmer. — Wunden. — Wundsein. — Zähne. — Zahnfäule. — Zahnfleischentzündung. — Zahnschmerz. — Zuckerkrankheit.

Die Darstellung ist eine entschieden volksthümliche, leichtfaßliche und verständliche. Der gelehrte Ton, in den vorzugsweise die schriftstellernden Aerzte so leicht verfallen, ist vermieden, und dadurch dem Werke der Charakter eines Haus- und Familienbuches aufgedrückt, welches die sorgfältige Beachtung aller Gebildeten, namentlich aller Väter und Mütter, verdient. Möge das vortreffliche Buch allen Besitzern ein wahrer Haus- und Familienschatz sein, der die Gesundheit des Leibes und der Seele fördert und aus der gesunden Kraft der Familien die Volkskraft stärken hilft. Die geringe Ausgabe für ein solches Buch wird hundertfachen Nutzen bringen.

Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen von Dr. med. **H. Klencke**. 8. geh. Preis 1 Thlr. 24 Ngr. Eleg. geb. 2 Thlr. 3 Ngr.

In diesem **trefflichen Geschenke für unsere Frauen** finden wir den Rath des Arztes neben der Ermahnung des Pädagogen und beides in gewinnender Form, in schlichten, aber zum Herzen gehenden Worten. Jede Mutter, der es Ernst ist mit der Erfüllung ihres Berufes als Pflegerin und Erzieherin ihres Kindes, kann hier in reichem Maaße Belehrung finden; denn mit Recht sagt der Verfasser in seiner Einleitung: „Die Liebe der Mutter allein reicht nicht hin, Leib und Seele des Kindes vor schädlichen Einflüssen zu behüten, zur Erfüllung des

Mutterberufs bedarf es vielmehr der eigenen geistigen Ausbildung, der Kenntniß menschlicher Natur und Artung. Die Mutter muß sich klar darüber sein, was ihre Liebe dem Kinde gewähren darf und wo es gilt mit Strenge zu versagen. Nur wo Energie vereint mit Liebe im Mutterherzen wohnen, vermag es das Kind wirklich zu erziehen, d. h. zu einem gesunden, fähigen und guten Menschen ins Leben einzuführen." Das Buch zerfällt in drei Hauptabtheilungen; die erste unterrichtet die Mutter als leibliche Erzieherin ihres Kindes, die zweite als Erzieherin der geistigen Anlagen, die dritte als sittliche Erzieherin ihres Kindes.

Das kranke Kind. Populaire Belehrung in der richtigen und frühzeitigen Erkennung kindlicher Krankheitsanlagen und Erkrankungen und in der zweckmäßigen häuslichen Behandlung derselben bis zur Hülfe des Arztes. Ein Buch für gebildete Eltern von Dr. med. **Hermann Klencke.** 8. geh. 1 Thlr. Fein gebunden 1 Thlr. 9 Ngr.

Es ist eine thatsächliche Erfahrung, daß die verhältnißmäßig große Sterblichkeit der Kinder ihren unzweifelhaften Grund in der unrichtigen Behandlung des gesunden, namentlich aber erkrankten Kindes vor Einschreiten der meist verzögerten oder versäumten ärztlichen Hülfe hat.

In obigem Buche hat nun der rühmlichst bekannte Verfasser die Absicht zu erfüllen gedacht: die Eltern, namentlich die Mutter oder deren Stellvertreterin, in der frühzeitigen Erkennung derjenigen Zeichen zu unterrichten, welche anzeigen, daß ein Kind nicht mehr als gesund zu betrachten und der Gefahr einer noch schlummernden oder heraufziehenden oder bereits im ersten Stadium ausgebrochenen Krankheit ausgesetzt sei, so wie ferner eine praktische Anweisung zu geben: was geschehen müsse, wo, falls der Arzt nicht erforderlich, das diätetische Verfahren das erste und oft alleinige Hülfsmittel wäre, oder, falls der Arzt nothwendig, wann er alsbald herbeizurufen, oder, wo er nicht sogleich zur Verfügung stände, welches Verfahren einzuschlagen sei, um Nichts zu versäumen oder zu verfehlen. — **Möge das treffliche Buch ein treuer Rathgeber für alle besorgten Elternherzen werden!**

Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe von Dr. med. **H. Klencke.** 8. geh. Preis 1 Thlr. 9 Ngr. Eleg. geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der reiche Inhalt ist in gedrängter Kürze folgender:
Vorwort. — I. Die Stellung des Weibes als Naturwesen im körper-

lichen und seelischen Gegensatze zum Mann. — II. Das Weib im Culturleben der Familie und die daraus hervorgehenden Pflichten und Rechte des Leibes und der Seele. — Die Ehe. — III. Die Vorbereitung zum Gattin-Berufe. A. Die intellectuelle und sittliche Vorbereitung zum Gattin-Berufe. B. Die organische Vorbereitung zum Gattin-Berufe. — IV. Die Gattin. A. Physische Diätetik der Gattin. (Begattung. — Schwangerschaft. — Niederkunft. — Wochen- oder Kindbett. — Matronenalter.) B. Seelendiätetik der Gattin. — V. Die physischen Störungen im Gattungsleben des Weibes. (Allgemeines über Erkrankungen des Weibes. — Unfruchtbarkeit und Kinderlosigkeit. — Abortus. — Schwangerschaftsbeschwerden. — Hysterie. — Ledigbleiben und Wittwenthum). — Alphabetisches Sachregister.

Der berühmte Verfasser redet in diesem Buche mit wohlanständiger Offenheit und Schicklichkeit zu den Gattinnen, namentlich den jüngeren, und zu denjenigen Jungfrauen, die im Begriff stehen, der Beruf der Gattin anzutreten; mögen sie dies Buch in ihrem Boudoir mit Ernst und Reflexion lesen, aber auch den Inhalt beherzigen; dann wird erfüllt werden, was eine geistvolle, hochstehende Dame und berühmte Erzieherin sagte, als sie vom Plane dieses gegenwärtigen Buches Kenntniß erhielt: „Ein solches Buch von ärztlicher Seite, welches die Pflichten und Rechte, die uns deutschen Frauen in der Ehe vom Standpunkte der Gesundheitslehre und Sittlichkeit zukommen, in einer Weise erörtert, die ebenso entfernt von übertriebener Prüderie als unnöthiger Verletzung der Schamhaftigkeit ist, wäre eine wahre Wohlthat für unsere Frauenwelt, die zum größten Theile in die Ehe hineintappt, ohne nur die geringste Ahnung von dem Wesen derselben zu haben, und deßhalb so oft Gesundheit und Lebensglück einbüßt!“

Die gebildete Hausfrau als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. Von Dr. med. **Hermann Klencke**. 8. geh. 2 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 9 Ngr.

Dieses Buch ist ein vortrefflicher Rathgeber im Hause wie auf der Straße, in der Küche wie auf dem Markte. In einfacher, klar verständlicher Weise giebt es für Einkäufe aller Art, für das Aufbewahren der verschiedensten wirthschaftlichen Gegenstände, für Wäsche, Beleuchtung, Heizung, Gartencultur u. s. w. die besten Mittel und Wege an, sich vor Schaden zu bewahren. Namentlich ist die Gesundheitspflege gut berücksichtigt, indem die Merkmale der Verfälschungen von Lebensmitteln u. s. w. klar beschrieben und somit leicht kenntlich gemacht sind.

Inhaltsverzeichniß.

I. Abtheilung. Der Einkauf des hauswirthschaftlichen Bedarfs. 1) Allgemeine Regeln des Einkaufens. — 2) Einkauf in der Colonial- und Materialwaarenhandlung. — 3) Einkauf auf dem Wochenmarkte.

— 4) Einkauf beim Fleischer und Fettwaarenhändler. — 5) Einkauf beim Milch-, Bier- und Spirituosenhändler. — 6) Einkauf beim Delikatessenhändler. — 7) Einkauf in der Mehlhandlung. — 8) Einkauf beim Bäcker und Conditor. — 9) Einkauf beim Seife- und Licht-Fabrikanten. — 10) Einkauf beim Leinen- und Manufacturhändler. — 11) Einkauf beim Pelzhändler. — 12) Einkauf im Möbelmagazin. — 13) Einkauf von Brennmaterial. — 14) Einkauf von irdenem Geschirr, Steingut-, Porzellan- und Glaswaaren. — 15) Einkauf von metallenen Nutz- und Luxuswaaren. — 16) Einkauf verschiedener Artikel.

II. Abtheilung. Das Hauswesen und seine Technik. 1) Aufbewahrung der Vorräthe (Speisekammer und Keller). — 2) Das Einmachen der Nahrungsmittel (Pökeln, Räuchern ꝛc.). — 3) Das Brodbacken. — 4) Die Wäsche und der Leinenschrank. — 5) Das Bleichen. — 6) Küche und Küchengeräth und die Sparsamkeit in der Küche. — 7) Das Zeugfärben. — 8) Das Kaffeebrennen und das Kaffeekochen. — 9) Das Trocknen und Backen des Obstes. — 10) Das Seifekochen. — 11) Das Handarbeiten und die Nähmaschine. — 12) Die Hausfrau in der Landwirthschaft. a. Das Molkenmachen. b. Das Einschlachten. c. Der Hühnerhof. d. Der Küchen- und Blumengarten.

III. Abtheilung. Die Hausordnung. 1) Die Zeiteintheilung der Hausfrau. — 2) Die häusliche Kleidung und Kleiderpflege. — 3) Die Wohnung und die Möbeln. — 4) Der Speisetisch. — 5) Die Hausfrau und ihr Gesinde. — 6) Das Rechnungswesen der Hausfrau.

Kosmetik oder menschliche Verschönerungskunst

auf Grundlage rationeller Gesundheitslehre. Eine Volksschrift von Dr. med. **H. Klencke.** 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 18 Ngr. Fein geb. 1 Thlr. 27 Ngr.

Der reichhaltige Inhalt dieses Buches wird schon in seinen Hauptkapiteln angedeutet:

I. Die Schönheit im Allgemeinen. — II. Die schöne Erscheinung und die Gesundheit. Die krankhafte Schönheit. — III. Toilette und Kosmetik. Allgemeines und Geschichtliches. — IV. Allgemeine oder natürliche Kosmetik. Allgemeine Bedingungen der schönen Erscheinung und ihrer Erhaltung. — V. Specielle Kosmetik. a. Die Gestalt des Körpers im Ganzen. b. Die äußere Haut. c. Der Kopf und das Antlitz. d. Der Rumpf und die Glieder. — VI. Die Bekleidung, der Schmuck und die Mode in Bezug auf schöne Erscheinung und Gesundheit. — VII. Die Schönheit des Geistes und die Schöngeisterei. — VIII. Die käuflichen Schönheits- und Toilettenmittel und ihr Werth.

In diesen Abtheilungen des Buches wird der Leser desselben Alles finden, was nur irgend in das Gebiet der Schönheitspflege gehört, und man wird aus den früheren Volks- und Familienschriften des Verfassers schon im Voraus die Ueberzeugung fassen können, daß derselbe auch dieses Thema seiner Arbeit mit Sachkenntniß, Gründlichkeit und angenehmer Popularität durchgeführt hat. Auch dieses Buch wird ein unentbehrlicher Hausschatz für jede Familie werden und soll

namentlich den Müttern und Töchtern dringend empfohlen sein, indem sie darin die wahre Schule erhalten, durch welche sie lernen:

Die natürlichen Anlagen zu einer angenehmen Erscheinung zu entwickeln, die Eigenschaften des Schönen und Gefälligen bis ins höhere Alter zu bewahren und das vom Gefälligen Abweichende rechtzeitig zu beseitigen und auszugleichen.

Nach dem Gesagten wird man dieses Buch weder mit einer „Toilettenchemie", die wir schon von anderer Hand besitzen, noch mit einem „Boudoir" für Putzsüchtige und Eitle verwechseln dürfen, obgleich der Verfasser auch manche Gelegenheit findet, der Eitelkeit oder dem Ungeschmack einen kosmetischen Wink zu geben.

Chemisches Koch- und Wirthschaftsbuch oder die Naturwissenschaft im weiblichen Berufe. Ein Lehrbuch für denkende Frauen und zum Gebrauche in weiblichen Erziehungsanstalten. Von Dr. med. **H. Klencke**. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Aufl. 8. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr. In eleg. Leinwandband 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieses Werk ist dem soliden, bürgerlichen Haushalte gewidmet, wo die sorgsame Frau still berechnet, wie sie für die Familie ohne unnütze Kosten eine ausreichende, gesunde und kräftige Nahrung herzustellen vermag, wo die wirthschaftende Frau empfänglich für den Rath der Sparsamkeit und des Vortheiles ist, wo sie verständig darauf bedacht ist, zu rechter Zeit Vorräthe einzukaufen und diese auf das Beste zu conserviren, wo sie, den Druck der theuern Zeit fühlend, nichts vergeuden und doch nichts mangeln lassen will, nichts durch die Zubereitung verlieren oder dem Verderben preisgeben möchte. — An den Männern und Vätern, deren Wohlfahrt so wesentlich von einer gut geführten Küchenordnung abhängt, ist es für dieses ungemein nutzbringende Buch Propaganda zu machen und es insbesondere dem heranwachsenden Geschlechte in die Hand zu geben. Die verschiedenen Kapitel umfassen sämmtliche physikalischen Vorgänge und sämmtliche chemischen Bezüge der Kochkunst in sehr eingehender, leicht verständlicher und erschöpfender Weise; der Verfasser behandelt darin die Bedeutung der Küche, der Ernährung, den Stoffwechsel und die Nährstoffe, das Wasser und Feuer der Küche, das Kochsalz, die chemisch-physikalischen Vorgänge in der Küche, die Conservirung von Fleisch- oder Pflanzenspeisen, das Kochen und Braten des Fleisches, die warmen Getränke, die Mehlspeisen und das Brod, die Milch in der Küche und Wirthschaft, die Eier, die eßbaren Pilze, das Küchengeräth 2c.

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 060087431